

Pupul Jayakar: Krishnamurti

Pupul Jayakar: Krishnamurti.....	1
Vorwort.....	1
»Ein Lied für einen gefangenen Vogel.«.....	3
Teil 1: Der junge Krishnamurti 1895 - 1946.....	10
Kapitel 1: »In die Welt werden wir geboren, und für die Welt werden wir geboren.«.....	10
Kapitel 2: Die Theosophische Gesellschaft und die okkulte Hierarchie.....	14
Kapitel 3: Der Traum: »Bist Du es, Herr?«.....	19
Kapitel 4: »Mutter, bitte berühre mein Gesicht - ist es noch da?«.....	29
Kapitel 5: »Unser Leben hier wird von intensiver innerer Aktivität bestimmt.«.....	37
Kapitel 6: »Ich und mein Bruder sind eins.«.....	41
Kapitel 7: »Die Persönlichkeit J. Krishnamurtis wurde von der Flamme verzehrt.«.....	45
Kapitel 8: Krishnamurti in Ojai: Die vergessenen Jahre 1938-1947.....	51
Teil 2: Krishnamurti in Indien 1947 - 1949.....	58
Kapitel 9: Die Freunde finden sich ein.....	58
Kapitel 10: »Ihr seid die Welt.«.....	65
Kapitel 11: »Geh und freunde dich mit den Bäumen an.«.....	72
Kapitel 12: »Ich sah ein Gesicht neben mir.«.....	79
Kapitel 13: »Warum kehrst du nicht zuerst vor deiner eigenen Tür?«.....	85
Kapitel 14: »Im Licht der untergehenden Sonne leuchteten die Wasser wie frisch aufgebrochene Blüten.«.....	89
Kapitel 15: »Der Mind, der zum Teil des Ganzen wird, kennt keine Grenzen mehr.«.....	96
Teil 3: Die Entfaltung der Lehre 1950 - 1959.....	104
Kapitel 16: »Religiosität kommt, wenn der Mind seine eigenen Mechanismen verstanden hat.«.....	104
Kapitel 17: »Die innere Welt schien sich grenzenlos auszudehnen.«.....	113
Kapitel 18: »Gibt es ein Handeln ohne Konsequenz?«.....	115
Kapitel 19: »Mit dem ganzen >Kopf< sprechen.«.....	123
Teil 4: Die Ströme der Einsicht 1960 – 1962.....	132
Kapitel 20: »Durch Negierung zur Kreativität«.....	132
Kapitel 21: »Der Mensch, der in seine eigenen Tiefen vordringt, begibt sich auf eine Reise, von der es kein Zurück gibt.«.....	136
Kapitel 22: »Sei wach!«.....	140
Kapitel 23: »Glücklich ist der, der nichts ist.« Briefe an einen jungen Freund.....	146
Teil 5: Neue Horizonte 1962 – 1977.....	160
Kapitel 24: »Menschen ohne Kreativität schaffen tote Institutionen.«.....	160
Kapitel 25: »Es ist notwendig, Fragen zu stellen, auf die es keine Antworten gibt.«.....	168
Kapitel 26: »Liebe leidet nicht.«.....	174
Kapitel 27: »Der Beobachter und das Beobachtete sind eins.«.....	179
Kapitel 28: »Der Kieselstein im Teich«.....	185
Kapitel 29: »Ich reite auf einem Tiger.«.....	194
Kapitel 30: »Sie ist sehr verletzlich.«.....	200
Kapitel 31: »Behalte keine Erinnerungen an sie im Gedächtnis. Das bindet sie an die Erde. Laß sie gehen.«.....	205
Teil 6: Die Summe der Lehre 1978 – 1985.....	212
Kapitel 32: »Kannst du die vergangenen dreißig Jahre von heute aus betrachten - nicht von den dreißig Jahren aus auf das Heute blicken?«.....	212
Kapitel 33: »Energie ist Kosmos. Sie ist auch Chaos. Das ist die Quelle aller Schöpfung.«.....	217
Kapitel 34: Die Verneinung und der reife Geist.....	220
Kapitel 35: »Man berührte die Quelle der Energie aller Dinge.«.....	224
Kapitel 36: »Zweifel als Grundlage der religiösen Suche«.....	227
Kapitel 37: »Plötzlich sah ich das Gesicht.«.....	232
Kapitel 38: »Ist es möglich, das Gehirn ganz jung zu erhalten?«.....	235
Kapitel 39: »Das Wesen Gottes«.....	237
Kapitel 40: »Die Bedeutung des Todes«.....	242
Kapitel 41: »Lerne, dich selbst völlig loszulassen.«.....	247
Kapitel 42: »Die Grenzen des Verstandes«.....	252
Kapitel 43: »Wie weit kann man reisen?«.....	259
Kapitel 44: »Der gute Mind«.....	264
Kapitel 45: »Was ist Zeit?«.....	267
Kapitel 46: »Der Ursprung des Mitgefühls«.....	280
Kapitel 47: »Ohne Anfang, ohne Ende« Krishnamurti mit neunzig.....	282
Epilog.....	284

In den späten fünfziger Jahren forderte Krishnaji, wie Jiddu Krishnamurti in Indien und von seinen vielen Freunden überall in der Welt genannt wird, mich auf, ein Buch über sein Leben zu schreiben, das auf den Aufzeichnungen basieren sollte, die ich seit meiner ersten Begegnung mit ihm - im Jahre 1948 - gemacht hatte. 1978 begann ich, dieses Buch zu schreiben. Ich habe versucht, Krishnamurti - den Mann, den Lehrer - und seine Beziehungen zu den vielen Männern und Frauen, die Teil der indischen Szenerie waren, zu beschreiben. Das Buch handelt hauptsächlich von Krishnajis Leben in Indien zwischen 1947 und 1985.

Um die Entwicklung des jungen Krishnamurti zu dem Menschen, der er später wurde, aufzuzeigen, erschien es mir jedoch auch notwendig, verschiedene Episoden aus seiner frühen Kindheit und Jugend wiederzugeben. Außerdem enthält dieses Buch einiges neue, bisher unveröffentlichte Material.

Der Leser wird bald feststellen, daß Krishnamurti mit verschiedenen Namen benannt wird. Wenn ich von dem Jungen schreibe, nenne ich ihn Krishna, denn so wurde er in seiner Kindheit und frühen Jugend genannt. Wenn ich von der Zeit nach 1947 spreche, nenne ich ihn Krishnaji, denn von dieser Zeit an erkannte ich ihn als den großen Lehrer und Seher. Ji ist eine Silbe der Verehrung, die in Nordindien sowohl an Männer- als auch an Frauennamen angehängt wird; in traditionellen Familien hängt man diese Nachsilbe sogar an die Namen von Kindern an, da es als unhöflich gilt, eine Person nur mit ihrem Vornamen anzusprechen. In Südindien kennt man weder diesen Brauch noch die Silbe ji. Es ist daher wahrscheinlich, daß Annie Besant aufgrund ihrer engen Verbindung zu Varanasi (Benares) diese Silbe als Zeichen der Wertschätzung und Ehrerbietung an Krishnas Namen anhängte.

Die meisten religiösen Lehrer in Indien tragen einen Titel vor ihrem eigentlichen Namen, wie zum Beispiel Maharshi, Acharya, Swami oder Bhagwan. Krishnaji ließ nie zu, daß man ihn so nannte. Wenn er in Unterhaltungen oder in seinen Aufzeichnungen von sich selbst sprach, nannte er sich entweder »K« oder benutzte das unpersönliche »Wir«, das die Abwesenheit des »Ich«, des Ego, andeutete. Wenn ich in diesem Buch also in einer mehr unpersönlichen Weise von dem Seher und Lehrer sprechen will, nenne ich ihn Krishnamurti.

Krishnaji war bereit, Dialoge mit mir zu führen, die einen Teil dieses Buches ausmachen. Der größte Teil des Materials stammt aus Notizen, die ich während oder unmittelbar nach unseren Unterhaltungen oder Diskussionen niederschrieb. Anderes Material stammt aus Tonbandaufzeichnungen, die ich ab 1972 während unserer Gespräche machte.

Einige der in diesem Buch beschriebenen Ereignisse- Krishnajis Treffen mit Indira Gandhi, seine Beziehung zu Annie Besant-hätten möglicherweise Kontroversen auslösen können. Diese Kapitel las ich Krishnaji vor und bat ihn um Kommentare. Ich schickte auch Indira Gandhi eine Kopie des Kapitels, in dem über ihre Treffen mit ihm berichtet wird. Sie schlug einige kleine Änderungen vor, die ich beachtet habe.

Folgenden Menschen und Organisationen möchte ich meinen tiefen Dank aussprechen: Sri Rajiv Gandhi für die Erlaubnis, die Briefe Indira Gandhis in dieses Buch aufzunehmen; der Krishnamurti Foundation, England, für die Erlaubnis, die Dialoge, die ich mit Krishnaji in Brockwood Park führte, zu veröffentlichen; der Krishnamurti Foundation, Indien, für die Erlaubnis, die in Indien geführten Gespräche und Diskussionen zu veröffentlichen; Radha Burnier, Präsidentin der Theosophischen Gesellschaft, für ihre freundliche Unterstützung bei der Auswertung des Materials aus den Archiven der Theosophischen Gesellschaft; Sri Achyut Patwardhan für die vielen Gespräche; Sunanda Patwardhan dafür, daß sie mir ihre persönlichen Notizen und Aufzeichnungen überließ; meiner Tochter Radhika und ihrem Mann Hans Herzberger für ihre kritischen Kommentare; Sri Murli Rao dafür, daß er mich auf bestimmte Manuskripte aufmerksam machte, und den vielen anderen Freunden, die ihre Erfahrungen mit mir teilten. Darüber hinaus möchte ich Sri Asoke Dutt für seine Freundschaft und große Hilfe bei der Veröffentlichung dieses Buches danken sowie Mr. Clayton Carlson von Harper & Row für seine wertvollen Anregungen, sein Interesse und seine Unterstützung; Sri Benoy Sarkar für seine wertvolle Hilfe bei der Zusammenstellung der Fotografien; dem National Institut of Design, Ahmedabad; den Nachfahren von Mitler und Bedi; Asit Chandmal; Mark Edwards und A. Hamid für die Erlaubnis, ihre Fotografien zu verwenden; A.V Jose für seine allgemeine Unterstützung und M. Janardhanan für seine Hilfe bei der Vorbereitung des Manuskriptes.

»Ein Lied für einen gefangenen Vogel.«

Wache auf, erhebe dich; jetzt, da du dich dem großen Lehrer näherst, lerne.
Der Weg ist beschwerlich und der Übergang wie die scharfe Klinge eines
Rasiermessers.

Katha Upanischade 111

Ich begegnete Krishnamurti zum erstenmal im Januar 1948. Ich war zweiunddreißig Jahre alt und lebte seit meiner Heirat mit Manmohan Jayakar im Jahre 1937 in Bombay. Meine Tochter Radhika, mein einziges Kind, war ein Jahr später zur Welt gekommen. Indien war seit fünf Monaten unabhängig, und ich sah eine verheißungsvolle Zukunft vor uns liegen. Ich schickte mich an, selbst politisch aktiv zu werden. Es war eine Zeit, in der die Männer und Frauen, die den Befreiungskampf vorantrieben hatten, sich den von Mahatma Gandhi initiierten sozialen und anderen Aufbauprogrammen zuwandten. Mit diesen Programmen sollten alle Bereiche des nationalen Aufbaus gefördert werden, insbesondere jene, die der Verbesserung der Lebensbedingungen in ländlichen Gebieten dienten. Von 1941 an engagierte ich mich sehr stark in verschiedenen Organisationen zur Förderung der Landfrauen, der Kooperativen und bäuerlichen Industrien. Für mich war es ein harter, rauher Einstieg in die politische Wirklichkeit. Ich fand mich nun in einem befreiten Indien, inmitten einer der größten Hilfsorganisationen, die in Bombay für die aus Pakistan ins Land strömenden Flüchtlinge gegründet worden war, mit den Nachwirkungen der Teilung konfrontiert.

Eines Sonntagmorgens machte ich mich auf den Weg, um meine Mutter zu besuchen, die in Malabar Hill, Bombay, in einem alten, langgestreckten, im Landhausstil gebauten Bungalow lebte. Sie und meine Schwester Nandini machten sich gerade zum Ausgehen fertig. Sie erzählten mir, daß Sanjeeva Rao, der mit meinem Vater am Kings College in Cambridge studiert hatte, meiner Mutter einen Besuch abgestattet hatte. Es war ihm aufgefallen, daß sie noch immer sehr unter dem Tode ihres Mannes litt, obwohl sie schon einige Jahre getrauert hatte; so hatte er ihr vorgeschlagen, Krishnamurti zu treffen, der ihr vielleicht helfen könne. Ganz plötzlich sah ich eine Szene vor meinem geistigen Auge: die Schule in Varanasi (Benares), in der ich Tageschülerin gewesen war. Ich erinnerte mich an einen sehr jungen Krishnamurti, eine schlanke, schöne, weißgekleidete Gestalt, die im Schneidersitz dasaß, und ich - eines von fünfzig Kindern - legte Blumen vor ihm nieder...

Ich hatte an diesem Sonntagmorgen nichts zu tun und entschloß mich, meine Mutter zu begleiten. Als wir uns Ratansi Morarjis Haus in der Carmichael Road, in dem Krishnamurti zu Gast war, näherten, sah ich Achyut Padwardhan vor dem Eingang stehen. In den letzten Jahren war aus ihm ein Revolutionär und Freiheitskämpfer geworden, aber ich kannte ihn schon seit unserer Kinderzeit in Varanasi. Wir sprachen eine Weile miteinander, bevor wir hineingingen, um auf Krishnamurti zu warten. Als Krishnamurti still den Raum betrat, war mir, als ob etwas in meinem Inneren explodierte. Ich nahm plötzlich eine ungeheure Größe und Strahlung wahr. Seine Gegenwart erfüllte den Raum, und für einen Augenblick war ich wie gelähmt. Ich konnte nichts tun, als ihn anzustarren. Nandini stellte ihm meine winzige, zerbrechlich wirkende Mutter vor und drehte sich dann herum, um auch mich vorzustellen. Wir setzten uns. Zögernd begann meine Mutter von meinem Vater zu sprechen, von ihrer Liebe zu ihm und dem furchtbaren Verlust, den sie anscheinend nicht akzeptieren konnte. Sie fragte Krishnamurti, ob sie meinen Vater im Jenseits wiedersehen würde. Die Intensität der erhöhten Wahrnehmung, die seine Gegenwart anfangs hervorgerufen hatte, begann allmählich nachzulassen, und ich lehnte mich zurück, um seiner, wie ich erwartete, tröstlichen Antwort zu lauschen. Ich wußte, daß schon viele traurige oder leidende Menschen bei ihm Rat gesucht hatten, und ich nahm an, daß er stets die richtigen Worte fand, um sie zu trösten.

Abrupt begann er zu sprechen. »Es tut mir leid, gnädige Frau, Sie sind zu dem falschen Mann gekommen. Ich kann Ihnen nicht den Trost geben, den Sie sich erhoffen«. Bestürzt richtete ich mich auf. »Sie möchten von mir hören, daß Sie Ihren Mann nach dem Tode wiedersehen werden, aber welchen Mann möchten Sie wiedersehen? Den Mann, den Sie heirateten, den Mann, der mit Ihnen lebte, als Sie jung waren, den Mann, der starb oder den Mann, der er heute sein würde, wenn er noch am Leben wäre!« Er machte eine kleine Pause und verharrte einige Augenblicke in Schweigen. »Welchen Mann möchten Sie treffen? Der Mann, der starb, war ganz gewiß nicht derselbe wie der, der Sie heiratete.«

Ich spürte, wie mein Verstand anfang zu arbeiten; ich hatte etwas außerordentlich Herausforderndes gehört. Meine Mutter schien sehr verwirrt. Sie war nicht darauf vorbereitet zu akzeptieren, daß die Zeit in dem Mann, den sie liebte, irgendeine Veränderung bewirkt haben könnte. Sie sagte: »Mein Mann verändert sich nicht.« Krishnamurti erwiderte: »Warum möchten Sie ihn treffen? Sie trauern nicht um Ihren Mann, sondern um die Erinnerung an Ihren Mann.« Wieder machte er eine Pause und ließ die Worte wirken.

»Verzeihen Sie mir, gnädige Frau.« Er faltete die Hände, und ich wurde mir der Vollkommenheit seiner Gestik bewußt. »U'arum halten Sie die Erinnerung an ihn am Leben? Warum wollen Sie ihn in sich selbst wieder erschaffen? Warum versuchen Sie, an Ihren Träumen festzuhalten?« Ich fühlte, wie sich meine Sinne schärfen: Seine Weigerung, lebenswürdig im üblichen Sinne zu sein, wirkte wie ein Keulenschlag. Mein Verstand machte Sprünge, um die Klarheit und volle Bedeutung seiner Worte zu erfassen. Ich spürte, daß ich mit etwas sehr Großem und völlig Neuem in Berührung gekommen war. Doch obgleich seine Worte hart wirkten, waren seine Augen voller Sanftmut; eine heilende Energie ging von ihm aus. Er hielt die Hand meiner Mutter, während er zu ihr sprach.

Nandini bemerkte, daß Mutter verstört war. Sie wechselte das Thema und begann über die anderen Familienmitglieder zu sprechen. Sie erzählte Krishnamurti von meiner Arbeit als Sozialarbeiterin und von meinem politischen Engagement. Er schaute ernst drein, als er sich mir zuwandte und mich fragte, warum ich Sozialarbeit leistete. Ich antwortete, indem ich ihm von meinem erfüllten Leben erzählte. Er lächelte. Plötzlich fühlte ich mich unbehaglich und wurde nervös. Er sagte: »Wir sind wie der Mann, der versucht, Wasser in einen durchlöcherten Eimer zu füllen. Je mehr Wasser er hineinfüllt, desto mehr fließt hinaus, und der Eimer bleibt leer.«

Er schaute mich an, aber sein Blick hatte nichts Bedrängendes. Er sagte: »Wovor versuchst du wegzulaufen? Sozialarbeit, Vergnügen, in Trauer leben -sind das nicht alles Fluchtversuche, Versuche, die innere Leere zu füllen? Kann man diese Leere überhaupt füllen? Und doch - diese Leere zu füllen, ist das gesamte Bestreben unserer Existenz.« Obwohl seine Worte auf mich befremdend wirkten, spürte ich, daß ich sie erforschen mußte. Für mich war Leben gleichbedeutend mit Aktivität, und was er sagte, war mir unverständlich. Ich fragte ihn, ob er meinte, ich solle zu Hause sitzen und nichts tun. Er hörte mir zu; ich hatte das seltsame Gefühl, daß seine Art des Zuhörens sich von allem, was ich bis dahin jemals wahrgenommen oder erlebt hatte, unterschied. Dann lächelte er über meine Frage, und der Raum erstrahlte. Kurz darauf verabschiedeten wir uns. Krishnamurti sagte zu mir: »Wir werden uns wiedersehen.«

Diese Begegnung ließ mich sehr verwirrt zurück. Ich konnte nicht schlafen; wieder und wieder gingen mir seine Worte durch den Sinn. Einige Zeit später begann ich, regelmäßig seine Vorträge zu besuchen, die er im Garten von Sir Chunilal Metha, Nandinis Schwiegervater, hielt. Ich hatte Schwierigkeiten, Krishnamurtis Worte zu verstehen, aber seine Gegenwart berührte mich tief, und so ging ich weiterhin zu den Diskursen. Er sagte, das Chaos, in dem die Welt sich befinde, sei eine Projektion des Chaos, das im Inneren der Menschen herrsche. Er erklärte, alle Organisationen und »ismen« hätten versagt und doch schufen wir in unserem ständigen Wunsch nach Sicherheit stets neue Organisationen, die uns wiederum nur täuschten. Ich hatte das Gefühl, daß ich ihm nicht auf der Ebene begegnen konnte, von der aus er sprach. Nach ein paar Tagen bat ich um ein persönliches Gespräch. Ich spürte den starken Wunsch, in seiner Nähe zu sein, von ihm bemerkt zu werden und in das Mysterium einzudringen, das seine Gegenwart umgab. Ich hatte Angst vor dem, was geschehen würde, aber ebensowenig konnte ich mich von ihm fernhalten. Zwei Tage vor unserem Gesprächstermin begann ich mir zu überlegen, was ich zu ihm sagen würde und wie ich es sagen würde. Als ich den Raum betrat, saß er mit geradem Rücken und gekreuzten Beinen auf dem Boden, bekleidet mit einem schneeweißen Kurta, das seine Knie bedeckte. Er sprang auf die Füße, und wie Blütenblätter falteten sich seine Hände zum Gruß. Ich setzte mich ihm gegenüber. Er bemerkte, daß ich nervös war und bat mich, ruhig zu sitzen.

Nach einer Weile begann ich zu sprechen. Ich war schon immer recht selbstsicher gewesen, und obwohl ich anfangs ein wenig zögerte, stellte ich fest, daß ich bald frei und ungehemmt zu ihm sprechen konnte; alles, was ich mir zurechtgelegt hatte, sprudelte aus mir hervor. Ich sprach von meinem erfüllten Leben und meiner befriedigenden Arbeit, von meinem Engagement für die Unterprivilegierten, meinem Wunsch, in die Politik einzutreten, meiner Tätigkeit in der Kooperativenbewegung, meinem Kunstinteresse. Ich war völlig gefangengenommen von dem, was ich zu sagen hatte - von meinem Versuch, einen bestimmten Eindruck zu erwecken. Nach wenigen

Augenblicken hatte ich jedoch das unangenehme Gefühl, daß er nicht zuhörte. Ich schaute auf und sah, daß er mich anstarrte; in seinem Blick war ein Fragen, ein tiefes Forschen. Ich begann zu zögern und verstummte schließlich ganz. Nach einer kleinen Pause sagte er: »Ich habe dich bei den Diskussionen beobachtet. Wenn du still bist, erscheint plötzlich eine große Traurigkeit auf deinem Gesicht.«

Ich vergaß, was ich hatte sagen wollen, vergaß alles außer meinem Schmerz. Ich hatte mich dagegen gewehrt, diesen Schmerz an die Oberfläche dringen zu lassen. Er war so tief in meinem Inneren verborgen, daß er nur selten einmal in mein Bewußtsein drang. Die Vorstellung, andere könnten mich bemitleiden, entsetzte mich, und so hatte ich meine Traurigkeit unter Schichten von Abwehr und Aggression versteckt. Ich hatte noch niemals mit irgendeinem Menschen darüber gesprochen - noch nicht einmal mir selbst hatte ich meine Einsamkeit eingestanden -, doch vor diesem stillen Fremden wurden alle Masken hinweggeschwemmt. Ich schaute in seine Augen und erblickte darin die Spiegelung meines eigenen Gesichtes. Wie ein lange zurückgehaltener Sturzbach brachen die Worte aus mir hervor. Erinnerungen stiegen auf. Ich sah mich wieder als kleines Mädchen - eines von fünf Kindern - scheu und sanft. das vom leisesten Windhauch umgeworfen wurde, von dunkler Hautfarbe in einer Familie, in der alle anderen helle Haut hatten: unbeachtet. ein Mädchen, das eigentlich ein Junge hätte werden sollen. Ich sah mich in unserem großen, langgestreckten Haus, stundenlang allein, in Büchern lesend, die ich selten verstand. Ich erinnerte mich daran, wie ich oft auf der verlassenen Veranda gesessen und die uralten Bäume betrachtet oder den Legenden von Menschenfressern und Helden gelauscht hatte, Geschichten über Hatim Tai und Ali Baba, Geschichten aus diesem uralten Land, die der alte, weißbärtige mohammedanische Schneider Immammuddin, der den ganzen Tag lang an seiner Nähmaschine auf der Veranda saß, erzählte. Ich erinnerte mich an den Gesang des blinden Punkah Kuli Ram Khilavan, der uns Luft zufächelte und dabei Tulsidas' *Ram Charit Manas* (Ram Charit Manas ist die Geschichte von Ram und Sita aus dem Epos Ramayana, das der Dichter Tulsidas in die Volkssprache übersetzte und in Vierzeilern niederschrieb. Bevor in Indien die Elektrizität eingeführt wurde, war jeder Bungalow mit einem langen Holzbalken ausgestattet, der horizontal unter der hohen Decke aufgehängt war. An diesem Balken waren ein schweres Tuch und ein Seil befestigt. Das Seil führte durch ein Loch in der Wand auf die äußere Veranda, wo ein Mann saß und am Seil zog und so den »Ventilator« bewegte. Auf diese Weise kühlte man die Räume in den furchtbar heißen Sommermonaten in Nordindien. Die wohlriechenden Khus-Matten wurden an Türen und Fenstern aufgehängt. Der heiße Wind, der durch die feuchten Matten blies, verwandelte sich so in eine kühle, duftende Brise) sang, und an den Geruch der kühlen, feuchten Khus-Matten an einem Sommertag. Ich erinnerte mich an die Spaziergänge mit meiner irischen Gouvernante, auf denen ich vieles über Pflanzen lernte und die Namen der Blumen erfuhr oder mich an den Erzählungen über englische Könige und Königinnen ergötzte - Arthur und Guinevere, Heinrich der Achte und Anne Boleyn. Ich spielte nie mit Puppen, selten mit anderen Kindern. Ich erinnerte mich an die Furcht vor meinem Vater, den ich dennoch insgeheim verehrte.

Ich erinnerte mich daran, wie sich in meinem elften Lebensjahr die Knospen in meinem Leib zu öffnen begannen - die erste Blutung, auf die ein wunderbares Aufblühen meines Körpers folgte. Es war berausend, erwachsen zu werden und jung zu sein, bewundert zu werden und intensiv zu leben - Reiten, Schwimmen, Tennis, Tanzen. Wild und ungestüm stürmte ich dem Leben entgegen. Ich erinnerte mich an meinen Aufenthalt in England, das College und die geistigen Anregungen, die ich dort erhielt, an die Begegnung mit meinem späteren Ehemann, meine Rückkehr nach Indien, meine Heirat und die Geburt meiner Tochter Radhika. Wie nicht anders zu erwarten, weigerte ich mich bald, die Rolle einer Hausfrau zu spielen. Ich stürzte mich in die Sozialarbeit, spielte Bridge und Poker mit hohen Einsätzen und lebte am Pulsschlag des sozialen und intellektuellen Lebens der Großstadt Bombay. Dann eine weitere Schwangerschaft. Doch im siebten Monat setzte ihr ein Anfall von Eklampsie unter schrecklichen Krämpfen und plötzlich eintretender Blindheit ein abruptes Ende. Ich erinnerte mich an die beängstigende, qualvolle Dunkelheit und die Explosion greller Farbenblitze - intensives Blau, die Farbe des Neelkanthavogels (*Luscinia svecica*, Blaukehlchen), die Farbe blauen Feuers - an die Zuckungen des Körpers, die das Gehirn zermarterten, an das Ende der Herzschläge und den Tod des unbekanntes Babies, an die Grabesstille in meinem Leib. Ich erinnerte mich daran, wie meine Sehkraft zurückkehrte -- durch einen Nebelschleier zunächst, aus dem sich graue Punkte bildeten, die sich allmählich zu Formen verdichteten.

Mein Verstand machte eine Pause; ich verstummte und schaute den schönen Fremden wieder an. Aber sogleich stieg in mir der quälende Schmerz über den Tod meines geliebten Vaters auf, und wieder spürte ich die zehrende, unerträgliche Seelenqual. Die Worte strömten ohne Ende aus mir hervor. Ich sprach von den vielen Narben, die das Leben in mir hinterlassen hatte, von meinem Kampf ums Überleben, meiner zunehmenden Rücksichtslosigkeit, der allmählichen Verhärtung, meiner Aggressivität und meinem Ehrgeiz, von meinem inneren Drang, erfolgreich zu sein. Dann eine weitere Schwangerschaft und die Geburt eines Mädchens, eines hübschen Kindes, das jedoch behindert zur Welt kam. Ständige Sorge und Angst, und dann zum zweiten Mal der Tod eines Kindes. Acht Jahre Unfruchtbarkeit von Geist, Herz und Körper, und dann der Tod. In seiner Gegenwart erwachte die Vergangenheit, die sich lange im Dunkel des Vergessens verborgen hatte, und nahm wieder Gestalt an. Er war wie ein klarer Spiegel, der alles nur reflektierte. Da war keine Persönlichkeit im Weg, niemand, der die Dinge wertete oder verzerrte. Ich versuchte, Teile meiner Vergangenheit zurückzuhalten, aber er ließ es nicht zu. Hier, in diesem Energiefeld von Liebe und Mitgefühl, war gleichzeitig eine immense Kraft zu spüren.

Er sagte: »Ich kann sehen, wenn du es möchtest.« So wurden die Dinge, die seit Jahren mein Inneres zerfraßen, ausgesprochen. Sie auszusprechen, verursachte ungeheuren Schmerz, aber sein Zuhören war wie das Zuhören des Windes oder wie die Weite und Tiefe des Wassers. Ich war zwei Stunden bei Krishnaji* gewesen. Als ich den Raum verließ, fühlte sich mein Körper wie zerschlagen an, und doch spürte ich, daß mich etwas sehr Heilendes berührt hatte. Ich hatte eine neue Art des Beobachtens, eine neue Art des Zuhörens kennengelernt, ein Zuhören ohne Reaktion, das aus einer Distanz und Tiefe kam. Krishnaji schien, während ich sprach, nicht nur mich und meine Worte, die Ausdrücke, Gesten und Haltungen wahrzunehmen, sondern gleichzeitig alles, was um ihn herum geschah - den Vogel, der in einem Baum vor dem Fenster zwitscherte, eine Blüte, die aus einer Vase fiel. Mitten in mein Wehklagen hinein sagte er plötzlich: »Hast du diese Blüte fallen sehen?« Mein Verstand hatte verwirrt innegehalten.

Ich hatte seit einigen Tagen Krishnamurtis Diskurse besucht, hatte an Gesprächsrunden teilgenommen, hatte nachgedacht und mit meinen Freunden über das, was er sagte, diskutiert. als am Abend des 30. Januar, an dem wir alle in Ratansi Morarjis Haus um Krishnaji versammelt waren, Achyut zum Telefon gerufen wurde. Als er zurückkam, war sein Gesicht aschfahl. » Gandhiji ist ermordet worden«, sagte er. Für einen Augenblick schien die Zeit stillzustehen. Krishnaji war sehr still geworden. Er schien jeden einzelnen von uns und seine Reaktionen genau wahrzunehmen. Wir alle schienen gleichzeitig den gleichen Gedanken zu haben: War der Attentäter Hindu oder Moslem? Achyuts Bruder Rao fragte: »Weiß man etwas über den Mörder?« Achyut sagte, er wisse nichts Näheres. Wir alle waren uns darüber im klaren, welche Folgen es haben würde, wenn der Mörder ein Moslem war.

Still erhoben wir uns und verließen einer nach dem anderen den Raum. Bald ging die Nachricht, daß Gandhi von einem Brahmanen aus Poona getötet worden war, wie ein Lauffeuer durch die Stadt. In Poona brachen Unruhen aus und Übergriffe auf Brahmanen häuften sich. Man konnte förmlich hören, wie ein Seufzer der Erleichterung durch die Reihen der Moslembewohner ging. Wir lauschten Jawaharal Nehru, der mit besorgter Stimme zur Nation sprach. Das ganze Land schien wie gelähmt. Das Udenkbare war geschehen. und für einen kurzen Augenblick hielten Männer und Frauen inne. um ihre Herzen zu erforschen.

Am ersten Februar versammelte sich ein schweigsames Publikum um Krishnamurti. Jemand stellte ihm eine schwierige Frage: »Was sind die wahren Gründe für Mahatma Gandhis vorzeitigen Tod?«.

Krishnamurti antwortete: »Ich frage mich. Wie ihr reagiert habt. als ihr die Nachricht hörtet. Was hat sie in euch ausgelöst?. Habt ihr Gandhis Tod als persönlichen Verlust empfunden oder als Hinweis auf die allgemeine Entwicklung in der Welt? Die Dinge. die sich in der Welt ereignen. sind nicht zufällige. voneinander getrennte Ereignisse, alles steht miteinander in Beziehung. Der wahre Grund für Gandhis frühen Tod liegt in euch. Ihr seid die eigentliche Ursache. Weil ihr eine Gemeinschaft seid; ihr fördert den Geist der Teilung -durch Eigentum, durch Kasten, durch Ideologien, dadurch, daß ihr verschiedene Religionen und Sekten bildet und verschiedene Führer verehrt. Wenn ihr euch Hindus, Moslems, Parsen oder Gott weiß was nennt, müssen zwangsläufig Konflikte in der Welt entstehen.«

Danach diskutierten wir tagelang über Gewalt - über ihre Wurzeln und darüber, wie man sie beenden könnte. Für Krishnaji war Gewaltlosigkeit als Ideal eine Illusion. Die Realität sah so aus, daß Gewalt existierte und daß wir eine Art der Wahrnehmung entwickeln mußten, durch die wir das Wesen der Gewalt verstehen und sie im »Hier und Jetzt« beenden konnten: in der Gegenwart, in der allein Handlung möglich ist. In den Diskursen, die nun folgten, sprach er von den alltäglichen Problemen, mit denen die Menschheit sich stets aufs neue konfrontiert sieht- Angst, Wut, Eifersucht, der besessene Drang zu besitzen. Er sprach von Beziehungen als Spiegel zur Selbsterkenntnis, er benutzte das Beispiel der Ehe, der intimsten und engsten aller Beziehungen, die dennoch so oft die verhärtetste und heuchlerischste ist. Männer schauten peinlich berührt ihre Frauen an. Einige traditionelle Hindus verließen demonstrativ den Raum, denn sie konnten nicht verstehen, was die Beziehung zwischen Eheleuten mit einem religiösen Vortrag zu tun hatte. Krishnaji weigerte sich, von dem »was ist«, von der Realität, abzurücken. Er weigerte sich, über abstrakte Begriffe wie Gott oder Ewigkeit zu sprechen, während der Geist der Menschen von Gier, Haß und Eifersucht besessen war. Zu diesem Zeitpunkt begannen einige seiner Zuhörer zu spüren, daß er nicht an Gott glaubte.

Mitte Februar hatte ich wieder ein persönliches Gespräch mit ihm. Er fragte mich, ob ich irgendeine Veränderung in meinen Denkgewohnheiten bemerkt hätte. Ich erzählte ihm, daß mir nicht mehr so viele Gedanken durch den Kopf gingen wie zuvor. Mein Geist war nicht mehr so ruhelos wie gewöhnlich. Er sagte: »Wenn du mit Selbsterfahrung und Selbsterkenntnis experimentiert hast, wirst du feststellen, daß dein Denkprozeß sich verlangsamt hat, daß dein Verstand nicht ruhelos umherstreift«. Er verharrte eine Zeitlang in Schweigen, und ich wartete darauf, daß er fortfuhr. »Versuche, jeden einzelnen Gedanken bis zu seinem Ende zu verfolgen. Du wirst feststellen, daß das sehr schwierig ist, denn kaum entsteht ein Gedanke, wird er bereits von einem anderen verfolgt. Der Verstand weigert sich, einen Gedanken zu Ende zu führen. Er fliegt von Gedanke zu Gedanke«. Das ist wirklich so. Jedesmal, wenn ich versuchte, einen Gedanken zu verfolgen, bemerkte ich, wie schnell er dem Beobachter entwich.

Ich fragte ihn, wie man einen Gedanken vollenden könne. Er erwiderte: »Der Gedanke kann nur dann enden, wenn der Denkende sich selbst erkennt, wenn er sieht, daß der Denkende und der Gedanke nicht zwei getrennte Einheiten sind, wenn er erkennt, daß der Denkende und der Gedanke eins sind und der Denkende sich vom Gedanken abtrennt, um sich selbst zu schützen und seine Identität aufrechtzuerhalten. So produziert der Denkende ständig Gedankenformen, die sich ändern und verwandeln.« Er machte eine Pause. »Ist der Denkende von seinen Gedanken getrennt?« Er machte lange Pausen zwischen den Sätzen, so als erwarte er, daß seine Worte eine weite Reise zurücklegten. »Nimm den Gedanken weg-wo bleibt der Denkende? Er existiert nicht. Wenn du also jeden Gedanken, ganz gleich, ob gut oder schlecht, vollendest, tatsächlich zu Ende denkst - was außerordentlich mühsam ist -, wird der Verstand ruhiger. Um das Selbst zu verstehen, muß man das Selbst in Aktion beobachten. Das ist nur möglich, wenn der Verstand ruhig wird - was du wiederum nur dadurch erreichen kannst, daß du jeden Gedanken, der auftaucht, bis zu seinem Ende verfolgst. Du wirst dann gewahr, daß deine Vorurteile, deine Wünsche, deine Eifersucht vor einem Bewußtsein an die Oberfläche kommen, das leer und völlig still ist.«

Nachdem ich einen Monat lang seine Diskurse besucht hatte, bemerkte ich, daß mein Verstand flexibler geworden war; er war nicht mehr so hart und verkrustet wie früher. Ich fragte: »Wenn das Bewußtsein mit Vorurteilen, Wünschen und Erinnerungen angefüllt ist - kann es dann den Denkprozeß überhaupt verstehen?« »Nein«, antwortete er, »denn es ist ständig mit Gedanken beschäftigt-entweder indem es sie flieht oder produziert.« Wieder verharrte er eine Weile in Schweigen. »Wenn du jeden Gedanken vollendest, wirst du feststellen, daß an seinem Ende nichts als Stille ist. Und aus dieser Stille kommt Erneuerung. Hinter den Gedanken, die aus dieser Stille hervorgehen, steht nicht länger der Wunsch als treibende Kraft; sie entstehen aus einem Bewußtseinszustand, der nicht mehr von Erinnerungen getrübt ist. Aber wenn der Gedanke, der so entstanden ist, wiederum nicht vollendet wird, hinterläßt er einen Rückstand. Dann kann keine Erneuerung stattfinden, und der Geist ist wieder in einem Bewußtsein gefangen, das aus Erinnerung besteht und an die Vergangenheit, an das Gestern, gebunden ist. Jeder Gedanke ist das Gestern -das mit der Realität nichts mehr zu tun hat. Bei dieser neuen Art zu denken geht es darum, die Zeit zu einem Ende zu bringen«, schloß Krishnaji.

Ich verstand seine Worte nicht und spürte dennoch ihre lebendige Kraft in mir. An manchen Abenden nahmen Nandini und ich Krishnaji mit zu den hängenden Gärten von Malabar Hill oder

zum Worli Beach. Manchmal gingen wir neben ihm her und hatten Schwierigkeiten, mit seinen großen Schritten mitzuhalten. Manchmal ging er für sich allein und kehrte nach einer Stunde zurück - ein Fremder. Während der gemeinsamen Spaziergänge sprach er gelegentlich von seiner Jugend, seinem Leben in der Theosophischen Gesellschaft und seiner ersten Zeit in Ojai, Kalifornien. Er erzählte uns von seinem Bruder Nitya, von seinen Gefährten Rajagopal und Rosalind und von der Happy Valley School. Wenn er von der Vergangenheit sprach, waren seine Beschreibungen oft klar und präzise. Bei anderen Gelegenheiten drückte er sich nur vage aus und sagte, er könne sich nicht erinnern. Er lächelte oft, und sein Lachen war tief und voll. Er erzählte Fitze und stellte uns Fragen über unsere Kindheit und Jugend. Er sprach auch über Indien und zeigte großes Interesse an unseren Ansichten über die Entwicklung in unserem Land. Wir waren zurückhaltend und schüchtern: eine gewisse geheimnisvolle Aura, die ihn umgab, und seine überwältigende Präsenz machten es uns schwer, ungezwungen mit ihm zu plaudern oder in seiner Gegenwart über belanglose Dinge zu sprechen. Aber sein Lachen brachte ihn uns näher. An manchen Tagen sprach er mit uns über den Denkprozeß. Er fragte dann etwa: »Habt ihr die Entstehung eines Gedankens beobachtet? Habt ihr sein Ende beobachtet?« Ein anderes Mal sagte er vielleicht: »Nehmt einen Gedanken und bleibt bei diesem einen Gedanken; behaltet ihn im Bewußtsein, und ihr werdet feststellen, wie mühsam es ist, einen einzigen Gedanken zu halten, um den Denkprozeß zu Ende zu führen.« Ich erzählte Krishnaji, daß ich, seit ich ihm begegnet war, nun manchmal morgens ohne Gedanken erwachte und nur das Zwitschern der Vögel oder die entfernten Geräusche der Straße mein Bewußtsein erfüllten.

Für den Inder ist der stille, aufrechte Fremde, der Bettelmönch, der wartend mit einer Einladung ins Unbekannte an der Schwelle des Hauses und des Geistes steht, ein bedeutsames Symbol. Dieses Symbol ruft in den Bewohnern des Hauses - ganz gleich, ob Mann oder Frau - ein leidenschaftliches Verlangen, Seelenqualen und ein physisches und psychisches Hinstreben zum Unerreichbaren hervor. Aber dieser Seher lachte und scherzte, machte Spaziergänge mit uns, war nahe und doch so weit von uns entfernt. Zögernd luden wir ihn zum Abendessen ins Haus meiner Mutter ein. Er kam mit einem Lächeln auf den Lippen, in einen *Dhoti*, ein langes *Kurta* und einen *Angavastram** gekleidet und wurde von meiner winzigen Mutter mit Blumen empfangen. Sie hatte nie eine formale Ausbildung gehabt, aber ihre natürliche geistige Gewandtheit, ihre Eleganz und Würde machten es ihr möglich, Krishnaji zu empfangen und sich mit ihm zu unterhalten. Sie war die Witwe eines ranghohen indischen Staatsbeamten. Während ihres gemeinsamen Lebens hatte sie an seinen intellektuellen und sozialen Interessen teilgehabt, hatte Wissenschaftler und Sozialarbeiter kennengelernt und war selbst eine eifrige und unermüdliche Sozialarbeiterin gewesen. Zäh und intelligent wie sie war, war es ihr schon in der Anfangszeit ihrer Ehe gelungen, aus traditionellen Rollenbildern auszubrechen. Sie sprach fließend Englisch, war eine begeisterte Unterhalterin und konnte vorzüglich kochen. Während meiner Kindheit hatten wir zwei Köche; einen für vegetarische Gujarati-Mahlzeiten und einen anderen, der in der »westlichen« Küche ausgebildet war. Ein Butler aus Goa bediente bei Tisch. Obwohl der Tod meines Vaters meine Mutter in gewisser Weise gebrochen hatte, war ihr Haus doch immer wieder von Lachen erfüllt, in das Krishnaji nun fröhlich einstimmte. Er fühlte sich bald wie zu Hause und kam oft zum Abendessen. Ende März war er uns so vertraut geworden, daß wir uns ungezwungen mit ihm unterhalten konnten, und doch wurden wir uns nach jeder Unterhaltung oder Diskussion mit ihm zutiefst der Distanz, die uns von ihm trennte, und des Mysteriums bewußt, das wir weder berühren noch ergründen konnten.

Gegen Ende März erzählte ich Krishnaji von meinem inneren Zustand und den Gedanken, die mich verfolgten, von den Momenten der Stille, die von Ausbrüchen hektischer Aktivität abgelöst wurden, von Tagen, an denen mein Verstand im Schmerz der Stagnation gefangen war. Diese ständigen Vorwärts- und Rückwärtssprünge meines Verstandes verwirrten mich und lenkten mich gleichzeitig ab. Er nahm meine Hand, und wir saßen schweigend beieinander. Schließlich sagte er: »Du bist voller Unruhe. Warum?« Ich wußte es nicht und blieb still. »Warum bist du ehrgeizig? Möchtest du es jedem gleichtun, von dem du weißt, daß er erfolgreich ist?«

Ich zögerte und sagte dann: »Nein.« »Du hast einen wachen Verstand«, fuhr er fort, »ein gutes Instrument, das bisher nur nicht auf die richtige Weise benutzt wurde. Du hast einen inneren Antrieb, der fehlgeleitet wurde. Warum bist du ehrgeizig? Was willst du erreichen? Warum willst du deinen Verstand vergeuden?«

Plötzlich richtete ich mich auf. »Warum bin ich ehrgeizig? Kann ich etwas dafür? Kann ich ändern, was ich bin? Ich bin damit beschäftigt, etwas zu tun, etwas zu erreichen. Wir können nicht sein wie du.«

*Ein *Dhoti* ein ca. ein Meter breites und viereinhalb Meter langes handgewebtes, unbesticktes Baumwolltuch, mit einer geraden burgunderroten oder schwarzen Kante. Es wird um die Taille geschlungen, vorne in Falten gelegt, zwischen den Beinen hindurchgeschlagen, am Rücken befestigt und fällt bis zu den Knöcheln herab. Dieses anmutig wirkende Kleidungsstück wird bei feierlichen Anlässen getragen. Das Kurta ist ein besticktes, locker hängendes, kragenloses Hemd mit langen Ärmeln, das bis zu den Knien reicht. Ein *Angvastram* ist ein ungebleichter, handgewebter Baumwollschal mit einer dunkelroten, indigofarbenen oder schwarzen Kante, in die ein goldfarbenes Muster eingewirkt ist. Er wird gefaltet und über die Schulter geworfen. Man trägt ihn besonders in Südindien bei allen feierlichen Anlässen.

Mit einem feinen Lächeln blickte er mich an. Er schwieg eine Weile, damit sich, was tief in mir schlummerte, offenbaren konnte. Dann fragte er: »Hast du jemals versucht, allein zu sein - ohne Bücher, ohne Radio? Versuch' es einmal und warte ab, was geschieht.«

»Ich würde verrückt werden. Ich kann nicht allein sein.«

»Versuch' es und sieh, was geschieht. Um kreativ zu sein, braucht der Verstand die Stille. Eine tiefe Stille, die nur dann in dir entstehen kann, wenn du deiner Einsamkeit begegnet bist.

Du bist eine Frau, und doch hast du viel von einem Mann in dir. Du hast die Frau vernachlässigt. Schau in dich hinein.« Tief in meinem Inneren spürte ich, wie sich etwas regte, wie die vielen Krusten und Schichten der Gefühlsstarre zu bröckeln begannen. Wieder empfand ich quälenden Schmerz. »Du wünschst dir Liebe und Zuneigung, Pupul, und findest sie nicht. Warum läufst du mit einer Bettelschale durch die Welt.« »Das tue ich nicht«, erwiderte ich. »Das ist etwas, was ich nie getan habe. Ich würde eher sterben, als um Liebe zu betteln.« »Du hast nicht darum gebeten. Du hast sie erstickt. Und doch ist deine Bettelschale stets sichtbar. Wenn deine Schale voll wäre, müßtest du sie den anderen nicht hinhalten. Sie ist da, weil sie leer ist.« Einen Moment lang betrachtete ich mich selbst. Als Kind hatte ich so oft geweint; als Erwachsener erlaubte ich nichts und niemandem, mich zu verletzen. Gewöhnlich wehrte ich mich heftig und griff sofort an. Er sagte: »Wenn du liebst, forderst du nicht. Und wenn du feststellst, daß der andere dich nicht liebt. dann hilfst du ihm zu lieben, obwohl er jemand anderes ist.«

Ich sah mich plötzlich ganz klar - meine Bitterkeit, meine Härte. Ich wandte ihm mein Gesicht zu. »Es ist so schrecklich, das anzuschauen. Was habe ich aus mir gemacht?«

»Du kannst das Problem nicht lösen, indem du dich kritisierst. In dir ist kein Fließen, kein innerer Reichtum, sonst wärest du nicht auf Sympathie oder Zuneigung angewiesen. Warum hast du keinen inneren Reichtum? Schau dich an, das bist du. Einen Kranken verurteilt man nicht, und dies ist deine Krankheit. Schau sie dir einfach ganz ruhig und voller Mitgefühl an. Es wäre dumm, sich dafür zu verdammen oder zu rechtfertigen. Verdammung ist nur ein weiterer Trick des Ego, die Vergangenheit zu stärken. Beobachte, was in deinem bewußten Verstand vor sich geht. Warum bist du aggressiv? Warum willst du im Mittelpunkt jeder Gruppe stehen? Wenn du den bewußten Verstand genau beobachtest, wird sich dir allmählich auch dein Unbewußtes erschließen und die Dinge an die Oberfläche steigen lassen - in Träumen und sogar im Wachzustand.«

Wir hatten länger als eine Stunde miteinander gesprochen, aber die Zeitspanne war völlig bedeutungslos. In seiner Gegenwart verlor man häufig das Zeitgefühl. Ich erzählte ihm von den Veränderungen, die in meinem Leben geschahen. Ich war mir meiner selbst nicht mehr sicher, und meine Einstellung zu meiner Arbeit hatte sich ebenfalls verändert. Obwohl noch immer Wünsche und Sehnsüchte auftauchten, hatten sie keine Kraft mehr.

Ich erzählte ihm, daß mir klar geworden war, wieviel meiner Arbeit auf dem Wunsch nach Selbsterhöhung beruhte. Es schien mir nicht mehr möglich, in die Politik einzutreten. Auch mein gesellschaftliches Leben änderte sich radikal. Es war mir vor allem unmöglich geworden, Poker zu spielen. Ich hatte es versucht, aber bald festgestellt, daß der Wunsch, die anderen Spieler zu übervorteilen, nicht mehr vorhanden war. Es konnte geschehen, daß ich mitten im Spiel plötzlich Momente klarer Bewußtheit erlebte, die es mir unmöglich machten zu bluffen. Krishnaji legte den Kopf zurück und lachte und lachte und lachte.

Ich erzählte ihm auch, daß ich manchmal ein starkes inneres Gleichgewicht spürte-wie ein Vogel, der mit dem Wind spielt. In dieser Intensität lösten sich alle Wünsche auf, verloren ihr Gewicht. An anderen Tagen konnte es dagegen Qeschehen, daß ich von ehrgeizigen Vorstellungen und Wünschen überschwemmt wurde. Ich verlor meinen Halt und begann hilflos zu treiben. Ich wußte nicht, was vor mir lag. Nie zuvor in meinem Leben hatte ich mich so unsicher gefühlt.

Krishnaji sagte: »Der Samen ist gepflanzt, erlaube ihm zu keimen - laß ihn eine Weile ruhen. Du bist völlig Neuem begegnet, und da du ohne Vorstellungen oder Glaubenssysteme kamst, konnte es unmittelbar auf dich einwirken; dein Geist braucht jetzt Ruhe. Treibe ihn nicht an.«

Wir saßen still beieinander. Krishnaji sagte: »Gib auf dich acht. Du hast ein inneres Feuer, wie es nur wenige Frauen besitzen. In diesem Land verlieren Männer und Frauen so früh ihre Kraft und ihren Enthusiasmus. Es ist das Klima, die Art zu leben, die Stagnation. Erhalte dir dein Feuer, deine Begeisterung. Paß auf, daß du nicht zu weich und gefügig wirst, wenn du versuchst, dich von deiner Aggressivität zu befreien. Frei von Aggressionen zu sein, heißt nicht, schwach oder unterwürfig zu sein.« Immer wieder sagte er zu mir: »Beobachte deinen Verstand, laß keinen einzigen Gedanken entwischen, wie häßlich, wie brutal er auch sein mag. Beobachte ihn, ohne zu wählen, ohne abzuwägen, ohne zu werten, ohne ihm eine Richtung zu geben oder ihm zu erlauben, sich im Verstand festzusetzen. Beobachte schonungslos.«

Als ich den Raum verließ, stand er auf, um mich zur Tür zu begleiten. Sein Gesicht strahlte heitere Gelassenheit aus, und seine schlanke Gestalt richtete sich auf wie ein Deodarabaum. Für einen Augenblick war ich von seiner Schönheit überwältigt und fragte ihn: »Wer bist du?« Er sagte: »Es spielt keine Rolle, wer ich bin. Was du denkst und tust und ob es dir gelingt, dich zu transformieren, ist alles, was zählt.« Als ich mich auf den Heimweg machte, wurde mir plötzlich bewußt, daß Krishnaji in den vielen Gesprächen, die wir miteinander geführt hatten, niemals ein Wort über sich selbst verloren hatte. Nicht ein einziges Mal hatte er eine persönliche Erfahrung erwähnt, nicht eine einzige Bewegung des Selbst hatte sich manifestiert. Das war es, was ihn zum Fremden machte, ganz gleich, wie gut man ihn kannte. Mitten in einer freundschaftlichen Geste, einer beiläufigen Plauderei spürte man es-eine plötzliche Distanz, eine Stille, die von ihm ausging, ein Bewußtsein, das nicht auf einen bestimmten Punkt fixiert war. Und doch spürte man in seiner Gegenwart das Überfließen eines unendlichen Mitgefühls.

Teil 1: Der junge Krishnamurti 1895 - 1946

Kapitel 1: »In die Welt werden wir geboren, und für die Welt werden wir geboren.«

Von der sengenden Sonne beschienene, seltsam geformte Felsen, wohl einige der ältesten der Welt, umschließen das Dorf Madnapalle im Chittoordistrikt von Andhra Pradesh in Südindien. Vom heiligen Ort Tirupati über Rishi Valley bis Anantpur wechseln sich langgestreckte, von bizarren Felsbrocken gekrönte Hügel mit kleinen Tälern ab. In dieser kargen Gegend, in der es nur selten regnet, leben nicht viele Menschen. Tamarinden und Mohurbäume spenden Schatten und bieten ein farbenprächtiges Bild. Es ist ein heiliger Ort, *Punyasthal*, ein Ort, an dem jahrhundertlang Mystiker und Heilige gelebt und gelehrt hatten, deren dort beerdigte Körper die Erde weihen.

An diesem Ort brachte am 12. Mai 1895, dreißig Minuten nach Mitternacht, Sanjeevamma, die Frau des einfachen Regierungsbeamten Jiddu Naraniah, einen Sohn zur Welt. Die Vorfahren Jiddu Krishnamurtis, Brahmanen aus der Unterkaste der Velanadu, stammten ursprünglich aus Giddu oder Jiddu, einem Dorf, das zwischen den fruchtbaren Reisfeldern an der Küste von Andhra liegt. Krishnamurtis Großvater väterlicherseits, Gurumurti, war ebenfalls ein kleiner Regierungsbeamter gewesen; aber sein Großvater Ramakrishna, der für seine Gelehrtheit und umfassende Kenntnis des Sanskrit und der Veden berühmt war, hatte eine verantwortliche Stellung in der Rechtsabteilung der British East India Company innegehabt.

Das Haus von Naraniah in Madnapalle, eines der trockensten Fleckchen Erde in ganz Südindien, war winzig, schlecht belüftet und hatte zwei Stockwerke. Seine schmale Vorderfront öffnete sich zur Straße hin, durch die ein offener Abwasserkanal führte. Das Wasser für Naraniahs Haushalt wurde

von Wasserträgern aus einem nahegelegenen Brunnen geschöpft und im Hause in großen, blankgescheuerten Messingkesseln oder irdenen Gefäßen aufbewahrt. Sanjeevamma brachte Krishnamurti im *Pujaraum* ihres Hauses zur Welt. Die Bedeutung dieser Tatsache wurde von den Biographen Krishnamurtis nie gewürdigt. Für den traditionellen Hindu, ob er zwischen den schneebedeckten Gipfeln des Himalaja oder in Kanyakumari, im tiefsten Süden, ob er in einer Stadtwohnung oder einer Dorfhütte lebt, ist der *Pujaraum* stets das Allerheiligste, das Herzstück seines Heimes, in dem die *Griha Devatas*, die Hausgötter, verehrt werden. Blumenschmuck und Weihrauch und die Rezitation heiliger Mantras schaffen in diesem Raum eine weihevollen, glückverheißende Atmosphäre. Dieser heilige Raum durfte nur nach einem rituellen Bad und mit frischer Kleidung betreten werden. Geburt, Tod und Menstruation galten als Zeiten der Unreinheit. Bei Geburten und Todesfällen enthielten sich der Hausherr und seine Familie des täglichen Puja und luden stattdessen einen Brahmanen aus dem nahegelegenen Tempel ein, der die täglichen Rituale durchführte. Undenkbar, daß in diesem Raum eine Geburt stattfinden könnte.

Naraniahs Frau und Cousine Sanjeevamma war eine fromme und gütige Frau. Sie galt als Medium, denn sie hatte Visionen und konnte die Farben in den Auren der Menschen sehen. So wie das Ohr eines Musikers auf ein perfekt gestimmtes Instrument eingestellt ist, so war ihr Ohr auf die Herzschläge des Kindes eingestimmt, das in ihrem Leib auf seinen Durchgang durch die Pforten des Lebens wartete. Vielleicht hatte sie eine prophetische Vision über die Einzigartigkeit seiner Geburt. Andernfalls hätte sie wohl nicht gewagt, die Götter so herauszufordern.

Am frühen Abend des 11. Mai spürte Sanjeevamma die ersten Anzeichen der kurz bevorstehenden Geburt. Dieses Kind würde ihr achttes sein, und sie wußte, was zu tun war. So richtete sie das Zimmer her, sang ihrem Mann mit ihrer melodiosen Stimme Lieder auf Telugu vor (Telugu ist eine dravidische Sprache, die in Andhra Pradesh gesprochen wird) und ruhte sich auf einer Matte im oberen Stockwerk des Gebäudes aus. Mitten in der Nacht setzten die Wehen ein. Sie weckte Naraniah, ging in das Zimmer, in dem sie alles vorbereitet hatte und legte sich für die Geburt auf einer Matte nieder. Eine Frau aus der Nachbarschaft, eine Verwandte, die eine erfahrene Geburtshelferin war, kam, um Sanjeevamma beizustehen, während Naraniah draußen wartete. Sanjeevamma hatte kaum Schmerzen. Die einzigen Worte, die sie während der Geburt immer wieder hervorstieß, waren: »Rama. Rama. Anjaneya«, ein anderer Name für Hanuman (Hanuman, der Afengott, Begleiter des göttlichen Helden Rama aus dem Epos Ramayama, ist eine volkstümliche, in allen Teilen Indiens verehrte Gottheit. In Südindien ist er auch unter dem Namen Anjanaya bekannt) Um 12.30 Uhr, am frühen Morgen des 12. Mai, öffnete die Helferin die Tür und sagte zu Naraniah: » *Sirsodayam*, der Kopf ist sichtbar.« Dieser Moment gilt traditionsgemäß als der exakte Zeitpunkt der Geburt.

In diesem winzigen, von Öllämpchen erhellten Zimmer, vor dem Altar des Ishta Devata, des Hausgottes, tat Krishnamurti seinen ersten Atemzug. Aus dem geschützten Raum des Mutterleibes trat das Kind ans Licht der Welt.

Am nächsten Morgen erstellte Kumara Shrow-Thulu, ein bekannter Astrologe dieser Gegend, das Horoskop des Kindes. Er prophezeite Naraniah, daß dieser Sohn ein sehr berühmter Mann werden würde. Die astrologische Zeichnung war sehr komplex; das Kind würde viele Hindernisse überwinden müssen, bevor es dereinst zu einem großen Lehrer heranwachsen würde.

Wie traditionell vorgeschrieben, wurde für das Neugeborene elf Tage lang eine Atmosphäre kreiert, die die Bedingungen, unter denen es im Mutterleib gelebt hatte, simulierten. Es lag im Halbdunkel und wurde sanft in einer Stoffwiege hin und her geschaukelt. Seine Mutter war stets in seiner Nähe. Wie bei jeder Geburt im Hause eines orthodoxen Hindu üblich, wurde Krishnamurti sanft und allmählich an das helle Licht der Sonne und die für ihn fremde Umgebung gewöhnt. Am sechsten Tag nach der Geburt wurde die Namenszeremonie abgehalten. In dieser traditionsgebundenen Familie war es unvermeidlich, daß der achte Sohn den Namen Krishnamurti bekam, in Anlehnung an den Kuhhirtengott Krishna, der ebenfalls das achte Kind gewesen war. Drei Jahre später, im Jahre 1898, gebar Sanjeevamma einen weiteren Jungen. Er wurde Nityananda, »ewige Glückseligkeit« genannt.

Als Krishna sechs Jahre alt war, wurde die Upanayana-Zeremonie für ihn abgehalten. Mit diesem Ritual wird der Junge in die erste Stufe im Leben eines Brahmanen - Brahmacharya, die Zeit der keuschen Jüngerschaft- eingeweiht.

Die geweihte, handgesponnene Schnur wurde um Krishnas Schultern gelegt, und sein Vater flüsterte ihm das heilige Ga yatri-Mantra, die Anrufung der Sonne, ins Ohr. Man brachte ihm bei, das Mantra mit der richtigen Intonation, Aussprache und Gestik zu rezitieren. Krishna lernte, in der Morgendämmerung das Ga yatri-Mantra aufzusagen und bei Sonnenuntergang die Sandhya Rituale auszuführen; er lernte, rituelle Bäder zu nehmen und sich von jeglicher rituellen Verunreinigung freizuhalten. Man lehrte ihn auch, die *Veden* zu rezitieren. Gemäß Naraniahs Beschreibung ist Upanayana »eine Zeremonie, mit der Brahmanenjungen in die Welt des Lernens und Wissens eingeführt werden. Sie findet zwischen dem fünften und siebenten Lebensjahr statt, je nach Gesundheitszustand und Reife des Kindes. Als Krishna dieses Alter erreicht hatte, wurde also ein Tag für diese feierliche Einweihung festgesetzt. Es ist bei uns Sitte, an diesem Tag ein Familienfest zu feiern und Freunde und Verwandte zu einem Festessen einzuladen.«

Als alle versammelt waren, wurde Krishna gebadet und in neue Gewänder gekleidet. Dann wurde der Junge hereingeführt und auf seines Vaters Schoß gesetzt, während Naraniah in seiner ausgestreckten Hand ein silbernes Tablett hielt, das mit Reiskörnern bestreut war. Krishnas Mutter nahm den rechten Zeigefinger des Jungen in ihre Hand und schrieb damit die heilige Silbe AUM auf Sanskrit in die Reisschicht. »Dann«, sagte Naraniah, »zog mir jemand den Ring vom Finger und gab ihn Krishna, der ihn zwischen Daumen und Zeigefinger halten mußte. Wieder führte meine Frau die kleine Hand und schrieb mit dem Ring die Silbe auf Telugu in den Reis. Dann wurde der Buchstabe noch dreimal ohne den Ring in den Reis geschrieben. Der Priester, der die Zeremonie leitete, rezitierte Mantras und segnete den Jungen, auf daß er mit spirituellen und geistigen Gaben reich gesegnet sein möge. Dann fuhren meine Frau und ich mit Krishna zum Narasimhaswamitempel, um für den künftigen Erfolg unseres Sohnes zu beten. Von dort fuhren wir zu einer nahegelegenen Schule, und der Lehrer führte mit Krishna noch einmal die gleiche Zeremonie durch, indem er die heilige Silbe in den Sand schrieb. Inzwischen hatten sich viele Schulkinder in dem Raum versammelt, und wir verteilten unter ihnen viele gute Leckereien. So führten wir unseren Sohn nach unserem Brauchtum in seine Schulzeit ein. Dann fuhren wir nach Hause und nahmen mit unseren Verwandten und Freunden am Festessen teil.«

Krishna und sein Bruder Nitya standen sich sehr nahe, aber sie waren völlig verschiedene Charaktere. Nitya war außergewöhnlich intelligent. Noch »bevor er sprechen konnte, nahm er, als er andere Kinder zur Schule gehen sah, Tafel und Kreide und folgte ihnen«. Krishnamurti war ein schwaches Kind und litt an schweren Malariaanfällen. Eine Zeitlang hatte er Krämpfe und konnte ein Jahr lang nicht zur Schule gehen, da er häufig aus der Nase und dem Mund blutete. Er zeigte wenig Interesse am Unterricht. Stattdessen verbrachte er viele Stunden damit, die Wolken, Bienen, Ameisen und andere Insekten zu beobachten oder einfach in die Ferne zu starren. Er galt als kränklich und geistig unterentwickelt. Seine unbestimmte Art, sich auszudrücken, sein Desinteresse an weltlichen Dingen und seine Augen, die in die Welt hinausstarten und über Horizonte blickten, wurden von seinen Lehrern als Anzeichen geistiger Zurückgebliebenheit gedeutet. Trotz seiner scheinbar allgemeinen Interesselosigkeit zeigte der kleine Krishnamurti großes Interesse an allen mechanischen Vorrichtungen. Eines Tages machte sich Krishna nicht auf den Schulweg. Seine Mutter suchte ihn und fand ihn allein in einem Zimmer sitzend, wo er gerade in völliger Versunkenheit damit beschäftigt war, eine Uhr auseinanderzunehmen. Er war nicht bereit, das Zimmer zu verlassen und weigerte sich zu essen oder zu trinken, bis er die Uhr in ihre Bestandteile zerlegt und, nachdem ihm ihre Funktionsweise klar geworden war, wieder zusammengesetzt hatte.

Der kleine Krishna hing sehr an seiner Mutter, die sich der Besonderheit seines Wesens bewußt zu sein schien.⁵ Sanjeevamma starb im Jahre 1905 und ließ ihren Sohn verstört und vereinsamt zurück. Viele Jahre später, im Sommer des Jahres 1913, als er sich in Europa aufhielt, beschloß er, seine Autobiographie zu schreiben. Er gab ihr den Titel *Fünf_ig Jahre meines Lebens* und wollte im Laufe der Jahre »neue Ereignisse hinzufügen. Bis 1945 werde ich dem Titel gerecht geworden sein.«⁶ Nun, nach wenigen Seiten gab er sein Vorhaben auf, aber dieses kurze Manuskript wirft ein sehr interessantes Licht auf seine Gefühle und die Zeit mit seiner Mutter. Im Alter von 18 Jahren waren seine Kindheitserinnerungen noch sehr lebendig, und die Beschreibungen der Visionen, die er von seiner Mutter hatte, lassen seinen Schmerz über diesen Verlust ahnen:

Die glücklichsten Erinnerungen meiner Kindheit sind mit meiner Mutter verknüpft, die uns allen die Liebe und Fürsorge gab, für die die indischen Mütter bekannt sind. Ich kann nicht sagen, daß

ich in der Schule besonders glücklich war, denn die Lehrer waren nicht sehr freundlich und gaben mir Lektionen auf, die zu schwer für mich waren. Ich mochte Spiele, die nicht allzu rauh waren, denn ich war nicht sehr robust. Der Tod meiner Mutter im Jahre 1905 beraubte meine Brüder und mich des Menschen, der uns am meisten geliebt und umsorgt hatte. Mein Vater war zu sehr von seinen Geschäften in Anspruch genommen, um uns besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Ich führte das Leben eines gewöhnlichen indischen Jugendlichen, bis ich im Jahre 1908 nach Adyar kam (es war tatsächlich im Januar 1909).

Adyar war von besonderem Interesse für mich, da mein Vater dort an den Zusammenkünften der Theosophischen Gesellschaft teilnahm. Auch in unserem Haus in Madnapalle hielt er solche Treffen ab, bei denen die theosophische Philosophie gelehrt wurde, und ich kam durch ihn und meine Mutter mit

Adyar in Berührung. Meine Mutter hatte einen *Pujaraunz*, in dem sie regelmäßig betete und meditierte. In diesem Zimmer hingen Bilder der indischen Gottheiten und ein Photo von Mrs. Besant, das sie in indische Gewänder gehüllt und im Schneidersitz auf einer mit einem Tigerfell bedeckten *Chowki* (einer kleinen Plattform) sitzend zeigte. Ich war meistens zu Hause, während meine Brüder in der Schule waren, denn ich hatte oft Fieber-eigentlich fast täglich -, und ich ging oft um die Mittagszeit in den Pujaraum, wenn Mutter ihre täglichen Rituale hielt. Oft sprach sie dann mit mir über Mrs. Besant und über Karma und Reinkarnation und las mir aus dem *Mahabharata*, dem *Ramayama* und anderen indischen Schriften vor. Ich war erst sieben oder acht Jahre alt, und so verstand ich nicht viel, aber ich glaube, ich spürte schon viele Dinge, die ich damals noch nicht verstehen konnte.

Während ich über meine Mutter schreibe, kommen mir einige Ereignisse in den Sinn, die vielleicht erwähnenswert sind. Sie war bis zu einem gewissen Grade medial veranlagt und sah oft meine Schwester, die vor zwei oder drei Jahren gestorben war. Sie sprachen miteinander, und es gab im Garten einen besonderen Platz, zu dem meine Schwester kam. Meine Mutter wußte immer, wann meine Schwester da sein würde und nahm mich manchmal mit an diese Stelle im Garten. Sie fragte mich, ob auch ich meine Schwester sehen könne. Anfangs lachte ich über diese Frage, aber sie bat mich, noch einmal hinzuschauen, und dann sah ich meine Schwester manchmal. Später konnte ich sie jedesmal sehen. Ich muß zugeben, daß mir das sehr viel Angst machte, denn ich hatte sie doch auf dem Totenbett gesehen und war bei ihrer Verbrennung dabeigewesen. So suchte ich in diesen Momenten Schutz bei meiner Mutter, aber sie beruhigte mich und sagte, es gäbe keinen Grund, sich zu fürchten. Ich war außer meiner Mutter der einzige in unserer Familie, der diese Visionen hatte, obwohl auch die anderen daran glaubten. Meine Mutter konnte auch die Auren anderer Menschen sehen, und manchmal konnte ich das auch. Ich glaube nicht, daß sie wußte, was die Farben bedeuteten. Es gab auch noch andere Vorfälle dieser Art, an die ich mich heute nicht mehr so genau erinnere. Wir sprachen oft über Sri Krishna, zu dem ich eine besondere Anziehung verspürte, und einmal fragte ich sie, warum er stets mit blauer Hautfarbe abgebildet werde. Sie sagte, seine Aura sei blau, aber ich weiß nicht, woher sie das wußte.

Meine Mutter war eine sehr gütige, großzügige Frau. Sie war freundlich zu den armen Jungen aus der Nachbarschaft und gab denen, die ihrer eigenen Kaste angehörten, regelmäßig zu essen. Jeder Junge kam an einem bestimmten Wochentag zu uns und ging an anderen Tagen zu anderen Familien. Es kamen auch täglich ziemlich viele Bettler bei uns vorbei. Manche von ihnen kamen von weit her, und meine Mutter gab ihnen Reis, *Dal* und ab und zu auch Kleidungsstücke. Bevor wir nach Adyar kamen, besuchten mein Bruder und ich viele verschiedene Schulen, von denen die Schule von Madnapalle die angenehmste war. Diese Schule besuchte ich als Kind, denn ich war ja in Madnapalle geboren. Da mein Vater Regierungsbeamter war, wurde er häufig versetzt, und so wurde unsere Ausbildung oft unterbrochen. Nach dem Tode meiner Mutter verschlechterte sich unsere Situation sehr, denn wir hatten nun wirklich niemanden mehr, der sich um uns kümmerte. In Zusammenhang mit dem Tod meiner Mutter möchte ich noch erwähnen, daß ich sie sehr oft sah, nachdem sie gestorben war. Ich erinnere mich, daß ich einmal ihrer Gestalt folgte, als sie die Treppe hinaufging. Ich streckte meine Hand aus, und es schien, als bekäme ich ihr Kleid zu fassen, aber sie verschwand, sobald wir am Treppenabsatz angekommen waren. Bis vor kurzem hörte ich meine Mutter oft hinter mir, wenn ich zur Schule ging. Ich erinnere mich so genau daran, weil ich den Klang der Kettchen hörte, die indische Frauen an den Handgelenken tragen. Zuerst schaute ich mich halb erschrocken

um, und dann sah ich den verschwommenen Umriß ihres Kleides und einen Teil ihres Gesichtes. Das geschah fast täglich, wenn ich das Haus verließ.

Kapitel 2: Die Theosophische Gesellschaft und die okkulte Hierarchie

Madame Helena Petrovna Blavatsky (1831 - 1891), oft H.P.B. genannt, war in jeder Hinsicht eine außergewöhnliche Frau. Mit medialen Kräften, einem durchdringenden, magischen Blick und einer provozierenden Persönlichkeit ausgestattet, war sie im Jahre 1879 auf der indischen Szene erschienen. Von Geburt Russin, behauptete sie, mehrere Jahre in Tibet bei den Mahatmas* oder Meistern der okkulten Bruderschaft gelebt zu haben. Dort hatte sie ihr Guru, ihr spiritueller Lehrer, in das wohlgehütete Wissen der tibetischen Weisen eingeführt. Als sie sich im Jahre 1873 in Europa aufhielt, wurde sie von ihren Meistern aufgefordert, Colonel Henry Steele Olcott, einen Forscher auf okkultem und übersinnlichem Gebiet, in den Vereinigten Staaten aufzusuchen. Gehorsam fuhr sie nach Amerika, traf Colonel Olcott und gründete mit ihm im Jahre 1875 die Theosophische Gesellschaft. Bald reisten sie gemeinsam-zuerst nach Bombay, dann nach Ceylon, wo sie in den buddhistischen Glauben eingeweiht wurden, später nach Madras. Bis zum Jahre 1882 wurde das Hauptquartier der Theosophischen Gesellschaft in Adyar, Madras, aufgebaut.

Die Theosophische Gesellschaft basiert auf dem Leitsatz einer universalen Bruderschaft der Menschen, und das Hauptanliegen ihrer Mitglieder war das Studium der uralten Quellen der Weisheit und die Erforschung der Geheimnisse der Natur und der im Verborgenen schlummernden Kräfte des Menschen. Aus diesem Bestreben entwickelte sich eine okkulte Hierarchie, die auf hinduistischen und buddhistischen Traditionen aufbaute, insbesondere auf den tibetischen tantrischen Texten und Lehren. An der Spitze der Hierarchie stand Sanat Kumar, der in den tantrischen Schriften, in der Bhagvat und in frühen okkulten Texten als ein Jugendlicher von sechzehn Jahren beschrieben wird. Ewig jung und außerhalb aller Zeitbegrenzungen wie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft stehend, wurde er in der theosophischen Hierarchie als der Herr der Welt betrachtet. Nach ihm kam der Buddha, und unter dem Buddha standen die drei Höchsten des Logos des Sonnensystems: der Bodhisattva, Maitreya, der im Werden befindliche Buddha; der Mahachohan, eine Gestalt, die weder in hinduistischen noch in buddhistischen Schriften auftaucht, und Manu, gemäß dem *Rig Veda* einer der Väter der Menschheit. Diese Gestalten symbolisierten das Herz als Mitgefühl, den Kopf als Intellekt und die Hände als Werkzeuge der Handlung. Unter ihnen standen die Mahatmas oder Meister, die sich im Laufe der Zeit selbst zu Bodhisattvas und Mahachohans entwickeln würden.

* Mahatma ist ein Begriff aus dem Sanskrit; er bedeutet »großerGeist«»große Seele«, »Eingeweihter« oder »Meister«.

Meister Koot Hoomi (der einfach als Meister K.H. bekannt war) hatte den Körper eines Kashmiri-Brahmanen, während Meister Morya (Meister M.) den Körper eines Rajput-Prinzen hatte. Diese beiden Meister lenkten die Geschicke der Theosophischen Gesellschaft und betreuten die Jünger, die unter ihrer wohlwollenden Führung verschiedene Einweihungen durchliefen. Gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts verbreiteten sich innerhalb der okkulten Gemeinschaften Gerüchte über das Erscheinen eines Messias oder Weltlehrers. H.P.B. hatte vor ihrem Tode im Jahre 1891 geschrieben, der wahre Zweck der theosophischen Gemeinschaft sei die Vorbereitung auf die Ankunft des Weltlehrers. Im Jahre 1889 stieß Annie Besant (1847 - 1933) zufällig auf Blavatskys *Geheimlehre* und traf später die Begründer der Theosophischen Gesellschaft persönlich. Annie Besant oder A.B. war eine Revolutionärin, eine Freidenkerin und feurige Verfechterin all dessen, was sie als wahr und richtig empfand. Eloquent und engagiert verfügte sie über ein außergewöhnliches Organisationstalent. Sie trat leidenschaftlich für die Meinungsfreiheit, die Frauenrechte, die Gewerkschaftsbewegung, den fabianischen Sozialismus und die Geburtenkontrolle ein. Das Werk H.P. Blavatskys aber bewirkte bei ihr eine völlige innere Umwandlung. Sie kehrte dem Materialismus und Atheismus den Rücken und verwandte ihre enormen Energien auf die Erforschung des Okkulten und Spirituellen. Ihre Freunde und Bewunderer - darunter Bernhard Shaw, Sidney und Beatrice Webb sowie Charles Bradlaugh-waren fassungslos, als sie in die Theosophische

Gesellschaft eintrat. Während der Trennung von ihren früheren Kreisen schrieb sie, in vollem Bewußtsein darüber, wieviel Zynismus ihre neue Rolle in ihren ehemaligen Bewunderern hervorrufen würde, folgende Sätze:

Aber auch diesmal, wie schon zu anderen Zeiten meines Lebens, wage ich nicht, mir den Frieden mit einer Lüge zu erkaufen. Eine innere Notwendigkeit zwingt mich, die Wahrheit zu sprechen. so wie ich sie sehe, ganz gleich, ob meine Worte gefallen oder nicht. ob sie mir Ruhm oder Schande bringen. Diese Treue zur Wahrheit muß ich unbefleckt halten, ganz gleich, welche Freundschaften nun verlorengehen oder welche menschlichen Bindungen zerbrechen. Sie mag mich in die unbekannte Wildnis führen, ich muß ihr folgen; sie mag mich aller Zuneigung anderer Menschen berauben, und doch muß ich sie verfolgen; sie mag mich töten, und doch werde ich ihr vertrauen, und ich möchte keine andere Inschrift auf meinem Grab als: »Sie versuchte, der Wahrheit zu folgen.«

Mit ihrer Ankunft in Indien, wo sie 1893 im Alter von sechsundvierzig Jahren eintraf, begann ihre leidenschaftliche Beziehung zu diesem Land, die ihr ganzes Leben lang andauern sollte. Sie spürte den allgemeinen Mangel an Interesse, der in diesem Land gegenüber der Mission, die es ihrer Meinung nach in der Welt hatte, zu herrschen schien - der Mission, sein religiöses und spirituelles Wissen allen anderen Menschen zugänglich zu machen. In einem ihrer ersten Vorträge hob sie diesen Punkt besonders hervor:

Wenn die Religion in Indien stirbt, wird sie überall sterben. Dieses Land hat die heilige Aufgabe, die Fackel der Spiritualität inmitten der Nebel und Stürme des zunehmenden Materialismus hochzuhalten. Wenn Indien diese Fackel fallen läßt, wird ihre Flamme von den trampelnden Horden ausgetreten werden, die so gierig den weltlichen Gütern nachjagen. Ein Indien, das seiner Spiritualität beraubt ist, wird keine Zukunft haben, sondern in Dunkelheit versinken, so wie Griechenland und Rom untergingen.

Annie Besant studierte die heiligen Schriften Indiens, lernte Sanskrit und führte Diskussionen mit den religiösen Führern des Landes. Von der Leidenschaft ihrer Worte entflammt, scharten sich viele Intellektuelle und junge Aspiranten um sie und traten der Theosophischen Gesellschaft bei. Ein Junge, der ihr, von ihrer Redegewandtheit beeindruckt, mit besonderer Aufmerksamkeit lauschte, war der zwölf Jahre alte Jawaharal Nehru. Durch den Einfluß seines belgischirischen Lehrers, Ferdinand I. Brooks, eines überzeugten Theosophen, hatte er begonnen, Mrs. Besants Diskurse zu besuchen. Von der Lehre und Annie Besants Überzeugungskraft fasziniert, war er zu seinem Vater, Mohlal Nehru (dem Nationalisten und erfolgreichen Anwalt, der später die Kongreß-Partei gründete) gegangen und hatte ihn um Erlaubnis gebeten, in die Theosophische Gesellschaft eintreten zu dürfen. Mohlal Nehru lachte. Er war selbst Mitglied der Theosophischen Gesellschaft gewesen, als Madame Blavatsky noch lebte. Er gab seine Einwilligung, und so wurde Jawaharal Nehru mit dreizehn Jahren von Annie Besant persönlich eingeweiht. Er nahm an einem Treffen in Varanasi teil und sah Colonel Olcott mit seinem langen weißen Bart. Mit seiner Abreise nach Harrow entschwand die Theosophie allerdings prompt aus seinem Bewußtsein. Aber der drei Jahre währende intensive Kontakt mit dieser Lehre hatte ihn geprägt, wie er später in seiner Bewunderung für Annie Besant zugab.

Nach dem Tode Colonel Olcotts im Jahre 1907 wurde Annie Besant Präsidentin der Theosophischen Gesellschaft. Diesem Ereignis war ein Netz von Intrigen und eine heftige Zersplitterung der Kräfte innerhalb der Bewegung vorangegangen. Bald nachdem Mrs. Besant die Führung übernommen hatte, kam sie in engen Kontakt mit Charles Webster Leadbeater oder C.W L. (1847/1934), einem ehemaligen Geistlichen der anglikanischen Kirche, der für seine hellseherischen Fähigkeiten berühmt war. Einige Jahre zuvor hatten gewisse Vorfälle, aufgrund derer man ihn homosexueller Beziehungen zu kleinen Jungen bezichtigt hatte, zu seinem Ausschluß aus der Theosophischen Gesellschaft geführt, aber Mrs. Besant, die um seine medialen Fähigkeiten wußte und sich weigerte, an die gegen ihn erhobenen Vorwürfe zu glauben, hatte ihn wieder in die Gesellschaft aufgenommen, sobald sie Präsidentin geworden war. Leadbeater nahm schon bald eine sehr hohe Stellung in der Hierarchie der Gesellschaft ein.

Naraniah nahm im Jahre 1908 seinen Abschied aus dem Staatsdienst. Seine kleine Pension von 125 Rupien pro Monat machte es ihm unmöglich, seine große Familie zu ernähren, denn er mußte

außer für seine eigenen Söhne auch noch für seine Schwester und seine Neffen sorgen. Er war der Theosophischen Gesellschaft im Jahre 1882 beigetreten, und nun schrieb er an Annie Besant und bat um eine Stellung in Adyar. Sie wies ihn zunächst ab, denn sie war sich darüber im klaren, daß seine große Familie ein Problem für die geruhige, stille Atmosphäre auf dem Campus der Gesellschaft darstellen würde. Aber Naraniah blieb hartnäckig, und bald arbeitete er in Adyar als Hilfssekretär in der Esoterischen Abteilung (E.S.). Er mietete ein winziges Haus außerhalb des Adyar-Geländes, in dem seine Schwester den Haushalt führte.

Krishna und sein Bruder Nitya mußten jeden Tag zu Fuß zur Schule nach Mylapore gehen, wo Krishna für seine Unaufmerksamkeit wiederholt schwer bestraft wurde. Er war weiterhin zerstreut und desinteressiert, und sein Lehrer betrachtete ihn als halb schwachsinnig. Aber Krishnamurtis Tante mochte den weltfremden Jungen mit den verträumten Augen ganz besonders gern, und da sie spürte, daß er eine eigene Weisheit entwickelte, nannte sie ihn Dronachari, nach Drona, dem Guru der Pandavas und Kauravas im Mahabharata-Epos. Naraniahs Söhne gingen oft an den Strand von Adyar, um im Meer zu baden; dort fielen sie Leadbeater zum erstenmal auf. Im Jahre 1899 hatten Mrs. Besants Diskurse in Adyar »Avataras« zum Thema. 1908, während ihrer »Wirbelwindtournee« durch die Vereinigten Staaten sprach sie unaufhörlich von der bevorstehenden Ankunft des Weltlehrers. Tagelang beobachtete Leadbeater den jungen Krishnamurti und wurde sich zunehmend der Ausstrahlung dieses Jungen und seiner einzigartigen Aura bewußt, die frei von jeglicher Selbstsucht zu sein schien. Eines Abends, als er von seinem üblichen Bad im Meer zurückkam, sagte Mr. Leadbeater zu Ernest Wood, einem jungen Mann, der ihm bei seinen okkulten Studien half, einer der Jungen - Krishnamurti - habe eine bemerkenswerte Aura. Wood zeigte sich überrascht; er kannte die Jungen, und Krishnamurti war ganz gewiß nicht einer der hellsten Köpfe. Aber Mr. Leadbeater blieb dabei, daß es Krishnamurti sei, der eines Tages ein spiritueller Lehrer und großer Redner werden würde. Wood fragte: »Wie groß? So groß wie Mrs. Besant?« Leadbeater soll geantwortet haben: »Viel größer.« 4 In seiner Autobiographie beschrieb Krishnamurti sein Zusammentreffen mit Leadbeater, der höchstwahrscheinlich der erste Europäer war, den er in seinem Leben traf:

Als wir nach Adyar kamen, lebten wir zuerst in einem Haus in der Nähe der neuen Druckerpresse. Jeden Tag gingen wir zu Fuß zur Mylapore Highschool. In den frühen Morgenstunden und an den Abenden machten wir unsere Schulaufgaben. Nach einiger Zeit begannen wir, regelmäßig mit einigen anderen Jungen aus der Nachbarschaft im Meer zu baden. Bei einer dieser Gelegenheiten, es war im Jahre 1909, trafen wir zum erstenmal meinen lieben Freund und älteren Bruder C. Leadbeater. Dieses Zusammentreffen ergab sich ganz zufällig. So wie ich mich erinnere, war er (Leadbeater) mit Mr. Van Manen und einigen anderen hinunter zum Strand gegangen, um im Meer zu baden. Ich erinnere mich nicht an eine bestimmte Unterhaltung, besonders da ich nicht gut Englisch sprach. Danach trafen wir uns sehr oft, und manchmal lud er uns in sein Haus oder, besser gesagt, seinen Bungalow ein. Er lebte damals im sogenannten Flußbungalow.

Als ich ihn zum erstenmal in seinem Zimmer besuchte, hatte ich große Angst, denn die meisten indischen Jungen haben Angst vor Europäern. Ich weiß nicht, auf welche Weise diese Angst erzeugt wird, aber einer der Gründe scheint aus der Zeit herzurühren, da noch sehr viel politische Hetze im Gange war und unsere Befürchtungen und Ängste durch das Geschwätz über uns aufgerührt wurden. Ich muß auch sagen, daß die Europäer in Indien alles andere als freundlich zu uns sind, und ich habe viele Akte der Grausamkeit gesehen, die uns verbittert werden ließen. Ich wünschte, die Engländer in Indien würden verstehen, daß indische Jungen ihr Land ebenso lieben wie die Engländer das ihre und daß jede Beleidigung sie ebenso schmerzt, ganz gleich, ob sie beabsichtigt oder unbeabsichtigt ist. Deshalb war es für uns eine große Überraschung zu sehen, wie anders der Engländer war, der gleichzeitig auch Theosoph war. Schon bald entstand eine tiefe Freundschaft zwischen uns. Mr. Leadbeater half uns regelmäßig bei unseren Lektionen. Einige Zeit später kam Mr. R.B. Clark, ein junger Ingenieur, nach Adyar. Man holte von meinem Vater die Erlaubnis ein, daß mein Bruder Nitya und ich die Schule verlassen und künftig in Adyar von Mr. Leadbeater und Mr. Clark unterrichtet werden durften. Bald machten wir größere Fortschritte als je zuvor. Unser Leben begann in geregelten Bahnen zu verlaufen. Früh am Morgen gingen wir hinunter zu Mr. Leadbeaters Bungalow, studierten bis zum Frühstück, das wir zu Hause einnahmen, und kehrten dann zu ihm zurück. Nachmittags spielten wir Tennis oder gingen zum

Meer, um schwimmen zu lernen. Mein Vater war sehr erfreut über unsere Fortschritte, und so wurde am 14. August beschlossen, daß wir nicht mehr zur Schule gehen sollten.

Krishnamurti war Leadbeater zu einem Zeitpunkt aufgefallen, als der Engländer sich gerade intensiv der Erforschung der früheren Leben der Menschen seiner Umgebung widmete. Schon bald begann er, die früheren Inkarnationen Krishnamurtis zu durchleuchten. Das Resultat dieses räuberischen Eindringens in Krishnas okkulte Vergangenheit wurde später unter dem Titel *Die Leben von Alcyone* veröffentlicht. Der Name Alcyon war von »Halcyon«, dem Namen des hellsten Sterns der Plejaden abgeleitet. Diese Untersuchungen enthüllten ein strahlendes Kaleidoskop früherer Leben, in denen Krishna unter anderem ein Jünger Buddhas gewesen war. In anderen Leben hatte er mit seinem Mitgefühl und seiner Weisheit viele Menschen geheilt und hatte vielen auf den Weg zu ihrem inneren Licht geholfen. Zu dem Zeitpunkt, als die Jungen von Leadbeater entdeckt wurden, waren ihre Köpfe vorne kahlgeschoren (wie es damals in Südindien Sitte war). Krishnamurti hatte langes Haar, das ihm bis zu den Knien reichte. Er war dünn und wirkte fast unterernährt. Bald nachdem die beiden ihre Studien in Adyar begonnen hatten, veränderte sich ihr Leben sehr stark. Zunächst wurden die strengen Kastenvorschriften bezüglich der Nahrung noch beibehalten, aber sie wurden nach und nach gelockert, als Leadbeater ungeduldig zu werden begann und die Jungen allmählich dem Einfluß ihres Vaters zu entziehen suchte. Naraniah begann jedoch Schwierigkeiten zu machen. Daraufhin schrieb Leadbeater umgehend einen Brief an Mrs. Besant, in dem er behauptete, der Mann habe seinen Verstand verloren und sei unter den Einfluß »der Schwarzen« geraten. Zu diesem Zeitpunkt »empfing« Leadbeater Instruktionen von Meister Koot Hoomi. Die Botschaft lautete:

Sie haben lange in der Hölle gelebt; versuche, ihnen etwas vom Paradies zu zeigen. Ich will, daß ihre jetzigen Lebensbedingungen das genaue Gegenteil ihrer vorhergehenden sind. Ich will, daß sie anstelle von Feindschaft, Mißtrauen, Elend, Schmutz, Unregelmäßigkeit und Nachlässigkeit von einer Atmosphäre der Liebe, des Glücks und des Vertrauens umgeben sind; daß sie in geordneten Verhältnissen, völliger körperlicher Sauberkeit und geistiger Reinheit aufwachsen... Achte darauf, daß sie sich so oft wie möglich in deiner und Annies Aura aufhalten, so daß sie vor bösen und fleischlichen Gedanken geschützt sind... Ich will, daß du sie zivilisierst, daß du ihnen bebringst, mit Löffeln und Gabeln zu essen, Nagel- und Zahnbürsten zu benutzen, mit Leichtigkeit auf Stühlen zu sitzen, anstatt am Boden zu kriechen, und in Betten zu schlafen, anstatt in einer Ecke, wie ein Hund.

Es ist schwer vorstellbar, daß ein Meister der Weisheit-der außerdem ein Kashmiri-Brahmane war-diesen Brief geschrieben haben sollte, in dem es von kolonialen Untertönen und offensichtlich viktorianischen Vorurteilen nur so wimmelt. Die Verachtung und Geringschätzung, mit der die in Indien lebenden Briten die indische Kultur und die indischen Lebensgewohnheiten betrachteten, wird in diesem Brief deutlich. Er wurde zu einer Zeit geschrieben, in der jeder südindische Mann, jede Frau und jedes Kind, ganz gleich, ob arm oder reich, auf Matten am Boden saßen oder schliefen und die Gemeinschaft der Familie Wärme und ein Gefühl von Zugehörigkeit erzeugte, das im Westen selten anzutreffen war. Ebenso ist es schwer vorstellbar, daß die Brüder schmutzig waren. Als Brahmanen müssen sie mehrmals am Tag gebadet haben. Ein rituelles Bad, dem ein Ölbad vorausging, gehörte zu einem von Brahmanen streng beachteten Brauch. Die Zähne wurden regelmäßig mit dem Zweig eines Neem-Baumes gesäubert, vielleicht das beste Desinfektionsmittel, das existiert; auch das tägliche Waschen der Kleider muß damals in einem Brahmanenhaushalt üblich gewesen sein.

In der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts wurde der Inder von den britischen Kolonialherren als notwendiger Teil der Landschaft betrachtet-von dem man am besten genügend Abstand hielt, den man bestenfalls tolerierte, aber unter keinen Umständen zu Vertraulichkeiten ermutigte. Die meisten Beziehungen zu Indern waren von einer gewissen Herablassung geprägt. In diesem Milieu lebte der junge Krishna -in einer Brahmanenfamilie, die jedoch in der offiziellen Hierarchie sehr niedrig stand -, als er von einem exzentrischen britischen Mystiker in einem Aufblitzen höherer Eingebung als ein außergewöhnliches Wesen und als auserwähltes Vehikel für die Ankunft des Bodhisattva Maitreya erkannt wurde.

Krishna und Nitya wurden aus der Enge ihres winzigen Hauses in die Großzügigkeit und Weitläufigkeit des Hauptquartiers der Theosophischen Gesellschaft verpflanzt und dort von C.W.L., einem bärtigen, ehrwürdig aussehenden Mann, übernommen, der in einer esoterischen Sprache von erleuchteten Meistern und Eingeweihten, von früheren Leben und wunderbaren Inkarnationen sprach. Mit seiner außergewöhnlich feinen Wahrnehmungsfähigkeit, in einem erwartungsvollen Zustand gehalten, berührte Krishna möglicherweise tatsächlich verborgene Schätze des kollektiven Unbewußten. Sein brahmanischer Hintergrund mit seiner Bilderwelt bildete die Verankerung für die Vorstellungsinhalte der Theosophischen Gesellschaft. Gedankenformen und visuelle Vorstellungen, die in der Atmosphäre von Adyar kreisten und mit okkulten Wahrheiten und Illusionen aufgeladen waren, wurden dem jungen Neophyten eingeprägt. So wie der junge Krishna im Hause seiner frommen Mutter Visionen des göttlichen Kindes Krishna gehabt hatte, so sah er nun die Meister, den Buddha und Sanat Kumar - den lächelnden, strahlenden jungen Mann -, der an der Spitze der Hierarchie der Theosophischen Gesellschaft stand. Die esoterischen Kräfte, falls sie existierten, und ganz gewiß Leadbeater brauchten als ihr Vehikel einen Brahmanenkörper mit seinem Erbe der Sensitivität, des Vegetarismus und der Reinlichkeit, mit einem Gehirn, das die jahrhundertealten religiösen Prägungen trug, die Feinheit und Wahrnehmungsfähigkeit, die notwendig sind, um in die Zwischenräume von Geist und Materie einzudringen, mit der Fähigkeit, die ungeheuren Energien aufzunehmen, die zu halten es fähig sein mußte.

Ironischerweise wurde, nachdem Krishna und Nitya in den Schoß der theosophischen Gemeinde aufgenommen worden waren, alles versucht, um die beiden von ihrem indischen Hintergrund zu entfremden - ihnen alles Indische abzuerziehen. Es ist fast sicher, daß Krishnamurtis Mentoren beschlossen, daß er und sein Bruder nur Englisch sprechen sollten, so daß sie ihren melodiosen Telugu-Dialekt langsam vergaßen; die *Veden* und die Hymnen, die sie in ihrer Kindheit gelernt hatten, verblaßten allmählich. Ihr Haar wurde geschnitten und in der Mitte gescheitelt. Man lehrte sie, einwandfrei Englisch zu sprechen, mit Messer und Gabel zu essen und ihre Ellbogen nahe am Körper zu halten, wenn sie die Gabel zum Munde führten; westliche Kleidung auf natürliche Art und Weise zu tragen; darauf zu achten, daß ihre Hosen stets eine korrekte Bügelfalte hatten, und ihre Schuhe zu polieren, bis sie glänzten. Man lehrte sie, auf englische Art zu baden.

»Die Jungen mußten englische Gentlemen werden, weil englische Gentlemen in Leadbeaters Evolutionsschema die Krönung der menschlichen Entwicklung darstellten. Glücklicherweise hinterließ die äußere Erziehung keine Spuren in ihrem Bewußtsein, das davon unberührt blieb.

Vielleicht war es gut, daß der Junge, der dazu bestimmt war, dereinst als Weltlehrer die gesamte Erde zu bereisen, von allen Konditionierungen seiner Herkunft befreit wurde. Damit er seine Bestimmung erfüllen konnte, durften ihn keine Begrenzungen oder kulturelle Schranken einengen.

Laut C.C. Jinarajadasa, dem späteren Präsidenten der Theosophischen Gesellschaft, war die Erziehung sehr streng reglementiert. Die Mahlzeiten, der Unterricht und die Freizeit waren nach einem genauen Stundenplan geregelt, der dazu dienen sollte, den Jungen ein Bewußtsein für Zeitabläufe und äußere Umstände zu vermitteln. Fahrradfahren wurde nicht zum Spaß betrieben, sondern sollte ihr Selbstvertrauen und Durchhaltevermögen schulen. Einmal mußten sie nach Chingelpet und zurück radeln - eine Strecke von insgesamt vierundsechzig Meilen. Um sie Furchtlosigkeit zu lehren, las Leadbeater ihnen grausige Geistergeschichten vor.

Als Krishnamurti uns fünfundsiebzig Jahre später aus dieser Periode seines Lebens erzählte, sagte er über den jungen Krishna und seine Beziehung zu Leadbeater: »Der Junge sagte stets, ich tue, was immer du willst! Da war ein Element von Unterwürfigkeit, von Gehorsam. Der Junge war unbestimmt, unsicher, unklar, es schien ihn nicht zu kümmern, was geschah. Er war wie ein Gefäß mit einem großen Loch; was man auch hineingab, floß hindurch, nichts blieb haften.« Sie nannten ihn »das Vehikel«, was er ohne zu fragen akzeptierte. In ihm war kein Widerstand, kein Zweifel, kein Fragen. Krishnamurti sprach auch von den medialen Kräften des Jungen. Er konnte lesen, was in einem geschlossenen Brief stand, konnte Gedanken lesen, konnte sehen. Aber er schien sich der Bedeutung dieser Fähigkeit zur außersinnlichen Wahrnehmung gänzlich unbewußt zu sein; sie war ihm völlig gleichgültig.

Die Meister hatten Mrs. Besant und Leadbeater angewiesen, den Körper Krishnamurtis zwei Jahre lang zu schützen, um ihn so auf die Manifestation vorzubereiten. Es wurde alles getan, um dies sicherzustellen. Krishnaji sagte später, daß Leadbeater und andere die äußeren Bedingungen vorgaben, unter denen sein Leben verlief, aber keinen Versuch machten, seine Psyche zu beein-

flussen oder seinen Verstand zu formen, denn sie waren der Meinung, daß »der Herr ihn vorbereiten werde«. Leadbeater war oft ungeduldig mit Krishna - die Unbestimmtheit des Jungen irritierte ihn, besonders Krishnas Angewohnheit, mit offenem Mund dazustehen. Einmal schlug er Krishna hart auf das Kinn, um ihn zu zwingen, den Mund zu schließen. Krishnaji sagte später einmal, dieser Akt der Gewalt habe die Beziehung zwischen ihm und Leadbeater zerbrochen.

Kurz vor Mrs. Besants Rückkehr nach Indien begann auf Anweisung der Meister Krishnas Probezeit. Als sie im November 1909 in Madras eintraf, sah sie neben Leadbeater einen »eifrigen Jungen mit großen Augen« stehen, der schüchtern vortrat, um ihr eine Girlande umzuhängen. Leadbeater sagte: »Das ist unser Krishna.«⁹ Nach Mrs. Besants Ankunft wurde allmählich ein Schutzwall um den Jungen errichtet. Man stellte eine besondere Gruppe von Jungen zusammen, die mit ihm spielen durften; niemand durfte auf seinem Stuhl sitzen oder seinen Tennisschläger benutzen. Was auch immer er tat, wurde genau überwacht. Um sicherzustellen, daß Naraniah sich nicht in die Erziehung einmischen würde, kam bald eine Botschaft von den Meistern, in der es hieß, die Jungen sollten sich so selten wie möglich im Hause ihres Vaters aufhalten. Mrs. Besant setzte durch, daß der Vater ihr die Erziehungsberechtigung für die Jungen übertrug, und bald darauf hörten die Besuche der Buben in Naraniahs Haus ganz auf. Während Mrs. Besant sich in Adyar aufhielt, traf sie sich täglich mit Krishna. In dieser Zeit wurde die Saat für ihre Beziehung, die auf Liebe und unendlichem Vertrauen beruhte, gesät. Leadbeater behauptete, er habe Krishna in den Monaten vor Annie Besants Rückkehr nach Indien jede Nacht mit auf die Astralebene genommen, damit er Anweisungen von den Meistern empfangen könne.

Der Junge war mit der esoterischen Welt der Gesellschaft, so wie sie von Leadbeater gesehen und verkörpert wurde, und mit dessen Art und Weise, über okkulte Phänomene zu sprechen, in Berührung gekommen. Porträts der Mahatmas und Meister hingen im Andachtsraum, der Meditationshalle der esoterischen Abteilung. Krishna nahm Gesichter und Namen in sich auf, er verschmolz und wuchs mit dieser ihn täglich umgebenden Realität.

Mrs. Besant traf Krishna zum ersten Mal am 27. November 1909. Am 5. Dezember wurde er in die esoterische Abteilung der Theosophischen Gesellschaft aufgenommen. Kurz darauf verließ Annie Besant Adyar, um nach Varenasi zu reisen.

Kapitel 3: Der Traum: »Bist Du es, Herr?«

Was zog Mrs. Besant zu diesem Zeitpunkt-einem so wichtigen Moment ihres Lebens-nach Varanasi? Warum war sie zum Zeitpunkt der ersten Einweihung nicht in Adyar? Stand sie selbst unter der Führung von Mystikern und Weisen; wollte sie sich bei der okkulten Hierarchie über Krishnarnurtis Bestimmung vergewissern? Oder mußte sie yogische Einweihungen durchlaufen, um in der Lage zu sein, das Kind zu beschützen, das einst zum Weltlehrer werden sollte?

Mehr als sieben Jahre später sprach ich mit Gelehrten und Brahmanen-Pandits aus Varanasi und erfuhr, daß Mrs. Besant zu jener Zeit mit Swami Vishudhanand und seinem Schüler Gopinath Kaviraj in Verbindung gestanden hatte. Swami Vishudhanand war ein berühmter Tantriker, der viele *Siddhis* und magische Kräfte besaß. Er selbst stand angeblich in direkter Verbindung zu einem Geheimkult, einer Geheimlehre aus Tibet. Ursprünglich aus Indien stammend, war diese Lehre in ihrer reinen Form in einem spirituellen Zentrum jenseits des Mansarovar-Sees in Tibet erhalten geblieben. Es hieß, in diesem Zentrum sammelten sich viele große Weise und Bodhisattvas -- und zwar nicht in ihrer physischen Gestalt, sondern als Energieformen. Eine ihrer bestgehüteten Lehren, die nur mündlich weitergegeben wurde, befähigte sich mit dem ewigen Kreislauf der Zeit -mit Yoga oder Kundalini-Praktiken und mit der Übertragung von Bewußtsein. Diese Art des Yoga, die auch große Gefahren in sich barg, war in Indien lange vor der Zeit Buddhas und seiner Lehre entwickelt worden. Später verschwand sie aus Indien, überdauerte aber unter den Eingeweihten in jenem spirituellen Zentrum in Tibet.

Es ist möglich, daß Mrs. Besant durch Swami Vishudhanand etwas über die »Umkehrung« oder Übertragung von Bewußtsein und die enge Verknüpfung dieser Techniken mit dem *Kundalini-Yoga* erfuhr. Pandit Jagannath Upadhyaya aus Varanasi, der eine Abschrift des Originaltextes des *Kalu Chakra Tantra* entdeckt und untersucht hatte, erwähnte Krishnaji gegenüber, Pandit Gopinath

Kaviraj habe behauptet, ein Großteil des geheimen Wissens der Theosophischen Gesellschaft beruhe auf dieser Geheimlehre. Er erzählte Krishnaji außerdem, daß Swami Vishudhanand und Gopinath Kaviraj in den frühen zwanziger Jahren mit Mrs. Besant über das unmittelbar bevorstehende Erscheinen des Bodhisattva Maitreya und Tiber seine Manifestation in einem menschlichen Körper gesprochen hatten und daß der Swami ihr gegenüber erwähnt habe, der für diese Manifestation auserwählte Mensch sei Krishnamurti. Krishnajis Antwort kam schnell: »Maitreya kann sich nicht manifestieren, das wäre so, als würde sich der Himmel manifestieren. Es ist die Lehre, die sich manifestiert.«

Am nächsten Tag, als sie über das gleiche Thema sprachen, sah Krishnamurti wie in einem Filmriß vor seinem geistigen Auge plötzlich ein Bild. Er sagte: »Amma (A. B.) besuchte den Kaviraj zu Pferd«. 1 Als ich das hörte, wurde ich neugierig. Die Vision einer Mrs. Besant, die Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts auf einem weißen Roß durch die engen Straßen Varanasis ritt, um *Saddhus*, Bettelmönche, aufzusuchen, glich reiner Magie. Auf meine weiteren Fragen erfuhr ich, daß Mrs. Besant sehr gerne geritten war, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie damals zu ihren Treffen mit den Gurus von Varanasi ritt. All dies wirft ein neues Licht auf die Art und Weise, in der viele geheime Erkenntnisse und Lehren Eingang in die esoterische Abteilung der Theosophischen Gesellschaft fanden. Möglicherweise beruhte Mrs. Besants unerschütterlicher Glaube an die Prophezeiung, daß der Bodhisattva Maitreya sich durch den Körper Krishnamurtis manifestieren würde, auf diesen frühen Kontakten mit den Gurus von Varanasi und deren Verbindung zur okkulten Hierarchie. Leadbeater, der ganz offensichtlich mediale Kräfte besaß, war sehr stark durch die westliche okkulte Symbolik geprägt und vorbelastet; die Quellen, aus denen die indischen Strömungen in die okkulte Welt der Theosophie einfließen, können nur der indischen oder tibetischen Tradition entsprungen sein.

Drei Wochen nachdem Krishna in die esoterische Abteilung aufgenommen worden war, telegrafierte Leadbeater an Mrs. Besant, daß Meister Koot Hoomi den Jungen als Schüler akzeptiert hatte. Nur fünf Monate waren vergangen, seit der Junge Krishna Leadbeater zum ersten Mal aufgefallen war.

In einem sehr schönen Brief beschrieb Krishna Mrs. Besant die Aufnahmezeremonie, die am 3. Januar 1910 stattfand:

Meine liebe Mutter,

es war sehr schön. Als wir zum Hause unseres Meisters kamen, fanden wir ihn und den Meister Morya Djwal Kul ins Gespräch vertieft vor. Sie sprachen sehr liebevoll. Wir verneigten uns, und der Meister zog mich auf seinen Schoß. Er fragte mich, ob ich bereit sei, mich selbst vollkommen zu vergessen und keine selbstsüchtigen Wünsche zu hegen, sondern nur daran zu denken, wie ich der Welt dienen könne. Ich sagte zu ihm, ich sei bereit und wolle eines Tages so werden wie er. Dann küßte er mich und hielt seine Hand über mich, und es war, als würde ich irgendwie ein Teil von ihm. Ich fühlte mich ganz anders als sonst und sehr, sehr glücklich, und dieses Gefühl ist seither nicht mehr von mir gegangen. Dann segneten mich alle drei, und wir verließen den Raum. Aber am nächsten Morgen in der Andachtshalle, als ich ihm noch einmal dankte, spürte ich wieder seine Hand fest auf meinem Kopf, wie am Abend zuvor.

Ich bin bis jetzt 254 Meilen geritten, und ich genieße die Ausritte sehr. Wann wirst Du wieder bei uns sein? Ich schicke Dir täglich viele Male ganz viel Liebe.

Dein Dich liebender Sohn
Krishna

Die Probezeit war kurz, und bald ereigneten sich ungewöhnliche Dinge. Ein berühmter Astrologe, G.E. Sutcliff, hatte eine sehr ungewöhnliche Planetenkonstellation für den 11. Januar vorausgesagt. Telegramme gingen zwischen Leadbeater und Mrs. Besant hin und her, und schließlich teilte man ihr mit, daß die erste Einweihung Krishnas in der Nacht vom 11. auf den 12. Januar stattfinden sollte. Mrs. Besant konnte nicht anwesend sein, aber sie gab Anweisung, daß die Türen der Andachtshalle der esoterischen Abteilung und der Veranda, die zu ihrem Zimmer führte, geschlossen werden sollten, und daß Krishna und Leadbeater sich während dieses Moments in ihrem [Mrs. Besants] Zimmer aufhalten sollten.

Es hieß später, Krishna und Leadbeater hätten während zweier Nächte und eines Tages ihre Körper verlassen und seien nur gelegentlich zurückgekehrt, um Nahrung zu sich zu nehmen. Krishna lag auf Mrs. Besants Bett, Leadbeater auf dem Fußboden. Am 12. Januar kamen sie aus dem Zimmer und wurden von einigen älteren Mitgliedern der Gesellschaft empfangen, darunter Krishnas Vater Naraniah und sein Bruder Nitya. Krishna schrieb sofort an Mrs. Besant und berichtete ihr von den mysteriösen Ereignissen.

Als ich in der ersten Nacht meinen Körper verließ, begab ich mich sofort zum Haus des Meisters, und ich fand ihn dort, zusammen mit Meister Morya und dem Meister Djwal Kul. Der Meister sprach sehr lange und liebevoll mit mir. Er erklärte mir alles über die Einweihung und was ich zu tun hätte. Dann gingen wir alle gemeinsam zum Hause des Maitreya, wo ich schon einmal gewesen war, und fanden dort viele Meister versammelt - den venetianischen Meister, den Meister Jesus, den Grafen, den Meister Serapis, den Meister Hilarion und die beiden Meister Morya und K. H. Der Maitreya saß in der Mitte; die anderen standen im Halbkreis um ihn herum. (An dieser Stelle hatte Krishna eine Zeichnung eingefügt, um die Positionen der einzelnen Mitglieder der versammelten Bruderschaft zu illustrieren). Dann nahm der Meister meine rechte Hand und der Meister Djwal Kul meine linke, und sie führten mich vor den Maitreya. Du [Mrs. Besant] und der Onkel [Leadbeater] wart direkt hinter mir. Der Herr lächelte mir zu, aber er sagte zum Meister: »Wer ist dieser Junge, den ihr hier zu mir bringt?« Der Meister antwortete: »Dies ist ein Aspirant für die Aufnahme in die große Bruderschaft.«

(Die versammelten Meister stimmten seiner Aufnahme in die Bruderschaft zu).

Dann wendete sich der Herr von mir ab und rief in Richtung Shamballas: »Tue ich dies, oh Herr des Lebens und des Lichtes, in deinem Namen und für dich?« Und in diesem Moment blitzte der große Silberstern über seinem Kopf auf, und zu beiden Seiten des Sterns sah man eine Gestalt in der Luft - die eine war Gautama Buddha, die andere Mahachohan. Der Maitreya wandte sich wieder um und nannte mich beim wahren Namen meines Egos. Er legte seine Hand auf meinen Kopf und sagte: »Im Namen des einen Urhebers, dessen Stern über uns scheint, nehme ich dich in die Bruderschaft des ewigen Lebens auf.« [Am nächsten Abend wurden sie zu Sanat Kumara geführt].

...denn er ist ein Junge, nicht viel älter als ich, aber der schönste, den ich je gesehen habe, ganz strahlend und herrlich, und wenn er lächelt, strahlt er wie die Sonne. Er ist stark wie das Meer, so daß nichts ihm auch nur für einen Augenblick widerstehen kann, und doch ist er nichts als Liebe, so daß ich nicht im geringsten Angst vor ihm hatte.

Mrs. Besants Antwort auf Krishnas Bericht ist nicht mehr auffindbar, aber sie schrieb in flammenden Worten an Leadbeater und bestätigte das Ereignis. Der Briefwechsel zwischen Mrs. Besant und Krishna offenbart ihre große Liebe und Fürsorge für das Kind. Ihre Worte fliegen wie auf Flügeln zu ihm hin:

31. März 1910,

Mein geliebter Krishna, gesegneter kleiner Sohn, ich frage mich, ob Du mich bei der Morgenmeditation siehst oder spürst, wenn ich Dich besuche. Auf der Astralebene spürst Du meine Gegenwart, aber kannst Du sie auch auf der physischen Ebene wahrnehmen? Viele Male am Tag schicke ich Dir eine Gedankenform, die ihre Flügel um Dich breiten soll.

In Kalkutta war ein großes Treffen für die Tiere, und ich erzählte den Menschen von dem Rotkehlchen, das versuchte, den Nagel aus der Hand Jesu zu ziehen, als er am Kreuz hing. Das ist kein Faktum, sondern eine echte V4'ahrheit, wie die Legende von Shri Raina, der die Eichhörnchen streichelte. die schöne Streifen bekamen [sic]. Einmal, in Sarnath, wo der Buddha seine erste Predigt hielt, schaute ich zurück, um es zu sehen, und ein kleines Reh kam heran und legte seinen Kopf in seine Hand. Der Herr war nichts als Liebe, und deshalb hatten die Tiere keine Angst vor ihm.

Sag dem lieben Nitya, daß ich ihm jeden Morgen einen Kuß auf seinen lieben kleinen Kopf gebe und auch ihm eine Gedankenform schicke. Du weißt, daß ich Dich sehr liebe, mein Krishna. Immer.

Deine Dich liebende Mutter.

Krishna antwortete am 5. April 1910:

Natürlich erinnert sich auch mein physisches Gedächtnis daran. wenn Du Deine Arme um mich legst, denn ich versuche, ein allumfassendes Bewußtsein zu erlangen. Aber ich bin dessen noch nicht ganz sicher. Ich arbeite die ganze Zeit auf das hin, was für den zweiten Schritt notwendig ist, aber es braucht seine Zeit. Ich glaube, in mir ist wenig Zweifel oder Aberglaube, aber es ist sehr schwer, die Illusion des Selbst hinter sich zu lassen. Aber ich werde es schaffen. Ich weiß noch nicht genau wie. aber irgendwie wird es gelingen. Ich habe *Children of the Motherland* gelesen, und innerhalb der nächsten drei Tage werden wir *The Store of the Grant War* beenden. Ich habe die Geschichten über Das *Rotkehlchen* und das *Eichhörnchen* gehört, aber ich habe nie ein Rotkehlchen gesehen. Ich war vor 1250 Jahren zum letzten Mal in Saranath, aber ich hoffe. auch in diesem Leben wieder einmal dorthin zu kommen. Es gab dort eine große, graue Säule mit einem Löwen darauf. um die mehrere kleine Säulen im Halbkreis angeordnet waren. Wann wirst Du wieder bei uns sein? Ich schicke Dir jeden Tag ganz viel Liebe.

Dein dich liebender Sohn Krishna

Eine Fotografie, die direkt nach der ersten Einweihung Krishnas, fünf Monate nach seiner »Entdeckung« durch Leadbeater, aufgenommen worden war, zeigt den jungen *Brahmacharin* in einen Angavastram gehüllt. Man sieht ein zerbrechlich wirkendes Gesicht, in dem sich aber doch schon eine Ahnung großer Kraft und Stärke andeutet. Im Profil hängt sein Haar gerade bis zu den Schultern herab, seine Augen spiegeln *Akash*, grenzenlosen Raum und Klang wider. Der Mund ist leicht geöffnet, weder lächelnd, noch verkniffen; ein zarter Mangoschößling, der nicht vom eigenen Willen, sondern nur von der Lebensenergie bewegt wurde, ein wehrloses Gesicht, völlig ohne Arglist: »Aus den Wassern geboren, die erste Kraft - wie in den Bäumen des Waldes der erste Saft.«

Viele Biographen beschreiben Krishnamurti zum Zeitpunkt seiner Entdeckung durch Leadbeater als zurückgeblieben, halb schwachsinnig, schmutzig, ungepflegt, und heben nur seine großen Augen als bemerkenswert hervor. Erstaunlicherweise findet man nirgends eine Bemerkung über seine atemberaubende Schönheit.

Im September 1910 nahm Mrs. Besant nach einem Besuch in Adyar die beiden Jungen mit nach Varanasi. Von dort aus schrieb Krishna nach Adyar, man möge ihm seine Aufzeichnungen schicken, [die er in Adyar geführt haben soll], die später die Grundlage für sein erstes Buch *At the Feet of the Master* bildeten. Das Erscheinen dieses Buches löste eine heftige Kontroverse aus. Ein besonderes, in blaues Leder gebundenes und mit einer persönlichen Widmung Krishnas versehenes Exemplar, das für Meister Koot Homi bestimmt war, verschwand über Nacht auf mysteriöse Weise von seinem Platz unter Krishnas Kissen.

Das Buch verkaufte sich ausgezeichnet. Krishnas Englisch war zu jener Zeit noch recht unbeholfen, und viele Kritiker behaupteten, in Wirklichkeit stamme das Buch, in dem sich in einer klaren Sprache theosophische Lehren mit bestimmten fundamentalen hinduistischen Philosophien verbanden, aus der Feder Leadbeaters.

Falls Krishna unter der Führung Koot Homis tatsächlich die dem Inhalt des Buches zugrunde liegenden Notizen und Aufzeichnungen geschrieben hat, so bestehen doch kaum Zweifel, daß die endgültige Version Leadbeaters »Handschrift« trug. Krishna selbst soll auf Fragen seines Vaters gesagt haben, er sei nicht der Autor des Buches.

Etwa fünfzig Jahre später befragte der Physiker George Sudarshan Krishnaji über den Autor von *At the Feet of the Master*. Krishnaji antwortete: »Der Mann, der das Buch schrieb, existiert nicht mehr.« Er weigerte sich, auch nur ein weiteres Wort darüber zu verlieren.

Im Jahre 1911 reiste Mrs. Besant mit ihren beiden Schützlingen nach England. Ihre alten Freunde und Bewunderer in Indien hatten sich sehr kritisch über das, was sie als »das ganze Messias-Geschäft« bezeichneten, geäußert. *The Hindu*, eine einflußreiche, in Madras erscheinende Tageszeitung, griff sie unermüdlich an, und bald protestierten viele Mitglieder der Theosophischen

Gesellschaft aus ganz Indien, darunter einige ihrer engsten Freunde, offen gegen den Kult, den sie mit »dem kleinen Hindujungen, den sie Alcyone nennt«, trieb. Trotz des Spottes, offener Anfeindung und dem Austritt einiger prominenter Mitglieder aus der Gesellschaft stand Mrs. Besant wie ein Fels in der Brandung. Ihr Glaube an die Botschaft der Meister, Krishna sei das auserwählte Vehikel für den Maitreya Buddha, war unerschütterlich.

Vor der Reise nach England ließ Mrs. Besant bei den besten Schneidern Bombays eine komplette westliche Garderobe für die beiden Jungen anfertigen. Als sie an der *Charing Cross Station* von einer Abordnung von Theosophen empfangen wurden, trug Krishna eine Norfolkjacke mit passenden Hosen.

Mrs. Besant brachte die Jungen zum Hause ihrer Freundin Miss Bright, wo die beiden während ihres Aufenthaltes wohnen sollten. In ihrem Buch *Old Memories of Annie Besant* beschreibt Esther Bright die beiden indischen Schützlinge Mrs. Besants:

A.B. brachte ihre beiden jungen indischen Schützlinge, die Brüder Krishnamurti und Nityanandam, in unser Haus. Sie wohnten während ihres Aufenthaltes bei uns. Es war interessant, ihre Reaktionen auf unseren westlichen Lebensstil zu beobachten. - Sie waren sehr scheu und zurückhaltend und zeigten doch ein lebhaftes, waches Interesse an den Vorgängen in unserer seltsamen westlichen Welt. Oft betrachteten sie uns auch mit sehr kritischen Augen! Besonders, wenn es um Reis ging! »Ich glaube nicht, daß Miss Bright wirklich versteht«, sagte Nitya einmal mit ernstem Gesicht, »wie gerne wir Reis mögen.« Er war ein lebenswerter kleiner Bursche mit einem so ernstem Gesicht und kühnen, freundlichen, fragenden Augen; ein feiner, großartiger Charakter in diesem kleinen, indischen Körper. A. B. verehrte diese Jungen und gab ihnen all die Zuneigung und liebende Fürsorge, deren sie fähig war. Es war schön, sie zusammen zu sehen ...9

Für kurze Zeit von Krishna getrennt, schrieb Mrs. Besant am 29. November 1911:

Ich schicke Dir große Wellen der Liebe, solche wie die, die beim Öffnen der Barre hereinströmen; aber diese werfen Dich nicht um, sondern umschließen und beschützen sanft den kostbaren Körper, in den der Herr einziehen wird. Ich liebe meinen kleinen Krishna, das Ego, das ich so viele Jahre geliebt habe. Wie viele? Ich weiß es nicht. Seit der Zeit, da wir als Tiere auf dem Boden krochen und die Hütte unseres Meisters bewachten? Vielleicht noch länger; vielleicht streckten wir schon in der Zeit, da wir Pflanzen waren, zarte Zweige im Sonnenschein und Regen zueinander hin? Und vielleicht waren wir Tiere - oh, vor so langer Zeit- ich war ein Stück Kristall und Du ein Stück Gold in mir.

Im Dezember 1911 kehrten Krishna und Nitya mit Mrs. Besant für kurze Zeit nach Indien zurück, wo Annie Besant weiterhin heftig angegriffen wurde: Gemeinsam fuhr man nach Varanasi. Hier zeigten sich, laut Annie Besant und Leadbeater, die ersten Anzeichen der Manifestation des Maitreya-Geistes, worauf Mrs. Besant verkündete, es könne nun kein Zweifel mehr bestehen, daß der Bodhisattva Maitreya Krishnamurti als sein Vehikel auserwählt habe.

Im Jahre 1912 kehrten Mrs. Besant und die Jungen nach Europa zurück. Naraniah hatte seine Einwilligung zu dieser Reise nur zögernd und unter der Bedingung gegeben, daß die Jungen von jeglichem Kontakt mit Leadbeater ferngehalten würden. Zu diesem Zeitpunkt wurde in der englischen Gemeinde von Madras offen über die sexuellen Neigungen Leadbeaters gesprochen, und es ist verständlich, daß der Vater gegen den Kontakt zwischen Leadbeater und seinen Söhnen war. Kurz bevor Mrs. Besant mit ihren Schützlingen Indien verließ, erwachten Naraniahs Befürchtungen erneut, und er drohte, einen Prozeß um das Sorgerecht zu führen. Aber sie setzte sich durch, und schließlich erlaubte Naraniah, daß die Jungen sie begleiteten, um auf ihre Aufnahme in Oxford vorbereitet zu werden. Als er jedoch erfuhr, daß Mrs. Besant die Jungen nach Taormina, Italien, gebracht hatte, wo Leadbeater auf sie wartete, um Krishna bei seiner zweiten Einweihung zu helfen, strengte er schließlich einen Prozeß an, um die Erziehungsberechtigung für seine Söhne zurückzufordern. Mrs. Besant kehrte nach Indien zurück und focht den Prozeß mit ihrer enormen Energie und Willenskraft durch. Sie erschien persönlich vor Gericht und stritt mit großer Geschicklichkeit mit einigen der besten Anwälte des Landes. Sie verlor den Fall sowohl vor dem

Bezirksgericht als auch vor dem Hohen Gericht von Madras, aber schließlich hatte sie mit ihrer Berufungsklage vor dem Staatsrat Erfolg.

Krishna und Nitya sollten ihre Heimat zehn Jahre lang- von 1912 bis 1922 -nicht wiedersehen. Der Kontakt zwischen Mrs. Besant und Krishna konnte nur durch Briefe aufrechterhalten werden. Krishna schrieb ihr einmal pro Woche und erzählte ihr von seinen Studien, seinen Träumen und seinen Problemen. Er begann, Geld für Mrs. Besants Arbeit in Indien zu sammeln und versprach auch, 2 Shilling, 6 Pence pro Woche von seinem Taschengeld dafür zu spenden. In der letzten Augustwoche des Jahres 1912 wurde ihm bei einem Zahnarztbesuch eine geringe Dosis Kokain verabreicht. In der darauffolgenden Nacht hatte er einen außergewöhnlichen Traum über den Buddha Maitreya, den er Mrs. Besant in einem seiner Briefe beschrieb. In diesem Brief läuft die Schrift krakelig über die Seite, Worte wurden ausgelassen, die Zeilen sind schief und verwackelt.

Ich erinnerte mich daran, daß ich mit Clarke (Russel B. Clarke (Dick) war ein Ingenieur und Theosoph, der im Jahre 1910 nach Adyar kam, um C. W. Leadbeater bei seiner Arbeit zu unterstützen. Nachdem die jungen Krishna und Nitya »entdeckt« worden waren, wurde Clarke zu ihrem Tutor) in einem Raum über dem E.S.-Raum [Esoterische Abteilung] war. Mutter hatte eine Versammlung im E.S.-Raum abgehalten. Das Treffen war zu Ende, und Clarke und ich gingen nach oben in mein Zimmer. Durch das Fenster meines Zimmers konnte man in den E.S.-Raum sehen. Ich ging ohne besondere Absicht zum Fenster und sah eine Person im E.S.-Raum. Zuerst war ich schockiert, denn ich hatte gesehen, daß alle den Raum verlassen hatten, und ich hatte doch selbst die Tür geschlossen. Ich fühlte mich ziemlich unbehaglich und hatte Angst, aber dann sagte ich mir: »Wovor sollte ich Angst haben?« Also rief ich Clarke und ging hinunter. Ich lief ziemlich schnell hinunter, und als ich unten war, schaute ich zurück, aber Clarke war nicht zu sehen. Ich hörte ein Geräusch und sah folgendes: aus dem Bild des Maitreya und denen der Meister schien eine Gestalt herauszusteigen. Ich sah die Beine eines Mannes und seinen Körper bis zum Hals. Ich konnte sein Gesicht nicht erkennen, denn es war von einer Art goldfarbenem Tuch bedeckt. Ich wußte, wer der Mann war, denn er hatte langes Haar und einen spitzen Bart; ich wollte jedoch sicher gehen, und so sagte ich sehr demütig - das waren genau meine Worte: »Bist Du es, Herr?« - Er nahm das Tuch von seinem Gesicht, und ich wußte nun, daß es Maitreya war. Ich verneigte mich, und er streckte seine Hand aus und segnete mich. Dann setzte er sich im Schneidersitz auf den Boden, und ich setzte mich genauso hin. Er begann zu sprechen und sagte Dinge zu mir, an die ich mich nicht mehr erinnere. Ich verneigte mich wieder, und er verschwand. Ein paar Stunden später ging ich mit einem indischen Jungen, einem meiner Freunde, eine Straße entlang. Zu beiden Seiten der Straße waren Berge und Flüsse, und ich sah einen Mann auf uns zukommen. Er war groß und von schöner Gestalt. Als die Gestalt näherkam, wußte ich, wer es war, und ich sagte zu meinem Freund, er solle weggehen. Mein Freund sagte, er wolle sehen, wer das sei. Nun war die Gestalt sehr nahe, und ich wollte mich ihr zu Füßen werfen, aber sie bedeutete mir mit einer Geste, es nicht zu tun. Mein Freund war hinter mir. Der Herr wandte sich meinem Freund zu und sagte: »Was willst du hier?« Mein Freund antwortete ihm nicht. Der Herr sagte zu ihm: »Wenn du nichts willst, ist es besser, du gehst.« Mein Freund stand immer noch da, ohne zu antworten. Da erhob der Herr seine Hand und deutete auf meinen Freund. Ich stand sehr nahe bei seiner Hand und hörte ein dröhnendes Geräusch, so als ob ein Zug vorbeigefahren wäre. Ich drehte mich zu meinem Freund um und sah, wie er langsam zu Boden fiel. Er lag bewegungslos da, als ob er tot sei. Ich verneigte mich. und Maitreya sagte: »Dein Freund ist ziemlich neugierig.« Ich konnte nicht antworten, und es tat mir leid, daß ich meinen Freund mitgebracht hatte.

Vertraulich

Der Herr sagte - ich glaube. er sagte - »Raja (C. Jinarajadasa) sollte nach Amerika gehen, nachdem George (Arundale, Krishnas Tutor in England zwischen 1912 und 1914) nächstes Jahr gekommen ist, und Clarke sollte bleiben.« Er sagte zu mir, daß ich gut vorankäme, und noch etwas anderes, an das ich mich nicht erinnere. Ich erinnere mich sehr deutlich an den Maitreya. Sein Gesicht wirkte wie Glas mit einer dünnen Goldschicht überzogen, mit anderen Worten, wie Mutter sagte, wie reifer Mais. Sein Gesicht strahlte und leuchtete.

Er war sehr freundlich zu mir. Er legte ein- oder zweimal seine Hand auf meine Schulter. Er sprach über Mutter und über George. Wir sprachen sehr lange miteinander. Zum Schluß fragte ich ihn: »Hast Du eine Anweisung für mich, Herr?«, und er sagte: » Du brauchst nicht so förmlich zu sein.« Ich verneigte mich noch einmal. Er sagte: »Wir werden uns oft treffen.« Ich hätte für immer mit ihm sprechen können, aber dann sah ich, wie seine Gestalt verschwand. Ich wachte auf, und es war halb sechs. Ich stand auf und schrieb all dies nieder...Krishnahi.

Während der Jahre ihrer Trennung schrieb Mrs. Besant regelmäßig an Krishna. Sie erzählte ihm von ihrem Leben, lehrte ihn, die englischen Wörter korrekt zu schreiben und so weiter. In ihren Briefen spiegeln sich ihre Fürsorge ebenso wie ihre bemerkenswerten pädagogischen Fähigkeiten. Am 9. Oktober 1912 fiel ihr seine entsetzlich fehlerhafte Rechtschreibung besonders auf, und sie schrieb:

Ich freue mich, daß Du regelmäßig Deine Lektionen übst. Bitte versuche, Dich ganz auf sie zu konzentrieren, während Du daran arbeitest. Achte darauf, daß Dein Verstand bei der Sache bleibt und *denke*, so wie Du es gelernt hast, als wir gemeinsam übten. Es ist sehr wichtig, daß Du diese einfachen Dinge beherrschst und uns keine Schande in Oxford machst. Das Wort »parallel« würde mir mit einem statt mit zwei »r« besser gefallen; die zwei »I« sind richtig. » Unparalleled« ist eines der vertrackten Wörter, das oft in Rechtschreiblektionen vorkommt. Ich glaube nicht, daß es eine besondere Regel dafür gibt, wann man ein oder zwei » r« benutzt, denn wir schreiben »harass« mit einem und »embarras« [sie] mit zweien. Durch das Lesen von Büchern lernen wir, wie die Wörter *aussehen*, und wenn eines falsch geschrieben ist, wirkt es wie ein lahmer Mann.

Ich reise am 20. um Mitternacht nach Adyar ab. Die Leute von Madras werden dort einen Empfang für mich geben, um zu demonstrieren, daß sie nicht mit dem *Hindu* sympathisieren.

Ich schicke Dir und Nitya ganz viel Liebe.

Deine Dich liebende Mutter.

Ein Jahr später erwiderte Krishna auf einen Kommentar Mrs. Besants bezüglich seiner fehlerhaften Rechtschreibung: » Es tut mir sehr leid, daß der Maitreya dreimal über meine Schreibweise sprechen mußtem¹³

Während Mrs. Besant vor Gericht um die Erziehungsberechtigung für die Buben stritt und in den Strudel der politischen Intrigen zu geraten drohte, gab sie ihre beiden Schützlinge in die Obhut von C. Jinarajadasa und später George Arundale. In dieser Zeit, in der sie von einem Ort zum anderen, von Tutor zu Tutor weitergereicht wurden, schien die spirituelle Entwicklung der Jungen für eine Weile zum Stillstand gekommen zu sein. Eine Zeitlang wurden sie auf eine Schule in der Nähe von Rochester geschickt, wo ihnen die anderen Jungen das Leben schwer machten. Sie erzählten schmutzige Witze und nannten die Brüder »schwarze Teufel.«

Als Krishna in Indien gelebt hatte- während seiner frühen Jahre-hatte er in lebendigem Kontakt mit den Meistern gestanden, doch in England regte sich bald eine skeptische Ader in ihm, und sein Interesse an jedweder Form esoterischer Aktivität begann nachzulassen. Er erzählte einem Freund, daß er einmal, als Meister K.H. vor ihm erschienen war und zu ihm gesprochen hatte, aufgestanden und durch den Meister hindurchgegangen sei. Daraufhin waren ihm, wie er selbst sagte, die Meister nie wieder erschienen.

Am 15. April 1913 sprach Justice Blackwell, Richter am Hohen Gericht von Madras, das Urteil in dem von Naraniah angestregten Prozeß um das Sorgerecht für seine Söhne Krishna und Nitya. Der ehrenwerte Richter erklärte, die Beweisführung Naraniahs, des Vaters, sei zwar wenig überzeugend, aber der Kläger sei sich zu dem Zeitpunkt, zu dem er in die Übertragung des Sorgerechts eingewilligt hätte, nicht im klaren gewesen, daß sein Sohn als ein »Vehikel für übernatürliche Kräfte« aufgezogen werden sollte, und er habe daher das Recht, seine Meinung zu ändern und die Einwilligung zurückzunehmen, nachdem er dies erfahren habe.

Seine Lordschaft weigerte sich, den Aufenthaltsort der Jungen festzulegen, da sie Bürger des britisch regierten Indien waren und nur vorübergehend in England lebten. Er erklärte sie daher zu Mündeln des Gerichtes und gab Anweisung, daß sie am oder um den 26. Mai 1913 wieder in die Obhut ihres Vaters zu überstellen seien.

Mrs. Besant wurde jedoch eine Vollstreckungsfrist eingeräumt, da sie sich entschieden hatte, beim *Privy Council* Berufung einzulegen. Sie hatte an Krishna telegraphiert und ein Antworttelegramm von Raja, Nitya und Krishna erhalten, in dem die drei ihr ihr volles Vertrauen aussprachen.

Am 17. April schrieb sie Krishna folgende Zeilen:

Mein geliebter Sohn,

Dein nettes Telegramm, das von Dir und Raja und Nitya unterzeichnet ist, hat mich sehr erfreut. Du und Nitya seid vollkommen in Sicherheit. Niemand kann Euch etwas anhaben. »Ich beschütze Euch.« Über uns allen scheint der Stern des großen Königs, und der Maitreya hält seine Hand schützend über Dir. Hat er mir nicht selbst befohlen, Dich zu beschützen? Es ist mein Privileg und meine Freude, das zu tun, mein gesegneter Junge. Es geht mir sehr gut, und ich erinnere mich daran, wie wir gemeinsam durch die Täler des Himalaya galoppierten, als wir nach Indien kamen.

Deine Dich liebende Mutter.

Bei Ausbruch des Krieges im Jahre 1914 meldete sich Krishnas Tutor, George Arundale, als freiwilliger Helfer beim Roten Kreuz und fand eine leitende Stellung im *King George Hospital*. Voller Eifer hatten auch Krishna und Nitya ihre Dienste angeboten, doch umsonst, denn obwohl eine große Anzahl indischer Soldaten für die Engländer kämpfte, hatte die Rassendiskriminierung ihren Höhepunkt erreicht. Die Anwesenheit dunkelhäutiger Inder in einem Krankenhaus für »Weiße« war bei den offiziellen Stellen streng verpönt. Nachdem einflußreiche Freunde hartnäckig Druck auf die Behörden ausgeübt hatten, fand Krishna schließlich Arbeit in einem Krankenhaus nahe der Theosophischen Gesellschaft; aber er durfte dort nur Fußböden schrubben. Am 1. Juli 1915 schrieb er an Mrs. Besant

Meine geliebte Mutter,

Ich danke Dir ganz herzlich für Deinen Brief. Natürlich werde ich tun, was Du sagst und kein Fleisch oder ähnliches anrühren. Wir arbeiten nun in einem Krankenhaus in der Nähe der Theosophischen Gesellschaft. Unsere Abteilung wird von Dr. Guest geleitet. Ich arbeite gerne dort, und wir werden von morgens bis kurz vor sieben Uhr abends auf Trab gehalten. Ich glaube, George mag seine Arbeit auch, und ich glaube, er ist jetzt glücklicher. Wir arbeiten natürlich unter Dr. Guest, und es gefällt mir sehr gut.

Ich glaube, die Dinge entwickeln sich recht gut.

Dein ergebener Sohn

Krishnai

Aber am 15. Juli forderte man die beiden auf, ihre Arbeitsstelle zu verlassen. In einem weiteren Brief an Mrs. Besant, den er in Greenwood Gate, Withyham, Sussex, schrieb, teilte Krishna mit:

...Ich habe mich wirklich sehr angestrengt und hart gearbeitet, damit sich im Krankenhaus etwas ändert, denn dort sind zu viele Theosophen. Aber weil ich Inder bin, wurde ich vom Komitee abgelehnt. Sie wollen auch keine ehrenamtlichen Mitarbeiter. Sie sind alle sehr eifersüchtig und übellaunig. Lady Williamson, die Frau des Vorsitzenden Sir Archibald Williamson, will jeden herumkommandieren, einschließlich Dr. Guest. Aber Dr. Guest wurde doch vom War *Office* zum Leiter des Krankenhauses ernannt. Er heißt nun Major Guest, und ich glaube, er ist das alles ein wenig leid. Das Komitee hat mich und ein paar andere aufgefordert, das Krankenhaus zu verlassen, deshalb habe ich seit gestern nicht mehr gearbeitet. Es tut mir leid, denn ich habe die Arbeit sehr gerne gemacht, und ich hatte mich gerade so richtig eingearbeitet. Nun werde ich versuchen, irgendeine andere Tätigkeit zu finden, die mich beschäftigt hält- bei der ich an andere denken muß und mich selbst vergesse. Ich werde tun, was Du sagst, und mich nützlich machen...

Die Brüder versuchten verzweifelt, Arbeit zu finden, aber sie wurden überall abgelehnt. Am 18. August 1915 schrieb Krishna:

...Ich habe alles versucht, aber es ist wirklich sehr schwer, irgendwo irgendeine Arbeit zu finden. Das liegt wohl hauptsächlich daran, daß ich Inder bin -niemand scheint uns zu mögen... Ich will

arbeiten und mich dabei vergessen, so wie Du sagst [sic]. Ich glaube, Arbeit ist der einzige Weg. Ich hoffe, daß alles gut wird.

Die Tatsache, daß er Inder war und deshalb abgelehnt wurde, wurde zu einer immer wiederkehrenden Klage in seinen Briefen an Mrs. Besant. Mrs. Besants Antwortbriefe sind leider nicht mehr verfügbar, aber die steifnackigen alten Damen, von denen Krishna umgeben war, waren der Meinung, er sei zu leichtfertig, und sie müssen sich bei Mrs. Besant über ihn beschwert haben. Am 7. Oktober schrieb Krishna an Mrs. Besant:

Ich weiß, ich habe mein Leben bisher nicht sehr ernst genommen, aber ich werde es von nun an tun. Am kommenden Montag beginne ich mit meinem Studium. Nachdem Du den Brief an Lady De La Warr geschrieben hattest, wollte ich sofort damit beginnen. Ich werde Sanskrit, Englisch, Mathematik, Geschichte und Französisch lernen. Ich werde in all diesen Fächern Lektionen bekommen, und ich will mich anstrengen, damit ich so bald wie möglich in Oxford aufgenommen werde. Ich werde mit all meiner Kraft lernen, und nach Oxford wartet die Arbeit auf mich, die meine Meister und Du für mich bestimmt haben. Ich bin ehrlich bemüht, dies zu tun, und ich *werde* es unter allen Umständen tun.

Trotz dieser Briefe waren die Brüder sehr einsam und unglücklich und fühlten sich völlig zurückgestoßen. In zunehmendem Maße desillusioniert, schienen sie alles Interesse an den theosophischen Lehren verloren zu haben. Krishna schrieb über seinen Bruder Nitya an Leadbeater:

Erfühlt sich sehr einsam, wie die meisten von uns, und er hat niemanden, den er besonders mag oder liebt, und das macht es für ihn doppelt schwer. Er ist sehr verbittert, hart und kalt. Er leidet sehr. Ich fürchte, ich kann ihm nicht viel helfen. Er wünscht sich einen Menschen, der ihn ganz besonders liebt, dem er sein Herz ausschütten und dem er seine Sorgen anvertrauen kann. Er wünscht sich eine Mutter, die ihn liebt, so wie Lady Emily mich liebt.

Krishnas einzige echte Freundin in England war Lady Emily Lutyans, die Frau Edwin Lutyans, des visionären Architekten, der Neu Delhi erbaut hatte. Als sie Krishna zum erstenmal begegnete, stand sie, sechsunddreißig Jahre alt, inmitten einer riesigen Menschenmenge auf dem Bahnsteig der *Charing Cross Road Station*, um Mrs. Besant und den geheimnisvollen Jungen Alcyone zu empfangen. Als sie den langhaarigen sechzehnjährigen Jungen mit den großen Augen sah, war sie zutiefst gerührt. Lady Emily wurde eine sehr enge Freundin Krishnas, der sich in dieser fremden Umgebung völlig verloren und einsam fühlte. Emilys Mann, Edwin Lutyans, zeigte sich anfangs amüsiert über diese Freundschaft. Später war er jedoch sehr beunruhigt, denn er bemerkte, daß Lady Emily ihn und die Kinder vernachlässigte. Mrs. Besant machte sich große Sorgen, denn sie war der Ansicht, daß eine emotional aufgeladene Atmosphäre der Mission abträglich sei, die sie als Krishnas Bestimmung ansah. In den Briefen, die Krishna weiterhin an Mrs. Besant schrieb, sprach er von Lady Emily als »viel besser, ernster und sehr bemüht.«

Man hatte die Namen der Brüder am Balliol-College in Oxford eingereicht, aber der Direktor des Colleges, von den um Krishna entstandenen Gerüchten und Kontroversen beunruhigt, lehnte ihn ab, »weil dieses College aus Prinzip nichts mit einem schwarzen Messias zu tun haben will.«²⁰

Alle Versuche Mrs. Besants, die beiden in einem anderen College in Oxford oder Cambridge unterzubringen, scheiterten. Ebensowenig gelang es Krishna, auch nur eine der Aufnahmeprüfungen der Londoner Universität zu bestehen. Er lernte tagelang, aber wenn er dann mit der Prüfungssituation konfrontiert war, ließ er nichts als leere Blätter zurück.

Die Brüder lebten nun bei Miss Dodge in Wimbledon. Miss Dodge war eine sehr reiche und gütige, unter Arthritis leidende Amerikanerin, die viele Aktivitäten der Theosophischen Gesellschaft finanziert hatte. Sie war eine Freundin Lady Emilys, durch die sie mit Mrs. Besant und der Theosophie in Kontakt gekommen war. Krishna und Nitya fuhren täglich nach London, wo sie sich unter großen Mühen auf die Aufnahmeprüfungen der Londoner Universität vorbereiteten. Es war die Zeit, da die beiden Jungen lernten, sich gut zu kleiden und ungezwungen in einem reichen, aristokratischen 1-lause aus und ein zu gehen.²¹ Sie begannen, teure Schneider aufzusuchen und ins Theater zu gehen. Bei Krishna zeigten sich nicht die geringsten Anzeichen dafür, daß er die Be-

stimmung erfüllen würde, die ihm von Leadbeater und Mrs. Besant vorausgesagt worden war. Krishna wurde älter, und einmal sagte Mrs. Besant zu ihm: »Mein Lieber, was wird aus dir?« Sie sah, daß Krishna nur an Kleidern und Autos interessiert war. Aber ihr Vertrauen, daß Krishna einst tatsächlich die Rolle übernehmen würde, die ihm von den Meistern zgedacht war, blieb unerschütterlich.

In der Zwischenzeit hatte C.W Leadbeater auf einem theosophischen Kongress, der im Dezember 1913 in Varanasi stattfand, einen dreizehn Jahre alten Brahmanenjungen namens D. Rajagopal, aus Madras, entdeckt. Von seiner Aura beeindruckt, prophezeite Leadbeater dem Jungen eine glänzende Zukunft - er ging so weit, ihm vorauszusagen, er werde in einem zukünftigen Leben der nächste Buddha auf dem Planeten Merkur sein. Leadbeater adoptierte Rajagopal und schickte ihn im Jahre 1920 mit C. Jinarajadasa nach England. Bald darauf begann der Junge in Cambridge Jura zu studieren und bestand seine Prüfung mit Auszeichnung.

Als Krishna und Rajagopal sich zum ersten Mal trafen, herrschte eine gewisse Distanziertheit zwischen ihnen, und Krishnas Freunde begegneten Rajagopal mit Geringschätzung. Rajagopal versuchte zu verbergen, wie sehr ihn diese Behandlung verletzte. Bis zum Jahre 1922 hatte sich das Verhältnis zwischen Krishna, Nitya und Rajagopal jedoch erheblich gebessert.

Nach dem Krieg, als alle seine Versuche, an einer Universität aufgenommen zu werden, gescheitert waren, ging Krishna nach Paris, wo er bei seinen Freunden, den Manziarlys, unterkam. Durch diese große, liebevolle Familie lernte er Paris kennen. Er traf Tänzer, Schriftsteller, Maler und Musiker. Vor ihm tat sich eine neue, kreative Welt auf, die ihn bezauberte. Für eine Weile schien die Rolle des Messias nicht mehr so schwer auf seinen Schultern zu lasten.

Eines Abends wurde für ihn ein Empfang gegeben. Unter den vielen anwesenden Persönlichkeiten waren auch einige Generäle in Galauniform. Viele waren aus reiner Neugier gekommen, um diesen schönen jungen Mann zu sehen, der angeblich dazu ausersehen war, ein Messias zu werden. Manche waren zynisch, andere voller Bewunderung. »Viele hatten die Vorstellung, der neue Messias müsse wie eine orientalische Märchengestalt auftreten mit der Stimme eines Elias.« Der »Messias« erwies sich als »eleganter junger Mann in Flanellhosen.« Seine Gesten wirkten nonchalant, fast ein wenig gelangweilt. Als man ihn fragte, wie er mit der schweren Bürde zurechtkäme, für die Inkarnation einer Gottheit gehalten zu werden, lachte er laut. »Ich kann wohl sagen: Es ist eine ziemlich schwere Bürde. Am meisten interessiert mich im Moment allerdings die Frage, ob Suzanne Lenglen eine Chance hat, Helen Wills zu schlagen (in Wimbledon).«

Im Dezember 1921, nach neunjähriger Abwesenheit, kehrten Krishnamurti und sein Bruder Nitya nach Indien zurück. Krishnamurti sah Indien mit neuen Augen. Während seines Aufenthaltes schloß er Freundschaften, beobachtete seine Umgebung und nahm die Verbindung mit den Meistern wieder auf. Die Brüder beschlossen, ihren Vater Naraniah zu besuchen, mit dem sie in den vergangenen neun Jahren keinerlei Kontakt gehabt hatten. Seine Schwiegertochter G. Sharada, die im Alter von fünfzehn Jahren Krishnas älteren Bruder geheiratet hatte, war den Tränen nahe, als sie mir viele Jahre später - im Jahre 1984 - erzählte, auf welche Art und Weise über dieses Treffen Naraniahs mit seinen beiden Söhnen seinerzeit berichtet worden war. Da es Naraniah nicht gestattet war, das Gelände der Theosophischen Gesellschaft zu betreten, hatte er versucht, aus anderen Quellen etwas über seine Söhne zu erfahren. Keiner der beiden Jungen hatte ihm im Laufe der Jahre geschrieben, und als er das Telegramm in Händen hielt, in dem sie ihren Besuch ankündigten, hatte er geweint. Auf sein Geheiß hatte seine Schwiegertochter zwei Tage damit verbracht, die Leibspeisen seiner Söhne zuzubereiten.

Es war Abend, als die Brüder ankamen. G. Sharada sagte, sie sei sehr schüchtern gewesen und habe draußen auf der Veranda gewartet, als Krishnamurti und sein Bruder eintrafen. Als sie Krishnamurti beschrieb, sagte sie: »Er sah unbeschreiblich schön aus, sehr strahlend - voller Licht.« Sie hatte ihren Kopf geneigt, als sie ihn sah. Um sie zu necken, hatte er seine Hände über sein Gesicht gelegt, so als hätte er sie nicht gesehen. Nitya schalt ihn und sagte: »Warum tust du das? Sie ist einfach scheu, wie alle indischen Mädchen.« Naraniah war überwältigt, als er seine Söhne nach so langer Zeit wiedersah. Er stand auf, um sie zu begrüßen. Krishnamurti und Nitya warfen sich vor ihm nieder und berührten seine Füße mit der Stirn. Naraniah umarmte sie und fing an zu weinen. Krishnamurti setzte sich neben ihn und »tröstete ihn«, wie G. Sharada es ausdrückte. Später sprachen sie über Mrs. Besant. Der Vater und seine Söhne sprachen nicht Telugu, sondern englisch miteinander. Die eigens für diesen Anlaß zubereiteten Süßigkeiten und Leckerbissen wurden den Brüdern

angeboten, doch die beiden waren scheu und verlegen und wußten nicht, wie sie sich verhalten sollten. Daher aßen sie nur sehr wenig von den angebotenen Speisen. Nitya nahm eine Orange, aber Krishnamurti lehnte ab.

Naraniah litt an Diabetes und hatte Probleme mit der Blase. Er war so aufgeregt, seine Söhne wiederzusehen, daß er die Toilette aufsuchen mußte und sich danach, wie es Brauch ist, die Füße wusch. Das wurde später so dargestellt, als habe Naraniah seine Füße gewaschen, weil seine Söhne sie berührt hatten und er sie als Parias betrachtete.

Bei diesem ersten Besuch blieben die Brüder nur eine halbe Stunde. Laut G. Sharada besuchten die beiden ihren Vater drei Tage hintereinander, und danach hörten die Besuche auf. (In Krishnamurtis Tagebuch erscheint auf Seite 36 ein Bericht über diese Begegnungen, der von dem Sharadas abweicht. Ich las die Version meines Manuskriptes Krishnaji vor. Er sagte, er könne sich nicht erinnern. Manchmal, wenn er von der Vergangenheit sprach, vermischten sich seine Erinnerungen mit dem, was andere ihm erzählt hatten) Naraniah wollte zur Theosophischen Gesellschaft gehen, um seine Söhne noch einmal zu sehen, bevor sie Indien verließen, aber sein ältester Sohn hielt ihn zurück. Naraniah starb im Jahre 1924. Er hatte seine Söhne nie wieder gesehen.

Kapitel 4: »Mutter, bitte berühre mein Gesicht - ist es noch da?«

Anfang des Jahres 1922 reisten Krishnaji und Nitya per Schiff von Colombo nach Sydney, Australien, um an einem theosophischen Kongreß teilzunehmen. Dort sah Krishnaji C.W. Leadbeater nach zehn Jahren zum ersten Mal wieder, und er schien glücklich über diese Begegnung mit seinem alten Mentor zu sein. Doch auch in Sydney wurden Stimmen laut, die Leadbeater der Homosexualität bezichtigten, was unter den ernsthaften Theosophen zu heftigen Auseinandersetzungen führte. Krishna versuchte zu schlichten.

In Sydney traf Krishna auch mit James Wedgewood zusammen, einem Bischof der *Liberal Catholic Church** (Freie Katholische Kirche), der seinerseits im Jahre 1916 C.W.L. zum Bischof der Kirche für das Gebiet von Australien geweiht hatte. Das war so recht nach C. W. L.'s Geschmack, denn hier konnte er nicht nur in den Ritualen und prachtvollen Roben schwelgen, sondern auch in einer neuen Liturgie, die auf englisch gehalten wurde.

Da Nitya noch nicht wiederhergestellt war, beschlossen die Brüder, nach dem Kongreß über San Francisco nach Europa zurückzukehren. A. P. Warrington, Generalsekretär der Theosophischen Gesellschaft für die Vereinigten Staaten, der ebenfalls den Kongreß besucht hatte, lud Krishna und Nitya ein, einige Zeit in Ojai, Kalifornien, zu verbringen. In diesem uralten Indianergebiet in der Nähe von Santa Barbara herrschte ein trockenes, warmes Klima - ideal für Tuberkulosekranke. Als die Zeit der Abreise näherrückte, empfing C.W. L. von Meister K.H. eine Botschaft für Krishna, die diesen tief berührte.

Es war eine lange Reise, und Nityas Zustand verschlechterte sich an Bord des Schiffes zusehends. Doch schließlich sammelte er noch einmal all seine Kräfte, und sie erreichten Kalifornien. Es war ihre erste Begegnung mit diesem Land, und Krishna war begeistert von der Schönheit der Landschaft. Nach einem Ausflug in ein Redwood-Gebiet sprach er fasziniert von der Erhabenheit der Bäume, die ihn an riesige Kathedralen erinnerten. In Ojai lebten Krishna und Nitya in einem Landhaus, das von sechs Morgen Land umgeben war. Annie Besant kaufte dieses Stück Land später für die Brüder und nannte es Arya Vihara, »Kloster der Edlen«.

*Die Liberal Catholic Church (Freie Katholische Kirche) bildete sich aus einer Gruppe deutscher Katholiken, die gegen die Doktrin der römisch-katholischen Kirche über die Unfehlbarkeit des Papstes (1870) rebellierten. Diese Glaubensrichtung, die der alten katholischen Kirche Hollands nahestand, verbreitete sich unter katholischen und anglikanischen Priestern, hatte jedoch nur eine kleine Gruppe von Anhängern.

Krishnamurti hatte begonnen, morgens regelmäßig zu meditieren und war überrascht, mit welcher Leichtigkeit sein Geist sich darauf einstellte. Er konnte das Bild Maitreyas den ganzen Tag über im

Bewußtsein halten. Er wurde, wie er es selbst ausdrückte, »stillter und gelassener«. Er begann das Leben mit völlig anderen Augen zu sehen. In seinem Inneren öffneten sich Türen.

Er schrieb an Leadbeater: »Wie du weißt, war ich viele Jahre lang nicht das, was man >glücklich< nennt; was immer ich auch begann, brachte mir Unzufriedenheit und Enttäuschung. Mein innerer Zustand war erbärmlich... Ich habe mich sehr verändert; ich bin nicht mehr der gleiche, der ich in Australien war. Ich habe natürlich viel über die Botschaft nachgedacht, die Meister K.H. mir nach Australien schickte. l«

Im August 1922 begann für Krishnamurti ein intensiver Prozeß spiritueller Erweckung, der eine Wende in seinem Leben einleitete. In der indischen Tradition erweckt der Yogi auf seiner Reise durch das Labyrinth des Bewußtseins explosive Kundalini*-Energien und wird in den ihm bisher unbekanntem Bereichen seines Geistes mit völlig neuartigen psychischen Phänomenen konfrontiert.

Man weiß, daß ein Mensch, der mit diesen Urenergien in Berührung kommt und eine mystische Einweihung erfährt, immensen Gefahren ausgesetzt ist: Körper und Geist durchleben Zustände, die zu Wahnsinn oder Tod führen können. Das geheime Wissen, das notwendig ist, um diese Energien beherrschen zu können, wird dem Yogi durch einen Guru vermittelt, unter dessen Führung er lernt, die schlummernden Kräfte zu wecken. Wenn der Yogi zum Eingeweihten geworden ist, enthüllen sich diese inneren Transformationen vor dem Hintergrund des Bewußtseins in einem mystischen Drama. Körper und Geist begeben sich auf eine außerordentlich gefährliche Reise. Der Adept ist von seinen Jüngern umgeben, die ihn nach außen abschirmen; es herrscht eine Atmosphäre von Verschwiegenheit und schützender Stille. In Ojai waren Nitya und Rosalind Williams, eine junge Amerikanerin, zugegen, als Krishnamurti viele dieser Phänomene durchlebte. Sowohl Nitya als auch Krishnamurti selbst berichteten Annie Besant schriftlich von diesen Ereignissen. Nityas Briefe beschreiben eindringlich die Agonie seines Bruders. Krishna litt starke Schmerzen, verlor zeitweise das Bewußtsein.. bat darum, in die Wälder Indiens gebracht zu werden, beschwerte sich über Schmutz und bat Nitya und Rosalind, ihn nicht zu berühren. Er sprach von der Gegenwart mächtiger Wesen. Sein Bewußtsein schien sich von persönlichen Inhalten zu leeren: mit dieser Leere ging manchmal die Wahrnehmung einer überwältigenden »Präsenz« einher.

*Die Kundalinienergie, die im Körper schlummert, bis sie vom Yogi erweckt wird, wird in der indischen Tradition mit einer Schlange verglichen. Sie entspringt an der Basis der Wirbelsäule hinter den Fortpflanzungsorganen und steigt durch den Sushumna-Nadi (Energiekanal) auf, wobei sie auf ihrem Weg Chakra für Chakra durchstößt und aktiviert, bis sie durch die Kopffinitie -die Öffnung Brahmas- nach außen tritt. Die sechs Chakras des Kundalini-Yoga werden als sechs Zentren explosiver, doch normalerweise schlummernder kosmischer Energie - die dem Feuer zugeordnet wird - betrachtet. Diese Energiezentren oder Chakras sind entlang der Wirbelsäule angeordnet. Symbolisch werden sie als Lotosblüten dargestellt, die sich, von der aufsteigenden Kundalini-Energie erweckt, öffnen und nach oben zeigen.

Zu beiden Seiten des Sushumna befinden sich zwei weitere Energiekanäle. Ida und Pingala, die sich wie zwei Schlangen um Sushumna herumwinden. Der Punkt zwischen den Augenbrauen ist das sechste Chakra oder der zentrale Energiepunkt. Mit dem Öffnen des tausendblättrigen Lotos auf der Kopffinitie erreicht der Yogi seine spirituelle Befreiung; er verfügt nun über ein unbegrenztes Energiereservoir, das sich nicht mehr erschöpft.

Schließlich ging Krishna aus dem Haus und meditierte unter einem Pfefferbaum. Nityas Bericht über Krishnas Zustand, obgleich von theosophischer Terminologie geprägt, offenbart Ratlosigkeit und eine tiefe Besorgnis um seinen älteren Bruder. Krishnamurti selbst beschrieb die Ereignisse in einem Brief an Annie Besant folgendermaßen:

Am 17. August spürte ich starke Schmerzen im Nacken, und ich mußte meine Meditation auf fünfzehn Minuten reduzieren. Aber statt sich zu bessern, wie ich gehofft hatte, verschlimmerte sich mein Zustand noch. Am 19. erreichten die Schmerzen ihren Höhepunkt. Ich konnte weder denken noch irgend etwas tun, und meine Freunde hier zwangen mich, zu Bett zu gehen. Ich wurde halb bewußtlos, obwohl ich gleichzeitig alles wahrnahm, was um mich herum geschah. Ich kam jeden Tag erst gegen Mittag zu mir. Am ersten Tag, an dem ich mich in diesem Zustand befand und mir der Ereignisse um mich herum noch bewußter war, hatte ich das erste außergewöhnliche Erlebnis.

Da war ein Mann, der die Straße ausbesserte; dieser Mann war ich selbst; ich war auch die Spitzhacke in seiner Hand; die Steine, die er damit brach, waren Teil von mir; der zarte Grashalm neben der Straße war mein innerstes Wesen, und auch der Baum, neben dem der Mann arbeitete, war ich selbst. Ich konnte fast fühlen und denken wie der Straßenarbeiter. und ich konnte den Wind spüren, der durch den Baum strich, und die kleine Ameise, die auf dem Grashalm saß. Die Vögel und der Staub und alle Geräusche waren Teil von mir. In diesem Moment fuhr in einiger Entfernung ein Auto vorbei; ich war der Fahrer, der Motor und die Reifen. Als sich das Auto entfernte, entfernte ich mich von mir selbst. Ich war in allem oder, besser ausgedrückt, alles war in mir, alle belebten und unbelebten Wesen und Dinge, der Berg, der Wurm und alles, was atmete. Ich verweilte den ganzen Tag in diesem glücklichen Zustand. Ich konnte nichts essen. Gegen sechs Uhr abends begann ich wieder meinen physischen Körper zu verlieren, und die Naturkräfte wirkten ungehindert; ich war halb bewußtlos.

Am nächsten Morgen [dem 20.] fühlte ich mich fast ebenso wie am Tag zuvor. Ich aß den ganzen Tag über nichts und konnte es kaum ertragen, wenn mehrere Menschen im Zimmer waren. Ich spürte ihre Gegenwart auf eine seltsame Weise, und ihre Schwingungen gingen mir auf die Nerven. Gegen sechs Uhr an diesem Abend begann ich mich schlechter zu fühlen als je zuvor. Ich wollte niemanden um mich haben; niemand durfte mich berühren. Ich fühlte mich furchtbar müde und schwach. Ich glaube, ich weinte vor Erschöpfung. Mein Kopf fühlte sich gar nichtgut an. Es war ein Gefühl, als ob viele Nadeln durch meine Schädeldecke gestochen würden. Während ich in diesem Zustand war, hatte ich das Gefühl, daß das Bett, auf dem ich lag- es war das gleiche, wie am Tage zuvor - unvorstellbar schmutzig sei, und ich konnte nicht darin liegen bleiben. Plötzlich saß ich auf dem Boden, und Nitya und Rosalind baten mich, zu Bett zu gehen. Ich bat sie, mich nicht zu berühren und schrie, das Bett sei schmutzig. Ich beklagte mich noch eine Weile, bis ich schließlich auf die Veranda hinausging und mich erschöpft hinsetzte. Allmählich wurde ich etwas ruhiger. Ich kam langsam zu mir. Mr. Warrington [Generalsekretär der Theosophischen Gesellschaft für die Vereinigten Staaten] meinte, ich solle zu dem Pfefferbaum gehen, der in der Nähe des Hauses steht. Ich setzte mich im Lotossitz unter den Baum. Nachdem ich eine Weile so gesessen hatte, spürte ich, wie ich meinen Körper verließ. Ich sah mich selbst unter dem Baum sitzen, dessen zarte, feine Blätter über mir herabhingen. Mein Körper war nach Osten gewandt. Über meinem Kopf sah ich hell und klar den Stern. Plötzlich konnte ich die Schwingung des Buddha spüren; ich sah Maitreya und Meister K.H. Ich war sehr glücklich und zufrieden. Ich sah meinen Körper noch immer unter mir. Ich schwebte, und in mir war eine Stille wie auf dem Grund eines unermeßlich tiefen Sees. Wie der See erschien mir auch mein Körper unermeßlich tief und unergründlich. Ich spürte, daß mein Wesen mit seinen Gedanken und Gefühlen nur an der Oberfläche bewegt werden konnte - nichts, absolut nichts, konnte jemals die Ruhe meiner Seele stören. Für eine Weile spürte ich wieder die Gegenwart der mächtigen Wesen, dann waren sie verschwunden. Ich war sehr, sehr glücklich, denn ich hatte gesehen. Nichts würde mehr sein wie zuvor. Ich hatte von den klaren, reinen Wassern der Quelle des Lebens getrunken, und meine Seele hatte Frieden gefunden. Ich werde nie mehr dürsten, nie mehr in völliger Dunkelheit wandeln. Ich habe das Licht gesehen. Ich habe die allumfassende Liebe gespürt, die alle Not und alles Leiden heilt. Es ist nicht für mich selbst, es ist für die Welt. Ich habe auf dem Gipfel des Berges gestanden und die mächtigen Wesen gesehen. Ich kann nie wieder in absolute Dunkelheit zurückfallen; ich habe das herrliche und heilende Licht gesehen. Die Wahrheit der Quelle hat sich mir offenbart und die Dunkelheit zerstreut. Die Liebe in all ihrer Herrlichkeit hat mich trunken gemacht; mein Herz kann sich nie wieder verschließen. Ich habe von der Quelle der Freude und ewigen Schönheit getrunken. Ich bin trunken von Gott!

Während der folgenden zehn Tage erholte sich Krishnas Körper ein wenig. Am 3. September zeigten sich jedoch wieder unerklärliche Symptome an seiner Wirbelsäule, und sein Bewußtsein schien den Körper zu verlassen. Bald darauf begannen Perioden extremer Schmerzzustände. Drei Menschen waren Zeuge dieser Phänomene: Nitya, Rosalind und Mr. Warrington. Nitya machte ausführliche Notizen, aber niemand wußte, was diese Ereignisse zu bedeuten hatten. Die Aufzeichnungen, die Nityas Unterschrift und das Datum vom 11. Februar 1923 trugen, wurden an Mrs. Besant geschickt. Erst kürzlich wiederentdeckt, hatten sie jahrelang in einer Akte »Verschiedenes« in den Archiven von Adyar gelegen. Nitya schrieb: »Es fällt mir schwer zu entscheiden, ob ich das Ganze wie einen

wissenschaftlichen Vorgang beschreiben soll oder wie eine Zeremonie, die in einem Tempel stattfindet. Die Phänomene waren sehr intensiv und begannen jeden Abend gegen sechs Uhr. Sie dauerten eine bestimmte Zeit an und endeten meistens um die gleiche Zeit, etwa gegen acht Uhr. An manchen Tagen dauerte der Zustand bis neun Uhr an.«

Die Ereignisse schienen sich folgendermaßen abgespielt zu haben: Jeden Abend meditierte Krishna unter dem Pfefferbaum. Am 3. September kam er halb bewußtlos ins Haus zurück und legte sich nieder. Er begann zu stöhnen und klagte über große Hitze; er schauderte und brach auf der Couch zusammen. Als er wieder bei vollem Bewußtsein war, konnte er sich nicht mehr daran erinnern, was geschehen war, aber er spürte allgemeines Unbehagen. Am nächsten Abend traten die gleichen Symptome erneut auf. Am 5. September fuhr er nach Hollywood, um sich eine Aufführung über das Leben Christi anzusehen. Er hatte dies schon seit langem geplant und wollte diesen Termin nicht versäumen. Später erzählte er Nitya, er habe während der Aufführung gespürt, wie er allmählich das Bewußtsein verlor, und es sei ihm nur unter großer Anstrengung gelungen, wieder zu vollem Bewußtsein zu gelangen. Am Abend des 6. September, kehrte er nach Ojai zurück. In der Nacht des 7. September, einen Tag nach Vollmond, war es noch sehr hell. Nitya schreibt:

Als Krishna unter dem Baum hervorkam, sahen wir ihn ganz klar. Er wirkte wie ein Geist in seinen indischen Kleidern und kam mit schwerem, schleppendem Schritt auf uns zu; er schwankte leicht und konnte sich kaum aufrecht halten. Als er näher kam, konnten wir seine Augen sehen. Sie hatten einen seltsamen toten Ausdruck. Obwohl er uns sah, erkannte er keinen von uns. Er konnte noch zusammenhängende Sätze sprechen, aber er verlor schnell das Bewußtsein. Es sah gefährlich aus, wie er so auf uns zuwankte, und deshalb gingen Rosalind und Mr. Warrington ihm entgegen, um ihn zu stützen. Aber er rief: »Bitte nicht berühren, oh bitte, es tut weh!« Dann ging er in das vordere Zimmer und legte sich aufs Bett. Wir hatten alle Rollos heruntergelassen, um das Zimmer ganz abzudunkeln, aber der Mond schien sehr hell. Rosalind saß in seiner Nähe. Nach einer Weile stand er auf und sagte zu jemandem, den niemand von uns sehen konnte: »Was? Ja, ich komme«, und schickte sich an, das Haus zu verlassen. Rosalind versuchte, ihn zurückzuhalten, aber er sagte: »Es geht mir gut, bitte faß mich nicht an. Ich bin völlig in Ordnung«. Seine Stimme klang ganz normal, vielleicht ein wenig nervös. Rosalind ließ sich täuschen und ließ ihn gehen. Kaum aber hatte er zwei Schritte gemacht, gab es einen fürchterlichen Schlag, und er war der Länge nach hingefallen. Er wußte nie, wo oder wie er hinfiel. Draußen auf der Veranda ragten Holzkästen unter einer langen Bank hervor, die über die gesamte Länge der Veranda lief; aber er war sich all dessen absolut nicht bewußt, er fiel einfach hin, wo er gerade stand, fiel einfach um, so als würde er ohnmächtig. Manchmal saß er auf dem Bett, murmelte etwas vor sich hin und fiel dann mit einem Schlag rückwärts aufs Bett; manchmal fiel er auch nach vorn und landete auf dem Boden. Man mußte ständig auf ihn aufpassen, aber wenn er das bemerkte, schien er verärgert und versicherte mit klarer Stimme: »Es geht mir gut, bitte glaubt mir, ich bin völlig in Ordnung.« Aber noch während er die Worte aussprach, wurde seine Stimme schwächer. Er war ständig unruhig und stöhnte; er konnte nicht still sitzen, murmelte unzusammenhängende Sätze vor sich hin und klagte über sein Rückgrat. Alle Geräusche, selbst leise Unterhaltungen, störten ihn, und er bat seine Gefährten, nicht über ihn zu sprechen, ihn allein zu lassen, denn es tat ihm jedesmal weh, wenn sie über ihn sprachen. Das ging so bis gegen acht Uhr abends. Kurz vor acht wurde er dann etwas ruhiger, und manchmal schlief er ein. Dann kam er allmählich wieder zu Bewußtsein und kehrte zu seinem Normalzustand zurück.

In der Nacht des 10. September begann Krishna nach seiner Mutter zu rufen. Er rief mehrmals nach ihr und sagte dann: »Nitya, siehst du sie?« Wieder bei vollem Bewußtsein, erzählte er Nitya, er habe, als seine Augen auf Rosalind ruhten, das Gesicht seiner Mutter gesehen, und Rosalinds Gesicht sei mit dem der Mutter verschmolzen. Erinnerungen an seine frühe Kindheit stiegen auf, und er durchlebte viele Kindheitserfahrungen noch einmal. Nitya und Warrington erkannten bald, daß Krishna sehr gefährliche Bewußtseins Transformationen durchmachte, daß sein Zustand mit dem Erwachen und Aufsteigen der Kundalini zusammenhing, und sie empfanden die Atmosphäre wie »elektrisch aufgeladen«. Sie fühlten sich wie Hüter eines Tempels, in dem heilige Zeremonien stattfanden. Manchmal konnten die Menschen um Krishna die Gegenwart eines Wesens spüren, das diese Phänomene zu steuern schien, aber sie konnten dieses Wesen weder sehen noch identifizieren. Krishnas Körper schien zwischen den Schmerzanfällen mit dieser unsichtbaren »Präsenz«, die

anscheinend ein Freund und Lehrer war, zu kommunizieren. Krishna konnte weder Licht noch Geräusche ertragen: auch duldete er nur wenige Menschen in seiner Nähe; sein Körper und Geist schienen auf eine äußerst hohe Empfindlichkeitsstufe eingestellt zu sein. Gewöhnlich begann sich in einem bestimmten Körperteil ein dumpfer Schmerz zu konzentrieren, der dann rasch akut wurde. In solchen Momenten stieß Krishna jeden, der sich ihm nähern wollte, von sich und klagte über unerträgliche Hitze.

Am 18. September begann eine neue Phase. Die Intensität der Schmerzen steigerte sich. Krishna stellte der unsichtbaren »Präsenz« Fragen. Seine Unruhe nahm zu, seine geöffneten Augen schienen nichts zu sehen; er schauderte und stöhnte. manchmal riefen von Schmerz gepeinigt: »Bitte, oh bitte, gib mir eine Minute.« Immer wieder rief er nach seiner Mutter. Am 18. September gegen 20.10 Uhr saß er auf der Couch, sprach mit seinen Gefährten und hörte ihnen zu - er war völlig klar und bewußt. Aber schon wenige Minuten später verlor er wieder das Bewußtsein. Sein Körper, der wie eitle offene Wunde war, zeigte Anzeichen der gleichen schrecklichen Schmerzen. Diesmal schien ein Teil des Körpers betroffen zu sein, der die furchtbare Hitze noch nicht gewohnt war, und Krishnas Schluchzen steigerte sich zu einem erschütternden, halbunterdrückten Schrei. Krishna war in der Dunkelheit, und Nitya hörte »den Körper sprechen, seufzen, vor Schmerz aufschreien und um eine kurze Pause betteln.« Krishnas Gefährten lernten bald, zwischen zwei Stimmen zu unterscheiden: der »elementaren physischen« - dem Körper - wie Nitya schreibt, und der anderen, der Stimme Krishnas. Um 21.15 Uhr kam Krishna schließlich für den Rest der Nacht wieder zu sich. Es schien, als sei die Zeitspanne, in der diese Prozesse abliefen, genau bemessen, so als müsse jeden Abend ein gewisses Pensum an innerer Arbeit geleistet werden. Wurde dieser Ablauf zu Beginn gestört oder unterbrochen, mußte die verlorene Zeit am Schluß »nachgeholt« werden. An den folgenden fünfzehn Abenden fragte Krishna jedesmal auf dem Höhepunkt seiner Qualen nach der Uhrzeit - es war stets auf die Minute genau sieben Uhr dreißig. Jedesmal, wenn er sein normales Wachbewußtsein wiedererlangte, waren die Schmerzen wie weggeblasen. Dann erzählten Nitya und Rosalind ihm, was geschehen war, aber für ihn war es, als würden sie von einer anderen Person sprechen. Am 19. September schienen die Schmerzen schlimmer als je zuvor. Sie begannen ohne Vorwarnung, direkt nachdem Krishna das Bewußtsein verloren hatte, und wurden stärker und stärker, bis Krishna plötzlich aufsprang und wie ein Wahnsinniger losrannte. Die anderen hielten ihn mit Mühe zurück, denn sie befürchteten, er könne auf die Steine stürzen. Er versuchte, sich mit Gewalt loszureißen. Nach einer Weile begann er zu schluchzen und stieß schreiend hervor: »Oh Mutter, warum hast du mich geboren, warum hast du mich für diese Qual geboren?« Seine Augen waren, laut Nitya, »seltsam abwesend, wild und blutunterlaufen und erkannten niemanden außer der Mutter.« Er klagte, ein Feuer würde ihn verbrennen, und sein Schluchzen wurde so heftig, daß er anfang zu würgen, was aber bald wieder aufhörte. »Wieder sprang er plötzlich auf, als die Schmerzen unerträglich wurden, und wollte weglaufen, aber wir waren in seiner Nähe. Dreimal versuchte er wegzulaufen, doch als er sah, daß wir um ihn herum waren, beruhigte er sich ein wenig. Wenn die Schmerzen sehr stark wurden, bat er immer wieder um eine kurze Ruhepause. Dann sprach er mit seiner Mutter, oder wir hörten ihn mit »Ihnen« sprechen. Manchmal sagte er mit fester Stimme: »Ja, ich kann noch viel mehr aushalten; kümmert euch nicht um den Körper; ich kann nicht verhindern, daß er weint.«

Am Abend des 20. September waren die Schmerzen noch stärker, und Krishna versuchte sechsmal wegzulaufen. Sein Körper wand und krümmte sich in unbequemen und gefährlichen Stellungen. Nitya schrieb, einmal habe der weinende und schluchzende Krishna plötzlich seinen Kopf über seine Knie am Boden gelegt und sich vornüber gerollt und sich dabei fast das Genick gebrochen; aber Rosalind war glücklicherweise gerade in seiner Nähe und drehte ihn zur Seite. Er wurde ganz still, und einen Moment lang war sein Herzschlag kaum noch zu spüren.

Am nächsten Tag mußte Rosalind für ein paar Tage verreisen. Während ihrer Abwesenheit ließen Krishnas Symptome ein wenig nach, aber er klagte weiterhin über einen dumpfen Schmerz am unteren Ende der Wirbelsäule. Einmal war er ganz aufgeregt und behauptete, irgend jemand schleiche ums Haus herum. Er bestand darauf, zu der niedrigen Gartenmauer zu gehen und sagte mit lauter Stimme: »Geh weg, was fällt dir ein, hierherzukommen? Geh weg! Es ist mir gleich, wohin du gehst; verschwinde hinter den Hügeln, aber mach sofort, daß du wegkommst!« Daraufhin ging er zurück ins Haus und legte sich nieder. Kurze Zeit später rief er: »Bitte komm zurück, Krishna.« Er hörte nicht auf, nach Krishna zu rufen, bis er das Bewußtsein verlor. Es war das erstemal, daß er seinen eigenen Namen rief. An diesem Abend verschlimmerten sich die Schmerzen in seinem

Nacken wieder. Bei Rosalinds Rückkehr wurden die Schmerzen noch stärker; er klagte über ein Brennen in der Wirbelsäule und war sehr lichtempfindlich; selbst das Licht des aufgehenden Mondes störte ihn. Wieder sprang er plötzlich auf, um eine unsichtbare Person zu verjagen. Er wurde ganz zornig, und das Wesen kehrte nicht mehr zurück. Als das Licht für ihn unerträglich wurde, mußten sie ihn ins Haus bringen.

Eines Abends gegen 17.00 Uhr veränderte sich die Atmosphäre im Haus; es wurde ruhig und friedlich, und bald spürten alle die Gegenwart eines » mächtigen Wesens«, dessen Schwingungen alles zu beherrschen schienen. Nitya sagte, es habe sich angefühlt, »als ob große Motoren liefen, und für ein paar Stunden vibrierte das ganze Haus.«

Am 2. Oktober begann eine neue Phase. Krishna klagte nun hauptsächlich über Schmerzen im Gesicht und in den Augen. Er hatte das Gefühl, daß »Sie« an seinen Augen »arbeiteten« und sagte: »Mutter, bitte berühre mein Gesicht; ist es noch da?« Und kurz darauf: »Mutter, meine Augen sind verschwunden, berühre sie, sie sind nicht mehr da.« Während er dies sagte, begann er zu schluchzen und zu stöhnen. Dieser Zustand dauerte bis ca. 20.00 Uhr an. Gegen 21.00 Uhr begann er zu zittern und konnte kaum noch atmen. Es schien, als habe er große Schwierigkeiten, in seinen Körper zurückzukehren. Laut Nitya »zitterte und schauderte er jedesmal, wenn er versuchte, zu sich zu kommen.« Am 3. Oktober sagte er zu Rosalind: »Mutter, bitte gib auf mich acht, ich gehe weit weg.« Daraufhin verlor er das Bewußtsein. Kurze Zeit später begann er mit Rosalind zu sprechen und fragte sie, wo Krishna sei. Er sagte zu ihr, er habe sie doch gebeten aufzupassen, und nun könne sie ihm nicht sagen, wo Krishna sei. Er fing an zu weinen, weil er Krishna verloren hatte, und er weigerte sich einzuschlafen, bevor er ihn wiedergefunden hatte, was etwa eineinhalb Stunden später der Fall war.

Eines Morgens, als sie sich in Mr. Warringtons Haus aufhielten, verließ Krishna seinen Körper. Er hatte zu Rosalind gesagt, er müsse auf eine weite Reise gehen und sie solle während seiner Abwesenheit auf ihn aufpassen. Zwei Stunden später begann er zu sprechen. Als sein Blick auf Rosalinds Hand fiel, schien er erstaunt und fragte: »Mutter, wieso ist deine Haut weiß?« Er sah sie an und sagte: »Du bist jünger geworden, was ist geschehen?« Und dann: »Mutter, Krishna kommt herein; schau, dort steht er.« Als Rosalind ihn daraufhin fragte, wie Krishna aussähe, sagte er: » Er ist ein gutaussehender großer Mann, sehr vornehm. Ich fürchte mich fast ein wenig vor ihm.« Dann sagte er: »Aber kennst du ihn denn nicht, Mutter? Er ist dein Sohn, er kennt dich.«

Am Abend des 4. Oktober litt Krishna mehr als sonst - die Schmerzen konzentrierten sich im Gesicht und in den Augen. Ein paarmal rief er aus: » Oh bitte, habt Erbarmen.« Und dann: »Ich meine das nicht so, natürlich habt ihr Erbarmen.« Später sagte er zu Nitya, »Sie« würden seine Augen reinigen, damit ihm gestattet werden könne, »Ihn« zu sehen. Er sagte, es fühle sich an, als ob man gefesselt in der Wüste läge und mit geöffneten Augen in die gleißende Sonne starren müsse. Später am gleichen Abend fand Nitya Krishna in Meditation sitzend und spürte wieder die lebendige Gegenwart eines mächtigen Wesens, dessen Schwingungen den Raum erfüllten. Krishnas Qualen waren wie weggeblasen. » Krishna« schrieb Nitya, »sah nicht >Sein< Gesicht, sondern nur Seinen strahlend hellen Körper.«

Am nächsten Morgen war Krishna starrköpfig; er war halb bewußtlos, doch er bestand darauf, nach draußen zu gehen. Sie mußten ihn zurückhalten. Später erklärte er, das Brennen in seiner Wirbelsäule sei unerträglich geworden. Deshalb habe er hinunter zu dem kleinen Bach im Canyon gehen und seinen Körper abkühlen wollen.

Kurz darauf spürten seine Gefährten wieder die Gegenwart des mächtigen Wesens. »In Krishnas Augen war ein außergewöhnliches Strahlen; sein Gesicht war völlig verwandelt. Als er den Raum betrat, veränderte sich die Atmosphäre auf wunderbare Weise. Wir spürten die Gegenwart eines ehrfurchtgebietenden Wesens, und Krishnas Gesicht zeigte einen Ausdruck höchster Glückseligkeit.« Krishna sagte zu Nitya, Rosalind und Warrington, sie sollten sich vorbereiten, denn am Abend käme ein »großer Gast«. Er bat sie, das Bild Buddhas in sein Zimmer zu stellen.

Später, als Krishna nach seiner Meditation von draußen hereinkam, sagte er zu ihnen, das Große Wesen sei wieder »gegangen«, nachdem er [Krishna] seine Meditation beendet habe.

An diesem Abend litt Krishna furchtbare Qualen. In meiner Erinnerung erscheint mir diese Nacht als die schlimmste, die er je durchzustehen hatte. Natürlich litt er auch an den darauffolgenden Abenden, aber ich glaube, die Leiden dieser folgenden Tage waren auf den erbärmlichen Zustand

zurückzuführen, in den ihn die Qualen dieser einen Nacht versetzt hatten. Kurz bevor die Schmerzen einsetzten, hörten wir ihn mit dem Meister sprechen, der den Prozeß zu diesem Zeitpunkt zu steuern schien. Er wies Krishna an, niemandem zu erzählen, was an ihm vollbracht wurde, und Krishna versprach es. Dann wurde ihm mitgeteilt, daß der Besucher gegen 20.15 Uhr zurückkehren würde. Krishna sagte: »Er kommt um 20.15 Uhr, dann wollen wir schnell beginnen.« Kurz bevor er anfang, war er aufgestanden, und plötzlich hörten wir ihn mit lautem Krachen auf dem Boden aufschlagen. Er entschuldigte sich: »Es tut mir so leid, daß ich hingefallen bin: ich weiß, ich darf nicht hinfallen.« An diesem Abend schien er sich seines physischen Körpers bewußter zu sein als sonst. »Sie« sagten zu ihm, er dürfe sich nicht bewegen, denn normalerweise wand und krümmte er sich unter den Schmerzen. Aber nun versprach er »Ihnen«, sich nicht zu bewegen und sagte immer wieder: »Ich werde mich nicht bewegen, ich verspreche es; ich werde mich nicht bewegen.« Also hakte er die Finger ineinander und lag mit den Händen unter seinem Körper auf dem Rücken, während der Schmerz in seinem Körper wütete. An diesem Abend fiel ihm das Atmen sehr schwer, er rang ständig nach Luft und würgte. Als er die Schmerzen nicht mehr ertragen konnte und keine Luft mehr bekam, fiel er in Ohnmacht. An diesem Abend wurde er dreimal ohnmächtig, und als es zum ersten Mal passierte, wußten wir nicht, was geschehen war. Wir hörten ihn würgen. nach Luft ringen und vor Schmerzen stöhnen, und plötzlich-nach einem tiefen, verzweifelten Luftholen -- herrschte Totenstille. Als wir nach ihm riefen, antwortete er nicht. Auch als wir sein Zimmer betraten, gab er keinen Laut von sich. Wir mußten uns zu ihm vortasten, denn es war stockdunkel un Zimmer, und wir wußten nicht genau, wo er lag. Wir fanden ihn völlig bewegungslos auf dem Rücken liegend, die Hände starr ineinander verhakt. Er wirkte wie eine Steinfigur. Wir brachten ihn schnell zu Bewußtsein. Das wiederholte sich dreimal, und jedesmal, wenn er zu sich kam, entschuldigte er sich bei »Ihnen« für die verlorene Zeit und versicherte »Ihnen«, er habe getan, was er konnte, um sich zu kontrollieren, aber er habe es nicht mehr steuern können. Manchmal gönnten »Sie« ihm eine kurze Ruhepause. Dann verschwanden die Schmerzen ganz plötzlich, und er scherzte mit einem von »Ihnen« und lachte, so als ob das Ganze ein Witz sei. So ging es eine Stunde und fünfzehn Minuten. Um 7.45 Uhr begann Krishna nach seiner Mutter zu rufen, und als Rosalind leise das Zimmer betrat, wurde erschrecklich nervös und rief: »Wer ist das, wer ist das, wer ist das?« Als sie sich näherte,fiel er in Ohnmacht. Er schien jedesmal völlig die Fassung zu verlieren, wenn jemand sein Zimmer betrat. während er sich in diesem verletzlichen Zustand befand. Rosalind blieb eine Weile bei ihm, doch dann bat er sie hinauszugehen, weil »der große Gast kommt«. Rosalind und ich setzten uns auf die Veranda. Krishna saß im Zimmer - im Lotossitz, so als sei er in tiefer Meditation versunken. Dann spürten wir wieder, wie schon früher an diesem ,A~bend, die Gegenwart des Großen Wesens. Später, als Rosalind und ich wieder in Krishnas Zimmerwaren, begann er mit Personen zu sprechen, die wir nicht sehen konnten. Die Arbeit war anscheinend erfolgreich verlaufen. Der Raum war voller unsichtbarer Besucher, die Krishna beglückwünschten und mit ihm feiern wollten, aber es schienen ihm zu viele zu sein, und wir hörten ihn sagen: »Es gibt nichts, wofür ihr mich beglückwünschen müßtet; ihr hättet das gleiche getan.« Daraufhin schienen sich die Wesen zu entfernen, denn er gab einen tiefen Seufzer von sich und lag lange Zeit ganz still, zu erschöpft und außerstande, sich zu bewegen. Dann begann er zu sprechen. »Mutter«, sagte er. »von nun an wird alles ganz anders sein; für keinen von uns wird das Leben mehr so sein wie bisher.« Und dann: »Ich habe ihn gesehen. Mutter: alles andere hat keine Bedeutung mehr.« Immer wieder sprach er diese Worte aus, und wir alle spürten die Wahrheit, die darin lag-für keinen von uns« ürde das Leben je wieder so sein wie zuvor. Kurz bevor ich in dieser Nacht einschlief, hörte ich Krishna mit jemandem sprechen, den ich nicht sehen konnte. Ich hörte nur den Schluß der Unterhaltung. Offenbar hatte Meister D.K. ein Wesen geschickt, das Krishnas Körper während des Schlafes bewachen sollte, und ich hörte, wie Krishna sich dafür entschuldigte, daß er ihm so viel Mühe mache. Das hatte mich während des gesamten Prozesses immer wieder in Erstaunen versetzt: Krishna war stets außergewöhnlich höflich und rücksichtsvoll, ganz gleich, ob er bei vollem Bewußtsein war oder ob nur sein »Körper« sprach. Das Geistwesen kam nun sechs oder sieben Nächte hintereinander, um über Krishnas Körper zu wachen. Krishna sagte nur: »Ich habe ihn gesehen. Alles andere ist gleichgültig.«

Zu diesem Zeitpunkt war Krishnas Körper sehr geschwächt; er wurde sehr oft ohnmächtig. Die Schmerzen wanderten ständig in andere Körperteile. Ein paar Tage später, am 6. Oktober, machten sie sich auf dem Oberkopf bemerkbar. »Sie« schienen einen bestimmten Bereich in seinem Kopf zu öffnen, was ihm unbeschreibliche Qualen verursachte. Einmal rief er aus: »Bitte, schließt es wieder, bitte, schließt es wieder.« Er schrie vor Schmerzen, aber sie fuhren fort, diesen Bereich allmählich zu öffnen. Als er die Schmerzen nicht länger ertragen konnte, schrie er noch einmal auf und wurde ohnmächtig. Vierzig Minuten lang lag er völlig bewegungslos da; dann kehrte sein Bewußtsein allmählich zurück. Als seine Gefährten mit ihm sprechen wollten, stellten sie überrascht fest, daß sie es mit einem vierjährigen oder noch jüngeren Krishna zu tun hatten. Er durchlebte noch einmal verschiedene Situationen aus seiner frühen Kindheit. Er sah drei ganz bestimmte Szenen vor seinem geistigen Auge. In der ersten brachte seine Mutter ein Kind zur Welt. Es war ein schrecklicher Schock für ihn, die körperlichen Schmerzen seiner Mutter mitzuerleben. Er stöhnte und schrie und rief immer wieder aus: » Oh, meine arme Mutter, arme Mutter, du bist eine tapfere Mutter.« In der zweiten Szene sah er sich selbst und seinen Bruder als kleine Kinder: Beide lagen, schwer an Malaria erkrankt, in ihren Betten.

Die dritte Szene handelte vom Tod seiner Mutter. Er verstand nicht, was vor sich ging. Als er sah, daß die Ärzte ihr Medizin gaben, beschwor er sie, nichts davon zu nehmen. » Nimm es nicht, Mutter, nimm es nicht, es ist ein widerliches Zeug, es wird dir nicht gut tun. Die Ärzte wissen nichts. Er ist ein schlechter Mann, bitte nimm es nicht, Mutter.« Ein wenig später sagte er mit schriller, angsterfüllter Stimme: »Warum bist du so still, Mutter? Was ist passiert, warum bedeckt Vater sein Gesicht mit dein Dhoti?« Antworte mir, Mutter, antworte mir, Mutter, antworte mir.« Immer wieder rief er mit der verzweifelten Stimme eines Kindes nach seiner Mutter, bis er schließlich zu sich kam und wieder Krishnamurti wurde. In dieser Nacht kam das Wesen wieder, um über seinen Körper zu wachen, während er schlief.

Am nächsten Abend schienen die Meister, laut Nitya, »wieder an seinem Kopf zu arbeiten«. Er litt schrecklich, schrie vor Schmerzen und wurde jedesmal ohnmächtig, wenn die Qual zu groß wurde - achtmal an diesem Abend. » Er beschwor >Sie<, langsam vorzugehen, so daß er sich nach und nach an den neuen Zustand gewöhnen könne.« Er würgte und atmete angestrengt.

Ein wenig später wurde er wieder zum Kind und drückte seine Abneigung gegen die Schule aus. » Mutter, heute muß ich nicht zur Schule gehen -nicht wahr? Ich bin schrecklich krank. Mutter.« Und nach einer Weile: »Mutter, laß mich bei dir bleiben, ich tue alles, was du willst: ich nehme sogar Rizinusöl, wenn du willst, aber laß mich bei dir bleiben.« Und später: » Mutter, ich habe Kekse aus der Dose gestohlen, die du vor uns versteckt hast. Das mache ich schon seit langer, langer Zeit.« Als Rosalind lachte, schien Krishna sehr verletzt und sagte: »Immer lachst du über mich, Mutter; warum lachst du über mich?« Noch ein wenig später, nachdem er lange von Schlangen, Hundebabies und Bettlern erzählt hatte, » sprach er davon, daß er in den Puja-Raum gegangen sei und dort das Bild einer Frau gesehen habe, die im Schneidersitz auf einem Tierfell saß. Nitya erinnerte sich vage an ein solches Bild und meinte, es könne sich um das Foto Annie Besants handeln. Krishna kannte ihren Narren nicht. >Wer ist das?<, fragte er, >Sie erinnert mich an eine Frau, die ich kenne, aber sie sieht anders aus; sie ist ziemlich verschieden von der Frau auf dem Bild.«

Krishnas Gefährten bemerkten, daß sich etwas verändert hatte. Er konnte seinen Körper jetzt außerordentlich leicht und schnell verlassen und zitterte nicht mehr, wenn er in ihn zurückkehrte. Später an diesem Abend bemerkte er, »Sie« hätten das Zentrum in seinem Kopf ollengelassen.* Der Mann, den sie nicht sehen konnten, kam wieder, um Wache zu halten.

* Dies bezieht sich wahrscheinlich auf das Öffnen eines Energiezentrums auf der Kopfmitte, das im Kundalini-Yoga als Sahasrara oder Brahmaraandhra bezeichnet wird: der vollständig geöffnete tausendblättrige Lotos, der in völliger Leere ruht. Dieser Zustand geht mit dem Gefühl kosmischer Einheit einher und bedeutet endgültige Bereinigung für den Yogi.

An den folgenden Tagen sprach Krishna weniger. Er wurde weiterhin abends ohnmächtig, aber er kam stets sehr schnell wieder zu sich und schien allgemein in besserer Verfassung zu sein. Es gab immer wieder Momente, in denen er zum Kind wurde. Einmal sprach er von einer Reise im Ochsenkarren, die drei oder vier Tage gedauert hatte.

Am 18. Oktober kamen die Schmerzen in Wellen; er hatte regelrechte Anfälle, die ihn sehr erschöpften. »Wieder wurden wir durch einen Besuch des großen Gastes gesegnet. Am 19. geschah etwas Sonderbares: Nachdem er von seiner Meditation hereingekommen war, rief er wieder und wieder nach Krishna. >Krishna<, rief er aus, >bitte verlaß mich nicht, Krishna<.« Später bat er Nitya und Rosalind »gut auf Krishna aufzupassen, ihn nie zu schnell aufzuwecken oder zu erschrecken«, denn das sei sehr gefährlich; » es könne etwas schiefgehen«, wenn man einen Fehler mache. Diese Episoden wurden seltener und hörten bis zum November 1923 ganz auf.

Krishnas Transformationsprozeß, für den auch Leadbeater und Annie Besant keine Erklärung hatten, setzte sich, reit Unterbrechungen, in den nächsten Monaten fort. Sein Körper wurde von Schmerzen gepeinigt, warf sich hin und her und schlug manchmal hart auf dem Boden auf. Krishnamurti mußte oft seinen Bruder oder seine anderen Gefährten aus dem Zimmer schicken, um ihnen den Anblick seiner Qualen zu ersparen. Er wurde häufig ohnmächtig und sah danach jedesmal völlig erschöpft aus.

Im Jahre 1924 ging Krishna mit einigen Freunden für längere Zeit nach Europa, wo sich diese Phänomene fortsetzten. Als seine schrecklichen Schmerzzustände sich ihrem Ende näherten, hatte er Visionen von Buddha, von Maitreya und anderen Meistern der okkulten Hierarchie. Am 24. März, kurz nach der Rückkehr aus Italien, schrieb ein zutiefst aufgewühlter Nitya folgende Zeilen an Annie Besant:

In Krishnas Transformationsprozeß gab es tatsächlich einen großen Sprung nach vorn. An einem der vergangenen Abende begann alles zunächst wie gewöhnlich, und keiner von uns erwartete irgend etwas Neues oder Besonderes. Doch plötzlich spürten wir alle einen enormen Energieschub im Haus: Das Kraftfeld war stärker als je zuvor. Krishna sah Maitreya und den Meister. Ich glaube, an diesem Abend schien auch der Stern,* denn wir alle empfanden große Ehrfurcht, fast Furcht-ein Gefühl, das ich schon mehrmals hatte, wenn der Stern sich zeigte. Krishna erzählte später, der Energiestrom sei wie gewöhnlich von der Wirbelsäulenbasis nach oben, bis zum Ende des Nackens, gestiegen. Dann hatte er auf der linken und rechten Seite des Kopfes je einen weiteren Energiestrom gespürt. Als diese Energien sich im Mittelpunkt der Stirn vereinigten, schoß ein Lichtstrahl aus seiner Stirn hervor. Das ist, in wenigen Worten, was geschah. Niemand von uns wußte was es bedeutete, aber die Energie war in jener Nacht so stark, daß es uns wie der Beginn einer neuen Phase erschien. Ich vermute, daß sein drittes Auge sich öffnete.

Abgesehen von der Vision des »Buddha« handelt es sich hierum eine klassische Beschreibung des Aufsteigens der *Kundalini*.

*Der Order of the Star of the East, eine internationale Organisation, wurde im Jahre 1911 von Annie Besant und C. W. Leadbeater gegründet. Mrs. Besant und C. W. Leadbeater wurden zu Protektoren, Krishna zum Leiter des neuen Ordens ernannt. Ein fünfeckiger silberner Stern war das Wahrzeichen des Ordens, der in vielen Ländern Zweigstellen unterhielt. In Adyar erschien vierteljährlich eine Zeitschrift unter dem Titel Herald of the Star, für die Krishna als Herausgeber zeichnete. Die erste Ausgabe erschien im Januar 1911. Im Jahre 1914 wurde das Redaktionsbüro nach England verlegt.

Kapitel 5: »Unser Leben hier wird von intensiver innerer Aktivität bestimmt.«

Eine Gruppe vertrauter Freunde begleitete Krishna nach Pergine. Italien: Lady Emily mit ihren Töchtern Betty und Mary; Helen Knothe, eine junge Amerikanerin und gute Freundin Krishnajs; Ihr. Shivakamu, Rukmini Arundales Schwester; Malati, die Ehefrau Patwardhans; Ruth Roberts, eine weitere sehr vertraute Freundin Krishnajs; John Cordes, der Leiter des österreichischen *Order of the Star*, der von 1910 bis 1911 in Adyar lebte und damals für Krishnas physisches Wohlergehen und sein körperliches Training verantwortlich war. Rama Rao und Jadunandan Prasad, zwei gute indische Freunde Krishnajs waren ebenfalls mit von der Partie. Der folgende anonyme Bericht über Krishnamurtis Aufenthalt in Pergine wurde zwischen den Papieren des verstorbenen Shiva Rao gefunden.

Es handelt sich wahrscheinlich um Tagebuchaufzeichnungen Nityas oder Cordes. Obwohl die Identität des Autors nicht genau feststeht, scheint es sich um ein echtes Dokument zu handeln.

29. August 1924: Unser Leben hier zeichnet sich durch eine intensive innere Aktivität aus, während die äußere auf ein Minimum reduziert ist. Zumindest sollte es so sein. und Krishnaji « ünscht es ebenfalls so.

Krishnaji hatte auch früher schon ähnliche Zusammenkünfte veranstaltet, hatte jene, die er lehren und denen er helfen sollte, um sich versammelt und sich mit ihnen an einen ruhigen Ort. fern jeglicher Zivilisation. zurückgezogen, doch waren bei diesen Treffen gewöhnlich keine gemeinsamen Aktivitäten geplant. Krishnaji führte mit jedem seiner Schüler individuelle Gespräche, aber nie zuvor hatten wir erlebt, daß er, wie bei dieser Gruppe, zu allen gemeinsam über die Meister sprach, damit auch jene. die in ihrer spirituellen Entwicklung noch nicht sehr weit fortgeschritten waren, zuhören und offen mit den anderen über »Sie« sprechen konnten.

Wir sind nur zu einem einzigen Zweck hier: um definitive »Schritte« zu machen und dadurch zu nützlichen Werkzeugen für »Sie« zu werden. Diese Möglichkeit ist jedem gegeben. denn jeder befindet sich auf einer anderen Entwicklungsstufe und kann daher den über ihn Stehenden dienen und den unter ihm Stehenden helfen. (Die Bezeichnungen »höhere« und »niedrigere Entwicklungsstufe« könnten hier mißverstanden werden. Ich verwende sie nicht als Wertbegriffe im Sinne von >höher- oder minderwertig<, sondern lediglich, um zwischen unterschiedlichen Entwicklungsstadien differenzieren zu können.)

Der Tagesablauf ist stets der gleiche: Die Morgenmeditation beginnt um viertel nach acht, um halb neun gibt es Frühstück. Danach spielen wir auf einem offenen Feld ein oder zwei Stunden lang Ball, und dann sitzen wir etwa eine Stunde unter den Bäumen zusammen, und Krishnaji spricht mit uns über die Meister und darüber, wie wir ihnen dienen können. Um 12.30 Uhr gibt es Mittagessen. Danach kann man bis drei Uhr ruhen oder einzeln mit Krishnaji arbeiten. Danach finden Spiele auf dem Schloßgrundstück statt. Duschen und Abendessen gegen sechs Uhr. Danach trennen wir uns. Manche gehen nun noch zum Turm, wo noch einmal eine Stunde lang ein intensives spirituelles Training stattfindet. Um 20.30 Uhr gehen wir zu Bett.

Krishnaji ist natürlich die Hauptfigur. sowohl bei den Spielen als auch bei der Arbeit. Er ist der Mittelpunkt, um den sich alles dreht. Krishnajis Leben ist von absoluter Hingabe an den »Herrn«, der leidenschaftlichen Hingabe an das Gute und Schöne geprägt - und doch wirkt er so absolut menschlich und steht seinen Mitmenschen so nahe. Man kann sein Wesen nicht mit Worten beschreiben, aber er wirkt eher wie ein Mensch, der sich selbst in höchstem Maße vervollkommen hat, denn wie ein göttliches Wesen in einer unvollkommenen menschlichen Form. Der »Herr« braucht wohl ein vollkommenes menschliches Instrument, um die Menschheit auf ihrer Ebene erreichen zu können. » Er Selbst« offenbart das Göttliche durch Sein Instrument. Eine solche Vereinigung göttlicher und menschlicher Kräfte findet nur statt, wenn ein Weltlehrer auf »Seiner« Erde erscheint, denn normalerweise strebt der Mensch nach dem Göttlichen und wird eins mit ihm, sobald er es berührt. aber in diesem Fall streckt das Göttliche die Hand nach einem menschlichen Wesen aus, benutzt es und wirkt durch es als separate Kraft, um sich dann wieder zurückzuziehen. Das Instrument ist danach noch immer ein menschliches Wesen. Oftmals wird die Entwicklung des menschlichen Instrumentes allerdings so beschleunigt, daß es fast augenblicklich übermenschlich wird. doch das ist ein separater Prozeß. Der Mensch mag aufsteigen und göttlich werden, aber er kann nicht über göttliche Kräfte gebieten, solange er noch menschlich ist. Dagegen kann das Göttliche herabsteigen und über menschliche Kräfte gebieten, obgleich es selbst nicht mehr menschlich ist.

Heute morgen beim Frühstück war Krishnaji sehr lebhaft, und wie schon öfter war unsere Unterhaltung nicht zur Veröffentlichung geeignet. Morgens nach einem ernsten Gespräch oder abends nach harter Arbeit kann Krishnaji manchmal außerordentlich frivol werden. Er erzählt dann oft Witze, die er mit Ausbrüchen donnernden Gelächters oder einem ausdauernden, ansteckenden Kichern unterstreicht. Was mich an Krishnaji oft verblüfft, ist erstens seine Fähigkeit, aus einer ernsthaften oder feierlichen Stimmung heraus übergangslos in ausgelassenes Scherzen zu verfallen, und zweitens die Tatsache, daß keiner seiner Witze, wie gewöhnlich er auch sein mag, die Atmosphäre kreierte, die normalerweise bei solchen Redensarten entsteht. Es scheint, als durchdringe

seine Schönheit, die absolute Reinheit seines Wesens alles, was er tut oder sagt, so als könne er allem, was er berührt, die ihm eigene Frische und Klarheit verleihen.

Manchmal versucht er, sich eigene frühere Erfahrungen zu vergegenwärtigen. Als er und Nitya C.W.L. zum ersten Mal besuchten, zeigte dieser ihnen Bilder von Meister M. und Meister K.H. und fragte sie, welches ihnen besser gefalle. Als sie auf das Bild von Meister K.H. deuteten, sagte er, das habe er erwartet.

Als Krishnaji noch sehr, jung war, waren die Meister etwas sehr Reales für ihn. Damals schrieb er *At the Feet of the Masters*. Später kam eine Zeit, in der seine Verbindung zu den Meistern schwächer wurde und er nur aufgrund dessen, was Leadbeater und Annie Besant zu ihm sagten, an sie glaubte. Heute ist diese innere Verbindung wieder da. Nitya meinte, wir sollten in der Gruppe eine Atmosphäre schaffen, die »Ihre« Aufmerksamkeit »anziehe«. Er sprach von den verschiedenen Einflüssen und Schwingungen, die in Ojai an manchen Abenden so stark spürbar gewesen waren; von der Energie des Meisters M., die einem das Gefühl gab, alles vollbringen zu können: von den Schwingungen des Meisters K.H., die man als absolute Liebe wahrnahm (es war, als fließe Honig in dich hinein, wenn er sprach) und von K.H.'s reiner und klarer Energie. Dann sprach Nitya von der stärksten aller Schwingungen, von der Energie des »Herrn«, die wir auch in Ehrwald* gespürt hatten-vom »Frieden, der stärker ist als alle Vernunft.« Krishnaji sprach von Adyar und bezeichnete es als mächtiges Kraftfeld, in dem man entweder zum Heiligen oder zum Verrückten wer

den mußte oder von einem unfehlbaren Beobachter als »unbrauchbar« zurück gewiesen wurde.

Nie sah ich ihn schöner und strahlender, als an diesen Abenden. Seine Augen lachten mit einer geheimnisvollen, überirdischen Freude, triumphierend und sanft zugleich. Diese Sanftheit und stille Freude strahlen aus seinem ganzen Wesen und spiegeln sich in den Linien seines Gesichtes: Ein zarter Rosenduft umgibt ihn und hüllt ihn ein. Manchmal schaudert er, so als ob er friere, und manchmal wirkt er sehr erschöpft: aber an diesen Abenden, diesen ganz besonderen Abenden, von denen ich spreche, scheint der wahre Krishna, all das, was im tiefsten Sinne sein Wesen ausmacht, aus seinen Augen.

1. September 1924: Lady Emily vergleicht Rajagopal mit dem heiligen Petrus. Er ist, wie es scheint, der Buffo unter den Ltnw-esenden Jüngern und gefällt sich sehr in dieser Rolle des Hofnarren. Um Krishna zu kennen, muß man seine Schüler kennenlernen. Rajagopal war einmal der heilige Bernhard von Clairveaux und ein andermal ein ehrwürdiger Priester, und beide, der Heilige und der Priester, scheinen immer wieder durch seine gegenwärtige Persönlichkeit hindurch (hauptsächlich der letztere). Rajagopal spricht ununterbrochen; er hält wahre Predigten. Er liebt das Essen über alles oder tut zumindest so; es scheint jedenfalls sein Lieblingsthema zu sein, und er macht oft Witze darüber. Wenn Krishnaji müde und erschöpft ist oder die Energie der Gruppe den Nullpunkt erreicht hat, fällt ihm stets ein Witz oder eine lustige Anekdote ein, und er lacht so ausdauernd über seine eigenen Worte, daß jedermann einstimmen muß. Es heißt ja, daß jeder Meister Sinn für Humor haben muß und daß der Schüler ohne diese Eigenschaft des Meisters keine Fortschritte machen kann. Das wird um so deutlicher, je weiter man auf dem spirituellen Weg voranschreitet. Ein Sinn für Humor hilft, emotionale und mentale Spannungen zu lösen, die unter diesen herausfordernden Bedingungen auftreten können, und oft genügt ein Lachen, um einen Bruch oder einen Stillstand im spirituellen Prozeß der Gruppe oder des Individuums zu verhindern. Rajagopals Einfälle sind sicher nicht die brilliantesten, aber das gibt Krishnaji und den anderen wiederum Gelegenheit, ihre eigenen Bemerkungen beizusteuern, was oft noch größere Heiterkeit auslöst. Überflüssig zu erwähnen, daß Rajagopal eine Menge Neckereien über sich ergehen lassen muß, aber das geht im Grunde jedem so, der sich in Krishnajis Nähe wagt, denn das ist eine seiner Methoden, Menschen zu beeinflussen (und zwar ganz besonders eine bestimmte Art von Menschen).

*Krishna, Nitya und einige ihrer Freunde hatten sich vor ihrer Reise nach Pergine einige Zeit in Ehrwald (Österreich) aufgehalten.

Eine von Krishnajis Theorien lautet, daß der Mensch in der Lage sei, allein durch Freude zu spiritueller Erweckung zu gelangen und den göttlichen Zustand auf ganz natürliche Weise zu erreichen, so wie sich eine Blume im Sonnenschein öffnet. Einmal schien er fast bekümmert darüber, daß alle Menschen, die er bislang getroffen hatte, ihre innere Entwicklung über den langen und

beschwerlichen Weg des Leidens erkämpft hatten und nur wenige den einfachen Weg der Freude gegangen waren. Ich glaube, einmal sagte er sogar, er habe noch keinen einzigen Menschen getroffen, der sich allein durch Freude weiterentwickelt habe, und doch sei dies eine ganz reale Möglichkeit, die ursprünglich jedermann gegeben sei und nur durch die Komplexität unserer heutigen Gesellschaft vereitelt würde. »Seid natürlich, seid glücklich!« Ra jagopal spielt also eine großartige Rolle in diesem köstlichen Theaterstück, in dem Krishnaji stets als einer der ersten in das allgemeine Gelächter einstimmt. »Sei ein Gott und lache über dich selbst.« Über sein zwei Jahre dauerndes Training mit Leadbeater sagte Krishnaji, man habe ihn buchstäblich »zu Tränen gelangweilt«. Alle Wünsche wurden ihm systematisch ausgetrieben. So hatten Krishna und Nitva beispielsweise den Wunsch nach Fahrrädern geäußert (wahrscheinlich hatten sie, wie kleine Jungen nun einmal sind, C.W.L. ständig damit in den Ohren gelegen). Die Fahrräder wurden also beschafft, aber nun tnußten die Jungen zwei Jahre lang täglich zehn Meilen mit den Rädern fahren. Einmal wünschten sie sich Porridge. Sie bekamen ihn - aber nun mußten sie ein Jahr lang täglich Porridge essen! Wenn sie schmutzige Füße hatten oder, wie Nitva einmal, einen Stein nach einem Frosch warfen, hieß es: »Das schickt sich nicht für Schüler des Meisters.« All das muß damals sehr hart gewesen sein für den kleinen dunkelhäutigen Jungen, der der Krishnaji von heute - der Jesus von morgen -- werden sollte. In vielen Leben war Krishnaji eine Frau gewesen, und diese Leben haben seinen Charakter sehr stark geprägt. Er besitzt eine außergewöhnlich starke Intuition - was ihn von den meisten Männern unterscheidet. Er kann ebenso grausam wie gütig sein, je nachdem, wie es die Situation erfordert. Ein kurzer, scharfer Satz, den er mit einem Aufblitzen seiner Augen unterstreicht, genügt. Krishnaji bietet niemals einem Menschen von sich aus Gespräche an. Man muß zu ihm kommen und den Wunsch danach äußern. Anfangs, während der ersten zwei oder drei ernsthaften Unterhaltungen, ist er dann immer schrecklich scheu und zurückhaltend.

8. September 1924: Lady Emily Cordes und ich saßen in Krishnajis Zimmer. Krishnaji selbst hielt sich im darunterliegenden Raum auf. Es war gegen Viertel vor sieben, und alles war so, wie an jedem anderen Abend - außer dieser fast mystischen Stille, die sich mit einem Mal über uns senkte. Irgendwo im Turm hörten wir Nitya, Rama Rao und Rajagopal chanten; der Duft von Räucherkerzen wehte durch die Türritzen zu uns herein. Wir alle spürten »Seine« Gegenwart - jeder selbst der Unempfindlichste, mußte einfach diesen unbeschreiblichen Frieden wahrnehmen, der plötzlich im Haus eingekehrt war. So saßen wir eine Stunde lang »still und ergrillen da«.

Später, als wir uns versammelten und Krishnaji in unserer Mitte saß, war es, als hätten wir einander gerade erst gefunden, und ein leises, zartes Lachen voll unsäglicher Freude ging durch die Gruppe, als wir über das sprachen, was gerade geschehen war. »Wenn es jetzt so ist - wie wird es erst sein, wenn die Zeit gekommen ist?«.

14. September 1924: Heute nachmittag spielten wir nicht wie üblich Volleyball, sondern lagen auf den Felsen beim Turm herum. Krishnaji und Rama Rao hockten auf einen großen Stein und betrachteten voller Interesse eine kleine gelbe Schnecke. Ich erinnerte mich daran, daß ich einmal vor Jahren miterlebt hatte, wie Krishnaji eine Ameisenkolonie entdeckte. Er verbrachte damals den ganzen Vormittag damit, sie mit Zucker zu füttern, ihre planvolle Ordnung zu stören, zu beobachten, wie sie Eier und andere Dinge transportierten und wie sie ihre Behausung wieder aufbauten.

Gerade fanden Krishnaji und Rao noch eine Schnecke. Jetzt lassen sie die beiden übereinandergleiten und die steilen Felsspalten hinauf- und hinunterkriechen. Letztes Jahr in Ehr., als Krishnaji einmal im hohen Gras zwischen den Wiesenblumen lag, ließ sich ein Schmetterling auf seiner Hand nieder. Bald kamen noch ein zweiter und dritter hinzu: sie tanzten auf seinen Fingern. Sein Entzücken war grenzenlos. Er liebt alle Kreaturen, große und kleine. Alles Schöne und Natürliche erweckt sein Interesse. Er kann einer Heuschrecke nachjagen und entzückt die Farbe ihrer Flügel bewundern oder mit seinem typischen »Für wahr!« hingerissen vor einer schönen Landschaft stehen. »Sieh nur, dieser See, wie ruhig und glatt seine Oberfläche ist - sie «-irkt wie Eis -, und dieses Dunkelgrün! Siehst du, wie sie sich alles darin spiegelt. Oh, du solltest einmal den Geniesee sehen - er ist so blau.«

Jeden Morgen bei der Morgenmeditation liest Krishnaji eine kurze Passage vor. Er ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Jünger; schon der Klang des Namens des Herrn scheint ihn fäst erschauern zu lassen vor tiefempfundener Ehrfurcht. In der Textstelle, die Krishnaji heute morgen vorlas, sagte Buddha, daß der Jünger, der in der Welt lebt, wie eine Lotosblüte sein muß. Der Lotos ist in Indien ein Symbol für höchste Reinheit, denn seine Eigenschaft, aus dem schlammigen,

schmutzigen Wasser des Teiches eine so reine, weiße Blüte hervorzubringen. symbolisiert das Potential des Menschen, sich über jegliche Umstände. ~i ie dunkel oder widerwärtig sie auch sein mögen, zu erheben und in innerer Reinheit zu erblühen.

Heute nachmittag plauderte Krishnaji mit mir. Er sprach über Buddha und jenen Seinszustand. in dem das Ego völlig überwunden ist. Er spricht zur Zeit häufig über diesen absolut überpersönlichen Zustand und scheint selbst schon tief in diese klare, vom Morast des Ego vollkommen unberührte Quelle eingetaucht zu sein. Wenn er von Buddha spricht, sieht man eine völlig neue Welt vor sich, in der jegliche persönliche Liebe, alles persönliche Streben schwindet und nur eine überpersönliche, unerschütterliche Liebe zurückbleibt. Krishnaji erfuhr die volle Realisation des egolosen Zustandes in Qjai, aber selbst erfindet es fast unmöglich, diesen Zustand mit Worten zu beschreiben. Er verglich Buddhas Erscheinen bei einer Versammlung aller Meister mit der Kühle des Nordwindes - so frei vom geringsten Schatten des Ego. Er sagte: »Jedesmal, wenn ich ein Bild Buddhas sehe, sage ich mir: Es wird mir gefallen.«

Krishnaji hatte mehrmals Visionen vom Maitreya. Bei »Seinem« letzten Erscheinen in Pergine gab Er Krishnamurti eine Botschaft: »Das Glück, das du suchst, ist nicht weit entfernt, es liegt in jedem gewöhnlichen Stein verborgen.« Eine andere Botschaft lautete: »Suche nicht nach dem Großen, wenn es ganz in deiner Nähe ist.« An den nächsten drei Abenden lachte Krishna viel und erzählte Witze. Viele Gruppenteilnehmer waren schockiert über sein Verhalten.

Kapitel 6: »Ich und mein Bruder sind eins.«

Im Jahre 1913, kurz vor Ausbruch des ersten Weltkrieges, tauchte Annie Besant unter der Führung und mit dem Segen des Rishi Agastya (der, wie es in der Theosophischen Gesellschaft hieß, in bezug auf die Geschicke Indiens eine besondere Aufgabe zu erfüllen hatte) auf der im Umbruch befindlichen politischen Szene Indiens auf.

Zu diesem Zeitpunkt war sie bereits eine Berühmtheit; überall im Land kannte man ihre außergewöhnliche rhetorische Begabung. betrachtete sie als Lehrerin höchsten Ranges und bewunderte sie für den Mut, mit dem sie sich für soziale Reformen einsetzte. Da sie für neue Werte eintrat und aus ihrer Bewunderung für die Kultur und das Gedankengut Indiens kein Hehl machte, wurde ihr Eintritt in die Politik von vielen ihrer Freunde und Bewunderer begrüßt. Bei ihrem Temperament war es unvermeidlich, daß sie all ihre Energien für diese neue Aufgabe einsetzte. Schon bald verlor sie ihre innere Verbindung zur okkulten Hierarchie. Ihr Einblick in die höheren Sphären und ihre medialen Kräfte begannen zu schwinden: so war sie zunehmend auf Leadbeaters Hilfe angewiesen. um mit der Dimension der Geister in Kontakt zu treten.

Um das Jahr 1925 begannen Mrs. Besants geistige Kräfte aufgrund ihres fortgeschrittenen Alters nachzulassen. Sie verlor allmählich die eiserne Kontrolle über die von ihr angestrebten Reformen. Sie wurde mehr und mehr zum Opfer von Intrigen und unlauteren politischen Machenschaften. Viele ihrer einstigen Verbündeten. die wußten. daß es ihr nicht gelungen war, die *Kundalini Shakti Chakras* (die sechs Energiezentren entlang der Wirbelsäule) zu erwecken und die ihre Versuche, wieder mit den Mahatmas in Verbindung zu treten, verfolgt hatten, behaupteten nun ihrerseits. über mediale Kräfte zu verfügen und Botschaften der Meister empfangen zu können. Viele von ihnen benutzten den Okkultismus als Experimentierfeld für dilettantische Spielereien, behaupteten, ihre Kundalini erweckt zu haben, strebten nach Macht und wurden zum Opfer ihrer eigenen Illusionen. Was nicht in ihr Weltbild paßte, wurde kurzerhand zur Ausgeburt der schwarzen Mächte erklärt. Die Handlungen einiger ihrer Mitglieder sprachen den Lehren und Grundsätzen der Theosophischen Gesellschaft Hohn.

In Sydney war Leadbeater, in purpurfarbene Gewänder gehüllt, mit dem Bischofsstab in der Hand und einem juwelengeschmückten Kreuz um den Hals, eifrig dabei, das Erscheinen der sechsten Rasse* vorzubereiten. Von Jungen und Mädchen umgeben, die von ihm persönlich als Jünger auserwählt worden waren. hatten seine okkulten Kräfte und seine Art. sie einzusetzen, bizarre Formen angenommen. Er magnetisierte Edelsteine für die Feen in Sydneys Nationalpark. um dafür die Erlaubnis zu erhalten. einige von ihnen zu dem Landgut mitzunehmen, auf dein er mit seinen Jüngern lebte. Während einer Fahrt mit der Fähre im Hafen von Sydney behauptete er, um seine

okkulten Kräfte zu stärken, kreierte er unsichtbare Netze, in denen er Wassergeister fange, die er dann in seine Aura integriere und ztt Menschen in Not ausschicke.

*Gemäß der theosophischen Lehre soll auf die fünfte Rasse - unsere heutige Gesellschaft -- die sechste Rasse folgen (vergleichbar mit der Ankündigung des Wassermannzeitalters).

In Europa behaupteten unterdessen George Arundale und Wedgewood, sie hätten eine direkte Verbindung zur okkulten Hierarchie hergestellt und seien vom Mahachohan als Jünger akzeptiert worden. Es herrschte eine spannungsgeladene Atmosphäre, als Annie Besant eine Anzahl neuer Initiationen verkündete. die Arundale angeblich von den Meistern mitgeteilt worden waren. Arundale und Wedgewood, die inzwischen ebenfalls die purpurnen Gewänder der Bischöfe der Freien Katholischen Kirche trugen, erreichten kurz nacheinander die Stufe eines Arhat*, nachdem sie ihre dritten und vierten Einweihungen empfangen hatten. Arundales Frau Ruktnini** durchlief innerhalb von drei Tagen drei Einweihungen. Mrs. Besant und Leadbeater galten bereits als Arhats, da sie ihre vierte Einweihung schon hinter sich hatten. Krishnamurti, der in Ojai seinen schwerkranken Bruder Nitya pflegte. wußte nichts von diesem okkulten Possenspiel, das zu diesem Zeitpunkt in Huizen (Holland) und später in Otmnen, beim jährlichen Zeltlager des *Star-Ordens* stattfand. Auf diesem Treffen hatte man ohne sein Wissen verkündet. sein Astralkörper und der Jinarajadasas (der sich in Adyar aufhielt) seien vor der versammelten okkulten Hierarchie erschienen, um den Segen für die Reise durch die vierte Einweihung zu empfangen. Nach ihrer Rückkehr aus Ommen rief Mrs. Besant Lady Emily, Miss Bright und Shiva Rao auf ihr Zimmer und teilte ihnen mit, sie [Mrs. Besant] und Leadbeater, Krishnaji. Arundale und Wedgewood hätten ihre fünfte und letzte Einweihung empfangen. Sie seien nun nicht nur Arhats, sondern Adepten und stünden daher außerhalb des Rades von Karma und Wiedergeburt.

Ein Bericht, der in der theosophischen Zeitschrift *Herald of the Star* erschien, gibt uns einen Einblick in den Ablauf der Ereignisse in Ommen, wo diese bedeutsamen Veränderungen von Mrs. Besant verkündet wurden. Unter dem Titel *By Command of the King* veröffentlichte der *Herald* Mrs. Besants Worte:

Der neue Weltlehrer wird. wie schon einmal, seine zwölf Apostel erwählen. Ich habe nur den Auftrag. sieben von ihnen zu nennen, die die Stufe des Arhat erreicht haben... Die ersten beiden, mein Bruder Charles Leadbeater und ich selbst, durchliefen diese große Einweihung zur gleichen Zeit. Die anderen Arhats sind C. Jinarajadasa, George Arundale, dessen Bischofsweihe als letzte Vorbereitungsstufe für den vierten großen Schritt der Einweihung notwendig war, Oscar Kollerston, Mrs. Rukmini Arundale, Krishnaji und Bischof Wedgewood.

*Arhat ist ein sramanischer(buddhistischer) Begriff. mit dem die höchste spirituelle Stufe bezeichnet wird, die ein Mönch erreichen kann (unterhalb der Stufe des; Buddha iina). In der theosophischen Hierarchie wurden die Adepten als Meister oder Mahatmas bezeichnet. Sie hatten diese Stufe als Mitglieder der großen weißen Bruderschaft erreicht, aber sie behielten ihre menschliche Gestalt. um anderen Suchern in einem Meister-Schüler-Verhältnis bei der spirituellen Weiterentwicklung zu helfen.

** Rukmini wardie südindische Frau George Arundales. Sie stammte aus einer angesehenen Theosophenitnlic und war kulturell sehr engt.,iert. Sie gründetedie renommierte Kalakshetra-Akademie für Musik und Tanz in Madras. Sie starb im Jahre 1986.

Später korrigierte sie ihre Erklärung, als sie bemerkte, daß ihr ein großer Fehler unterlaufen war, indem sie den Namen Krishnamurtis, der ja das Vehikel sein sollte, bei der Aufzählung der Apostel erwähnt hatte. Es existierten noch verschiedene andere Listen, auf denen die Namen von Lady Emily, Nitya, Rajagopal und Theodore St. John - ein goldblonder, fünfzehnjähriger Schützling Leadbeaters - auftauchten.

Mrs. Besant verkündete weiterhin die drei Hauptziele, die die Theosophische Gesellschaft in Zukunft verfolgen würde. Als erstes müsse eine neue Weltreligion unter der Führung Annie Besants

gegründet werden. Dann werde man eine Weltuniversität aufbauen, mit Mrs. Besant als Vorstand, Arundale als Rektor und Wedgewood als Leiter-»denn«, so Annie Besant, »er ist in beiden Welten zu Hause, der materiellen und der okkulten«. Sie fährt fort: »Ihr sollt euch ihnen nicht widersetzen, denn sie sind Teil der Arbeit des Königs.« Unterdessen erklärte Arundale, der für sich in Anspruch nahm, die Gabe der Prophetie zu besitzen:

Ich glaube, es gibt auf der ganzen Welt keinen zweiten Menschen, der über so wunderbare, so hervorragende Fähigkeiten zur Selbstüberwindung verfügt, wie mein Bruder Nitya. Die Art und Weise, wie er seinem Bruder dient, sich in ihm verliert, ist das Wunderbarste.« Was ich je erlebt habe. Und ich möchte, daß ihr euch an meine heutigen Worte erinnert. Denn ich wage zu glauben, daß sie eine Prophezeiung darstellen, die sich erfüllen wird. Ich glaube, wir werden im Laufe der kommenden Jahre nicht nur erleben, wie Krishnamurti seine Lebensaufgabe, der er so hieneeben ist, erfüllt, sondern wir werden außerdem zu seiner Rechten seinen großartigen Bruder als einen weltberühmten politischen Führer sehen. (Nitya starb vier Monate nachdem diese Worte gesprochen wurden.)

Nityas Gesundheitszustand hatte sich inzwischen drastisch verschlechtert. Arundale hatte Rajagopal, der ebenfalls an dein Treffen in Ommen teilgenommen hatte und inzwischen Diakon der freien katholischen Kirche geworden war, ein besonderes, vom Mahachohan geweihtes Amulett für Nitya übergeben. Die Höchsten der Hierarchie hatten erklärt, Nitya werde überleben und zu einem der wichtigsten Helfer des Weltlehrers werden. Laut Arundale war Nityas Leben »eine Gunst, die Krishna für sein Erreichen der Arhatschaft gewährt wurde.«⁵

Als Krishna von Aposteln, Arhats, schnellen Einweihungen, einer Weltreligion und Weltuniversitäten hörte, war er bestürzt und beunruhigt. Er ließ Nitya unter der Obhut der Meister zurück und reiste mit Rajagopal nach Europa. Lady Emily, die in Ommen ihre zweite Einweihung empfangen hatte, stand bei seiner Ankunft am Kai, um ihr, willkommen zu heißen. Krishnamurti machte ihr unmißverständlich klar, wie er über die ganze Angelegenheit dachte. Er war weder bereit, die Einweihungen, noch die Apostel anzuerkennen und betrachtete die Gründung einer Weltreligion und einer Weltuniversität mit äußerster Skepsis. Da es ihm jedoch schwerfiel, Mrs. Besant auf ihre alten Tage zu kränken, hielt er sich zurück und verkündete seinen Protest nicht öffentlich, doch er teilte auch ihr seine Bedenken mit. Für Mrs. Besant war Krishnamurtis Ablehnung der Einweihungen, der Apostel, der Weltreligion und der Weltuniversität, kurz: ihrer gesamten Zukunftsvisionen, ein schwerer Schlag, der ihren geistigen Verfall noch beschleunigte. »Sie zeigte Anzeichen von Altersschwäche, litt unter Gedächtnisschwund und neigte dazu, sich auf die Vergangenheit zu fixieren.«⁶ Doch das veranlaßte sie nicht, ihre Aktivitäten einzuschränken, noch schmälerte es ihren Glauben an Krishnamurtis Bestimmung zum Weltlehrer.

Anfang November 1925 machten sich Mrs. Besant, Krishnaji, Rajagopal, Rosalind, Wedgewood, Shiva Rao und Rukmini und George Arundale auf die Reise nach Indien, um an den Jubiläumsfeiern in Adyar teilzunehmen. Krishnamurtis Vertrauen in die Meister und in ihre Zusicherung in bezug auf Nityas Leben war ungebrochen. Im Frühjahr des gleichen Jahres war Nityas Zustand während seines Aufenthaltes in Adyar besorgniserregend gewesen. Am 10. Februar 1925 hatte Krishnamurti in einem Brief an Annie Besant von einem Traum erzählt, in dem er die große Bruderschaft aufgesucht und um das Leben seines Bruders gebeten hatte:

Ich erinnere mich, daß ich im Traum zum Hause des Meisters ging und bettelte und bat, ermöge Nitya gesund werden lassen. Der Meister sagte, ich müsse zu Maitreya gehen. Ich ging also zu Maitreya und brachte mein Anliegen vor, aber ich gewann den Eindruck, daß es nicht seine Angelegenheit war und daß ich zu Mahachohan gehen müsse. Also ging ich dorthin. Ich erinnere mich ganz deutlich an alles. Er saß auf seinem Thron, sehr würdevoll, und strahlte ein allumfassendes Verstehen aus. Er sah mich ernst und doch gütig an. Meine unzulängliche Beschreibung wirkt absurd, aber es ist unmöglich, diese Eindrücke mit Worten zu beschreiben. Ich sagte zu ihm, ich sei bereit, mein ganzes Glück oder was auch immer von mir gefordert würde, für Nityas Leben zu opfern, denn ich spürte, daß die: der Augenblick war, in dem über diese Angelegenheit entschieden wurde. Er hörte mich an und sagte dann: »Er wird gesund werden.« Es war eine solche Erleichterung für mich, daß all meine Angst und Anspannung nun verflogen sind.

Ich bin sehr glücklich. Ich weiß nicht, was in Hinblick auf meine eigene Vorbereitung beschlossen wurde, aber ich bin bereit, alles zu tun, was verlangt wird. Es war eine harte Zeit, und ich fühle mich sehr müde und ziemlich schwach, aber daran ist jetzt nichts zu ändern. Gott sei Dank wirst du hier sein, meine liebe Mutter. Ich liebe dich von ganzem Herzen. Dein Krishna.

Diese direkte Begegnung mit den Meistern hatte Krishna davon überzeugt, daß die großen Wesenheiten die Macht hatten, Nityas Leben zu verlängern.

Wenn wir hier einen Moment innehalten, um uns Krishnajs Verbindung zu den Meistern, ihre Manifestationen und seine Kommunikation mit ihnen genauer anzuschauen, stellen wir fest, daß es sich bei seinen Begegnungen mit Meister K.H., dem Mahachohan, dem Maitreya und dem Buddha um Visionen handelt, die oft im Traumzustand auftraten. Er hatte diese Visionen schon im Kindesalter. Damals, als seine junge, zarte Seele ständig mit der esoterischen Bilderwelt und den Gedankenformen Leadbeaters konfrontiert wurde, sah er die Meister natürlich so, wie sie auf den Darstellungen in der Esoterischen Abteilung der Theosophischen Gesellschaft abgebildet waren. Das spiegelt sich in seinen frühen Briefen an Annie Besant wider, in denen er seine Begegnungen mit Meister K.H. beschreibt, und zeigt sich auch noch während seines spirituellen Wachstumsprozesses in Ojai, obwohl er zu diesem Zeitpunkt allmählich begann, sich von Visionen, physischen Manifestationen und visueller Imagination zu befreien. In seinen frühen Jahren existierte keine scharfe Trennung zwischen Traumwelt und Wachzustand. Visionen, Träume, Manifestationen und Gedankenformen schienen für ihn den gleichen Realitätsgehalt zu haben. Später betonte er stets, daß alle Bilder und Manifestationen, wie tiefgründig sie auch scheinen mögen, Projektionen des Verstandes sind. Mit dem Tode Nityas und dem furchtbaren Schmerz, der ihn mit der Realität konfrontierte, hörten die visionären Begegnungen mit den Meistern auf.

Doch auch schon vorher, an Bord des Schiffes, das Krishnaji und seine Freunde nach Indien brachte, hatte Arundale begonnen, Botschaften vom Mahachohan durchzugeben, in denen Krishnamurti für sein Mißtrauen gerügt wurde, und andere, in denen angedeutet wurde, Nitya müsse sterben, falls Krishnaji sich weiterhin weigerte, die Botschaften anzuerkennen, die Arundale in Huizen und Ommen empfangen hatte, und die Namen der Personen, die zu Adepten ernannt worden waren, zu bestätigen. Krishnamurti weigerte sich. Als sie den Suez-Kanal durchquerten erhielt Krishnaji ein Telegramm, in dem Nitya ihm mitteilte, er habe sich eine Grippe zugezogen. Am nächsten Tag traf ein weiteres Telegramm von Nitya ein: »Grippe sehr ernst. Bete für mich.«

Mit unerschütterlichem Vertrauen sagte Krishnamurti zu Shiva Rao, die Meister würden nicht zugelassen haben, daß er Ojai verließ, wenn es seinem Bruder bestimmt gewesen sei zu sterben. Am 13. November, während eines Gewittersturmes, erhielten sie ein Telegramm mit der Nachricht von Nityas Tod.

Shiva Rao, der die Kabine mit Krishnamurti teilte, hinterließ einen anschaulichen Bericht über Krishnamurtis Reaktion:

Mrs. Besant bat mich, sie zu Krishnamurtis Kabine zu bringen. Sie ging alleine hinein, um mit ihm zu sprechen. Die Nachricht ließ ihn völlig zusammenbrechen, ja mehr als das: In diesem Moment wurde seine gesamte Lebensphilosophie - der blinde Glaube an die Zukunft, wie sie ihm von Mrs. Besant und Leadbeater aufgezeigt worden war und an die Rolle, die Nitya darin spielen sollte - zerstört. Nachts schluchzte und stöhnte er, rief Nityas Namen; manchmal in seiner Muttersprache Telugu, die er gewöhnlich nicht sprach. Er schien sich täglich zu verändern, versuchte, sich wieder unter Kontrolle zu bringen und sich dem Leben aufs neue zu stellen - ohne Nitya.

Krishna und Nitya hatten in einer fremden Welt ihre Einsamkeit geteilt; hatten miteinander gelacht, hatten einander Witze erzählt, waren gemeinsam verweist-- und hatten ihre Zukunft gemeinsam geplant.* Nach dem Tode seines Bruders schrieb Krishnaji: »Ein alter Traum ist tot, und ein neuer wird geboren. Eine neue Vision entsteht, und ein neues Bewußtsein entfaltet sich. Ich habe geweint, aber ich will nicht, daß andere weinen; aber wenn sie es tun, weiß ich, was es bedeutet. Ich weiß jetzt, daß wir untrennbar miteinander verbunden sind. Er und ich werden zusammenarbeiten, denn ich und mein Bruder sind eins.« Als Krishnamurti mit Dr. Besant in Adyar eintraf, war er aus

seiner Begegnung mit dem Schmerz geläutert hervorgegangen; er wirkte stiller und strahlender denn je und schien von jeglicher Sentimentalität und Emotion befreit. Aber sein Glaube an die Meister hatte sich völlig gewandelt. Nur sehr selten bezog er sich noch auf ihre physische Form.

Jahre später, als er zögernd über diese Zeit in seinem Leben sprach, räumte er ein, daß vielleicht gerade die Intensität seines Schmerzes eine tiefere, allumfassende Wahrnehmung jenseits aller Worte in ihm wachgerufen hatte. Eine Intelligenz, die langsam, innerhalb vieler Jahre gereift war und in ihm geschlummert hatte, begann im Moment des akuten Leidens zu arbeiten.**

*Am 28. Februar 1923 schrieb Nitaya an Mrs. Besant: „, Krishna und ich sind voller Pläne, die wir in Indien verwirklichen wollen. und wir möchten gern mit Dir über unsere Vorstellungen sprechen. Wir möchten beide zurück, noch nie in meinem Leben habe ich solches Heimweh nach Indien gehabt. Californien hat einen Inder aus mir gemacht. Ich beginne zu verstehen, wenn auch vielleicht nur umollständig, was Du für Indien empfinden muß. Mit all meiner Liebe Nitya«"

**In einer Botschaft an die internationale spirituelle Vorbereitungsgruppe erklärte Krishna kurz nach Nityas Tod: »Als mein Bruder starb, fühlte ich mich völlig verloren. Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie ich mich an den ersten 7 oder drei Tagen -- nein. in der ersten Woche nach seinem Tode -- fühlte. Ich vermisse ihn auch heute noch. Seine physische Gestalt werde ich immer vermissen, aber ich spüre, daß wir beide zusammenarbeiten. daß wir den gleichen Weg gehen, auf der gleichen Seite des Berges. daß wir die gleichen Blumen sehen. die gleichen Geschöpfe, den gleichen blauen Himmel, die gleichen Wolken und Bäume. Deshalb fühle ich mich, als wäre ich ein Teil von ihm. Nur wenn ich müde werde, sage ich: »Mein Bruder ist nicht hier.« Aber im gleichen Augenblick richtet mein Bewußtsein mich wieder auf und sagt mir, wie absurd ein solcher Gedanke ist.«

Kapitel 7: »Die Persönlichkeit J. Krishnamurtis wurde von der Flamme verzehrt.«

Noch vor den Jubiläumsfeiern in Adyar versuchte Mrs. Besant, die Spannungen zwischen Krishnaji und den wichtigsten Mentoren der Theosophischen Gesellschaft aus der Welt zu schaffen. Sie führte den jungen Lehrer in einen Raum, in dem Leadbeater, Jinarajadasa, Arundale und Wedgewood versammelt waren und fragte Krishnamurti, ob er bereit sei, diese Männer als seine Apostel, als seine Jünger anzuerkennen. Krishnamurti erwiderte, er erkenne niemanden außer Mrs. Besant an.

Auf dem Star-Kongreß, der unmittelbar nach den Jubiläumsfeiern abgehalten wurde, hielt Krishnamurti unter dem uralten Banyanbaum eine Rede. Die Sonne schien durch das Geäst, strich über die zahlreichen, verschlungenen Wurzeln und schuf ein magisches Ambiente aus Licht und Schatten. Plötzlich, mitten in seiner Rede, horchte das Publikum wie elektrisiert auf, als er von der dritten in die erste Person überwechselte. Er sprach gerade über den künftigen Weltlehrer und sagte: »Er kommt nur zu jenen, die Willens sind, die dürsten, die suchen« - und dann plötzlich: »Ich komme zu jenen, die Freundschaft suchen, die glücklich sein wollen, die sich danach sehnen, das Glück in allen Dingen zu finden. Ich komme, um zu transformieren, nicht, um niederzureißen; ich komme nicht, um zu zerstören, sondern um aufzubauen.« Viele der Anwesenden nahmen die Veränderung in seiner Stimme wahr; seine Worte waren plötzlich voller Kraft und Vitalität. Mrs. Besant sagte später: »In jenem Moment wurde die Weihe des auserwählten Werkzeuges besiegelt.«

Im Februar fuhr Krishnamurti nach Varanasi und sprach dort zu den Jungen und Mädchen in der Schule von Kamachha. Er kehrte mit hohem Fieber, ausgelöst durch eine Lebensmittelvergiftung, zurück. Seine Freunde rieten ihm, sich eine Zeitlang auszuruhen, und so fuhr er hinauf nach Ootacamund. Während dieser Zeit...

experimentierte ich mit mir selbst. Ich versuchte - anfangs nicht sehr erfolgreich - herauszufinden, wie ich mich loslösen und den Körper getrennt von mir als das sehen könnte, was er ist. Ich hatte etwa zwei oder drei Tage -vielleicht auch eine Woche - damit experimentiert, als ich feststellte, daß ich für eine bestimmte Zeitspanne meinen Körper ganz leicht verlassen und ihn betrachten konnte. Ich stand neben dem Bett, und der Körper lag auf dem Bett-ein unbeschreibliches Gefühl. Von diesem Tag an war in mir ein klares Gefühl der Losgelöstheit. Ich spürte die Trennung

zwischen dem Herrn und dem Sklaven, und obwohl der Körper seine Sehnsüchte hat, den Wunsch, umherzustreifen, zu leben und zu genießen, kann er das wahre Selbst nicht im geringsten beeinflussen.

Im Frühjahr des Jahres 1926 begleitete Mrs. Besant Krishnaji nach England. Er dachte ernsthaft daran, *Sannyas* zu nehmen und sprach mit seinen Freunden über diesen Wunsch.

Im Juli des gleichen Jahres fuhr er nach Ommen. Obwohl Annie Besant ebenfalls zum Camp gekommen war, fanden die Gespräche am Lagerfeuer diesmal unter seiner Leitung statt. Er drückte seine überfließende Freude und sein Gefühl der Einheit mit dem Universum aus. Seine Worte hatten allerdings nicht mehr viel mit der orthodoxen Lehre der Theosophischen Gesellschaft zu tun, und Wedgewood, der ebenfalls anwesend war, war zutiefst bestürzt. Er flüsterte Mrs. Besant zu, nicht Maitreya, sondern ein mächtiger Schwarzmagier spreche durch Krishnamurti. Später sprach Annie Besant mit dem jungen Lehrer über diese Unterstellung. Schockiert erwiderte er, er werde nie wieder öffentlich sprechen, falls sie an diesen Unsinn glaube. Sie nahm ihre Äußerungen zurück, und am nächsten Abend sagte Krishnamurti zu den Teilnehmern des Camps: »Als ich im vergangenen Winter in den Bergen Indiens wanderte, erschien mir mein Ideal, mein geliebter Guru, mein großer Lehrer. Seit dieser Vision sehe ich alle Bäume, alle Berge, Seen, jedes kleinste Insekt durch ihn; diese Vision weckte in mir ein allumfassendes Verständnis, das mir bis heute geblieben ist.«

Dieses Einssein mit dem Guru und dem Mysterium des Lebens blieb eines seiner Hauptthemen. Beim letzten abendlichen Gespräch in Ommen sagte Krishnamurti: »In den vergangenen vierzehn Tagen hat sich soviel verändert -innen und außen -, mein Gesicht, meine Hände, mein ganzes Wesen hat sich verändert. Die einzige Möglichkeit, die frische Luft des Lebens zu atmen, liegt in der ständigen Veränderung, dem ständigen Aufruhr, der ständigen Unrast.«⁴ Esther Bright schrieb über dieses Camp des Jahres 1926:

A. B. saß mit ihm am Lagerfeuer; man spürte ihre starke Zuneigung. Sie betrachtete ihn mit bewundernden, liebevollen, manchmal verwunderten Augen. Sie verstand seine Worte nicht immer, aber in ihr war dieses unerschütterliche, wundervolle Vertrauen. Sie glaubte fest daran, daß er der Herold des neuen Zeitalters sei und daß sich alles zur rechten Zeit offenbaren würde. Gemeinsam waren sie durch diese riesige Menschenmenge bis zu dem großen freien Platz geschritten, auf dem der Holzstoß aus einer Unmenge von Balken, Ästen und Zweigen vorbereitet worden war, und gemeinsam hatten sie sich niedergebeugt, um das Feuer zu entzünden - die weißhaarige alte Dame und die dunkle, schlanke Gestalt Krishnajis. Als die Flammen aufloderten, hatten alle eine Weile schweigend dagesessen...

»Du bist wahrhaftig ein Lehrer«, sagte sein treuer Freund Rajagopal eines Tages in Ommen zu ihm, als wir in einer kleinen Gruppe beisammenstanden und ernste Probleme diskutierten. Krishnaji schwieg eine Weile und sagte dann nur: »Ich halte ein Licht für euch in die Höhe.«

Von August 1926 bis April 1927 lebte Annie Besant mit Krishnamurti in Ojai. Abgesehen von seiner Kindheit war dies wahrscheinlich die längste Zeit, die sie miteinander verbrachten. Da sie spürte, daß er sie brauchte, verschob sie ihre Rückreise nach Indien und die vielen Verpflichtungen, die dort auf sie warteten. In Ojai half sie Krishnamurti, Bäume zu pflanzen, und erwarb Land im Ojai Valley, auf dem später das Hauptquartier der Happy Valley Foundation entstand. Durch dieses tägliche Zusammenleben wurde ihr allmählich bewußt, wie weit er sich von der orthodoxen theosophischen Lehre entfernt hatte. Sie sah einen neuen Krishnamurti und begann zu begreifen, daß ihre frühere Prophezeiung, Krishnamurtis Körper werde einst als bloßes Vehikel für einen Teil des Maitreya-Bewußtseins dienen, falsch gewesen war. Es war eher so, als würde sein Bewußtsein mit dem des Maitreya verschmelzen. In einem Brief vom 12. Oktober schrieb sie an Arundale: »J.K. verändert sich ständig, aber es scheint nicht so, als sei er verschwunden und der Herr eingetreten, es ist eher wie ein Verschmelzen von Bewußtsein.« Man spürte immer deutlicher, daß weder die prägenden Jahre unter Leadbeater noch die harten Kriegsjahre in England oder die Zeit, die er im Herzen der britischen Aristokratie verbracht hatte, seinen Geist in eine bestimmte Form zu pressen vermocht hatten. Er konnte nicht programmiert werden, sondern ruhte in sich selbst- aufmerksam beobachtend, lauschend, unbelastet. Nach einem langen Reifungsprozeß streifte Krishnamurtis

Bewußtsein jene Schichten, die oberflächlich auf die theosophischen Rituale und Hierarchien angesprochen und sie akzeptiert hatten, ab und kam unverbildet und ohne die geringste Narbe zum Vorschein. Es bedurfte einer gewaltigen Energie, den Humus des Geistes auf diese Weise zu pflügen - zu forschen, wahrzunehmen, die Struktur des menschlichen Bewußtseins zu negieren, in die verborgensten Mechanismen der Gedanken und Gefühle einzudringen, alles herkömmliche Wissen zu verwerfen und die Dinge unmittelbar und völlig neu wahrzunehmen. Einsamkeit und ein asketischer Lebensstil waren nicht nur bereits in seiner Natur angelegt, sondern, wie er sagte, »eine Notwendigkeit, um Energie zu sparen.«

Sein spirituelles Erwachen ließ ihn erstrahlen, und seine Worte waren von verblüffender Einfachheit. Am 9. Februar schrieb er an Leadbeater:

Ich kenne meine Bestimmung und meine Aufgabe. Ich weiß ganz sicher, daß mein Bewußtsein mit dem des einen großen Lehrers verschmilzt und daß er mich völlig erfüllen wird. Ich spüre, daß mein Becher schon fast bis zum Rand gefüllt ist und bald überfließen wird. Bis dahin muß ich ruhig und geduldig warten. Ich will und ich werde andere Menschen glücklich machen.

Bevor Mrs. Besant die Vereinigten Staaten verließ, erklärte sie vor Vertretern der Pimciated Press: »Der Geist Gottes ist wieder herabgestiegen -- in einen Mann namens Krishnamurti. der schon zu Lebzeiten die Stufe der Vollkommenheit erreicht hat, wie die, die ihn kennen, bezeugen können. Der Weltlehrer ist hier.«

Bei der Eröffnung des Star-Camps in Ommen, im Jahre 1927, sprach Krishnamurti eine Sprache, die in krassem Gegensatz zu den theosophischen Lehren stand. Am 30. Juni sagte er: »Während vieler Leben und auch im Laufe dieses Lebens - und ganz besonders während der vergangenen Monate - habe ich darum gekämpft, frei zu sein. Frei von meinen Freunden, meinen Büchern, meinen Bindungen. Ihr müßt für die gleiche Freiheit kämpfen. Ihr müßt ständig in Aufruhr sein.« Krishnamurti war zum Rebell geworden. Kein Lehrer, keine Autorität konnte ihn zufriedenstellen. »Wer bringt die Wahrheit?«, fragte er. Er stellte sich selbst in Frage, um die Wahrheit zu finden, die hinter der äußeren Form des Weltlehrers steckte. Als er ein Junge war, so erklärte er seinen Zuhörern, habe er Lord Krishna mit seiner Flöte gesehen. In der Theosophischen Gesellschaft unter der Führung Leadbeaters hatte er Meister K.H. und Maitreya in der Form gesehen, an die seine Lehrer glaubten. In den letzten Jahren, während seiner intensiven Leidenszeit, hatte er zu seiner Freude und seinem Stolz den Buddha gesehen. Der Geliebte, von dem er sprach, war Krishna, waren die Meister und der Buddha-und viel mehr als diese. »Der Geliebte ist der weite Himmel, jede Blume, jedes menschliche Wesen. Krishnamurti ist nicht außerhalb, sondern in ihrem Innern. Durch seinen Schmerz und seine Trauer ist er mit dem Bild verschmolzen.« Jinarajadasa, der kurz darauf in Ommen eintraf, beeilte sich, Krishnamurtis Worte in Frage zu stellen, denn es war offensichtlich, daß Krishnamurti alle Autoritäten, selbst die fundamentalsten, wie die Meister der okkulten Hierarchie und den esoterischen Weg, ablehnte. Am 23. Juli gab Krishnamurti Jinarajadasa folgende Antwort: »Ich und der Geliebte sind eins. Die Vision ist total. Das bedeutet Befreiung für mich.« Und weiter: »Die Persönlichkeit J. Krishnamurtis wurde von der Flamme verzehrt - was danach geschieht ist gleichgültig - ob der Funke in der Flamme bleibt oder herausspringt.«

Im Sommer des folgenden Jahres (1928) hielt Krishnamurti sich in Eerde, Holland, auf. Er hatte begonnen, mit seinen Freunden über die Möglichkeit zu sprechen, den Order of the Star aufzulösen. Beim Jahrestreffen in Ommen, das vom 2. bis 12. August dauerte, wurde Krishnamurti von einer riesigen Menschenmenge empfangen. Er sprach mit großer Klarheit und forderte die Zuhörer auf, jegliche Autorität, besonders die des Weltlehrers, abzulehnen. Jeder solle sich allein von seinem eigenen inneren Licht führen lassen. Später sagte er zu einem Reuter-Korrespondenten: »Buddha oder Christus haben nie behauptet, göttlich zu sein; es waren die Jünger, die die Lehrer durch ihre Verehrung zu Göttern machten.« Zur Verblüffung des Presseagenten begann der Weltlehrer sodann, über Golf zu sprechen (Krishnamurti hatte auf einigen der berühmtesten Golf-Courts der Welt gespielt.)

Mit Windeseile verbreitete sich die Nachricht über die Kluft, die sich zwischen Krishnamurti und der Theosophischen Gesellschaft aufgetan hatte. Annie Besant hatte nicht an diesem Camp teilgenommen. Als man ihr berichtete, was Krishnamurti gesagt hatte, wurde sie ernstlich krank. Eine Version lautete, sie habe einen Nervenzusammenbruch erlitten und das Bewußtsein verloren.

Sie war sehr lange krank, und ihre geistigen Kräfte begannen allmählich zu schwinden. Sie verlor ihr Gedächtnis und erholte sich nie wieder vollständig. Man hatte ihr berichtet, daß Krishnamurti sich weigere, die Rolle des Messias, wie sie ihm von der Theosophischen Gesellschaft zugebracht war, anzunehmen. Bei ihrer Rückkehr nach Indien war sie soweit wiederhergestellt, daß sie in der Lage war, die esoterische Abteilung, das okkulte Zentrum der Theosophischen Gesellschaft, aufzulösen. Sie erklärte, der Weltlehrer sei hier, und niemand außer ihm habe das Recht zu lehren. Am 30. November 1928 schrieb sie an Krishnamurti, der auf dem Wege nach Adyar war:

Mein Lieber,

ich sende Dir durch Mr. Varma ein Schreiben, das an alle Zweigstellen der esoterischen Abteilung geschickt wurde. Ich bin sicher, daß es besser ist, wenn alle unsere Schüler sich dem Studium Deiner Worte und Ideale widmen und die früheren Lehren im Moment beiseite lassen. Daher schließe ich die E.A. auf unbestimmte Zeit und überlasse das Lehren allein Dir. Es tut mir leid, daß ich bei Deiner Ankunft nicht anwesend sein kann, aber das ist nicht zu ändern.

Ich schicke Dir all meine Liebe Mutter

Ein paar Monate später beugte sich Mrs. Besant jedoch dem Druck anderer Mitglieder der Gesellschaft und eröffnete die esoterische Abteilung wieder. Sie äußerte den Wunsch, als Präsidentin der Theosophischen Gesellschaft zurückzutreten und sagte zu Krishnamurti, sie wolle nur noch zu seinen Füßen sitzen und seinen Worten lauschen. Doch er erlaubte es nicht. Am 3. August 1929 verkündete Krishnamurti vor dreitausend Mitgliedern des *Order of the Star*, darunter auch Annie Besant, seinen Entschluß, den Orden, dessen Leiter er war, aufzulösen. Seine Rede an die Mitglieder war eine Zusammenfassung der Einsichten, die er in den Jahren seit dem Tode seines Bruders gewonnen hatte und offenbarte bereits seinen künftigen Standpunkt, den er für den Rest seines Lebens vertrat:

Ich behaupte, daß die Wahrheit ein unwegsames Land ist und daß es keine Pfade gibt, die zu ihr hinführen-keine Religionen, keine Sekten. Das ist mein Standpunkt, den ich absolut und bedingungslos vertrete. Die Wahrheit ist grenzenlos, sie kann nicht konditioniert, sie kann nicht auf vorgegebenen Wegen erreicht und daher auch nicht organisiert werden. Deshalb sollten keine Organisationen gegründet werden, die die Menschen auf einen bestimmten Pfad führen oder nötigen. Wenn ihr das einmal verstanden habt, werdet ihr einsehen, daß es vollkommen unmöglich ist, einen Glauben zu organisieren. Der Glaube ist eine absolut individuelle Angelegenheit und man kann und darf ihn nicht in Organisationen pressen. Falls man es tut, wird er zu etwas Totem, Starrem; er wird zu Gier, zu einer Sekte, einer Religion, die anderen aufgezwungen wird. Die Wahrheit wird in Formen gepreßt und zu einem Konsumgut für die Schwachen, die nur eine momentane Unzufriedenheit spüren. Der Mensch kann die Wahrheit nicht zu sich herabziehen, sondern muß sich bemühen, zu ihr aufzusteigen. Man kann den Berggipfel nicht ins Tal holen. Wenn man den Gipfel erreichen will, muß man das Tal

durchqueren und die steilen Hänge hinaufklettern, ohne sich vor den gefährlichen Schluchten zu fürchten. Ihr müßt zur Wahrheit hinaufsteigen, sie kann nicht zu euch gebracht oder organisiert werden. Ich möchte keiner spirituellen Organisation, ganz gleich welcher Art, angehören, und ich bitte euch, das zu verstehen. Ich betone noch einmal, daß keine Organisation einen Menschen zur Spiritualität führen kann. Wenn eine Organisation zu diesem Zweck gegründet wird, so wird sie zu einer Krücke, die euch schwächt, zu einem Gefängnis. Solche Organisationen verkrüppeln das Individuum, hindern es daran zu wachsen und seine Einzigartigkeit zu leben, die ja darin liegt, daß es ganz allein diese absolute, uneingeschränkte Wahrheit entdeckt. Das ist ein weiterer Grund dafür, daß ich mich - da ich der Präsident des Ordens bin- entschlossen habe, den Orden aufzulösen. Niemand hat mich zu dieser Entscheidung gedrängt oder überredet. Das ist keine großartige Tat, denn ich will keine Jünger oder Anhänger; ich meine das so, wie ich es sage. In dem Moment, in dem man beginnt, jemandem zu folgen, hört man auf, der Wahrheit zu folgen. Es ist mir gleich, ob ihr auf meine Worte hört oder nicht. Ich will in dieser Welt etwas ganz Bestimmtes tun, und ich werde es unbeirrbar tun. Es geht mir um eine einzige, wesentliche Angelegenheit: die Befreiung des Menschen. Ich will ihn von allen Begrenzungen, allen Ängsten befreien und weder neue Religionen

oder Sekten gründen, noch neue Theorien oder Philosophien entwickeln. Nun werdet ihr mich natürlich fragen, warum ich die ganze Welt bereise, um zu den Menschen zu sprechen. Ich will euch sagen, weshalb ich das tue: nicht, weil ich eine Anhängerschaft will, nicht, weil ich eine besondere Gruppe von besonderen Anhängern um mich versammeln will. (Die Menschen lieben es, sich von ihren Mitmenschen abzuheben, wie lächerlich, wie absurd oder trivial ihre Unterscheidungen auch sein mögen. Ich will nicht zu dieser Absurdität beitragen.) Ich habe keine Jünger, keine Apostel; weder auf der Erde, noch auf der spirituellen Ebene.

Einer der Zeitungsreporter, die mich interviewten, betrachtete es als großartige Tat, eine Organisation aufzulösen, die viele tausend Mitglieder zählt, denn er fragte mich: »Was werden Sie tun, nachdem sie den Orden aufgelöst haben? Wie werden Sie leben? Sie werden keine Anhänger mehr haben, niemand wird Ihnen zuhören.« Wenn nur fünf Menschen zuhören, leben wollen, ihr Gesicht der Ewigkeit zugewandt haben, so ist das genug. Ich habe, wie ich bereits sagte, nur ein Ziel: den Menschen zu befreien, ihm Anstöße zu geben, sich selbst zu befreien, ihm zu helfen, sich von allen Beschränkungen freizumachen, denn nur in der Freiheit kann er dauerhaftes Glück finden und sein Selbst uneingeschränkt verwirklichen. Weil ich frei bin, unkonditioniert, ganz- nicht ein Fragment, nicht das Relative, sondern die ganze Wahrheit, die ewig ist-will ich, daß diejenigen, die mich verstehen wollen, frei sind. Ich will nicht, daß sie mir folgen und aus mir ein Gefängnis machen, das sie Religion oder Sekte nennen. Ich will, im Gegenteil, daß sie alle Ängste hinter sich lassen-die Angst vor der Religion, die Angst vor der Erlösung, die Angst vor Spiritualität, die Angst vor der Liebe, die Angst vor dem Tod und sogar die Angst vor dem Leben. So wie ein Künstler ein Bild malt, einfach, weil es ihm Freude macht, gerade dieses Bild zu malen, weil es der Ausdruck seines

Selbst ist, seine Schönheit, sein Wohl, so tue ich dies - und nicht, weil ich irgend etwas von irgend jemandem will.

Ihr seid es gewohnt, an Autoritäten zu glauben, die euch eurer Meinung nach zur Spiritualität führen können. Ihr glaubt und hofft, daß euch ein anderer durch übernatürliche Kräfte - durch ein Wunder - auf seine Stufe des ewigen Friedens, der allein Glück bedeutet, heben kann. Eure ganze Lebensphilosophie basiert auf diesem Glauben an eine äußere Autorität.

Seit drei Jahren kommt ihr zu meinen Vorträgen, ohne daß sich, außer in einigen wenigen von euch, irgend etwas geändert hat. Analysiert einmal das, was ich sage, seid kritisch, damit ihr wirklich von Grund auf versteht, was ich meine. Wenn ihr eine Autorität sucht, die euch zur Spiritualität führen soll, werdet ihr zwangsläufig eine Organisation um diese Autorität herum kreieren. Doch gerade durch das Schaffen dieser Organisation, die, wie ihr meint, der Autorität hilft, euch zur Spiritualität zu führen, haltet ihr euch selbst gefangen.

Anstelle früherer spiritueller Klassifizierungen, anstelle alter Götter, habt ihr nun neue Götter geschaffen. Ihr alle macht eure Spiritualität, euer Glück, eure Erleuchtung von jemand anderem abhängig. Obwohl ihr euch achtzehn Jahre lang auf mich vorbereitet habt, ist keiner von euch bereit, nach innen zu schauen, wenn ich sage, daß all diese Dinge unnötig sind; wenn ich sage, daß ihr all diese Äußerlichkeiten fallen lassen müßt und in eurem Inneren nach der Erleuchtung, der Herrlichkeit, der Klarheit, der Unbestechlichkeit des Selbst suchen müßt. Einige wenige sind vielleicht dazu bereit, aber es sind sehr, sehr wenige.

Wozu also eine Organisation? Wozu sollte es gut sein, daß mir, der Verkörperung der Wahrheit, falsche, scheinheilige Menschen folgen? Bitte versteht mich richtig: Ich möchte nichts Hartes oder Unfreundliches sagen, aber wir sind an einem Punkt angelangt, wo ihr die Dinge sehen müßt, wie sie sind. Im vergangenen Jahr habe ich gesagt, daß ich nicht bereit bin, Kompromisse zu machen. Sehr wenige von euch haben mir damals wirklich zugehört. Dieses Jahr habe ich es unmißverständlich klar gemacht. Ich weiß nicht, wieviele Tausende überall auf der Welt - Mitglieder des Ordens - sich achtzehn Jahre lang auf mich vorbereitet haben und dennoch heute nicht bereit sind, wirklich und wahrhaftig zu hören, was ich sage.

Wozu also eine Organisation? Wie ich bereits sagte, besteht mein einziges Ziel darin, Menschen zu helfen, absolut frei zu werden, denn ich behaupte, daß die Unbestechlichkeit des Selbst, das ewig ist - die Harmonie zwischen Vernunft und Liebe -, die einzig wahre Spiritualität ist. Das ist die absolute, uneingeschränkte Wahrheit, die das Leben selbst ist. Deshalb will ich den Menschen befreien, damit er sich wie ein Vogel in den klaren Himmel erheben kann, unbelastet, unabhängig, ekstatisch in dieser Freiheit. Ich, auf den ihr euch achtzehn Jahre lang vorbereitet habt, sage euch nun, daß ihr von all diesen Dingen frei sein müßt, frei von euren Verstrickungen, euren Verwicklungen. Du braucht ihr keine Organisation, die auf spirituellem Glauben gegründet ist. Wieso braucht man eine Organisation für fünf oder zehn Leute, die verstehen, die mit sich ringen, die alle trivialen Dinge hinter sich gelassen haben? Uttdets khwechen kann keine Organisation helfen, die Wahrheit zu finden, denn die Wahrheit ist in jedem einzelnen, sie ist nicht weit entfernt, sie ist nicht nah, sie ist immer hier.

Organisationen können euch nicht befreien; weder organisierter Gottesdienst, noch die Hingabe an eine Sache, noch euer Zusammenschluß in einer Organisation, noch das Aufgehen in irgendeiner Arbeit kann euch befreien. Man benutzt [eine] Schreibmaschine, um Briefe zu schreiben, aber man stellt sie nicht auf einen Altar und betet sie an. Aber das tut ihr, wenn ihr Organisationen in den Vordergrund stellt. »Wieviele Mitglieder hat ihre Organisation?« Das ist die erste Frage, die ich von jedem Zeitungsreporter gestellt bekomme. »Wieviele Anhänger haben Sie? Aufgrund der Anzahl werden wir uns ein Urteil darüber bilden, ob das, was Sie sagen, wahr ist oder nicht.« Ich weiß nicht, wieviele es sind. Es interessiert mich nicht. Wenn nur ein einziger darunter wäre, der seine Befreiung erlangt hätte, so wäre das schon genug. Ihr habt außerdem die Vorstellung, daß nur ganz bestimmte Menschen den Schlüssel zum Königreich der Glückseligkeit besitzen. Niemand besitzt ihn. Niemand hat die Vollmacht, diesen Schlüssel zu besitzen. Dieser Schlüssel ist euer inneres Selbst; und nur in der Weiterentwicklung und der Läuterung und der Unbestechlichkeit dieses Selbst ist das Königreich der Ewigkeit zu finden. Ihr seht also, wie absurd dieses ganze Gebäude ist, das ihr errichtet habt - eure Suche nach Hilfe von außen, eure Abhängigkeit von anderen, die für euer Wohlbefinden, euer Glück, eure Stärke sorgen sollen. All das könnt ihr nur in euch selbst finden.

Wozu also eine Organisation? Aber diejenigen, die wirklich verstehen wollen, die auf der Suche nach dem Ewigen sind, nach dem, was keinen Anfang und kein Ende hat, werden noch stärker miteinander verbunden sein; sie werden eine Gefahr für alles Unechte, Unwesentliche, Schattenhafte darstellen. Ihre Energien werden sich vereinen, sie werden zu einer Flamme werden, denn sie verstehen. Ein solches Energiefeld müssen wir kreieren - das ist mein Ziel. Aus dieser wahren Freundschaft, die ihr nicht zu kennen scheint, wird sich jeder einzelne um eine echte Kooperation bemühen. Nicht, weil da eine Autorität ist, nicht für die Erlösung, nicht, um sich für eine Sache aufzuopfern, sondern, weil du wirklich verstehst und deshalb fähig bist, im Ewigen zu leben. Das übersteigt jedes Vergnügen und jedes Opfer.

Das sind also einige der Gründe für meinen Entschluß, der in den vergangenen zwei Jahren gereift ist. Es geschieht nicht aus einem plötzlichen Impuls heraus, und niemand hat mich dazu überredet - man kann mich zu solchen Dingen nicht überreden. Ich habe zwei Jahre lang darüber nachgedacht langsam, sorgfältig, geduldig - und ich habe mich nun entschlossen, den Orden aufzulösen, dessen Leiter ich zufällig bin.

Ihr könnt andere Organisationen gründen und auf jemand anders warten. Damit habe ich nichts zu tun. Ich habe kein Interesse daran, neue Gefängnisse zu errichten und neue Dekorationen für diese Gefängnisse zu kreieren. Mein einziges Interesse liegt in der absoluten, uneingeschränkten Befreiung des Menschen.

Kurze Zeit später wurden die verschiedenen Fonds und Stiftungen aufgelöst und die riesigen Ländereien an die ursprünglichen Besitzer zurückgegeben. Ein kleines Büro, von dem aus Rajagopal die Veröffentlichung der Reden Krishnamurtis organisierte, wurde eingerichtet. Zu diesem Zeitpunkt begann man, Krishnamurti als weltlichen Philosophen zu betrachten, der allen religiösen Glaubenssystemen völlig ablehnend gegenüberstand, und viele treue Anhänger der Theosophischen Gesellschaft vertraten die Meinung, das Erscheinen des Weltlehrers sei widerlegt.

Kapitel 8: Krishnamurti in Ojai: Die vergessenen Jahre 1938-1947

Krishnamurti trennte sich im Jahre 1930 von der Theosophischen Gesellschaft. Im gleichen Jahr schrieb er im *International Star Bulletin*: »Meine Lehren sind weder okkult noch mystisch, denn beides betrachte ich als hinderlich auf dem Weg zur Wahrheit.«. Als Mrs. Besant von seinem Rücktritt erfuhr, galt ihre einzige Sorge seiner Zukunft. Sie wußte um seine völlige Unerfahrenheit in materiellen Dingen und fragte sich, ob er in der Lage sein würde, in der graus~imen Welt ohne den Schutz der Gesellschaft zu überleben. Es hieß, sie habe B. Sanjeeva Rao und seine Frau Padmabai - zwei hervorragende Lehrer und enge Freunde Annes - überredet, die Theosophische Gesellschaft zu verlassen, damit sie Krishna bei seiner Arbeit unterstützen und ihn beschützen konnten.

Krishnamurti kehrte erst im November 1932 nach Adyar zurück. Er fuhr direkt von Bombay nach Adyar, um Mrs. Besant zu besuchen. Sie war sehr gebrechlich geworden, hatte ihr Gedächtnis verloren und lebte in der Vergangenheit; aber sie erkannte ihren geliebten Sohn, den ihr Anblick zutiefst erschütterte. Nach seiner Rückkehr von Varanasi besuchte er sie noch einmal. Er hatte sich einen Bart wachsen lassen, und sie machte Bemerkungen über sein schönes Gesicht und meinte, er sei zu dünn und müsse auf seine Gesundheit achten. Es war ihr letztes Zusammentreffen. Auf der Tagung der Theosophischen Gesellschaft, die 1932 in Adyar stattfand, hielt Krishnamurti eine Rede, für die er viel Kritik von den älteren Mitgliedern der Gesellschaft hinnehmen mußte. Viele Jahre später erzählte er mir einmal, man habe ihn damals in die Enge getrieben, ihn unablässig mit Fragen gequält und aufgefordert, die Existenz der Meister entweder zu bestätigen oder zu leugnen. Er hatte sich geweigert zu antworten.

Auf seiner Rückreise nach Europa traf er im Hause von Sir Chumlal Metha mit George Bernard Shaw zusammen. Sie sprachen über Mrs. Besant. Shaw fragte, wie es ihr ginge. »Sehr gut«, erwiderte Krishnamurti, »aber sie kann auf ihre alten Tage nicht mehr zusammenhängend denken«. »Das konnte sie noch nie«, flüsterte Shaw. Krishnamurti lächelte nur. Später, als Shaw mit Heskith Pearson über Krishnamurti sprach, bezeichnete er ihn als das schönste »menschliche Wesen«, das er je gesehen hatte.

Annie Besant starb am 20. September 1933 in Adyar. Ein halbes Jahrhundert später fragte ich Krishnaji, was ihr Tod damals bei ihm ausgelöst hatte. Eine, tiefe Traurigkeit umwölkte seine Augen, als er antwortete: »Ich las die Nachricht über ihren Tod in der New York Times - sie haben mich nie informiert.«

Obwohl die Leben dieser beiden Menschen so eng miteinander verknüpft waren, verbrachten Mrs. Besant und ihr angenommener Sohn Krishna nur

wenig Zeit miteinander. Aber schon in Mrs. Besants frühesten Briefen an ihn wird dieses starke Band, diese Welle der Liebe spürbar, die von ihr zu diesem Kind hinfließt und ihn einhüllt, ihn hält und beschützt. Das Band, das zwischen ihr und Krishna bestand, existierte jenseits von Raum und Zeit. Als Jugendlicher schrieb er ihr wöchentlich, erzählte ihr von seinen Träumen, seinen Studien, seinem täglichen Leben und seinen kleinen Problemen. Zuerst war sie seine Mutter, ängstlich darauf bedacht, daß ihm kein Leid geschehe, dann seine Lehrerin, und später, als die Jahre vergingen, nahm sie manchmal die Rolle einer Jüngerin an, die zu seinen Füßen saß und seinen Worten lauschte. Als ihre geistigen Kräfte nachließen und ihre Briefe an Krishna zerfahren und undeutlich wurden, waren die seinen an sie voller Zuneigung und doch auf gewisse Art förmlich. Aber Krishnas Liebe und Achtung für sie hielten sein ganzes Leben lang unvermindert an. Sie beeinflusste ihn nicht, indem sie sein Denken oder seine Lehren formte, sondern dadurch, daß sie ein absolut sicheres Fundament der Liebe für ihn schuf. Er hatte ihr inneres Feuer hell lodern sehen und hatte miterlebt, wie es allmählich verlosch, aber die warme und selbstlose Liebe Annie Besants war wahrscheinlich die einzige Sicherheit, die einzige verlässliche Konstante seiner frühen Jugend.

Mit der Auflösung des *Order of the Star* zerstreute sich auch die Gruppe junger Leute, die ständig um Krishna zu finden war. Eine Zeitlang teilten sich Jadunandan Prasad, ein junger Mann, den Krishnamurti sehr ins Herz geschlossen hatte, und Rajagopal die Aufgabe, Krishnajs Reisen und Vorträge zu organisieren. Als Jadu im Jahre 1931 ganz plötzlich im Alter von fünfunddreißig Jahren starb, blieben Krishna nur noch wenige Gefährten. Viele, die mit ihm die Theosophische Gesellschaft verlassen hatten, fühlten sich verloren und verzweifelt; die Gesellschaft hatte ihnen Schutz, Trost und ein Lebensziel geboten. Nun waren auch die finanziellen Mittel knapp. Jadu war ein enger, vertrauter Freund gewesen. Krishna schrieb an Padmabai Sanjeeva Rao in Varanasi und teilte ihren Schmerz. Diese Briefe zeigen uns, wie Krishna in jenen Tagen nach seiner Trennung von der Theosophischen Gesellschaft dachte.

Am 30. August 1931 schrieb er:

Liebste Akkaji, ist es nicht schrecklich, daß Jadu uns verlassen hat? Es ist wirklich tragisch, und ich kann mir vorstellen, liebe Padmabai, wie Du Dich fühlst, wie traurig Du sein mußt. Ich kann kaum glauben, daß so etwas möglich ist. Jadu kam gerade so richtig in Schwung; Du kannst dir nicht vorstellen, wie beliebt er hier war und welchen Erfolg er aus seiner Reise machte. Während des Camps erfuhr ich, daß ein Telegramm von John Ingleman für mich angekommen war -Jadu hatte einen Hitzschlag erlitten, und sein Blutdruck war auf 220 gestiegen. Ein paar Tage später erhielt ich die Nachricht, daß sich sein Zustand stetig verbesserte. Wir machten uns natürlich Sorgen, aber er dachte nicht, daß Jadas Zustand wirklich ernst sei. Als ich dann hier ankam, fand ich das Telegramm vor, dessen Inhalt Du kennst. Akkaji, es muß ein schlimmer Schock für Dich gewesen sein, und ich wünschte, ich hätte bei Dir sein können, aber... In Deinem Brief, für den ich mich noch herzlich bedanken möchte, hast Du wirklich eine prophetische Äußerung gemacht, als Du schriebst:

»Wieviele von uns werden noch am Leben sein, wenn wir uns wieder treffen?« Nitya ist gegangen und Jadu ebenfalls. Jadu war so klug, alle mochten ihn, er war auf eine so intelligente Weise kritisch. Wir werden ihn vermissen, liebste Padmabai. Ich schicke Dir all meine Liebe. Du warst so deprimiert, und dies ist ein weiterer schrecklicher Schlag. Akka, es sind unserer so wenige - wir müssen unsere Energien vereinen, wir müssen uns ändern. Wir müssen anfangen zu erkennen, daß es etwas unendlich viel Größeres gibt als Geburt und Tod. Wir müssen lernen, das zu verstehen, und ich weiß, daß das enorme Anstrengungen kostet. Ich wünschte, ich könnte bei Dir sein, aber da siehst Du es: so ist das Leben; und es kann grausam sein, wenn es uns nicht gelingt, es zu meistern. Ich wünschte, ich wäre bei Dir, liebste Akka.

Padmabais Antwort muß wohl ihren tiefen Schmerz offenbart haben, denn in einem weiteren Brief vom 29. September schreibt Krishna von seiner eigenen Trauer um seinen Bruder Nitya, von den Ursachen des Schmerzes und einem strahlenden Erwachen.

Liebste Padmabai,

Ich möchte Dir ganz herzlich für Deinen Brief danken. Ich weiß, Padmabai, welcher innere Kampf in Dir toben muß, Akkaji, denn wir möchten den Duft der Liebe nur durch eine einzige Person wahrnehmen; der Tod verdunkelt unsere Liebe. Aber solange unser Verstehen durch eine persönliche, egoistische Sichtweise getrübt ist, wird der Tod existieren. Ich sage Dir, Akkaji, meine Liebe, so lange die Vorstellung vom Selbst noch existiert, solange existieren auch Einsamkeit, Schmerz und Tod. Ich habe das gleiche durchgemacht, als Nitya starb. Ich begann zu begreifen, was hinter dem Schmerz steht, begann die Ursachen zu verstehen. Schiebe es nicht auf, Akkaji. Mitten in der Finsternis der Trauer mußt Du beginnen, den Weg zu suchen, der hinausführt. Du darfst nicht warten und Dich vom Schmerz auffressen lassen. Du darfst nicht zulassen, daß die Einsamkeit Dein Lächeln ersterben läßt. Padmabai, versuche mit aller Kraft, zu verstehen, auch wenn es schmerzt. Beobachte die Einsamkeit und den Schmerz aus einer Distanz. Untersuche diese Gefühle, und Du wirst feststellen, daß Du, indem Du Dein Bewußtsein befreist, über Geburt und Tod hinausgehst. Versuche es, liebe Padmabai und sage nicht, dies seien nur Worte. Ich wünschte, ich könnte bei Dir sein; vielleicht könnte ich Dir helfen. Oh Padmabai, Du hast keine Vorstellung von der Freude wahrer, überpersönlicher Liebe. Du bist in meinen Gedanken und in meinem Herzen. All meine Liebe, Padmabai und grüße alle anderen. Krishna

Manche seiner Briefe drücken seine Sehnsucht nach Indien aus. Er entfernte sich innerlich von vielen seiner engen Freunde im Westen, die er seit seiner Kindheit kannte. Aus Ojai schrieb er von seinem Alleinsein, davon, daß er sich ausruhte und in *Samadhi* ging.

Liebste Padmabai, vielen Dank für Deinen Brief vom 29. Oktober. Es tut mir so leid, daß Du eine so schwere Zeit durchmachst. Ich wünschte, ich könnte bei Dir sein, um Dir zu helfen. Ich glaube, es wäre gut, wenn wir noch einmal über all diese Dinge sprechen könnten, aber das muß warten, bis wir uns wiedersehen, und dies wird nicht vor Ende nächsten Jahres möglich sein. Ich war in den vergangenen vierzehn Tagen ganz allein und habe noch einmal über die letzten Jahre nachgedacht. Ich wünschte, wir könnten ein gutes Gespräch miteinander haben, das ist viel besser als Schreiben. Dies ist ein wunderschöner Ort und eines Tages (?) mußt Du hierher kommen. Ich ruhe mich aus und gehe in *Samadhi*. Ich treffe mich nur sonntags mit anderen Leuten, die restlichen Tage verbringe ich mit Nachdenken. Rajagopal und Rosalind sind in Hollywood, da Rajagopal sich wegen seines Rheumatismus, der ihn ziemlich plagt, behandeln lassen muß. Ich hörte, daß es Amma ziemlich schlecht geht und daß man damit rechnet, daß sie bald stirbt. Rama Rao schrieb mir, daß sie stocktaub ist und kaum noch etwas erkennen kann. Es ist tragisch, und ich frage mich, was aus der Theosophischen Gesellschaft werden wird. All meine Liebe. Krishna

Krishnas Freund Rama Rao erblindete und wurde sehr krank. Nach Jadas Tod wandte Krishna sich Rajagopal und dessen Frau Rosalind zu (die beiden hatten im Jahre 1927 geheiratet), die in der Lage waren, mit ihm zu reisen. Als Nitya noch am Leben war, spielte Rajagopal nur eine Nebenrolle im Leben des jungen Sehers - Nitya hatte sich um alle organisatorischen Dinge gekümmert, die mit Krishnamurtis Arbeit verbunden waren. Nityas Tod hatte eine Lücke hinterlassen, die gefüllt werden mußte. Ganz selbstverständlich hatte zunächst Jadu, und später Rajagopal, die Aufgabe übernommen, Vorträge und Reisen zu planen - kurz, die gesamte organisatorische Struktur aufzubauen, die als Basis für Krishnajs zukünftige Arbeit benötigt wurde. Durch Rajagopals Heirat mit Rosalind, einer vertrauten Freundin Nityas, kamen Rajagopal und Krishnamurti sich näher. Bald wurde Arya Vihar zum ständigen Wohnsitz der beiden.

Diese Beziehung, die aus einem Akt der Freundschaft entstanden war - um den jungen, verletzlichen Krishnamurti zu schützen, dessen absoluter Mangel an Erfahrung in weltlichen Dingen einen solchen Schutz notwendig erscheinen ließ -, machte allmählich eine Wandlung durch. In seiner Jugend, als er von Mrs. Besant beschützt wurde, war er der zukünftige Weltlehrer, und die Haltung

seiner Kameraden spiegelten dieses Bewußtsein und einen gewissen Respekt ihm gegenüber wider. Es war stets eine Distanz zwischen dem Weltlehrer und seinen Jüngern.

Nachdem Krishnamurti jedoch begonnen hatte, die Organisationen aufzulösen und jegliche spirituellen Hierarchien abzulehnen, war es unvermeidlich, daß man ihm gegenüber allmählich eine andere Haltung annahm. Die Distanz zwischen Lehrer und Schülern begann sich nach und nach zu verringern. Bald begannen Rajagopal und Rosalind die Rolle von Wächtern, Sarvadhikaris, Autoritätspersonen zu spielen, die sämtliche Entscheidungen in bezug auf sein persönliches Leben und seine Arbeit trafen. Der scheue, zurückhaltende junge Mann, der sich seinen Weg durch das Meer der in ihm frei werdenden Energien ertastete, der nach Worten suchte, die seine Beobachtungen und Einsichten wiedergeben konnten, war, was weltliche Dinge betraf, völlig naiv. Er war glücklich, alles in den kompetenten Händen Rajagopals zu wissen. Krishnamurti wirkte vage, passiv, fast wie ein Jugendlicher. Seine früheren Jünger, die nun so eng mit ihm zusammenlebten, wunderten sich über den Eifer, mit dem er auch die niedersten Hausarbeiten verrichtete, und allmählich wurde ihr Blick getrübt. Sie verloren den Bezug zu seiner wahren Größe und begannen bald, ihn wie ein Kind zu behandeln, das man ausschalten, ignorieren oder schurigeln konnte - dem man vorschreiben konnte, was es zu tun und wen es zu treffen hatte. Es gehört zu Krishnamurtis Mysterium, daß er dies immer wieder zuließ. Sein inneres Wesen machte jede heftige oder aggressive Reaktion oder Handlung unmöglich. Er verlor nie die Geduld. Seine nachgiebige Art, seine Egosigkeit und sein völliges Vertrauen in die Menschen seiner Umgebung machten es den anderen leicht, seine Gutmütigkeit als selbstverständlich hinzunehmen. Er unterschrieb jedes Schriftstück, das seine Vertrauten ihm vorlegten, und manchmal übernahm er sogar ihre Ungereimtheiten. Das führte zu scheinbar widersprüchlichen Aussagen und Handlungen, die seine Freunde verwirrten. Doch jedesmal, wenn er völlig in die Enge getrieben und unterjocht schien, entlud sich die Situation durch die Umstände plötzlich explosionsartig, und Krishnamurti ging frei und vollkommen unberührt daraus hervor, während jene, die ihn dominiert hatten, zornig, verwirrt und manchmal sogar gebrochen zurückblieben.

In der Zeit zwischen 1933 und 1939 unternahm Krishnamurti mehrere Reisen nach Indien, wo er vor großen Menschenmengen sprach. Nachdem Mrs. Besant im Jahre 1933 gestorben war und man 1934 George Arundale zum Präsidenten der Theosophischen Gesellschaft ernannt hatte, war jeglicher Kontakt zwischen Krishnamurti und der Gesellschaft abgebrochen. Krishnamurti hatte die Theosophische Gesellschaft als organisiertes Glaubenssystem bezeichnet, »und die Vorstellung, daß der Mensch durch einen Meister zur Wahrheit geführt werden kann, hat in meinem Denken keinen Platz.«

Die Welt und ihre Medien hatten das Interesse am »Weltlehrer« verloren, nachdem dieser sich geweigert hatte, die Rolle zu übernehmen, für die andere ihn auserkoren hatten. Sein Name verschwand für lange Zeit aus den Zeitungen, und sein Leben begann sich in der Anonymität abzuspielen.

Gegen Ende dieser Jahre wurde eine neue Stiftung, die Krishnamurti Writings Inc. (K.W1.), mit Hauptsitz in Ojai gegründet. Krishnamurti war nur dem Namen nach Vorsitzender dieser Stiftung, deren Organisationsform und Aktivitätsbereich hauptsächlich von Rajagopal bestimmt wurde. Der Bereich jedoch, in dem der junge Seher keinerlei Einmischung erlaubte - ganz gleich wie nachgiebig und zögernd er in anderen Dingen sein mochte - , war seine spirituelle Arbeit, mit der er den Boden für das Aufblühen eines neuen Bewußtseins, einer neuen, aus der Stille geborenen Wahrnehmung bereitete.

Als im Jahre 1939 der Krieg ausbrach, hielt Krishnamurti sich gerade in Ojai auf. Er wurde vor die U.S. Einberufungsbehörde zitiert und mußte genau erklären, weshalb es ihm nicht möglich war, in die Armee einzutreten und zu kämpfen. Man schlug ihm vor, nach Indien zurückzukehren. Er willigte ein und bat darum, zurückgeschickt zu werden, aber es gab keine Transportmöglichkeit. So erlaubte man ihm zu bleiben - mit der Auflage, keine Vorträge zu halten und sich regelmäßig bei der Polizei zu melden.

Der Krieg schränkte seine Bewegungsfreiheit ein; Reisen war unmöglich geworden. Fast acht Jahre lang führte Krishnamurti in Ojai ein abgeschiedenes Dasein. Später sprach er manchmal über diese vergessenen Jahre, schwärmte von seinen Wanderungen in der Stille der Berge um das Ojai-Tal, erzählte, daß er enorme Strecken zu Fuß gegangen war, ganze Tage allein in der Wildnis verbracht hatte, die innere und die äußere Welt beobachtend, still forschend, lauschend, und darüber

oft sogar das Essen vergessen hatte. Er erinnerte sich an Begegnungen mit Bären und Klapperschlangen, die er ohne innere oder äußere Bewegung überstand. Das wilde Tier hielt inne. Seine vorsichtigen, wachsamem Augen trafen für einige Augenblicke auf Krishnamurtis stillen, ruhigen Blick, und wenn es diese völlige Abwesenheit von Furcht wahrnahm, drehte es sich um und verschwand.

In Krishnamurti begann sich das beobachtende Bewußtsein frei von jeglichem Druck, jeglichem Versuch, es in eine bestimmte Richtung zu lenken, zu entfalten, und mit ihm eine elementare Wahrnehmungsfähigkeit, eine Körper/GeistBewußtheit, durch die ihm Erde, Felsen, Bäume, knospende Blätter, Insekten, Reptilien, Vögel und andere Tiere von der Geschichte der Erde und dem Mysterium der Ewigkeit erzählten. Er sagte: »Wenn ich gehe, denke ich nicht - da ist kein Gedanke. Ich schaue einfach nur... ich glaube, meine einsamen Spaziergänge haben etwas in mir bewirkt.«

Krishnamurti erzählte auch von jenen Tagen in Arya Vihar, an denen er im Garten gearbeitet, Rosen und Gemüse gepflanzt, Kühe gemolken und Geschirr gespült hatte. Sein Interesse an mechanischen Dingen war seit seiner Kindheit unverändert stark geblieben; noch immer liebte er es, Uhren und Automaten auseinanderzunehmen, um zu verstehen, wie sie funktionierten, und sie dann wieder zusammensetzen. Freunde hatten ihm ein Auto geschenkt. Es war zwar nicht einfach, Benzin aufzutreiben, aber wann immer es möglich war, genoß er es, mit enormer Geschwindigkeit die kurvenreichen Straßen des Tals entlangzubreisen.

Die Berichte über den Krieg und die atomare Zerstörung Hiroshimas und Nagasakis erfüllten ihn mit unaussprechlichem Grauen, aber sie erweckten in ihm auch Einsichten über die Natur der Gewalt und des Bösen. Eines Tages, bei einem Ausflug ins nahe Santa Barbara, wurde ihm dies besonders drastisch vor Augen geführt. Eine Frau kam auf ihn zu und bot japanische Souvenirs an. Krishnamurti lehnte ab, aber sie bestand darauf, ihm zu zeigen, was sie in ihrer Schachtel hatte. Sie öffnete sie und zeigte ihm eine schrumpelte menschliche Nase und ein Ohr.

Miß Muriel Payne, die laut eigener Aussage Krishnamurti in Ojai gepflegt hatte, als er einmal sehr krank war, erzählte mir, seine Reaktionen auf die Grausamkeiten und Zerstörungen des Krieges seien traumatisch gewesen. Oft fragte er: »Was hat es für einen Sinn, wenn ich zu den Menschen spreche?« Er flüchtete sich in die Einsamkeit der Berge, zu den Bäumen und wilden Tieren. In einer Hütte in Wrightwood, in den San Gabriel-Bergen nahe Los Angeles und später weiter nördlich in Sequoia, verbrachte er einige Wochen in völliger Abgeschlossenheit. Er hatte sich einen Bart wachsen lassen.

Krishnaji erzählte, wie er die Tage in der karg eingerichteten Holzhütte in der Wildnis zugebracht hatte: Er erwachte früh am Morgen, machte einen langen Spaziergang, bereitete sein Frühstück, wusch das Geschirr, säuberte die Hütte, hörte täglich eine Stunde lang Beethovens Neunte (die einzige vorhandene Schallplatte), lauschte und meditierte. Es gab keine Bücher. Abends chantete er Sanskrithymnen, die er noch aus seiner Kindheit kannte. Seine Lieblingshymne war die an Dakshinamurti - an Shiva als höchsten Guru. Die Klänge der Sanskritsilben stiegen aus der Tiefe seiner Mitte auf und durchdrangen die Stille des Waldes - ungewohnte Klänge für die Pinien und uralten Rotholzbäume, für Bären, Klapperschlangen und Stinktiere. Eine Spinne teilte die Hütte mit ihm. Jeden Morgen entfernte Krishnamurti das Spinnennetz, in dem Fliegen und andere Insekten gefangen waren, hob die Spinne vorsichtig auf und trug sie ins Freie.

Aber am nächsten Morgen war die Spinne wieder da und webte ihr Netz. Vielleicht kam ihm der folgende Vers aus den Upanishaden in den Sinn, den er in der Kindheit gelernt hatte: »So wie eine Spinne (von selbst) durch das Spinnen der Fäden (aus ihrem eigenen Körper) auftaucht, so entstehen aus diesem Selbst alle Welten, alle Götter, alles was atmet, die kleinsten Lebewesen, und bewegen sich in alle Richtungen.« Tagelang setzte sich das kleine Ritual zwischen Krishnamurti und der Spinne fort - eine wortlose Kommunikation -, bis Krishnamurti eines Tages zu der Spinne sagte: »Friede! Laß uns die Hütte teilen.«

Ein paarmal kamen Freunde vorbei, um ihn zu besuchen. Aldous Huxley, der sich in Kalifornien niedergelassen hatte, wanderte stundenlang mit ihm durch die Wälder. Huxley verlor sein Augenlicht, und Krishnamurti versuchte, ihm zu helfen. Er besaß die Gabe des Heilens, die er jedoch sehr selten und nur im geheimen einsetzte. Er sprach gewöhnlich nicht darüber, und wenn er es tat, entschuldigte er sich fast dafür.

Viele Jahre später, als er einmal gefragt wurde, was er meine, wenn er vom simultanen Zusammenwirken aller Sinne sprach, erzählte Krishnamurti von einem blinden Freund, der ihn in

den Bergen besucht hatte. Sie hatten damals über die Sinne diskutiert. Später, als er wieder allein in der Hütte war, verbrachte er eine ganze Woche mit verbundenen Augen, denn er wollte selbst erfahren, was es bedeutete, wenn einer der Sinne, von denen wir abhängig sind, ausfiel. Er sagte, er habe jede Pore seines Körpers gespürt, alle Sinne arbeiteten präzise zusammen, um den Verlust der Sehfähigkeit zu kompensieren; alles mußte am rechten Platz sein - innen und außen.

Es gibt auch Hinweise darauf, daß er während dieser Zeit mit vielen der strengen Yoga-Disziplinen experimentierte: lange fastete, tagelang in absoluter Stille verharrte und manchmal Augen, Ohren, Nase und Mund mit beiden Händen verschloß, um sämtliche äußeren Sinnesreize auszuschalten und die Wahrnehmung für die tiefen inneren Schwingungen und Klänge zu erhöhen. Aber er verwarf diese yogischen Praktiken schließlich, denn sie schienen ihm oberflächliche Spielereien, die im Grunde bedeutungslos waren.

Die strahlende Schönheit Krishnamurtis und die Legenden, die um seine dramatisch verlaufene Jugendzeit gewoben wurden, hatten die Neugier und das Interesse einer ganzen Anzahl von Autoren, Schauspielern und Suchern geweckt, die sich in und um Los Angeles niedergelassen hatten. Gerald Heard war einer der ersten westlichen Mystiker, der sich in Kalifornien niederließ und sich intensiv mit der indischen Spiritualität befaßte. Er war mit Huxley, Christopher Isherwood und Prabhavanand, einem Mönch der Ram Krishna Mission, befreundet. Huxley und Heard wurden sehr enge Freunde Krishnamurtis. Es war eine kuriose Freundschaft. In den späten dreißiger und frühen vierziger Jahren war Krishnamurti sehr scheu und zurückhaltend und ließ seine wahre innere Größe wahrscheinlich gar nicht nach außen dringen. Nur so kann man die Bemerkung verstehen, die Maria Huxley 1938 oder 39 über ihn machte. Sie sagte: »Er ist charmant und amüsant und so unkompliziert. Wie muß er wohl darunter leiden, für einen Propheten gehalten zu werden.«

Wie Krishnamurti liebten auch Aldous Huxley und seine Frau Maria Picknicks. Anita Loos, die die Szene des Los Angeles der späten dreißiger Jahre beschrieb, erinnert sich an eine Begebenheit, die, wie sie es ausdrückte, »bei Alice im Wunderland« hätte stattfinden können. Bei einem dieser Picknicks befanden sich neben den Huxleys und Krishnamurti noch einige andere illustre Persönlichkeiten unter den Gästen: Greta Garbo in einer ausgeleierte Männerhose und mit einem verbeulten Hut auf dem Kopf, Charlie Chaplin und seine schöne Frau Paulette Goddard, die eine mexikanische Bauerntracht trug, Bertrand Russell (den Anita Loos als »Wichtelmännchen auf Wanderschaft« beschreibt) und der Autor Christopher Isherwood.

Da sie keinen geeigneten Platz für ihr Picknick fanden, ließen sie sich schließlich am staubigen Ufer des Los Angeles River nieder. Gerade als sie beginnen wollten, ihre speziellen Mahlzeiten zuzubereiten - Miß Garbo hatte Mengen an rohem Gemüse bei sich, Paulette Goddard packte Champagner und Kaviar aus und Krishnamurti holte seinen Reis hervor -, tauchte plötzlich ein stämmiger Polizist auf und brüllte: »Was zum Teufel geht hier vor?« Sie unterbrachen »wie vom Donner gerührt« ihre Vorbereitungen, als ein Sheriff mit gezogener Pistole auf sie zukam. »Kann keiner aus eurer Bande lesen?« fragte er Aldous Huxley und deutete auf ein Schild, auf dem »Betreten verboten« stand. Huxley versuchte mit dem Sheriff zu verhandeln und versprach, sie würden das Flußufer sauberer zurücklassen, als sie es vorgefunden hatten. Der Sheriff wurde wütend und fuhr Huxley an: »Macht, daß ihr weiterkommt, und zwar sofort.« Huxley, der glaubte, er könne den Sheriff besänftigen, indem er die Namen einiger der versammelten Berühmtheiten erwähnte, deutete auf Charlie Chaplin und Greta Garbo. »Erzähl mir keine Märchen«, knurrte der Sheriff, »ich habe diese Stars im Kino gesehen, und keiner von ihnen kommt in so einem Aufzug daher. Verschwindet, ihr Landstreicher, oder ich verhafte die ganze Bande.« »Und so«, erzählt Anita Loos, »brachen wir wie die Araber unsere Zelte ab und stahlen uns still von dannen...«

Bis Mitte der vierziger Jahre waren aus Aldous Huxley und Krishnamurti seht' enge Freunde geworden. Sie trafen sich oft und machten lange Spaziergänge miteinander. Huxley sprach und Krishnamurti hörte zu. Huxley war verblüht; ein hervorragender Intellekt hatte Schwierigkeiten, die lebendige Kraft eines Geistes zu verstehen, der ungetrübt von Wissen war. Huxley wiederum lauschte und lernte still zu sein, wenn Krishnamurti von Wahrnehmung, von Zeit und Bewußtheit sprach.

Es ist offensichtlich, daß Huxley großes Interesse für Krishnamurtis Einsichten hegte. Auf einem ihrer Spaziergänge sagte er zu Krishnamurti, er »gäbe alles für einen einzigen Moment der direkten Wahrnehmung der Wahrheit«, aber er sei nicht fähig dazu, sein Geist sei zu sehr mit Wissen angefüllt. Christopher Isherwood erinnerte sich an eine Unterhaltung mit Huxley. Er hatte ihm von

den Meditationsanleitungen erzählt, die er von seinem Guru, Swami Prabhavanand erhalten hatte »was Huxley veranlaßte, mir sofort zu entgegnen, daß Krishnamurti niemals auf »Objekte« wie Lotosblüten, Lichter, Götter oder Göttinnen meditierte und sogar die Meinung vertrat, dies könne zu Wahnsinn führen.«

Über seine Beziehung zu Huxley und Heard sagte Krishnamurti einmal viele Jahre später: »Ich war furchtbar schüchtern. Sie waren alle ungeheuer intellektuell. Ich hörte ihnen zu. Manchmal warf ich eine Bemerkung ein.« Ein großer Teil der Briefe, die Krishnamurti und Huxley getauscht hatten und die Notizen, die Huxley während dieser Zeit seines Lebens gemacht hatte, verbrannten in einem Feuer, das sein Haus und all seine Aufzeichnungen zerstörte. Huxley schrieb später die Einleitung zu Krishnamurtis Buch *The First and Last Freedom*. Im Jahre 1961, kurz vor seinem Tode, besuchte Huxley einen Vortrag Krishnamurtis in Saanen in der Schweiz. In einem Brief an einen Freund beschreibt er diesen Diskurs als »eine der eindrucksvollsten Reden, die ich je zu hören bekam... es war, als lausche man einem Diskurs des Buddha-diese Kraft, diese natürliche Autorität, diese kompromißlose Weigerung, dem *homme moyen sensuel* irgendwelche Fluchtmöglichkeiten oder Surrogate, irgendwelche Gurus, Retter, Führer oder Kirchen anzubieten. >Ich zeige euch das Leiden und wie man es beenden kann, und wenn ihr nicht bereit seid, die Voraussetzungen, die zur Beendigung des Leidens notwendig sind, zu erfüllen, müßt ihr-ganz gleich an welchen Guru, an welche Kirche und so weiter ihr glaubt, auf die endlose Fortsetzung des Leidens gefaßt sein.«

Während der Kriegsjahre hatte Krishnamurti Gerald Heard einmal in Trabuco, einem »Klub für Mystiker«, besucht, den Heard gemeinsam mit Felix Green, einem britischen Sinologen, der ebenfalls an östlicher Mystik interessiert war, ein paar Meilen außerhalb von Los Angeles gegründet hatte. Gerald Heard, den Christopher Isherwood eloquent als »einen der wenigen großen magischen Mythenmacher und seltenen Menschen, die uns das Wunder des Lebens enthüllen«, beschrieb, hatte einen Ort geschaffen, an den sich spirituelle Sucher zurückziehen konnten. Von der Meditationshalle aus blickte man weit über den Pazifischen Ozean. Krishnamurti hielt sich auf Einladung Heards eine Woche lang in Trabuco auf. Er erzählte, daß der Ort ihn an ein Trappistenkloster erinnerte - mit dem Unterschied, daß man sich hier für eine Weile zurückziehen konnte, ohne für den Rest seines Lebens in der Falle zu sitzen. Sechsmal täglich fanden Meditationssitzungen statt. Die Gäste durften morgens miteinander sprechen, aber nach dem Mittagessen herrschte absolutes Schweigegebot. Krishnamurti nahm an den Meditationen teil. Stundenlang saß er im Lotossitz auf dem Boden der abgedunkelten Meditationshalle und nahm die chaotischen Gedanken der anderen Meditationsteilnehmer wahr. Die Dunkelheit in der Halle sollte den Meditierenden helfen, in die Stille zu gehen. Krishnamurti fühlte sich durch die gespenstische Atmosphäre und die chaotischen, aggressiven Gedanken der anderen Gäste so stark beeinträchtigt, daß er Trabuco nie wieder besuchte.

Die wohl einsichtsvollsten Kommentare eines »Außenstehenden« über Krishnamurti waren die Henry Millers. Dieser ungestüme, unflätige Autoreiniger der besten Prosaerzählungen, die im 20. Jahrhundert in Nordamerika entstanden, lebte während seiner letzten Jahre wie ein Einsiedler in Big Sur, südlich von San Francisco. Er war Krishnamurti nie persönlich begegnet, aber nachdem er ein Buch von Carlo Suarez über ihn gelesen hatte, schrieb er:

Krishnamurti hat mehr aufgegeben als irgendein Mensch, von dem ich weiß - außer Christus. Er ist im Grunde so einfach zu verstehen, daß man leicht begreift, welche Verwirrung seine klaren, direkten Worte und Taten ausgelöst haben müssen. Die Menschen tun sich schwer, das einfach Verständliche zu akzeptieren. Ich bin Krishnamurti nie persönlich begegnet, obwohl es zur Zeit keinen lebenden Menschen gibt, den zu treffen mir eine größere Ehre wäre.

Seine Laufbahn, einzigartig in der Geschichte der spirituellen Führer, erinnert an das berühmte Gilgamesh-Epos. In seiner Jugend als der kommende Erlöser verehrt, wies Krishnamurti später die ihm zugedachte Rolle zurück, schickte alle Jünger weg und sagte sich von allen Mentoren und Lehrern los. Er führte keinen neuen Glauben, kein neues Dogma ein, stellte alles in Frage, hegte seine Zweifel (besonders in Momenten der Begeisterung) und befreite sich durch einen heroischen, zähen Kampf von Illusion und Betörung, von Stolz, Eitelkeit und jeder noch so subtilen Form der Machtausübung. Er ging zurück bis zur ursprünglichen Quelle des Lebens, um Unterstützung und Inspiration zu finden. Die Schliche und Fallen jener zu umgehen, die danach trachteten, ihn zu versklaven und auszubeuten, erforderte ungeheure Wachsamkeit. Er befreite seine Seele sozusagen

von der Unterwelt und der Oberwelt und öffnete ihr so das »Paradies der Helden«. Ist es nötig, diesen Zustand zu definieren?

Im Jahre 1945, als der Krieg zu Ende war, ging Krishnamurti nach Neuseeland, wo er jedoch schwer erkrankte. Er hatte Blasenbeschwerden, hohes Fieber und lag lange Zeit bewußtlos. Möglicherweise machte er während dieser Krankheit tiefgreifende psychische Veränderungen durch. Er erwähnte, daß er ganz von selbst genesen sei, daß der Körper für sich selbst gesorgt habe. Die Ärzte, die ihn unter, waren sticht in der Lage, seine Krankheit zu diagnostizieren und konnten ihm daher keine Medikamente verschreiben.

Teil 2: Krishnamurti in Indien 1947 - 1949

Kapitel 9: Die Freunde finden sich ein

Am 15. August 1947 wurde Indien in die Unabhängigkeit entlassen und Jawaharlal Nehru zum ersten Premierminister gewählt. Ungestüm, doch von der Idee der Gewaltlosigkeit beseelt, hatte Mahatma Gandhi schon seit Beginn des 20. Jahrhunderts unablässig auf diesen Tag hingearbeitet. Der Mut, einen gewaltlosen Kampf gegen die militärische Übermacht des British Empire zu führen, inspirierte die Menschen in einer Welt, die sich nach dem gewalttätigsten aller Kriege in der Geschichte der Menschheit zu rehabilitieren versuchte.

Doch für Indien brachte der Triumph der Unabhängigkeit bittere Nachwirkungen mit sich: Um sie zu ermöglichen, war der riesige Subkontinent geteilt worden, hatte man im Norden, Westen und Osten große Gebiete vom Mutterland abgetrennt, um den islamischen Staat Pakistan zu gründen. Familien wurden auseinandergerissen, Freundschaften zerbrochen. Die Gewalt explodierte - Massaker, Plünderungen, Vergewaltigung und Brandstiftung waren entlang der Grenzen und im Hinterland plötzlich an der Tagesordnung. Es fanden Völkerwanderungen ungeheuren Ausmaßes statt: Die Hindus bewegten sich nach Osten, die Moslems nach Westen. Die neuen Herrscher Indiens, von denen die meisten die Hälfte ihres Lebens im Gefängnis zugebracht hatten, sahen sich plötzlich mit der Aufgabe konfrontiert, in einem brennenden Land Ordnung zu schaffen und ein Flüchtlingsproblem zu lösen, das beispiellos in der Geschichte des Kontinents war.

Krishnamurtis Ankunft in Indien, zwei Monate nach der Unabhängigkeitserklärung, hätte nicht auf einen günstigeren Zeitpunkt fallen können. Das alte Indien starb, und die Geburt des neuen war mit Mühsal und Desillusionierung verbunden. Die Welle der Gewalt, die nach der Teilung über das Land hinweggerollt war, hatte den Menschen, die an die Theorien der Gewaltlosigkeit geglaubt hatten, einen tiefen Schock versetzt. Man kam gar nicht dazu, innezuhalten, nachzudenken, die Dinge mit Abstand zu betrachten und grundlegende Fragen zu stellen. Die Führer und Baumeister des neuen Indien sahen sich gezwungen, weises Vorausplanen durch unmittelbares, aus der Not geborenes Handeln zu ersetzen.

In dem verblüffend jung wirkenden Krishnamurti, der zu diesem Zeitpunkt Indischen Boden betrat, warteten starke Energien darauf, nach außen wirken zu können. Im Jahre 1947 erschien sein Gesicht im Vergleich zu Fotografien aus den zwanziger und dreißiger Jahren stark verändert. Es war nicht zu übersehen, daß die durch höhere Gewalt erzwungene lange Zeit der Abgeschiedenheit in *Ojai* seine Energien gebündelt und kristallisiert hatte. Er strahlte eine besondere Intelligenz und Wachheit aus, eine Vollkommenheit von Geist und Körper, die ihm etwas Majestätisches verlieh. Über seine Jahre in *Ojai* befragt, sagte K: »Ich glaube, es war eine Zeit ohne Herausforderungen, ohne Anforderungen; ich mußte nicht nach außen gehen. Ich glaube, alle Energien wurden innen gehalten, und als ich *Ojai* verließ, war es, als ob sie explodierten.« Ein Glanz, ein inneres Leuchten hatte Krishnamurtis Gesicht verwandelt; es wirkte uralte und gleichzeitig völlig unberührt von der Zeit. Die blauschwarzen Augen spiegelten die Vision des Sehers -- vollkommen leer und doch voller Mitgefühl. Es waren prophetische Augen, die sehr weit gereist waren. Sein leicht ergrautes, nach hinten gekämmtes Haar umrahmte eine königliche Stirn, Kopf und Rückgrat waren aufrecht, die Taille schmal, die Schultern leicht abfallend. Er ging mit weit ausholenden Schritten, und während sich seine Füße in die Erde preßten, schufen sie die Räume, in denen er wandelte. Die langen Arme ruhten an den Seiten seines Körpers, die Handflächen waren geöffnet und nach innen gerichtet.

Bereits als ich ihn zum ersten Mal sah, wurde mir die tiefe Ruhe seines Körpers bewußt. Wenn er saß, gab es keine überflüssigen Bewegungen von Kopf, Schultern oder Rücken. War eine Bewegung notwendig, reagierte er mit einer natürlichen Anmut und Würde und einem Minimum an Anstrengung. Wenn er sprach, unterstrich er seine Worte mit Gesten, seine Hände öffneten sich, prüften, kreisten ein und zeigten die Richtung. Wenn er still war, ruhten auch die Hände.

Zum ersten Mal war Krishnamurti allein in Indien angekommen. Alle äußeren Bindungen waren von ihm, der sein ganzes Leben lang gehalten und umsorgt worden war, nach und nach abgefallen. Zuerst hatten ihn die Liebe und Fürsorge seines Vaters begleitet, dann die Theosophische Gesellschaft mit ihren Vorstellungen und Erwartungen und, dann, nachdem er die Theosophen und ihre Rituale und Hierarchien hinter sich gelassen hatte, war die äußere Richtung seines Lebens von Rajagopal und Rosalind bestimmt worden. Sein neun Jahre langer Aufenthalt in Ojai hatte ihn von seinen Freunden in Indien entfremdet. Die alten, treuen Freunde waren nach und nach verstorben oder durch äußere Umstände von ihm getrennt worden. Nun war niemand mehr da, der ihm Fragen stellte, seinen Tagesablauf plante, bestimmte, wen er treffen oder wohin er gehen sollte. Er war vollkommen frei - innerlich und äußerlich.

Jedesmal, wenn er in Indien angekommen war, hatte seine erste Handlung darin bestanden, die westliche Kleidung gegen indische Gewänder zu vertauschen, und es schien, als legte er mit den Kleidungsstücken auch den »westlichen« Teil seiner Persönlichkeit ab, der förmlicher war und exquisite europäische Manieren besaß. Er lebte zurückgezogen und traf nur mit wenigen Menschen zusammen; die langen Diskussionen beim Frühstück und Mittagessen, die stets zu seinem Leben in Indien gehört hatten, gab es nun nicht mehr. Über die Eindrücke und Einsichten, die er auf seinen Spaziergängen oder bei zufälligen Unterhaltungen gewann, gibt es keine Aufzeichnungen. Mit den indischen Gewändern, in denen er ein wenig wie ein Mönch wirkte, schien er ganz natürlich in die Rolle des Lehrers zu schlüpfen. Es war, als nähme er mit der indischen Atmosphäre die jahrtausendealte Tradition von Meditation und der Beschäftigung mit dem Jenseitigen in sich auf. Er schien größer zu werden, und sein Gang erinnerte an die Erhabenheit eines Königselefanten, der durch den Dschungel schreitet.

Die jungen Männer und Frauen, die sich in Bombay um Krishnaji versammelten (von denen viele, wie ich selbst, über dreißig Jahre bei ihm blieben) kamen aus den verschiedensten Bereichen, es waren Politiker, Literaten, Akademiker und Sozialarbeiter darunter. Viele von ihnen hatten am Freiheitskampf teilgenommen und waren als politische Helden gefeiert worden. Noch vom Grauen über die Ereignisse, die auf die Teilung Indiens gefolgt waren, erfüllt, konnten sie nicht ahnen, auf welches Chaos Indien in Zukunft zusteuern würde. Sie waren jedoch sensibel genug, sich nicht von dem wilden Freiheitstaumel mitreißen zu lassen, der viele Menschen glauben machte, daß mit dem Abzug der Briten nun das goldene Zeitalter der ethischen Werte, des Sozialismus und das Ende der Armut begonnen habe. Sie begannen zu begreifen, wieviel Ehrgeiz, Bitterkeit und Gier hinter ihren Slogans und großartigen Worten steckte. Die Ideale, die sie durch Jahre des politischen Kampfes getragen hatten, waren unter ihnen zerbröckelt und mit ihnen die verbalen Krücken, auf die sie sich gestützt hatten. Sie sahen sich mit Widersprüchen konfrontiert, waren verwirrt und fühlten sich, als stünden sie vor einer leeren Wand.

Sie kamen zu Krishnamurti, weil sie sein Strahlen bemerkten, sein Mitgefühl spürten, weil sie ihre persönlichen Nöte, ihren Schmerz und ihre Trauer weder konfrontieren noch verdrängen konnten und weil sie nicht in der Lage waren, ihrem Leben einen Sinn zu geben. Buddha hatte seine Jünger mit dem Ruf »*Ehi Etha*«, kommt herbei, eingeweiht. Krishnamurtis stiller Ruf war von der gleichen Art.

Unter den wenigen, die Krishnamurti am Flughafen erwarteten, befand sich auch Sir Chunilal Metha, ein vornehmer Industrieller, einst Mitglied des Staatsrates im früheren Distrikt Bombay, den heutigen Staaten Maharashtra und Gujerat. Er war ein glühender Bewunderer Krishnamurtis, der später seiner Tochter Nandini begeistert von »diesem wunderbaren jungen Menschen« berichtete, der »die Stufen der Gangway hinuntereilte und wie ein Lichtstrahl auf uns zukam.«

Krishnamurti wohnte im Hause Ratansi Morarjis in der Carmichael Road. Morgens war das Haus für Gäste geöffnet, und viele hatten sich bereits versammelt, als Chunilal Metha und Nandini den Raum betraten. Nandinis Worte beschreiben am besten, was dann geschah:

Ich ging hinein und setzte mich in einer Ecke auf den Boden. Ich war ein wenig nervös. In einiger Entfernung sah ich eine Gestalt in einem langen weißen *Kurta* aufrecht sitzen. Der Raum war

voller Menschen, Krishnamurti diskutierte mit einigen von ihnen. Kakaji (Sir Chunilal) saß Krishnaji gegenüber und beteiligte sich bald an der Diskussion. Einige Augenblicke später wandte Krishnamurti mir sein Gesicht zu und schaute mich eine Zeitlang unverwandt an. Mir war, als bliebe die Zeit stehen. Dann wandte er sich wieder ab und führte die Diskussion fort. Nach einer Weile drehte er sich wieder zu mir herum und schaute mir tief in die Augen - und wieder blieb die Zeit für mich stehen. Dann setzte er die Unterhaltung fort, aber die Worte drangen nicht in mein Bewußtsein.

Die Diskussion war zu Ende, und die Leute begannen, den Raum zu verlassen. Ich erhob mich, und plötzlich stand Krishnamurti vor mir. Als Kakaji bemerkte, daß Krishnamurti auf mich zusteuerte, eilte er herbei und stellte mich als »Nandini, meine Schwiegertochter« vor. Krishnaji begann zu lachen - nicht zu lächeln, nein, er lachte aus vollem Hals. Noch nie hatte ich ein so wohlklingendes Lachen gehört. Es war wie der Klang eines Gebirgsbaches im Himalaya, der von einem Felsen zum anderen springt, um sich dann mit einem anderen Wildbach zu vereinen. Krishnaji fragte mich: »Warum bist du gekommen?« Und plötzlich liefen mir Tränen über die Wangen. Ich konnte nichts dagegen tun. Er hörte nicht auf zu lachen, und meine Tränen hörten nicht auf zu fließen. Er nahm meine Hand und hielt sie fest in der seinen. Wieder fragte er: »Warum bist du gekommen?« Schließlich konnte ich antworten, obwohl die Tränen unvermindert strömten. »Ich habe dreißig Jahre darauf gewartet, dich zu sehen.« (Nandini war zu diesem Zeitpunkt dreißig Jahre alt.) Krishnamurti lachte noch immer. Dann ließ er meine Hand los, legte die seine auf meinen Kopf und ließ sie dort eine Weile ruhen. Meine *Pranams* erreichten ihn durch den Schleier meiner Tränen.

Später, als wir im Auto saßen, schien Kakaji ein wenig durcheinander. Er drehte sich zu mir um und sagte: »Hast du ihn gesehen? Es ist ein großes Privileg, daß er dich beachtet hat. Laß es dir nicht zu Kopf steigen.« Ich begleitete Kakaji jeden Tag zu den Diskussionen. Eines Morgens sagte Krishnamurti zu mir: »Möchtest du mich einmal besuchen?« Ich antwortete nicht. Ich hatte nicht gewußt, daß man ihn besuchen konnte.

Kurz darauf fuhr Krishnamurti nach Madras, und Nandini begann erst nach seiner Rückkehr, ihn regelmäßig zu besuchen.

Maurice Friedman, ein polnischer Ingenieur, war ebenfalls in die Carmichael Road gekommen, um Krishnamurti zu begrüßen. Er war klein und bucklig und trug stets ein Kurta und einen losen, schlechtsitzenden Pyjama. Es war unmöglich, sein Alter zu bestimmen. Seit frühester Jugend Mitglied der Theosophischen Gesellschaft, war er nach Indien gekommen, um als Ingenieur in Bangalore zu arbeiten. Bald begann er jedoch das Interesse an seiner Arbeit zu verlieren, legte eine safranfarbene Robe an und wurde zum Bettelmönch. Nachdem er das Gelübde abgelegt und den Namen Bharatanand angenommen hatte, war er von der Nordspitze Indiens bis in den tiefen Süden gepilgert - barfuß, als Bettler, aß, was man ihm zukommen ließ, übernachtete in *Maths* (Klöstern) oder unter Bäumen und diskutierte mit Yogis und Fakiren. Er traf weise Männer und hörte Vorträge spiritueller Lehrer, doch er stellte bald fest, daß spirituelles Erwachen nichts mit der äußeren Fassade der Mönchsrobe und Bettelschale zu tun hatte. So legte er sein Mönchsgewand ab und blieb im *Ashram* Ramana Maharshis in Südindien. Ramana Maharshi gilt als einer der wenigen, die die spirituelle Befreiung erreicht haben, als Heiliger, der alle Bindungen hinter sich gelassen und das Selbst transzendiert hat.

Über Friedman wird folgende Anekdote erzählt: Eines Tages ging er hinunter zum Fluß, der gerade Hochwasser führte, sann über das Leben und den Lauf des Schicksals nach und sagte sich: »Wenn ich sterben soll, wird das Hochwasser mich wegreißen, ist es mir aber bestimmt weiterzuleben, wird das Wasser mich retten.« Daraufhin warf er sich in den reißenden Fluß und wurde ans Ufer zurückgeworfen. Dreimal warf er sich in den Fluß, und dreimal warfen ihn die Fluten zurück ans Ufer. Mit zerschundenem Körper, doch ungebrochen im Geist, sagte er zu sich selbst: »Das Schicksal will, daß ich lebe«, und ging zurück zum *Ashram*. Auf halbem Wege begegnete ihm Ramana Maharshi. Ramana blickte ihn an und sagte sanft und doch ernst: »Hör auf, dich zum Narren zu machen.«

Während seiner Zeit als *Sannyasin* hatte Friedman einige Jahre in Sevagram, Gandhijis *Ashram* bei Wardha in Maharashtra, gelebt. Er hatte geholfen, das *Ambar Charkha*, das Spinnrad mit den vielen Spindeln zu entwickeln und arbeitete an vielen der von Gandhi initiierten Entwicklungsprogramme

mit. Sein starkes Interesse an der Person und den Lehren Krishnamurtis hatte ihn nach Bombay geführt. Voller Enthusiasmus nahm er an den Diskussionen teil, übernahm die Rolle des Interpretierenden und begann seine Ausführungen stets mit der Floskel »mit anderen Worten...« Er war warmherzig, intelligent und ungeheuer neugierig, aber es gelang ihm nicht, seine selbstgeschaffenen Beschränkungen aus Worten und Vorstellungen zu durchbrechen, und er warf sich mit seinem etwas verzerrten Weltbild vergeblich gegen seine inneren Mauern.

Ein weiterer ständiger Gast bei den Diskussionsrunden war Jamnadas Dwarkadas, ein ziemlich beliebter Mann, der stets einen makellosen *Dhoti*, ein weißes Gandhi-Käppchen und ein Kurta trug. Dwarkadas stammte aus einer sehr wohlhabenden Familie aus Kutch. Er und seine Brüder lebten seit langem in Bombay und hatten auf verschiedenen Gebieten Karriere gemacht. Jamnadas, ein Politiker und Geschäftsmann, war einst ein enger Vertrauter Annie Besants gewesen. Voll tiefer Bewunderung für Krishnamurti hatte er großzügig von seinem Vermögen gespendet. Obwohl er im Laufe der Jahre das ererbte Vermögen verloren hatte, hatte er seine Großzügigkeit und sein überfließendes, freundliches Wesen behalten. Er umarmte Krishnamurti zur Begrüßung, weinte manchmal vor Rührung und saß während der Diskussionen mit geschlossenen Augen da, einen ekstatischen Ausdruck auf seinem Cherubimgesicht. Er erzählte uns Geschichten aus Krishnamurtis Kindheit, denn er hatte ein bemerkenswertes Gedächtnis und erinnerte sich an viele kleine Begebenheiten. Oft saßen die Kinder unserer Familie um ihn versammelt und lauschten mit offenen Mündern seinen Erzählungen über Krishnamurti und Annie Besant. Er war *Vaishnava* und brachte Krishnamurti wunderschöne Girlanden aus Jasmin und Rosenblüten mit, die Perlen und Rubine darstellen sollten. Er bestand darauf, daß Krishnamurti diese duftenden Blütenkränze nach den Diskussionen umlegte, und so stand Krishnamurti manchmal spätabends nach Beendigung der Diskussionsrunde auf dem oberen Treppenabsatz, eine Jasingirlande um den Hals, die ihm bis zu den Knien reichte, und lächelte auf uns herab.

Unter den Menschen, die sich im Oktober 1947 in Madras um Krishnamurti versammelten, befand sich auch ein junger Chemiker namens Balasundaram, der am Institute of Science in Bangalore unterrichtete. Krishnamurti wohnte zu dieser Zeit in der Sterling Road, hielt Vorträge und leitete öffentliche Diskussionen. Sein Gastgeber war R. Madhavachari, der Leiter der indischen Zweigstelle der Krishnamurti Writings Inc., der als Ingenieur bei Southern Railways arbeitete.

Es kamen nur wenige Menschen zu Krishnamurtis Vorträgen; ein paar alte Theosophen, einige Autoren und Professoren und ein paar junge Leute, darunter auch Shanta Rao, die *Bharat Natyam**-Tänzerin. Sie verbrachte ihre Tage in der Sterling Road, servierte Krishnamurti seinen Orangensaft, half, seine Mahlzeiten zuzubereiten und diente manchmal als Dwarpal, als Torhüterin vor seiner Zimmertüre. Ihre glänzende Karriere als eine der besten *Bharat Natyam*-Tänzerinnen des freien Indien stand ihr damals noch bevor. Shanta bewegte sich in der Gruppe um Krishnamurti mit der gleichen Eleganz, der gleichen bewundernswerten Sicherheit, mit der sie eine Bühne betrat. Sie verbrachte immer wieder lange Zeit in Madras, lauschte Krishnamurtis Vorträgen, führte persönliche Gespräche mit ihm oder war einfach anwesend. Jung, mit dem Körper einer Wildkatze und einem starken, arroganten Intellekt ausgestattet, hatte sie das *Natya Sastra* studiert und bei den großen Gurus des *Bharat Natyam* und *Kathakali* die Kunst des Tanzes erlernt. Alles an ihr strahlte Selbstvertrauen aus, ihre Körperhaltung, ihre Gesten und ihre Worte. Sie befragte Krishnamurti über das Wesen der Schönheit - ob sie innerlich oder äußerlich sei und wie man sie messen könne. Vielleicht war sie es, die Krishnamurti zu den folgenden Zeilen über eine Tänzerin (in seinen *Commentaries an Living*) inspiriert hatte:

Sie war eine Tänzerin, nicht von Beruf, sondern aus freier Wahl. Sie muß sehr stolz auf ihre Kunst gewesen sein, denn sie strahlte eine gewisse Arroganz aus - nicht nur die Arroganz des Erfolgreichen, sondern auch die eines gewissen inneren Gewahrseins ihres eigenen spirituellen Wertes. Während andere sich mit weltlichem Erfolg zufriedengegeben hätten, freute sie sich am meisten über ihre spirituellen Fortschritte. Sie war nicht nur Tänzerin, sondern hielt auch Vorträge über Kunst, Schönheit und spirituelles Wachstum.

Eine andere junge Frau in diesem engen Kreis um Krishnamurti war Sunanda, die rehägige, graziöse Tochter eines alten Theosophen. Sunanda, die über einen feinen, geschliffenen Intellekt verfügte, studierte Jura an der Universität von Madras und bereitete sich auf eine Laufbahn im

Auswärtigen Dienst vor. Auch sie verbrachte täglich mehrere Stunden in der Sterling Road, sprach mit Krishnamurti über ihre Zukunftsträume, ihre persönlichen Probleme oder saß einfach da und schaute ihm beim Schuheputzen oder Briefeschreiben zu. Krish. namurti scherzte und chantete mit ihr und sagte, sie sei zu jung, um sich schon festzulegen; sie solle hinausgehen und die Welt sehen. Mit ihrem feurigen Temperament reagierte sie enthusiastisch auf Krishnamurtis Gegenwart und war überwältigt von der Aufmerksamkeit, die er ihr schenkte. Es war während dieser Jahre sehr leicht, mit Krishnamurti in Kontakt zu kommen.

Mukund Pada, ein junger Mann, der später die gelbe Robe nahm, schrieb mir viele Jahre nach seiner Begegnung mit Krishnamurti im Jahre 1947:

Nachdem ich nach Madras zurückgekehrt war, hörte ich im Dezember zum ersten Mal einen Vortrag eines Mannes namens Krishnamurti, den ein älterer Bekannter von mir als Theosoph bezeichnet hatte. Diese Rede wühlte mich bis in mein innerstes Wesen auf. Als ich nach dem Vortrag verloren und hilflos dastand, ging Krishnamurti an mir vorüber. Plötzlich blieb er stehen, legte seinen Arm um mich und bat Shri Madhavachari, mir einen Termin für ein persönliches Gespräch zu geben. Diese Unterhaltung zwischen einem unbedeutenden Kieselstein und dem Himalaja fühlte sich an wie ein Hauch des ewigen, kosmischen Atems. Ich war erschüttert und zitterte am ganzen Körper. Während Krishnaji sprach, dämmerte in mir die Erkenntnis, daß die Samen seiner Botschaft bereits in meinem Geist angelegt waren. Es war die Stimme der Wahrheit, die zu mir gesprochen hatte. Als er mich zur Tür begleitete, öffneten seine letzten Worte einen unendlich weiten Raum in meinen Inneren: »Sir, zwei Blumen oder Dinge können sich ähneln, aber sie können sich niemals gleichen.« Still formten sich Worte in meinem Kopf, und ich erwiderte: »Ja, Sir, Sie sind der Segen, der unter den Menschen wandelt. Zwei Blumen mögen sich ähneln. Sie sind die dornenlose Blume; und ich, ich bin mehr Dornen als Blume.« Oh, wie er lachte; sein Lachen kam wie ein Blitz aus einer Gewitterwolke.

Manchmal bekam Krishnaji Besuch von einigen früheren Freunden aus der Theosophischen Gesellschaft. Sie waren alt geworden. C. Jinarajadasa, damals Präsident der Gesellschaft, trug bei seinen Besuchen stets ein purpurfarbenes Käppchen. Sie führten lange Gespräche, und manchmal machten sie lange Spaziergänge am Strand von Adyar; doch Krishnaji betrat niemals das Gelände der Theosophischen Gesellschaft. Zu seinen ständigen Besuchern zählten auch Sanjeeva Rao, ein alter Vertrauter Annie Besants und hervorragender Lehrer, der Krishnajis Bildungsstätten in Varanasi aufgebaut hatte, und Raos Frau Padmabai, eine gute Freundin Krishnajis, die ebenfalls eine bekannte Lehrerin war.

Nach und nach hatte sich eine kleine Diskussionsrunde gebildet, aber die Teilnehmer waren alt und müde und fanden kaum Zugang zu dem neuen Bewußtsein, das Krishnaji zu vermitteln suchte. Er sagte zu ihnen: »Ihr haltet am Altbekanntem fest. Laßt es los.« Sie wirkten ratlos und versuchten dennoch, Enthusiasmus zu zeigen, aber das Energieniveau der Gruppe blieb niedrig. Balasundaram beschrieb mir eine kleine Episode, die sich während einer Diskussion über »das Loslassen des Bekannten« zutrug. Ein alter Theosoph namens Narhari Rao hatte seine Hände erhoben und mit zitternder Stimme zu Krishnaji gesagt: »Warten Sie, Sir, warten Sie, das Unbekannte kommt gerade.«

Im Jahre 1948 begleitete B. Sanjeeva Rao Krishnaji zurück nach Bombay. Sie wohnten in Ratansi Morarjis Haus in der Carmichael Road. Morgens und abends saß Krishnaji im Wohnzimmer, das mit geschnitzten Stühlen, Porzellanschränken und juwelenbesetzten Wandschirmen ausgestattet war. Jeder, der ihn sprechen wollte, konnte einfach vorbeischaun und sich zu ihm setzen, konnte ihm Fragen stellen, ein bestimmtes Problem mit ihm besprechen oder ihm die Neuigkeiten des Tages erzählen.

Zwei junge Männer hoben sich aus der Masse der Besucher ab: Rao Sahib Padwardhan und Achyut Padwardhan, beide stets in makelloser, handgewebter weißer *Khudis* gekleidet. Ihr Vater, ein reicher und geachteter Bürger der Stadt Ahmadnagar (Maharashtra) war Mitglied der Theosophischen Gesellschaft und ein glühender Bewunderer Annie Besants gewesen. Er war jung gestorben und hatte seinem ältesten Sohn Rao Sahib die Bürde hinterlassen, für die große Familie zu sorgen. Kurz vor seinem Tode hatte er den beiden ältesten Söhnen das Versprechen abgenommen,

ihr Leben Krishnajs Arbeit zu weihen. Was immer in der Zukunft geschehe, sie dürfen den großen Lehrer niemals verleugnen.

Rao Sahib und Achyut waren beide stattliche, sehr männlich wirkende Erscheinungen. Ernst und von unbestechlicher Integrität waren sie einander loyale Brüder. Innerhalb seiner Familie spielte Rao Sahib die Rolle des dominanten Patriarchen. Er maß dem Lernen einen hohen Stellenwert bei, begegnete Frauen (außer einigen wenigen, die seinen Maßstäben und Vorstellungen entsprachen) mit herablassender Ungeduld, setzte sich selbst moralische Richtlinien und war von einer Strenge und Härte, die seiner Familie das Leben zur Hölle machte und sein eigenes Potential beschnitt. Er trat voller Überzeugung für die Verbesserung der Lebensbedingungen der Armen ein und stand in enger Verbindung zur Sarva Seva Sangh, einer Hilfsorganisation, die um Gandhiji herum entstanden war; aber es war mehr die Idee, die ihn faszinierte, weniger der praktische Teil dieser Arbeit. Rao Sahib war kein Macher, kein Organisator. Vielleicht hatte er versäumt, die Lektion zu lernen, daß nichts im Leben »zu trivial« ist.

Die Bühne des Freiheitskampfes war riesig, und die Akteure hatten die Rollen von Helden gespielt, doch hatte dieser Kampf sie nicht darauf vorbereitet, sich mit den praktischen Erfordernissen des Aufbaus auseinanderzusetzen. Gandhijis Größe bestand nicht zuletzt darin, daß er die Bedeutung des scheinbar Trivialen erkannte und mit seiner »handgewebten« Entwicklungspolitik für eine reale Verbesserung der Lebensbedingungen eintrat. Doch es mußten noch weitere zwei Jahrzehnte ins Land gehen, bevor das Wesentliche seiner Botschaft allgemein verstanden wurde.

Rao Sahib war feurig und ungestüm, aber er hatte auch eine empfindsame Seite und war empfänglich für Schönheit. Er war ein Romantiker, in dem stets der asketische Teil mit dem sinnlichen rang. Schon das leiseste Anzeichen eines BtWadlens der Sinne erschreckte ihn so, daß er sich geschwind wieder hinter sein« strengen Fassade versteckte. Die einzigen Bereiche, in denen er sich eine gewisse Freiheit und Ungezwungenheit gestattete, waren seine Beziehung zu Krishnamurti und seine Lieblingsbeschäftigung, das Züchten von Rosen und Parijataka-Büschen. Es war seine persönliche Tragödie, daß es ihm nie gelang, aus den engen Grenzen seiner selbstaufgelegten Beschränkungen auszubrechen, denn in seinem Inneren lag ein großes Potential brach, eine Fähigkeit, zu empfangen und zu geben. Seine brahmanische Arroganz, seine Weigerung, sich das, was ihm mitgegeben war, wirklich zu eigen zu machen, und seine Unfähigkeit, Grenzen zu überschreiten, erzeugten einen inneren Konflikt und hielten ihn in seiner Konditionierung gefangen.

Sein Bruder Achyut war ein Intellektueller, ein Begriff, dem in Indien eine ganz spezielle Bedeutung zukommt. Erlebte in einer Zeit, die Karl Marx als den Propheten des neuen erwachten Menschen verehrte, und Achyut und seine Freunde Jai Prakash Narain und Acharya Narendra Dev verloren die Geduld mit der traditionellen politischen Führung Indiens, die hauptsächlich darauf bedacht war, den Status quo aufrechtzuerhalten. So gründeten sie gemeinsam die Sozialistische Partei Indiens. Achyut war, im Gegensatz zu Rao Sahib, kein emotional veranlagter Mensch; seine Handlungen wurden vom Verstand bestimmt. Er war ein Menschenführer, eine Kämpfernatur, und für lange Zeit heiligte der Zweck die Wahl seiner Mittel, obwohl seine Unfähigkeit, eine Maske zu tragen und seine wahren Gefühle zu verbergen, ihn in seinen politischen Ambitionen hemmte. Er hatte ein fast gewalttätiges Temperament und konnte es kaum ertragen, wenn seine Pläne von Menschen oder äußeren Umständen durchkreuzt wurden.

Im Jahre 1929, als der Unabhängigkeitskampf seinen Höhepunkt erreicht hatte, waren die Brüder einmal bei Krishnamurti gewesen. Achyut hatte ihn damals gefragt: »Meinst du es wirklich ernst, wenn du sagst, >lehnt alle Autoritäten ab« Krishnamurti hatte geantwortet: » Ja. Der Mensch muß Autoritäten zurückweisen und alles selbst erforschen und untersuchen.« Achyuts Reaktion darauf war, daß es für ihn nur eine Freiheit von Bedeutung gab - die Freiheit Indiens. Mit dieser Erkenntnis verließ er Krishnamurti und stürzte sich gemeinsam mit seinem Bruder in den Freiheitskampf, opponierte gegen die britische Kolonialherrschaft und lernte die Gefängnisse von innen kennen. Dort hatte er viel Zeit zum Lesen und Nachdenken.

Im Jahre 1938, dem letzten Jahr, in dem Krishnamurti sich in Indien aufhielt (vor seiner Rückkehr im Jahre 1947), traf Achyut in Rishi-Valley mit Krishnamurti zusammen. Madrid war gerade im spanischen Bürgerkrieg gefallen, und Achyut weinte. Krishnamurti sagte, für ihn sei diese Niederlage ein Vorbote des zweiten Weltkrieges, und er fügte hinzu, er könne keinen großen Unterschied zwischen Faschismus und Kommunismus entdecken. Achyut widersprach heftig.

Krishnamurti wiederholte: »Es sind beides Tyranneien.« Dies war eine bedeutsame Wahrheit, wie Achyut später noch selbst erfahren sollte.

Im Jahre 1942 kam Rao Sahib für seine Aktivitäten innerhalb der Quit India-Bewegung ins Gefängnis, während sein Bruder untertauchte und auf seiner Flucht ganz Indien durchquerte. Er und sein Freund Jai Prakash Narain wurden zu Revolutionshelden in diesen dunklen, erschreckenden und doch berausenden Zeiten. Im Gegensatz zu Jay Prakash wurde Achyut nie gefaßt. Immer wieder gelang es ihm, den Netzen der Polizei zu entweichen. Er tauchte als Patient in einem Krankenhaus unter, verkleidete sich oder ließ sich einen Bart wachsen und trug einen Fez. Als er im Jahre 1947 zu Krishnamurti kam, war er erschöpft und desillusioniert. Mit der neuen Freiheit brachen nun unter den politischen Führern die kleinlichen Machtkämpfe aus, die während des Freiheitskampfes im Verborgenen geschwelt hatten.

Die Intelligenzia Maharashtras setzte sich hauptsächlich aus Brahmanen zusammen; sie stellten die Führer und Organisatoren. Bald schon begann die Jagd nach den besten Pöstchen und Positionen den Kongreß zu spalten, es bildeten sich feindliche Splittergruppen. Verwirrt und enttäuscht durch die ständigen Intrigen machte sich Achyut auf zu seinen Wurzeln und suchte Rat bei Krishnamurti. Er schilderte Krishnamurti seine Probleme, und dieser nahm ihn mit auf einen Spaziergang. Auf einen Baum deutend sagte Krishnamurti: »Betrachte diesen Baum. Das Blatt, das frisch und grün war, ist gelb geworden. Das Blatt hat nichts damit zu tun. Es wird geboren, vertrocknet und stirbt ab. Jede Entscheidung, in der Politik zu bleiben oder auszusteigen, jede willentliche Entscheidung ist falsch. Die Dinge gehen ihren eigenen Gang. Hör auf, dich verrückt zu machen.«

Gegen Ende 1947 besuchte Achyut Gandhiji zum letzten Mal. Er erzählte ihm, daß er sich für eine Weile aus der Politik zurückziehen werde. Gandhiji fragte ihn, was er vorhabe, und als Achyut erwiderte, er werde eine Zeitlang bei Krishnamurti bleiben, war Gandhi hochofrenet. Er sprach mit Achyut über die schrecklichen Nachwirkungen der Teilung und sagte, er gehe durch eine schwere, dunkle Zeit; er könne das Licht nicht mehr sehen.

Das darauffolgende Jahr verbrachte Achyut mit Krishnamurti in Bombay, Ootacamund, Poona, Delhi und Varanasi. Am Ende dieses Jahres sagte Achyut zu Krishnamurti: »Während ich mit dir zusammen war, war mein Geist sehr wach.« Krishnamurti antwortete: »Gib acht, daß du nicht ein wenig von dem Gelernten dazu benutzt, um das, was du schon weißt, zu übertünchen. Was du zu wissen glaubst, ist nur eine Theorie. Laß auf keinen Fall zu, daß dein Geist von mir beeinflußt wird.« Anfang 1949 kehrte Achyut nach Delhi zurück, um eine sozialistische Wochenzeitung zu gründen; aber auch seinen alten Genossen blieben die tiefgreifenden Veränderungen in seinem Wesen nicht verborgen, die schließlich zu seinem endgültigen Bruch mit der sozialistischen Partei und der Politik an sich führten.

Rao Sahib war inzwischen Mitglied des Arbeitskomitees des Kongresses geworden. Er war mit Jawaharlal Nehru und Sadar Patel befreundet, und seine politische Laufbahn schien gesichert. Aber auch er spürte die erdrückende Atmosphäre des Kampfes um Macht und Positionen, der unter seinen früheren Kameraden ausgebrochen war. Die verfassungsgebende Versammlung wurde einberufen. Rao Sahib sollte ebenfalls teilnehmen, aber seine engsten Vertrauten überredeten Vallabhai Patel und Jawaharlal Nehru, ihn auszuschließen. Rao Sahib war zutiefst verletzt, aber sein Stolz und seine innere Starrheit machten es ihm unmöglich, gegen seine Freunde zu kämpfen oder sich an Nehru zu wenden. Die persönliche Kränkung ging unter in den Nachwehen der Teilung: Der Haß, das Blutvergießen und die Greuelthaten, die auf die Völkerwanderung gefolgt waren, hatten Rao Sahibs Fundament aus »gandhiischen« Werten und Idealen zerstört. Er traf sich mit Krishnamurti, sprach mit ihm über seine inneren Konflikte und lauschte seinen Worten. Jeden Morgen und jeden Abend sah man ihn mit seinem *Khadi Kurta* und seinem Gandhi-Schiffchen in den Diskursen sitzen, ein gewinnendes Lächeln auf dem Gesicht. In einer Atmosphäre aufgewachsen, in der bedeutende Herausforderungen ebenso bedeutende Antworten erforderten, waren Rao Sahib und Achyut nicht in der Lage, sich jemals persönliche Trauer, Frustration oder Verzweiflung einzugestehen. Sie betrachteten persönliche Sorgen als unwesentlich und zu trivial, um sie ernst zu nehmen. Ihre Sorge galt den »großen«, den abstrakten Dingen der Menschheit, dem Schicksal der Massen, den Armen. Ihr Schmerz war für sie nur dann gerechtfertigt und von Bedeutung, wenn er sich auf das Leiden der gesamten Menschheit bezog. Viele Jahre später sagte Achyut einmal zu mir: »Das war die große Illusion, die Rao gefangenhielt.« Doch die Intensität und Ausstrahlung Krishnamurtis berührte tiefe Schichten. Der Lehrer sandte ein leidenschaftliches Feuer aus. Krishnamurti lächelte und Rao Sahib

lächelte mit ihm. Tränen schossen ihm in die Augen, denn in ihm erwachte *Bhakti*. Überfließend vor Liebe sagte Rao Sahib mit gefalteten Händen zu Krishnaji: »Sir, es gab einmal einen maharashtraischen Dichter, der einst sagte: >Wenn *Vithal* das Heim eines gewöhnlichen Mannes betritt, ist es mit der Ruhe vorbei<.« Abends sangen Rao Sahib und Achyut Tukarmas *Abhangas*. *Adi Reja Ekle* war Raos Lieblingsgesang. Er hatte eine tiefe, gefühlvolle Stimme. An anderen Abenden chanteten sie gemeinsam mit Krishnamurti das *Purusha Shukta* aus dem Rig Veda. Sie saßen aufrecht, das scharfe Stakkato der Sanskritklänge füllte Augen und Ohren. Die *vedischen* Gesänge waren aus Feuer und Wind, aus den Herzen und dem Atem der Sänger und Zuhörer gewoben. Wir versammelten uns und lauschten; selbst die Kleinen - meine Tochter Radhika, zehn, und mein Nello Arit, neun, saßen still und andächtig da, überwältigt von der strahlenden Gegenwart Krishnamurtis, dieses Mannes, der wie eine lodernde Flamme war. Es war ein Gefühl, als badete man in Schönheit, Licht und Klang -jede Pore des Körpers öffnete sich. Das waren gesegnete Augenblicke.

Kapitel 10: »Ihr seid die Welt.«

In späteren Jahren sagte Krishnamurti von sich selbst: »Das volle Erwachen geschah in Indien zwischen 1947 und 1948.« Während dieser Jahre bildeten sich die fünf Ebenen der Kommunikation heraus, die seine Art zu lehren in Zukunft ausmachten: öffentliche Vorträge, Dialoge und Diskussionen, persönliche Gespräche, scheinbar zufällig bei Tisch oder auf Spaziergängen wiedergegebene Einsichten und - Stille. Krishnamurti schickte seine Freunde und Zuhörer auf eine Entdeckungsreise durch ihr eigenes Selbst, stieß sie in den Fluß der Selbstfindung, dessen Wellen die Grenzen des Verstandes überwandten und neue Dimensionen der Wahrnehmung eröffneten. Es war eine nüchterne, einfache Lehre - nicht in dem Sinne, daß sie Entsayungen oder Opfer gefordert hätte (obwohl sie tatsächlich auf dem Boden eines entsayungsreichen Lebens gewachsen war) sondern weil sie jegliche Anker, Krücken und Rituale - selbst die subtilsten - ausschloß und nichts bot, woran man sich festhalten konnte.

Die Ablehnung der Rolle des Gurus als Schlüsselfigur der religiösen Suche kam in Indien der Verneinung jeglicher spirituellen Autorität gleich, denn in Ermangelung des einen, heiligen, von Gott selbst enthüllten Buches wurde der Guru zum Einweihenden, zum Meister, zum Tor zur Wahrheit. Durch seine Weigerung, die Rolle des Vermittlers zwischen dem Sucher und der Realität zu spielen, warf Krishnamurti die gesamte Verantwortung auf den Sucher zurück. Und zu diesem Sucher sagte er: »Die Wahrheit ist hier. Du brauchst sie nicht zu suchen. Die Wahrheit liegt in dem, >was ist<, und das ist ihre Schönheit.« Aber für den Sucher, der im Inneren ein Jünger blieb, war das sehr verwirrend, denn es gab keinen Weg, dem man folgen konnte, kein Ziel, das erreicht werden, keinen Gipfel, der erklommen werden mußte. Es gab keinen Guru, der Ekstase oder Lichterscheinungen, Visionen, *Siddhis* oder übernatürliche Kräfte versprach oder die Suche unterstützte - alle auftretenden übersinnlichen Phänomene galt es lediglich zu beobachten und dann wieder zu vergessen. Es ging um nichts anderes als um das Erwachen einer unmittelbaren, lebendigen Wahrnehmung, darum, die Realität dessen, »was ist«, in den äußeren Dingen zu sehen und zu hören, so wie sie sich in Beziehung zu Mensch und Natur enthüllte - und um die Wahrnehmung der inneren Realität, wie sie sich in den Gedanken und Gefühlen offenbarte. Diese direkte und ungetrübte »Grenzwahrnehmung« war der Anfang zur Selbsterkenntnis, der Wahrnehmung des Selbst, »wie es ist«. Indem man die Gedanken beobachtete - wie sie entstanden und wieder verwirbelten - und bis zu ihrem Ende verfolgte, gewann man Einsichten in die Natur des Denkens und sah, »was ist«.

Aber dieses »was ist« war ständig in Bewegung, in Fluß, veränderte und transformierte sich in einem fort. Ein Bewußtsein, das einem trägt, an die Vergangenheit gebundenen *Mind* entsprang, konnte nicht die Energie oder Flexibilität haben, mit der Gegenwart, mit dem »Jetzt« der Existenz eins zu sein, und war nicht in der Lage, aus dieser unmittelbaren Wahrnehmung der Realität heraus zu handeln. Der Mensch versucht stets, die Bewegung der Gedanken zu formen und projiziert Handlung in die Zukunft (ich werde sein) und verhindert so Handlung in der Gegenwart. Krishnamurti fragte: »Wer ist es, der die Gedanken formen oder ändern oder ihnen Richtung geben will? Nimm den Gedanken weg - wo ist dann der Denkende? Wenn der Denkende der Gedanke ist, dann kann er nicht handeln oder den Gedanken verändern. Das Denken muß zum Stillstand kommen.«

Wenn man ihn fragte: »Wie kann man sich selbst erkennen? Was gibt es da zu erkennen? Weshalb sucht man? Wo soll man beginnen?«, so antwortete er: »Je komplizierter die Frage, je größer die Verwirrung, desto einfacher und unschuldiger muß die Herangehensweise sein. Der Mensch kennt den Weg nicht, also kann er nichts anderes tun, als aufhören zu kämpfen und all seine Energien dafür einzusetzen zu erkennen, was ihn gefangenhält. Es ist der Einfache, der Leidende, der echte Sucher, der unsere Hoffnung darstellt. Die Einfachen sind so überwältigt von ihrer eigenen Bedeutungslosigkeit; sie mißtrauen ihren eigenen Motiven.«

Viele kamen zu ihm, weil sie sich Heilung von körperlichen Leiden erhofften. Zu ihnen sagte er: »Früher habe ich manchmal auch physische Leiden geheilt, aber ich erkannte, daß es viel wichtiger ist, den Geist, das innere Wesen, zu heilen. Wenn man sich allein auf das Heilen körperlicher Gebrechen konzentriert, mag man zwar berühmt werden, die Massen anlocken, aber es wird den Menschen nicht glücklich machen.« In *Commentaries an Living I* schreibt er: »Wir sind ein altes Volk. Wir wandern umher auf der Suche nach Dingen, die so nah bei uns sind. Schönheit ist immer dort, niemals hier, Wahrheit ist nie in unseren Wohnungen, sondern an einem weit entfernten Ort. Wir reisen um die halbe Welt, um den Meister zu finden und wissen nichts über den Diener. Wir verstehen die einfachen Dinge des Lebens nicht, die täglichen Kämpfe und Freuden, und versuchen, das Geheimnisvolle und Verborgene zu erfassen.«

Im Jahre 1948 hielt Krishnamurti seine öffentlichen Vorträge auf dem Rasen vordem großzügig angelegten Wohnsitz Sir Chunilal Methas in der Ridge Road in Bombay. Krishnamurti betrat den Garten gewöhnlich in einem rot eingefärbten *Dhoti*, einem langen, makellos weißen *Kurta* und einem *Angavastram*. Er zog seine Sandalen aus und setzte sich im Lotossitz auf eine Plattform - aufrecht und bewegungslos. Meistens waren bis zu fünfhundert Menschen versammelt, die auf dem Boden oder auf Stühlen vor ihm saßen; darunter *Sannyasins*, alte Theosophen und ein paar Professoren. Hier und dort leuchtete ein KhadiKäppchen aus der Menge. Es kamen nur wenige junge Leute, aber die Reichen von Bombay, Sir Methas Freunde, waren anwesend.

In diesen frühen Jahren kritisierte Krishnamurti die Reichen. Er sagte oft: »Ihr könnt Gott und den Mammon nicht vermengen. Die Wahrheit ist nicht für den, der seine Hand in der Tasche seines Nachbarn hat, der andere ausbeutet und sein Herz an die materiellen Dinge dieser Erde hängt.«⁵ Krishnamurtis Blick zog die Zuhörer in ein gemeinsames Energiefeld, doch er betrachtete sie nie als Masse. Er kommunizierte direkt mit jeder einzelnen Frau, jedem einzelnen Mann, und jeder Zuhörer hatte das Gefühl, Krishnamurti spreche zu ihm allein. Krishnamurtis Rolle war die eines Freundes. Er nahm die Hand des Leidenden und wanderte mit ihm durch die verschlungenen Pfade von Gefühlen und Gedanken. Er ging langsam voran, Schritt für Schritt, mit unendlicher Geduld, legte das Problem offen, untersuchte die Zusammenhänge, stellte Fragen und schnitt alle Fluchtwege ab. Er lehrte den Zuhörer, sich wie in einem Spiegel zu betrachten - seinen Schmerz, seine Wut, seine Angst und Einsamkeit zu beobachten. Er lehrte ihn, in dem leeren Raum zwischen den Gedanken zu verweilen - sich von Gedanke zu Gedanke zu bewegen und zu beobachten, wie der Gedanke sich in seiner eigenen Quelle auflöste, wenn man ihn bis dorthin zurückverfolgte.

Während er sprach, nahm Krishnamurti nicht nur seine Zuhörer bewußt wahr, sondern alles, was um ihn herum geschah - die zwitschernden Vögel, ein fallendes Blatt, den Klang einer Flöte aus der Ferne. Sein Bewußtsein schloß alles ein; es war ein allumfassendes Sehen und Hören, das weder Teile der äußeren, noch der inneren Welt abspaltete. Alles floß ungehindert durch ihn hindurch. Er lebte im fließenden Strom der Existenz, in dem, »was ist«.

Viele hörten ihn zum ersten Mal sprechen. Sein Vokabular hatte sich vollkommen geändert, und selbst alte Vertraute wie Sanjeeva Rao, die viele Jahre mit ihm zusammengewesen waren, hatten Schwierigkeiten, ihn zu verstehen. Was er sagte, wirkte einfach. »Ich spreche von dem, >was ist<, und ich werde der Bewegung dessen, >was ist<, folgen.« Dann, an das Publikum gewandt: »Folgt nicht meinen Worten, sondern den Bewegungen der Gedankenabläufe, die in euren Köpfen vor sich gehen.«⁶ Das Leben so anzunehmen, wie »es ist«, beendet alle Konflikte. Das, »was ist« zu sehen, befreit uns von dem, »was ist«.

Vollgestopft mit Worten und Ideen und in der Falle des Strebens gefangen, versuchten die Zuhörer, die niemals unmittelbar »gesehen« hatten, wie der Mind funktioniert - seine Komplexität, seine Bewegungen und die Räume dazwischen - Krishnamurti zu verstehen. »Kann ich, der ich ein Produkt der Vergangenheit bin, aus der Zeit heraustreten?« fragte Krishnamurti. »Ihr tretet aus der

Zeit heraus, wenn etwas euer vitales Interesse erregt. Ihr macht ein paar Schritte - nicht chronologisch, aber psychisch - in dieser zeitlosen Existenz.«

In diesen frühen Jahren konfrontierte Krishnamurti seine Zuhörer selten mit dem »Ich«, dem Ego. Er stellte nie die Frage »Wer bin ich?«, sondern näherte sich dem Ego durch Negieren jener Qualitäten, die miteinander zum »Ich« verschmolzen und ihm Realität gaben. Dieses Negieren, die Auflösung seiner Natur und seiner Eigenschaften, löschte das Streben des Denkens, durch das das »Ich« sich manifestierte und seine Existenz fortsetzte, aus. Die Wahrnehmung und Verneinung jeglichen psychischen Strebens oder »Werdens« bedeutete das Ende des Denkens, das Ende der Zeit und das Ende des »Ich«-Prinzips oder Egos, Durch das Beobachten des Mind und jener Kräfte, die im menschlichen Bewußtsein wirksam sind, reifte eine Einsicht: Die Struktur des Mind und des Denkens an sich beschränkt uns und ist die Ursache unserer Gefangenschaft und unseres Leidens. Für Krishnamurti war jede Bemühung, auf der inhaltlichen Ebene des Denkens Veränderungen vorzunehmen-eine Bewegung innerhalb der Spanne der Gegensätze-, bestenfalls eine halbe Antwort, die den in der Tiefe des Mind liegenden, außerordentlich komplexen treibenden Kräften nicht gerecht werden konnte. Die Probleme, mit denen der Mensch konfrontiert ist, können verschwinden -jedoch nicht durch das Streben nach Idealen, die eine allmähliche Umwandlung von Leid in Glück, von Gier in Liebe versprechen, sondern durch eine Transformation des Nährbodens, in dem das Leiden wurzelt. Es geht also nicht um eine graduelle Veränderung, sondern um eine völlig neue Sichtweise.

Durch Krishnamurtis Lehren erhielt das menschliche Problem eine völlig andere Dimension. Es ging um eine Revolution an der Basis des menschlichen Bewußtseins und um die Entdeckung einer neuen Beziehung zwischen Raum und Denken - so daß der Mind, der sich in einem linearen Raum-Zeit-Rahmen, in der Dimension von Ursache und Wirkung bewegt, auf sich selbst zurückgeworfen und so eine Gleichzeitigkeit der sensorischen Wahrnehmung möglich wird. Durch diese Synchronizität wird jegliche selbstzentrierte Einheit (Ego) negiert. Sie eröffnet neue Möglichkeiten; eine neue Energie, die sämtliche Begrenzungen verneint, beginnt zu wirken. »Nur die Wahrheit macht eine völlige Dekonditionierung möglich«, sagte Krishnaji. »Um die Wahrheit wahrnehmen zu können, muß die Aufmerksamkeit fokussiert werden. Das heißt jedoch nicht, daß man sich von Ablenkungen fernhalten muß, es gibt keine Ablenkung, denn das Leben ist eine einzige Bewegung und muß als ganzheitlicher Prozeß verstanden werden.«

Krishnamurti sprach zu einem Publikum, das in Schulen erzogen worden war, in denen der Unterricht in Englisch abgehalten wurde, einem Publikum, dem man westliche Ideale von Demokratie und Gleichheit aller Menschen beigebracht hatte. Die Prinzipien, nach denen die indische Verfassung formuliert wurde, mußten zu großen Umwälzungen innerhalb aller Bereiche der Gesellschaft führen. Die Unterprivilegierten begannen zu begreifen, welches Machtpotential sie darstellten. Dies führte zu einer schnellen Umwandlung und Verhärtung von Klassenstrukturen, und der gesellschaftliche Zündstoff sollte in den kommenden Jahren noch anwachsen. Das indische Bewußtsein, von jahrtausendealtem Glauben an Mythen und Symbole und die Hinwendung zum »Jenseitigen« geprägt, war in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts von den Theorien der indischen Sozialphilosophen des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts gefärbt. In ihrer Rebellion gegen den Aberglauben und die Finsternis, die die indische Psyche beherrschten, hatten sie versucht, die chaotischen vergangenen Jahrhunderte mit einem dünnen Firnis westlicher Konditionierung zu überdecken. Doch die Kräfte und Energien der archaischen Vergangenheit, ihre Weisheit und ihre Gewalttätigkeit, schlummerten im Verborgenen. Mit der neuen Freiheit erwachte in den Menschen ein Bedürfnis nach Führern - sowohl politischen als auch spirituellen --, die ihnen den Weg zeigen könnten, denn sie konnten mit der Geschwindigkeit des Wandels nicht Schritt halten und standen den explosiven Kräften, die ihre traditionelle Lebensweise erschütterten, hilflos gegenüber. Der Wunsch nach sozialem Wandel in Indien erzeugte ein lobenswertes Streben nach dem »Mehr« in bestimmten Bereichen der Gesellschaft, und dazu gehörte auch eine Neuverteilung des materiellen Reichtums. Innerhalb einer demokratischen Struktur konnte sich das Streben nach diesem »Mehr« jedoch nicht allein auf die legitimen Forderungen der Unterprivilegierten beschränken, sondern mußte die gesamte menschliche Situation einbeziehen. Es war unvermeidlich, daß diese Bestrebungen Kräfte entfesselten, die zuvor durch die herkömmliche Rollenverteilung - mit ihrer Ausbeutung, aber auch ihren traditionellen Verantwortlichkeiten - in Schach gehalten worden waren. Ein explosives Bevölkerungswachstum und die rasche Gewöhnung an immer mehr materielle Güter

im Zuge des technologischen Fortschritts sorgten für weiteren gesellschaftlichen Zündstoff. Die traditionellen Werte Indiens machten einer zunehmend materialistischen Lebenseinstellung Platz. Die neuen Reichen - der Grundbesitzer und der Industrielle -, die aufstrebenden Machtgruppen der »Hinterwäldler« und schnell wachsende antisoziale Gruppierungen kämpften um die Vorrechte auf Reichtum und Macht.

Im Westen herrschte ebenfalls Verwirrung. Der Krieg hatte neue Materialquellen und ungeahnte technische Möglichkeiten erschlossen, und die Technokraten, darauf trainiert, künstliche Produkte zur Zerstörung der Menschheit zu schaffen, mußten nun neue Einsatzmöglichkeiten für ihre Fähigkeiten finden. Die Kybernetik wuchs bald aus den Kinderschuhen heraus, und neue Instrumente der Automation nahmen auf den Reißbrettern Gestalt an. Ende der vierziger Jahre konnte man bereits die Vorboten des kommenden Zeitalters der Technisierung erkennen. Auf der materiellen Ebene schien der Mensch nun in der Lage, die Welt zu beherrschen - alle Probleme schienen lösbar. Zwei der bemerkenswertesten Phänomene der Nachkriegszeit waren die zunehmende Produktion neuer Zerstörungswaffen und die Lawine der Verbrauchsgüter (in den auf Überfluß und Verschwendung zusteuernenden Wirtschaftssystemen), die hergestellt wurden, um sogleich wieder als überholt zu gelten und durch neue ersetzt zu werden. Gleichzeitig entstand eine mit ungeheurer Geschwindigkeit wachsende Unterhaltungsindustrie, die die Märkte der Welt und die Hirne von Männern, Frauen und Kindern überschwemmte. Im Jahre 1949 hatte der Westen mit seinen ausbeuterischen Technologien jedoch noch relativ geringen Einfluß auf die indische Gesellschaft. Das Trauma der Teilung und ihrer Nachwirkungen hatte jeden denkenden Menschen bis ins Mark erschüttert und war doch nur ein fernes Donnerrollen, das noch größere Gewalttätigkeit, ein noch größeres Chaos ankündigte.

Mit dem Blick des Sehers erfaßte Krishnamurti die gärende Unruhe. Er erkundete die indische Szenerie, fühlte sich in das Denken von Männern und Frauen ein, beobachtete, fragte, erforschte das Terrain und legte seine Finger auf die Wunden. »Das Haus brennt«, sagte er mit leidenschaftlicher Stimme zu denen, die zuhörten-aber in den meisten seiner Zuhörer erzeugte diese Intensität und Dringlichkeit keine Resonanz. Aus seiner leidenschaftlichen Besorgnis und seiner umfassenden Wahrnehmung wurden Einsichten geboren, die zu Kernpunkten seiner Lehre wurden. Der Mensch - nicht im abstrakten Sinne, wnuWtt als »Ich«, als Ego-Einheit in seiner Beziehung zu anderen - kreiert die Gesellschaft und die Welt. »Ihr seid die Welt«, war ein zentraler Kernsatz seiner Lehre. Soziale und politische Aktionen können die Welt niemals von Grund auf ändern, solange der einzelne nicht bereit zu einer radikalen Transformation seiner selbst ist. »Systeme können niemals den Menschen verändern; es ist immer der Mensch, der das System verändert«, sagte Krishnamurti. Wenn man ihn auf die Hilflosigkeit des Individuums, die Unfähigkeit des einzelnen, die Gesellschaft und die Welt zu verändern, hinwies, so erwiderte er, auch die Ganga (der Ganges) mit ihren riesigen Wassermassen sei an der Quelle nur ein einziger kleiner Tropfen, und alle großen Umwälzungen, die die Menschheit verändert hatten, seien stets von einem einzelnen menschlichen Wesen ausgegangen. Die Transformation des Individuums war kein allmählicher Prozeß. Transformation geschah in einem einzigen Augenblick - dem Augenblick, in dem der Mensch sich selbst im Spiegel seiner Beziehungen zu anderen, zur Umwelt und zu sich selbst sah.

Wenn er über Beziehungen sprach, führte Krishnamurti als Beispiele die engsten und intimsten menschlichen Beziehungen an: die Beziehung zwischen Mann und Frau in der Ehe und die Beziehung zwischen Vorgesetzten und Untergebenen. Obwohl die Hartnäckigkeit, mit der Krishnamurti die innerhalb dieser Beziehungen herrschende Heuchelei aufdeckte, vielen seiner Zuhörer Schwierigkeiten machte, konnten sie nicht umhin, die Wahrheit seiner Aussagen anzuerkennen. Er sagte, daß wirkliches »Sehen«, ohne das Gesehene zu verzerren oder zu verändern, nur dann möglich sei, wenn der Sehende alle Bestrebungen, die Dinge in eine bestimmte Richtung zu lenken, aufgegeben hat. Dies ist der Augenblick der Transformation, das Erwachen von Einsichten, die wiederum die Gesellschaft transformieren und eine neue Generation hervorbringen. Echte Transformation ist nicht das Resultat irgendeiner Revolution der Rechten oder Linken, sondern einer inneren Revolution, die den Menschen von den sinnenabhängigen Werten zu jenen Werten hinführt, die nicht durch äußere Bindungen oder Einflüsse bestimmt sind.

Teil seiner Lehre von der Unmittelbarkeit der Transformation waren seine Einsichten in das Wesen der Zeit. Er erkannte, daß das »Werden« und das »Aufhören zu sein«, das Heranwachsen des Keimlings zum Banyan-Baum, das in einem linearen Zeitablauf geschieht, unmittelbar mit dem Lebensprozeß verknüpft ist, daß die Energie, die in der Materie gebunden ist, den Gesetzen der Zeit

unterworfen ist-sie muß sich auflösen, muß zerfallen und vergehen. Krishnamurti sagte: »Es gibt eine chronologische Zeit und eine psychische Zeit- eine Zeit, die der Mind selbst ist-, und es herrscht Verwirrung in bezug auf diese beiden Arten von Zeit. Die psychische Zeit ist der Prozeß des Werdens.« 10 Diese Zeit als »das Werden«, das »Ich werde sein«, war aus der Illusion geboren und stellte eine Manifestation des »Ego« dar, das sich durch seine Unwissenheit selbst erhielt und selbst nährte und durch diesen Prozeß seine eigene potentielle Energie als Ich-Bewußtsein speicherte. Dieses Bewußtsein wurde vom Individuum durch das Funktionieren der Sinne wahrgenommen. Das »Ego« als Produkt der psychischen Zeit, das sich in Form von Gedanken manifestiert, kann nichts tun, um sich selbst zu transformieren oder zu befreien. Nur durch einen negativen Ansatz, das heißt, durch die Wahrnehmung und Negierung jeglichen Denkens, welches den Wunsch in sich trägt, das, »was ist«, in das, »was sein sollte« zu verändern, ist eine direkte Wahrnehmung dessen, »was ist« und eine Befreiung aus den Gesetzen der Zeit möglich.

In diesem Zustand der Wahrnehmung benutzt der Mind das Denken nicht, um sich selbst aufrechtzuerhalten, existiert weder der Denkende noch der Gedanke, weder der Erfahrende, noch die Erfahrung. Der Mind, der im »Werden« oder Streben gefangen ist, ist das Produkt der Zeit, das sich selbst transformiert. Aus diesem Ansatz der Negierung des Falschen im Moment seines Entstehens ergibt sich die große Wahrheit, daß das direkte Anschauen oder Anhören der Fakten - das unschuldige Betrachten, ohne Versuch, etwas zu verändern - ein Nichteingehen des Denkens oder Willens auf die tiefen Wurzeln von Haß, Wut, Gier, Angst -, den Zustand auflöst. Wut oder Angst transformieren sich auf diese Weise selbst, und die Energie, die in diesen Zuständen gebunden war, wird frei --- eine Energie, die von der Zeit unberührt und ihren Gesetzen daher nicht unterworfen ist. Dieser Zustand steht nicht mehr in Beziehung zu Haß, Wut oder Angst und stellt auch nicht ihr Gegenteil dar. Die Gegensätze dieser Zustände als Ideal anzustreben ist der Trick, mit dem der Mind sich selbst erhält, denn das Ideal trägt stets schon den Keim seines Gegenteils in sich. Nur eine totale, umfassende (das heißt nicht fragmentarische) Wahrnehmung kann sowohl den Beobachter als auch das Beobachtete negieren. Das Sehen dessen, »was ist« bedeutet die Transformation dessen, »was ist«. Der Denkprozeß spaltet den Denkenden vom Herzen ab. Der Mind, der in selbstbezogener Aktivität wurzelt, führt zu einem zunehmenden Streben nach materiellen Werten und einem Schwinden jener Werte und Verhaltensweisen, die die Menschheit nähren. Die Zurückweisung oder Negierung von Liebe ist die zerstörerische Tendenz im Menschen. Nur wenn der Mind im Herzen ruht und jegliche selbstzentrierte Aktivität aufgegeben wird, kann der Mensch wirklich aufblühen. Krishnamurti mußte sich nicht anstrengen, um in die Geheimnisse des Mind einzudringen, denn all diese Einsichten stiegen ganz natürlich in ihm auf. So konnte er mit Leichtigkeit und Anmut die Tür für uns öffnen und sagen: »Schaut, nehmt. Es ist hier; weshalb zögert ihr?«

Während dieser Monate in Bombay begannen wir, Krishnajs Lehren auf eine neue Art und Weise zu erforschen. Der Dialog wurde zu unserem wichtigsten Instrument, das wir in den folgenden Jahren immer weiter schliffen. In der Anfangszeit seines Lehrens bestanden die Gruppendiskussionen hauptsächlich aus Fragen und Antworten, doch die Schärfe und das forschende Eindringen in die verborgenen Tiefen des Mind, wie wir es in den Dialogen übten, war damals noch völlig unbekannt.

Die ersten Diskussionen, die 1948 in Bombay stattfanden, wirkten konfus und offenbarten unsere Verwirrung. Man stellte Krishnamurti eine Frage. Sein fließendes Bewußtsein nahm die Frage auf und gab sie zurück und forderte so den Fragenden und die Gruppe heraus, die Antwort durch Selbsterkenntnis zu suchen. Krishnamurti sprach langsam, mit vielen Pausen, beugte sich vor, so als sei jede Reaktion absolut neu. Er nahm seine eigenen Reaktionen mit der gleichen Offenheit und Empfänglichkeit auf, wie die Stimme des Fragenden. Krishnaja Energie traf auf mühsam um Erkenntnis ringende Geister, die darauf konditioniert waren, ihre Reaktionen aus vergangenen Erfahrungen herzuleiten und die Lösung bei höheren Autoritäten - inneren oder äußeren, spirituellen oder weltlichen - zu suchen. Krishnajs Art, die Dinge zu betrachten, war für uns schwer zu verstehen. Wir bemühten uns, seine Worte zu erfassen und sie auf unser eigenes Denken anzuwenden. Wir versuchten, uns seiner Wahrheit zu nähern, versuchten, mit Hilfe von Erinnerung und Denkvermögen - den einzigen Instrumenten, die uns zur Verfügung standen-über die Worte hinauszugelangen. Aber es waren ja gerade diese Instrumente, die in Frage gestellt wurden, und es herrschte allgemeine Verwirrung und Hilflosigkeit. Es gab keine logischen Schlüsse, und der Mind, der sich an Worte klammerte, wurde zu einem Schlachtfeld von Verzweiflung und Ratlosigkeit.

Wieder und wieder betonte Krishnaji, wie wichtig es sei, daß wir lernten, die Dinge zu sehen, »wie sie sind« und nicht »wie sie sein sollten« (eine Illusion). Er erklärte, daß der Mensch zuerst sich selbst ändern müsse, bevor er die Gesellschaft verändern könne, denn er ist die Gesellschaft. Er sprach über die Notwendigkeit, sich von der Vergangenheit zu lösen, denn die Erinnerung, die das Ich-Bewußtsein formt, blockiert das Verstehen der Gegenwart. In den Diskussionen weigerte er sich, direkte Antworten zu geben oder einfache Lösungen anzubieten. Für ihn bedeutete jede unmittelbare Antwort auf eine fundamentale Frage das Ende des Erforschens der Frage. Er bestand jedoch auf diesem Forschen, auf dem Betrachten und Eindringen in die Frage an sich, wobei es ihm nicht um einen äußeren, dualen Prozeß ging, sondern um das »Sehen« sowohl der Reaktion auf eine Frage als auch der Beschaffenheit des »Bodens«, auf dem die Frage und die Antwort entstanden waren. Die Diskussionen entwickelten sich langsam. Krishnamurti bewegte sich von Gedanke zu Gedanke, trieb uns an, schnitt Fluchtwege ab, zog sich zurück, ging weiter. Im Fluß dieser schrittweisen Beobachtung des Mind verlangsamte sich der Denkprozeß, bis in einem einzigen Augenblick die Wahrnehmung der Teilnehmer erwachte und ein direktes »Sehen« des Mind und seiner Struktur ermöglichte. Dieses erste »Sehen« des Mind stellte den Ausgangspunkt unserer Forschungsreise dar. Es war der Schlüssel, der das Geheimnis erschloß, so daß wir Frage und Antwort in einem neuen Licht sehen konnten. Die Menschen, die sich gemeinsam mit Krishnamurti auf diese Reise machten, entdeckten die Natur des Bewußtseins und die enorme Zähigkeit des Denkprozesses. Die Manöver des in Gedanken gefangenen Mind zu beobachten und seine eigene Unzulänglichkeit zu »sehen«, brachte etwas von der staunenden Erregung mit sich, die man auf Reisen durch völlig unerforschtes Neuland empfindet. Das Denken, das in immer gleichen Schienen ablief, konnte seine eigenen Grenzen nicht sprengen. Durch Sehen, Beobachten, Herausfordern und Infragestellen wurden diese Schienen, in denen sich das Denken bewegte und der Prozeß des Werdens seinen Anfang nahm, zerstört, und so entstand eine neue Sichtweise, eine neue Art der Wahrnehmung. Krishnamurti erlaubte nicht, daß die durch eine Frage erzeugte Energie in automatischen, aus dem Speicher der Erinnerungen stammenden Antworten und Reaktionen verpuffte. Er forderte die Teilnehmer heraus, und man konnte spüren, daß jede Zelle seines Körpers und seines Geistes hellwach war. Sein

ihablässiges Infragestellen der Dinge eröffnete Horizonte, und die Weiterentwicklung seiner Zuhörer war wiederum eine Herausforderung für ihn selbst. Seine Art zu lehren verhalf uns zu tiefen Einsichten in das Wesen der menschlichen Natur. Wie eine Antenne nahm Krishnamurtis Mind unsere Schwingungen auf. Jedesmal, wenn der Dialog ins Stocken geriet oder die Gruppe sich in Dialektik verlor und die Diskussion völlig unergiebig wurde, machte Krishnamurtis Mind einen Sprung und führte die Gruppe aus der Sackgasse heraus. Er machte Liebe, Tod, Angst und Schmerz zum Gegenstand der Diskussion - Gefühle und Situationen, die unter die Haut gingen und die Herzen berührten, und plötzlich wurden die Teilnehmer lebendig und kamen in direkten, spürbaren Kontakt mit dem zur Diskussion stehenden Problem.

Der Durchbruch zu einer neuen Ebene des Verstehens begann eines Morgens im Jahre 1948, als Rao Sahib Padwardhan darüber sprach, wie die Ideale und Glaubenssätze, die ihn durch seine politischen Kämpfe getragen hatten, unter ihm zerbröckelt waren. Er hatte auf einmal vor einer leeren Wand gestanden und gespürt, daß die Zeit gekommen war, seine fundamentalen Glaubensinhalte zu überprüfen. Er wandte sich Krishnaji zu und fragte ihn, was er meine, wenn er von »kreativem Denken« sprach. Krishnaji, der ruhig dagesessen und aufmerksam gelauscht hatte, sprang plötzlich auf und setzte sich neben Rao Sahib. Er beugte sich zu ihm hinüber und sagte: »Möchten Sie es ausprobieren, Sir, und sehen, ob Sie den Zustand des kreativen Denkens gleich jetzt erfahren können?« Rao Sahib schaute Krishnamurti völlig verduzt an, unfähig zu verstehen, was dieser meinte. »Wie denkt man?« fragte Krishnamurti. »Ein Problem taucht auf, und es entstehen Gedanken, die helfen sollen, das Problem zu lösen«, erwiderte Rao. Krishnamurti fragte weiter: »Wie versuchst du, ein Problem zu lösen?« »Ich versuche, eine Antwort zu finden«, sagte Rao. »Wie kannst du eine Antwort finden und woher weißt du, daß es die richtige Antwort ist? Zweifellos kannst du nicht alle Aspekte des Problems gleichzeitig erfassen - wie kann deine Antwort also die richtige Lösung sein?« »Wenn ich die richtige Antwort nicht beim ersten Versuch finde, versuche ich, sie auf anderen Wegen zu finden«, antwortete Rao Sahib. »Ganz gleich, auf welche Weise du versuchst, eine Antwort zu finden, es wird stets eine unvollständige Antwort sein, und du möchtest eine vollständige Antwort. Wie willst du eine vollständige Antwort finden?« Krishnamurti blockierte alle Fluchtwege des Verstandes - er ließ nicht zu, daß die in der Frage gebundene Energie verpuffte.

»Wenn ich ein Problem nicht vollständig erfassen kann, dann kann ich auch nicht die richtige Antwort finden«, erwiderte Rao. »Also hörst du auf, nach einer Antwort zu suchen.« » Ja«. »In welchem Zustand befindet sich dein Mind, wenn er nicht länger nach einer Antwort sucht?« Mein eigener Mind war ziemlich leer, aber das war es nicht, worauf er hinauswollte. Irgend etwas hatten wir noch nicht verstanden.

Ein paar Tage später sprach Krishnamurti von der Erinnerung als dem »Ich«-Bewußtsein, jenem Faktor, der die Wahrnehmung der Gegenwart verzerrt und verhindert. Er trennte das faktische Gedächtnis vom psychischen Gedächtnis - dem »Ich werde sein; ich sollte sein.« Dann fragte er: »Können wir ohne psychisches Gedächtnis leben?«

Die Diskussion verlief schleppend, und ich verlor das Interesse. Meine Gedanken streiften ruhelos umher, und je mehr ich versuchte, mich auf das Thema der Diskussion zu konzentrieren, desto unruhiger wurde ich. Angewidert ließ ich meinen Gedanken freien Lauf, doch bald stellte ich fest, das die innere Unruhe sich legte, und zum ersten Mal an diesem Morgen nahm ich wirklich auf, was gesprochen wurde. Professor Chubb vom Elphinstone College hatte begonnen zu argumentieren, und ich hörte zu. Konnte man die Erinnerung einfach fallenlassen?, fragte ich mich. Ich verspürte gar nicht das Bedürfnis, mich vom »Ego« zu befreien. Es hatte doch soviel Mühe gekostet, es aufzubauen, weshalb sollte ich mich davon befreien? Ich wäre verloren. Auf einmal reizte es mich, herauszufinden, ob es wirklich möglich war, das Gedächtnis hinter sich zu lassen. Plötzlich war da eine unmittelbare Klarheit. Ich begann, den Mind zu beobachten. Krishnamurti sagte gerade: »Was können Sie tun, meine Herrschaften? Sie stehen vor der leeren Wand. Sie können nicht einfach so stehenbleiben, Sie müssen etwas tun.«

In einem Aufblitzen der Erkenntnis sagte ich: »Die Erinnerung fallenlassen.« Mein Mind war plötzlich klar. Krishnamurti schaute mir direkt ins Gesicht. Die Klarheit vertiefte sich. »Mach weiter«, sagte er. » In welchem Zustand befindet sich dein Mind, wenn du das Gedächtnis fallenläßt?« Es war, als ob die fünfzig anderen Menschen plötzlich nicht mehr existierten und ich mit Krishnamurti allein sei. »Mein Mind ist still«, sagte ich. Plötzlich spürte ich es: eine Energie -so stark, so fließend, so vibrierend, so lebendig. Er lächelte und sagte: »Las es, mach langsam, zerstöre es nicht.« Die anderen versuchten, sich einzuschalten; sie wollten an meiner Erfahrung teilhaben, aber Krishnamurti sagte: » Laßt es, es ist so zerbrechlich, erstickt es nicht.« Als ich den Raum verließ, begleitete er mich zur Tür und sagte: »Du mußt zu mir kommen, wir müssen darüber sprechen.« Ich fühlte mich, als ob mein Geist reingewaschen worden sei.

Die durch die Dialoge entstandene Intensität und Klarheit spornte uns an. Alle waren ganz versessen darauf, weiterzumachen und voranzukommen. An den Tagen, an denen keine öffentlichen Vorträge stattfanden, trafen wir uns und diskutierten mit Krishnamurti. Die meisten der auftauchenden Fragen drehten sich um die Dringlichkeit einer ethischen Handlungsweise inmitten einer chaotischen Gesellschaft. Die fundamentalen menschlichen Probleme - Neid, Angst, Ehrgeiz, Schmerz, Tod, Zeit und die Agonie des Strebens und nicht Erreichens- kamen erst später an die Oberfläche. Ein paar Jahre später schrieb Krishnamurti: »Nach all dem Pflügen und Säen still zu sein heißt, Wachstum geschehen zu lassen.« Die Diskussionen entwickelten sich im Laufe der Jahre weiter, und wir lernten, analysierend, forschend, tastend zu fragen. Wir fragten, ohne eine unmittelbare Antwort oder Lösung zu suchen und entwickelten eine Methode, den Denkprozeß und seine Entfaltung Schritt für Schritt zu beobachten, lernten, in die Frage einzutauchen und sie dann wieder aus der Distanz zu betrachten, und stießen jedesmal tiefer in die verborgenen Schichten des Geistes vor. Manchmal fand zwischen uns eine feine, wortlose Kommunikation statt.

Es ging darum, die Wirklichkeit-das, »was ist«-zu »sehen« und die Energien, die in diesem »was ist« gebunden waren, zu befreien, was gleichbedeutend mit der Transformation dessen »was ist« war. Diese Wahrheit wurde ebenfalls von verschiedenen Ebenen aus betrachtet, damit wir ihre Gültigkeit untersuchen konnten. Krishnamurti sprach in einfachen Worten über Dualität und Non-Dualität. In diesem Zustand des Fragens, in dem der Fragende oder der Erfahrende aufhörte zu existieren, offenbarte sich die »Wahrheit« in einem einzigen Augenblick. Es war ein Zustand, in dem das Denken völlig zum Stillstand kam das Ende der Dualität. Nach den Diskussionen hatten viele von uns ein Gefühl, als sei ihr Geist frisch gebadet worden.

Krishnamurti sagte später einmal über diese Gespräche: »Der Mind, der den Behälter für die Bewegungen darstellt, ist völlig still, wenn die Bewegung keine Form hat, kein »Ich«, keine Vision, kein Bild. Es ist keine Erinnerung darin enthalten. In diesem Zustand machen die Gehirnzellen eine

Wandlung durch. Die Gehirnzellen sind an die Bewegung in der Zeit gewöhnt. Sie sind das, was von der Zeit zurückbleibt, und Zeit ist Bewegung; eine Bewegung innerhalb des Raumes, den sie schafft, während sie sich bewegt... Wenn die Bewegung zum Stillstand kommt, entsteht eine ungeheuer stark gebündelte Energie. Transformation bedeutet also das Verstehen von Bewegung und das Ende der Bewegung in den Gehirnzellen selbst.«

Der Moment der Transformation dessen, »was ist«, war eine Offenbarung, die dem gesamten Bereich intellektueller und religiöser Suche eine neue Dimension gab.

Viele Jahre später sagte ich zu Krishnaji: »Wenn man mit dir ein bestimmtes Problem bespricht, wird man ins Nichts gestoßen. Es ist, als stünde man einer großen >Leere< gegenüber. Da ist nichts außer dem, >was ist<, so wie es sich in einem selbst spiegelt. Du wirfst genau das, >was ist< auf den Fragenden zurück.« Krishnaji erwiderte: »Das hat Aldous auch immer gesagt. Aber wenn Krishna es zurückwirft, gehört es dir.«

Kapitel 11: »Geh und freunde dich mit den Bäumen an.«

Anfang April 1948 kehrte Krishnaji nach Madras zurück. Dort wohnte er in Vasant Vihar, dem offiziellen Hauptquartier seiner Arbeit in Indien. Sein Gastgeber war R. Madhavachari. Vasant Vihar war ein solides, im Kolonialstil gebautes Haus mit Säulen und Veranden; Türen, Fenster und Möbel waren aus edlem Burma-Teakholz. Im Erdgeschoß befanden sich ein Büro und ein großer Versammlungsraum, aber nur wenige Schlafzimmer. Das Haus war mit Bedacht so gebaut worden, daß einige Personen dort wohnen konnten. Obwohl er im Erdgeschoß eine eigene Suite hatte, schlief Krishnamurti auf der überdachten Veranda. Seine Gespräche mit Besuchern fanden in einem Zimmer mit Blick auf den Garten statt; die öffentlichen Diskussionen wurden im Freien unter den Bäumen abgehalten. Das Haus war von Banyan-, Mango- und Regenbäumen umgeben; blühender Bersali, Cassiasträucher, Goldmohur und Laburnum bildeten duftende Farbtupfer zwischen den verschiedensten Arten von Grünpflanzen. Nahe beim Tor gab es einen künstlich angelegten See mit Wasserlilien. Madhavachari war ein ernst wirkender Brahmane - ein Anhänger der Madhava-Sekte. Er war naiv, hingebungsvoll, eigensinnig und stark traditionsgebunden. Seine Haut war dunkel, glatt und faltenlos - man sah ihr die zahlreichen, in Südindien üblichen Ölbäder an. Seine schlanke Gestalt war aufrecht, und sein Gesicht strahlte Kraft und Schönheit aus. Es dauerte eine Weile, bis wir hinter seiner ernsten und strengen äußeren Erscheinung eine sehr menschliche Person entdeckten. Er konnte mit meinem Mann über ziemlich gewagte Scherze lachen und wußte eine ganze Menge Anekdoten aus seinen früheren Jahren zu erzählen.

Krishnaji hatte mit Sanjeeva Rao und Madhavachari über die Möglichkeit gesprochen, eine Zeitschrift herauszubringen, und er wollte, daß Sanjeeva Rao, Maurice Friedman und ich uns um die redaktionelle Gestaltung kümmerten. In seinem ersten Brief an mich vom 18. April 1948 schrieb er:

Meine liebe Pupul, da der Berg nicht zum Propheten kommt etc. Ich habe Nandini einen Brief* geschrieben-ich glaube, es war gestern-und ihr mitgeteilt, daß mein Gastgeber Dich und Nandini bittet, für ein oder zwei Tage hier Station zu machen, bevor ihr nach Ooty fahrt. Ich hoffe, ihr habt Lust dazu. Dann könnten wir alle gemeinsam nach Ooty fahren. Wir könnten am ersten Mai von hier aufbrechen. Falls ihr die Einladung von Mr. Madhavacliari annehmt, was ich hoffe, dann möchte ich mit euch vor der Abfahrt nach Ooty besprechen, welche neue Aufgabe wir hier für euch haben !! Ich hoffe, daß euch mein Vorschlag gefällt. Spaß beiseite, ich würde gerne mit euch und einigen anderen etwas besprechen, über das wir uns hier schon ein paar Gedanken gemacht haben: es geht um die Gründung einer Zeitschrift, die Du gemeinsam mit Friedman und Sanjeeva Rao gestalten sollst. Es klingt großartig, aber es ist ernst gemeint. Wir können darüber sprechen, wenn ihr hier seid. Bitte laßt uns wissen, wann ihr kommen könnt. Falls es euch möglich wäre, ein paar Tage vor dem ersten Mai hier zu sein, hätten wir genug Zeit, alles in Ruhe zu besprechen. Ich hoffe, es geht Dir und Deiner Familie gut. Bitte grüße alle von mir. Alles Liebe. J. Krishnamurti

Da ich noch nie in Madras gewesen war, beschloß ich, hinzufahren. Nandini gelang es schließlich, ihren Mann zu überreden, dieser Reise mit mir zuzustimmen. Bei unserer Ankunft wurden wir von Krishnaji und Madhavachari sehr warm und liebevoll in Empfang genommen. Am Abend gingen wir

mit Madhavachari hinüber zur Theosophischen Gesellschaft und besuchten den *Garden of Remembrance*, den Ort, an dem Annie Besants Körper verbrannt worden war - ihr Samadhi. Krishnaji kam nicht mit uns. Seit seinem Bruch mit der Theosophischen Gesellschaft hatte er das Gelände in Adyar nicht mehr betreten. Der Bruch war endgültig. Wir brachten Krishnaji eine weiße Lilie von Annie Besants Samadhi mit. Er nahm sie in seine beiden Hände und hielt sie fest. Wir sahen, daß er tief bewegt war. Später machten wir mit ihm einen Spaziergang am Strand von Adyar. Er ging in einiger Entfernung von uns, eine aufrechte, weißgekleidete Gestalt. Als er wieder auf uns zukam, wirkten seine tiefen, blauschwarzen Augen weit entfernt, sein Gesichtsausdruck entrückt. Nach unserer Rückkehr zum Haus fragte er Madhavachari (den er mit *Mama*, Onkel, ansprach): »Was waren das für Gongklänge gestern abend -ein langer und ein kurzer? Es hörte sich wunderbar an.« Madhavachari war verblüfft. Er sagte, er habe keine Gongklänge gehört, aber Krishnaji bestand darauf, außergewöhnliche Klänge gehört zu haben. Er ging in sein Zimmer. Ein paar Minuten später kam er zurück und sagte, er habe herausgefunden, was es mit den Klängen auf sich habe. Die tiefen wohlklingenden Töne wurden von zwei gleichzeitig laufenden Ventilatoren erzeugt. Krishnaji war in einem ekstatischen Zustand, er schlug mit den Händen den Takt zu den Klängen. Später, als wir auf den Matten am Boden saßen und unser Abendessen auf *Thalis** serviert bekamen, war er sehr schweigsam.

Mitten in der Nacht wurden wir von Krishnajis Stimme geweckt. Wir hörten ihn von der Veranda aus rufen, wo er sein Nachtlager hatte. Wir erschrakten, denn seine Stimme klang schwach, und wir dachten, er sei krank. Nachdem wir lange gezögert hatten, gingen wir zur Verandatür und fragten ihn, ob er sich nicht wohlfühle. Krishnaji rief nach jemandem; seine Stimme klang zerbrechlich und kindlich. Immer wieder sagte er: »Krishna ist weggegangen. Wann kommt er zurück?« Seine Augen waren offen, aber er erkannte niemanden.

Dann schien er uns zu bemerken und fragte: »Bist du Rosalind?« Und dann; »Oh ja, er kennt dich; es ist in Ordnung. Bitte setz dich hierher und warte hier.« Dann, nach einer kurzen Pause: »Laß den Körper nicht allein und hab keine Angst.« Die Stimme begann wieder nach Krishna zu rufen. Er bedeckte seinen Mund mit der Hand und sagte: »Er hat gesagt, man soll nicht nach ihm rufen.« Dann, mit der Stimme eines Kindes: »Wann kommt er zurück? Wird er bald kommen?« Das ging noch eine Weile so weiter; zuerst war er still, dann rief er nach »Krishna« und dann schalt er sich selbst aus. Nach etwa einer Stunde klang seine Stimme plötzlich freudig erregt. »Er ist zurück, seht ihr sie? Sie sind hier.« Seine Hände machten eine runde Geste. Dann veränderte sich die Stimme. Es war wieder die vertraute Stimme Krishnajis. Er setzte sich auf und entschuldigte sich dafür, daß er uns wachgehalten hatte. Er begleitete uns noch zu unseren Zimmern und ging. Wir waren bestürzt, denn das Ganze hatte sehr befremdend auf uns gewirkt. Nandini und ich taten die ganze Nacht kein Auge zu.

Am nächsten Morgen beim Frühstück wirkte Krishnaji frisch und jung. Wir fragten ihn, was in der vergangenen Nacht geschehen sei. Er lachte und sagte, er wisse es nicht; ob wir ihm die Ereignisse schildern könnten? Wir taten es. Daraufhin sagte er, wir würden ein andermal darüber sprechen, und das bedeutete, wie wir inzwischen wußten, daß er die Sache nicht weiter zu erörtern wünschte. Am nächsten Tag kehrten wir nach Bombay zurück.

Die Spannungen und die schwelende Kriegsgefahr in Europa änderten Krishnajis Pläne für den Sommer. Er beschloß, nicht nach Europa und Amerika zu fahren, sondern im Mai und Juni in Indien zu bleiben. Miß Hilla Petit und Maurice Friedman waren seine Gastgeber. Miß Petit hatte Sedgemore, ein Anwesen in Ootacamund (Ooty, wie wir es nannten), gemietet. Das Haus stand auf einem grünen Hügel in den Nilgiris. Diese Bergsiedlungen mit ihren üppigen Wäldern, schattigen Wegen, verschlungenen Pfaden und exquisit angelegten Gärten waren von den Engländern als Nachbildungen englischer Landsitze geschaffen worden, um den heißen Sommermonaten in der Ebene entfliehen zu können. Im Jahre 1948 waren diese Siedlungen noch immer nicht in indischer Hand. Die Landhäuser und großzügigen, zwischen Bäumen versteckten Bungalows waren von smaragdgrünen Wiesen umgeben. Gänseblümchen, Vergißmeinnicht und Löwenzahn blühten mit unaufdringlicher Eleganz im Gras, und die Hänge waren dicht mit Pinien, Eukalyptus und Betelnußbäumen bestanden. Es war sanft hügeliges Land ohne die schroffen Felsen und Schluchten der nördlichen Himalajas. In den Vorgärten der Häuser wuchsen Rosen, Fuchsien, roter Mohn und Stiefmütterchen in Hülle und Fülle. Kletterrosen und Glyzinien rankten sich an den Häuserwänden

entlang. Von Krishnajs Schlafzimmerfenster aus blickte man über einen dichten, silbrig-grünen Eukalyptushain.

Shanta Rao, der eng mit Friedman befreundet war, war von Madras gekommen und wohnte ebenfalls im Haus. Krishnaji schrieb Nandini und mir und bitt uns, ihm in Ootacamund Gesellschaft zu leisten. Wir waren gerade erst aus Madras zurückgekehrt! Rückblickend erscheint es mir unbegreiflich, daß Krishnaji nicht einen einzigen Gedanken daran verschwendete, daß es uns vielleicht gar nicht möglich sein könnte, zu kommen. Er fragte nicht, ob wir Munügend Geld für die Reise und den Aufenthalt in Ooty hatten oder ob Nandini die Erlaubnis bekommen würde, mit mir zu fahren. Ich selbst hatte zwar die Freiheit zu reisen, soweit es mir mein nicht sehr üppig bemessenes Budget gestattete, aber Nandini befand sich in einer völlig anderen Lage. Die Kluft zwischen ihr und ihrem Mann vertiefte sich. Obwohl er und seine Familie recht wohlhabend waren, waren sie orthodox und sehr konservativ. Nandini verfügte nicht über eigenes Geld. Aber so war Krishnaji. Hatte er einmal etwas beschlossen und ausgesprochen, dann geschah es-alle Hindernisse waren überwindbar. Und so trafen Nandini, ihre Kinder, ihr Schwiegervater Sir Chunilal Metha, meine Tochter Radhika und ich in der dritten Maiwoche in Ootacamund ein. Jamnadas Dwarkadas wollte ein paar Tage später dort mit uns zusammentreffen. Krishnaji war krank gewesen und erholte sich gerade. Er hatte sich einen Bart wachsen lassen. Es war kalt; er trug eine lange, fließende Choga* aus Tus**Wolle. Die großen durchdringenden Augen, das bärtige Gesicht und die langen Gewänder ließen ihn wie eine biblische Gestalt wirken. Wir machten lange Spaziergänge und nahmen Abkürzungen durch die Pinienhaine. Geschmeidig bewegte er sich die steilen Hänge hinauf, und wir hatten Schwierigkeiten, mit ihm Schritt zu halten. Es war die Jahreszeit, bevor der Regen einsetzte, und die Wälder waren feucht und dunstig. Wir gingen an Krishnajs Seite, betraten Waldstücke, die wie verzaubert wirkten; geheimnisvoll verbargen sich Bäume hinter Nebelschleiern, die zu leuchten begannen, wenn die Sonnenstrahlen Barüberstrichen. Einmal, als wir gerade einen steilen Pfad durch einen Pinienhairi hinaufkletterten, begegneten uns drei Frauen mit schweren Holzbündeln auf den Köpfen, die vorsichtig den Berg herunterstiegen. Krishnaji trat zur Seite und beobachtete jede Bewegung der Frauen. Plötzlich spürte man es - ein Mitgefühl, das von ihm ausging, eine zarte Aufmerksamkeit, eine Energie, die die Last von den Frauen zu nehmen schien, die nicht wußten, weshalb ihre Bündel auf einmal leichter waren.

Eines Tages, auf einem Spaziergang durch das Pinienwäldchen, fragte er mich, wie ich Menschen begegnete. Ich verstand nicht, was er meinte und sagte es. Als ein alter Toda-Patriarch mit seiner Tochter an uns vorüberging, sagte Krishnaji noch einmal: »Wie begegnest du Menschen? Schau dir diese Todas an, die gerade vorbeigingen - der alte Mann mit seinem Bart und das junge Mädchen mit seinem gestreiften Schal. Wie reagierst du auf sie?« Ich sagte, daß ich, wenn ich sie anschau, daran denke, was sie einst waren. Vor langer Zeit regierte ihr Stamm in den Nilgiri-Bergen. Sie waren die Könige dieses Landes; nun sind sie arme Wanderer, die Viehherden hüten und auf kleine Lichtungen zusammengedrängt hausen. Er sagte: »Wenn du sie wirklich verstehen willst, kannst du sie nicht durch deine Gedanken betrachten. Warum nimmst du sie nicht einfach wahr - passiv und aufmerksam? Warum bist du nicht empfänglich für ihre Energie?« Später, als wir wieder auf dem Heimweg waren, drehte er sich zu mir um und sagte mit einem Augenzwinkern: »Geh und freunde dich mit den Bäumen an.«

Obwohl Krishnamurti sehr zurückgezogen lebte, hatte sich die Nachricht von seiner Anwesenheit in Ootacamund schnell herumgesprochen. Jawaharlal Nehru, nun Premierminister von Indien, hielt sich in Ootacamund auf. Eines Tages erhielt ich eine Botschaft von seiner Sekretärin, in der er mitteilen ließ, daß er gerne mit Krishnamurti zusammentreffen würde. Aber es stellte sich heraus, daß die Sicherheitsvorkehrungen, die getroffen werden mußten, zu aufwendig sein würden; so besuchte Krishnamurti den Premierminister in dessen Landsitz. Maurice Friedman und ich begleiteten ihn und waren während des Gesprächs im privaten Wohnzimmer Nehrus anwesend. Im Kamin brannte ein Feuer und auf den Tischen standen große Schalen mit Nelken. Krishnaji und Nehru saßen auf einem Sofa vor dem Feuer, und Friedman und ich saßen auf den Sesseln zu beiden Seiten des Sofas. Die Flammen beleuchteten die Köpfe dieser beiden vornehmen Menschen - ihre edlen, brahmanischen Züge -, der eine aus dem Hochland im Norden stammend, der andere zwischen den ältesten Felsen des Südens geboren. Beide Gesichter waren feingeschnitten, sensitiv, mit t feiner, fast durchscheinender Haut, durch die sich die Knochen abzeichneten. Die Augen des Sehers waren voller Mitgefühl und Stille, während der andere eine pfeilschnelle, nervöse Energie ausstrahlte.

Nehru war ein Romantiker und doch ein Mann der Tat, mit einem außerordentlich feinen Intellekt. Er war ehrlich bemüht, engagiert, ruhelos, suchte das Unbekannte innerhalb der Verstrickungen der politischen Szenerie.

Beide Männer hatten etwas Scheues, Zögerndes, und es dauerte eine Weile, bis der Kontakt zwischen ihnen hergestellt war. Jawaharlal Nehru begann die Konversation mit der Bemerkung, er habe sich oft an die Worte erinnert, die Krishnaji einmal bei einem Treffen vor vielen Jahren zu ihm gesagt hatte. Nehru hatte dieser neuerlichen Begegnung mit großer Spannung entgegengesehen, denn Achyut Patwardhan und andere Freunde hatten ihm ausführlich von Krishnamurtis wunderbarem Wirken in Madras und Bombay erzählt. Die gewalttätigen Ausschreitungen, die auf die Unabhängigkeit und die Teilung des Landes gefolgt waren, hatten in Nehru tiefe Bestürzung ausgelöst, und er sprach lange über dieses Thema. Er sah die beiden Kräfte, die zu dieser Zeit in Indien wirksam waren - der Drang zum Guten und zum Bösen. Diese Kräfte rangen miteinander, und wenn es den guten Kräften nicht gelänge, die bösen einzukreisen, würde die Welt in Stücke gehen. Krishnamurti sagte, Gut und Böse existierten stets gleichzeitig, doch während es für die guten, mitfühlenden Kräfte schwierig sei, sich durchzusetzen, lauere das Böse stets darauf, einen kleinen Spalt zu finden, in den es eindringen könne, um sich auszubreiten. Es bedürfe großer Wachheit und Bewußtheit, um zu verhindern, daß das Böse an Boden gewinne. Allein Wachheit und Bewußtheit könnten den Menschen retten. Nehru fragte Krishnamurti, ob seine Lehre sich seit der Zeit, da sie sich das letzte Mal gesehen hatten, verändert habe. Krishnaji bejahte, aber er konnte nicht genau sagen, wann und wie es geschehen war.

Dann bat Nehru Krishnamurti, etwas über die Möglichkeit von Transformation zu sagen. Er selbst war der Meinung, Transformation könne auf zwei Wegen erreicht werden: erstens, indem das Individuum sich selbst transformiere und dadurch verändernd auf seine Umwelt einwirke, und zweitens, indem die Umwelt auf das Individuum einwirke und es beeinflusse und verändere. An diesem Punkt warf Krishnamurti ein: »Ist das nicht das gleiche? Man kann nicht sagen, daß es sich dabei um zwei getrennte Vorgänge handelt.« Nehru stimmte zu. Er war ratlos, versuchte, seine Verzweiflung auszudrücken, die er angesichts des weltweiten Chaos und der Geschehnisse in Indien empfand. In großer Sorge und unschlüssig, welche Richtung er wählen sollte, hatte er begonnen, die Grundlage seiner eigenen Gedanken und Handlungen in Frage zu stellen.

»Sagen Sie mir, Sir, was ist richtiges Handeln, was ist richtiges Denken?« fragte er Krishnaji. »Ich möchte diese Verwirrung beenden.« Für uns, die wir zuhörten, war das die Frage, die einen wachen indischen Geist unablässig beschäftigte. Minutenlang herrschte absolute Stille. Wir begriffen, daß diese Momente, die stets zu einer Unterhaltung mit Krishnaji gehörten, Teil der Kommunikation waren - eine Stille des Verstandes, in der sich die Distanz zwischen den Gesprächspartnern verringerte und eine direkte Kommunikation von Herz zu Herz möglich wurde.

Dann sprach Krishnamurti, langsam, nach jedem Wort innehaltend: »Richtiges Handeln ist nur dann möglich, wenn der Verstand still ist und der Mensch die Wirklichkeit, das, >was ist<, sehen kann. Das Handeln, das aus diesem Sehen entspringt, ist frei von Berechnung, frei von der Vergangenheit, frei von Gedanken und Ursachen.« Aber, so meinte er, es sei sehr schwierig, dieses umfassende Thema in so kurzer Zeit abzuhandeln. Jawaharlal Nehru hörte aufmerksam zu. Er schien Krishnajis Worte mit wachem Geist aufzunehmen. Krishnaji beugte sich vor und sagte, die einzige Chance, die dem Menschen in Anbetracht des überall in der Welt herrschenden Chaos bliebe, sei die Einsicht, daß er in seinem eigenen Inneren mit dem Umwandlungsprozeß beginnen müsse. Damit die Welt gerettet werden könne, müßten sich zumindest einige Menschen von dem inneren Unrat befreien, der die Welt korrumpierte und zerstörte. Sie müßten sich im tiefsten Inneren wandeln, um kreativ denken und handeln und so auch anderen Menschen bei der Transformation helfen zu können. Das Neue müßte aus der Asche aufsteigen. »Wie Phönix aus der Asche«, sagte Nehru. »Ja«, erwiderte Krishnaji »denn das Sterben des Alten ist die Voraussetzung für neues Leben.« Unsere Vorfahren wußten dies, und deshalb verehrten sie das Leben, die Liebe und den Tod gleichermaßen.« Dann sprach Krishnaji davon, daß das Chaos in der Welt nichts als eine Reflexion des individuellen Chaos sei. Der menschliche Geist, der in der Zeit, im Denkprozeß, gefangen war, sei ein totes Gebilde und könne nicht kreativ auf das Chaos einwirken, sondern würde die Verwirrung nur noch vergrößern. Der Mensch müsse sich von der »psychischen Zeit«, der inneren Bindung an die Vergangenheit und der Projektion in die Zukunft befreien. Er müsse im »Hier und Jetzt« handeln und sich so transformieren.

Der Seher und der Politiker sprachen über eineinhalb Stunden miteinander. E9 war schon dunkel, und der Abendstern war hinter dem Horizont verschwunden, als wir das Haus verließen. Der Premierminister begleitete uns zum Wagen und verabschiedete uns voller Wärme und Herzlichkeit. Sie versprachen, sich im Witztor wieder zu treffen, wenn Krishnaji in Delhi sein würde. Krishnaji, der täglich in einem Tagebuch Notizen machte, schrieb später über diese Begegnung:

Er war ein berühmter Politiker, realistisch, aufrichtig und zutiefst patriotisch. Er war weder engstirnig noch egoistisch, und sein Streben galt nicht seiner persönlichen Karriere, sondern einer Idee und dem Wohlergehen der Menschen. Er war nicht einfach ein redegewandter Kanzelpauker oder Stimmenfänger; er hatte für seine Überzeugung gelitten und war dennoch nicht verbittert. Er wirkte eher wie ein Gelehrter, denn wie ein Politiker, aber die Politik war sein Leben, und die Partei folgte ihm, wenngleich mit gewisser Anspannung. Er war ein Träumer, aber diese Seite seines Wesens hatte er der Politik geopfert.

Gegen Ende Mai ereigneten sich einige Zwischenfälle, die ein Licht auf die verborgene, mystische Seite in Krishnamurtis Leben warfen. Im August des Jahres 1922, als er in Ojai durch schmerzhaftes Phasen seines spirituellen Wachstums gegangen war, waren zwei vertrauenswürdige Freunde bei ihm gewesen. Es war kein Zufall, daß dies auch bei den meisten anderen Vorfällen dieser Art der Fall war. Schon in Krishnajis jungen Jahren hatte Annie Besant darauf bestanden, daß stets zwei Personen in seiner Nähe sein sollten, um seinen Körper zu schützen. Das Wissen um die Notwendigkeit, den Körper des Weisen zu schützen, während er spirituelle Transformationen und Bewußtseinsveränderungen durchmacht, ist tief in der indischen mystischen Tradition verankert, denn der Körper ist in diesen Momenten außerordentlich sensibel, verletzlich und frei von jeglicher Ego-Verhaftung.

Aus dem Indus-Tal gibt es ein Siegel, auf dem der meditierende Seher von zwei sich aufrichtenden Kobras flankiert wird. Auf einer anderen Abbildung, die den Augenblick der Schöpfung zeigt, wird eine Pflanze, die aus dem Schoß einer Frau hervorsproßt, von zwei aufgerichteten Tigern beschützt. Eine Legende beschreibt, wie der Körper Adi Shankaracharyas (der berühmte Begründer der *Advaita Vedantic School of Philosophy*) in der Amarnath-Höhle in Kashmir lag. Shankaracharya hatte seinen Körper für eine Weile verlassen und war in den Körper eines Königs geschlüpft, damit er, ohne die Unschuld seines eigenen Körpers zu zerstören, Sex und Vaterschaft erfahren und so die Herausforderung Shardas annehmen konnte. (Sharda war die Frau Madan Misras von Mahishmati, der den großen Acharya bei einer Diskussion in Varanasi herausgefordert hatte.) Während der Körper Shankaracharyas schutzlos in Amarnath lag, sorgten zwei seiner Jünger für ihn und achteten darauf, daß ihm kein Leid geschah. Den physischen Körper zu schützen war die hauptsächliche und vielleicht sogar einzige Funktion jener Personen, die in Krishnajis Nähe waren, als er die enormen Energietransformationen durchmachte, die bis dahin unerschlossene Bereiche seines Gehirns öffneten. Daß der Beziehung zwischen diesen Menschen und Krishnaji irgendeine andere Bedeutung zukam, wie später vielleicht behauptet wurde, ist wohl nicht richtig. Der einzig wesentliche Punkt ist, daß es Menschen waren, denen Krishnaji vertraute, die dafür sorgten, daß dem Körper nichts zustieß und die vor allem nicht in starken Emotionen nur die Ereignisse reagierten.

Die seltsamen Vorfälle, die sich im Jahre 1948 in Ooty ereigneten, erstreckten sich über einen Zeitraum von etwa drei Wochen - vom 28. oder 29. Mai bis zum 20. Juni. Nandini und ich wurden Zeuge dieser Ereignisse, die sich in Krishnajis Zimmer in Sedgemoor abspielten. Es war peinlich für uns. Maurice Friedman hatte versucht, Shanta Rao und Miß Petit zu erklären, was vor sich ging, denn er war ja mit den geheimen mystischen Traditionen der Weisen dieses Landes vertraut. Wie dem auch sei, es gab nichts, was wir hätten tun können.

Es begann eines Abends, als wir mit Krishnaji einen Spaziergang machten. Er sagte plötzlich, er fühle sich nicht wohl und wollte nach Hause zurückkehren. Als wir ihn fragten, ob wir einen Arzt rufen sollten, sagte er: »Nein, das ist es nicht.« Er gab uns keine weitere Erklärung. Zu Hause angekommen, ging er sofort in sein Zimmer und sagte zu Friedman, er wolle unter keinen Umständen gestört werden; aber er bat Nandini und mich, in sein Zimmer zu kommen. Er schloß die Tür und sagte, wir sollten keine Angst haben, was auch immer geschehe, und wir dürften unter gar keinen Umständen einen Arzt rufen. Dann bat er uns, uns still hinzusetzen und ihn im Auge zu behalten. Er sagte noch einmal, wir sollten uns nicht fürchten; wir dürften ihn weder ansprechen

noch aufwecken, aber wir sollten seinen Mund schließen, falls er ohnmächtig würde. Auf keinen Fall dürften wir den Körper allein lassen.

Obwohl die Begegnung mit Krishnaji mich tief berührt und überwältigt hatte, hatte ich meinen kritischen Verstand behalten und beobachtete die Vorgänge sehr genau. Krishnaji schien extreme Schmerzen zu haben. Er klagte über starke Zahnschmerzen, Schmerzen im Nacken, auf der Kopfmittle und in der Wirbelsäule. Plötzlich rief er inmitten seiner Qualen aus: »Sie reinigen das Gehirn, oh, sie machen es völlig leer.« Dann wieder beklagte er sich über extreme Hitze, und sein Körper transpirierte stark. Die Schmerzen wanderten in verschiedene Körperteile, und ihre Intensität variierte ebenfalls. Manchmal konzentrierte sich der Schmerz im Kopf, dann wieder im Zahn, im Nacken oder in der Wirbelsäule. Manchmal hielt er sich stöhnend den Bauch. Nichts konnte die Schmerzen beeinflussen, sie kamen und gingen willkürlich.

Während dieses Zustandes erschien uns der auf dem Bett liegende Körper wie eine leere Hülle. Seine Stimme war schwach und kindlich. Doch dann schien plötzlich eine hohe Energie in den Körper einzuströmen. Krishnaji setzte sich mit geschlossenen Augen auf und kreuzte die Beine. Der zerbrechliche Körper schien auf einmal zu wachsen und den ganzen Raum auszufüllen. Da war eine fast greifbare, pulsierende Stille. Wir fühlten uns von einer starken Schwingung eingehüllt. Auch seine Stimme hatte nun Kraft und Tiefe.

Nach diesem ersten Abend begann er, abends allein spazierenzugehen, aber stets bat er Nandini und mich, nach seiner Rückkehr in sein Zimmer zu kommen.

Anfangs begannen diese außergewöhnlichen Zustände gegen sechs Uhr abends und endeten etwa um halb neun, doch später dauerten sie manchmal bis Mitternacht an. An Tagen, an denen er Verabredungen hatte (zum Beispiel mit Nehru), geschah nichts. Gegen Ende dieser Phase dauerten die Zustände immer länger, und einmal ging es die ganze Nacht hindurch. Kein einziges Mal beklagte er sich über Schmutz oder versuchte, aus dem Zimmer zu laufen, wie er es in Ojai oft getan hatte, obwohl man Sedgemoor nicht als einen besonders sauberen Ort bezeichnen konnte. Er sprach auch nicht davon, daß ihn bestimmte Gedanken störten oder quälten. Einmal bat er Nandini, seine Hand zu halten - er würde sich sonst davonstehlen und nicht mehr zurückkommen. Oft warf er sich unruhig auf dem Bett hin und her, bekam Schüttelfrost, rief nach Krishna und legte dann schnell die Hand auf den Mund und sagte: »Ich darf ihn nicht rufen.«

Am 30. Mai 1948:* Krishnamurti machte sich gerade für einen Spaziergang fertig, doch dann sagte er plötzlich, er fühle sich zu schwach und sei »nicht ganz da.« Er sagte: »Ich habe so starke Schmerzen.« Er hielt sich den Hinterkopf und legte sich aufs Bett. Innerhalb weniger Minuten existierte der Krishnamurti, den wir kannten, nicht mehr. Zwei Stunden lang mußten wir mit ansehen, wie ihn extreme Schmerzen peinigten. Er klagte über Schmerzen im Nacken, im Zahn. Sein Bauch war geschwollen und hart; er preßte stöhnend die Hände darauf. Manchmal schrie er auf, und ein paar Mal wurde er ohnmächtig. Als er das erste Mal wieder zu sich kam, sagte er: »Schließt meinen Mund, wenn ich ohnmächtig werde.« Und dann: »Amma, oh mein Gott, gib mir Frieden. Ich weiß, was sie vorhaben. Ruf ihn zurück. Ich weiß, daß sie zurückkehren werden, wenn die Schmerzgrenze erreicht ist. Sie wissen, wieviel der Körper ertragen kann. Wenn ich verrückt werde, müßt ihr auf mich aufpassen-hoffentlich werde ich nicht verrückt. Sie gehen sehr achtsam mit dem Körper um. Ich fühle mich so alt. Nur ein kleiner Teil von mir funktioniert noch. Ich bin wie ein Gummispielzeug, mit dem ein Kind spielt. Das Kind erweckt das Spielzeug zum Leben.«

Er sah alt aus, und sein Gesicht war manchmal schmerzverzerrt. Immer wieder ballte er die Fäuste, und Tränen liefen ihm über die Wangen. Nach zwei Stunden wurde er wieder ohnmächtig. Als er zu sich kam, waren seine ersten Worte: »Der Schmerz ist verschwunden. Tief im Inneren weiß ich, was geschehen ist. Ich bin mit Treibstoff gefüllt worden. Der Tank ist voll.« Dann sagte er, er würde sprechen, damit er nicht an die Schmerzen denken müßte. »Habt ihr die Sonne gesehen und die weichen Wolken, die schwer sind vom Regen? Die Wolken schieben sich vor die Sonne, und dann fällt der Regen mit Macht auf die Erde, die wie ein offener Schoß wartet. Der Regen wäscht alles rein, jede Blume, jedes Blatt. Da ist ein neuer Duft, eine Frische. Dann ziehen die Wolken weiter, und die Sonne kommt heraus und berührt jede Pflanze. Die zarte kleine Blume, die wie ein junges Mädchen ist, das von gefühllosen Männern zerstört wird. Habt ihr einmal die Gesichter reicher Männer betrachtet, die mit nichts anderem als ihrem Besitz und dem Geldverdienen beschäftigt sind? Was wissen sie von Liebe? Habt ihr jemals einen Baum wirklich berührt, ein Blatt zwischen den Händen erfühlt, euch zu einem bettelnden Kind gesetzt? Wißt ihr, als ich zum Flughafen fuhr, sah ich

eine Mutter, die ihrem Kind gerade das Hinterteil wusch. Es war so ein schönes Bild. Niemand beachtete sie. Alles, was sie können, ist Geld machen und ihre Frauen als Pfuhl benutzen. Für sie ist Liebe Sex. Die Hand einer Frau zu halten-dann ist sie keine Frau-,das ist Liebe. Wißt ihr, was es heißt, zu lieben? Ihr habt Ehemänner und Kinder. Aber wie könnt ihr es wissen? Ihr könnt keine Wolke in einem goldenen Käfig halten.«

Er schwieg eine Weile und sagte dann: »Dieser Schmerz läßt meinen Körper wie Stahl werden aber, oh, so biegsam, so geschmeidig, ohne einen Gedanken. Es ist wie eine Überholung - eine Untersuchung.« Wir fragten ihn, ob er die Schmerzen nicht beenden könne. Er antwortete: »Du hast ein Kind geboren. Konntest du es hindern, als es herauskommen wollte?« Und dann: »Sie werden heute nacht ihren Spaß mit mir haben. Ich sehe den Sturm heraufziehen. Oh, Christus!«

Kurie Zeit später brachte Maurice etwas Suppe und ging wieder. Krishnaji hatte das Licht ausgemacht. Er setzte sich aufrecht mit überkreuzten Beinen hin. Er hielt die Augen geschlossen, aber sein Gesicht zeigte keine Spuren der erlittenen Qualen. Es schien, als würde sein Körper größer werden. Wir konnten förmlich die starke Kraft spüren, die ihn belebte: Die Schwingungen erfüllten das ganze Zimmer, füllten unsere Augen und Ohren, und wir hörten Klänge, die aus dem Nichts zu kommen schienen. Mit jeder Pore unseres Körpers spürten wir eine unsichtbare und doch fast greifbare Energie. Krishnaji öffnete die Augen und fragte: »Es ist etwas geschehen - habt ihr etwas gesehen?« Wir erzählten ihm, was wir gespürt hatten. Er sagte: »Morgen wird mein Gesicht anders aussehen.« Er legte sich wieder hin, und seine Hand machte eine umfassende Geste. Er sagte: »Ich werde wie ein Regentropfen sein - kristallklar.« Kurz darauf sagte er, es ginge ihm gut, und bat uns, nach Hause zu gehen.

17. Juni 1948: Krishnaji machte einen Spaziergang. Er bat Nandini und mich, auf ihn zu warten, und so setzen wir uns ans Feuer und warteten. Als er zurückkam, betrat er das Zimmer wie ein Fremder. Er ging direkt zu seinem Tisch und machte ein paar Notizen. Nach einer Weile bemerkte er uns. Er kam herüber und setzte sich zu uns ans Feuer. Er fragte, was wir in der Zwischenzeit gemacht hätten und sagte, er sei bis weit hinter den Golfplatz gegangen. Von ferne hörte man Flötenmusik. Krishnaji saß ganz still und lauschte verzaubert. Erst nachdem die Musik verklungen war, schien er in diesen halbbewußten Zustand hinüberzugleiten. Während wir bei ihm saßen, spürten wir zweimal, wie er wieder von dieser starken Kraft ergriffen wurde. Er wurde vor unseren Augen größer. Seine Augen waren geschlossen, sein Gesicht ganz still und wunderschön.

Später lag er auf dem Bett, und es schien, als habe er seinen Körper verlassen. Seine Stimme klang wieder wie die eines schwächlichen Kindes. Der Krishnaji, den wir kannten, war verschwunden. Sein Körper begann zu sprechen, sagte, er fühle sich verletzt, »sie« hätten ihn innerlich verbrannt, und der Schmerz würde durch seinen ganzen Kopf schießen. Er schauderte und sagte, auf dem Spaziergang sei etwas geschehen. Plötzlich drehte er sich zu uns um und fragte: »Habt ihr ihn zurückkehren sehen?« Er war nicht in der Lage, Körper und Geist zu synchronisieren. Manchmal hatte er das Gefühl, noch im Wald zu sein. »Sie kamen und bedeckten ihn mit Blättern«, sagte er. » Wißt ihr, morgen hättet ihr ihn flieht mehr gesehen. Er wäre beinahe nicht zurückgekehrt.« Er begann, seinen Körper abzutasten, so als wolle er sich vergewissern, daß er noch vorhanden sei, Denn sagte er: »Ich muß zurückgehen und herausfinden, was auf dem Sfpng passiert ist. Irgend etwas geschah, und sie eilten zurück; aber ich weiß nicht, ob ich zurückgekehrt bin. Vielleicht liegen dort auf dem Weg noch Teile von mir.« Zweimal stieg er aus dem Bett und ging zur Tür, aber er legte sich jedesmal wieder hin. Kurz darauf schlief er ein. Später wachte er noch einmal auf, betastete seinen Körper und starrte auf seine Hände.

18. Juni 1948: Krishnaji bat uns, gegen sieben Uhr abends zu ihm zu kommen. Er war unterwegs. Wir warteten auf seine Rückkehr, und wieder wirkte er wie ein Fremder, als er das Zimmer betrat. Er schrieb etwas in sein Notizbuch und kam dann zu uns herüber. Er sagte: »Mir ist vieles wieder eingefallen, was ich in meinem Vortrag in Bangalore gesagt habe. Ich bin wieder wach.« Er schloß die Augen und saß eine Weile still und aufrecht da. Dann klagte er wieder über Schmerzen und legte sich aufs Bett. Er sagte, er fühle sich, als ob ihn irgend etwas innerlich verbrannt hätte. Er weinte. »Wißt ihr, ich habe herausgefunden, was auf dem Spaziergang geschah. Er kam mit voller Macht und übernahm den Körper ganz. Das ist der Grund, weshalb ich nicht wußte, ob ich zurückgekommen war. Ich wußte überhaupt nichts mehr.« Und ein wenig später: »In der Leere war ein Licht, und ein Sturm kam auf, und ich wurde an diesem Tag vom Wind gequält. Kennt ihr diese Leere, die

keinen Horizont hat- keine Grenzen -die sich endlos ausdehnt?« Seine Hand machte eine Geste, als wolle er uns den leeren Raum zeigen.

Dann, ein wenig später: »Sie haben mich ausgebrannt, damit die Leere noch größer wird. Sie wollen sehen, wieviel von ihm ich aufnehmen kann.« Und kurz darauf: »Kennt ihr diese Leere? Wenn nicht ein einziger Gedanke existiert? Wenn der Verstand vollkommen still ist? Aber wie könntet ihr sie kennen? Es ist die Leere, die dir Macht gibt-aber nicht die Macht, die die Menschen normalerweise meinen. Nicht die Macht des Geldes, nicht die Macht der gesellschaftlichen Stellung oder die Macht des Ehemannes über seine Frau.« Er machte eine Pause. »Dies ist seine Energie - wie in einem Dynamo. Wißt ihr, auf diesem Spaziergang war ich in einem ekstatischen Zustand. Ich habe noch nie so geweint. Unterwegs begegnete mir ein armer Mann. Er sah mich weinen und dachte, ich hätte eine Mutter oder Schwester verloren. Er lächelte mich an, und ich verstand nichts.« Plötzlich sagte er: »Mir kommt ein Gedanke - Zeit und Leere-das ist es. Ich hoffe, ich erinnere mich daran, wenn ich aufwache.« Er begann zu klagen und sagte, er könne es nicht mehr ertragen; er sei völlig ausgebrannt. Abrupt setzte er sich auf und sagte: »Nicht bewegen«. Und wieder sahen wir ihn so, wie ein paar Nächte zuvor. Jeglicher Schmerz war aus sei nein Gesicht verschwunden. Seine Augen waren geschlossen, sein Körper pulsierte, so als strömte eine neue Energie in ihn ein. Wieder schien er sich auszudehnen und den ganzen Raum auszufüllen. So saß er bewegungslos etwa drei Minuten da und wurde dann ohnmächtig. Als er wieder zu sich kam, wirkte er ruhig und friedvoll.

Obwohl die Notizen, die wir in der letzten Nacht gemacht hatten, verloren gingen, sind diese Stunden in unserer Erinnerung noch lebendig. Krishnaji hatte furchtbare Schmerzen in Kopf und Hals, sein Bauch war wieder geschwollen, Tränen liefen ihm über die Wangen. Plötzlich fiel er zurück aufs Bett und wurde ganz still. Die Spuren des Schmerzes und der Erschöpfung verschwanden aus seinem Gesicht, so wie man es bei Sterbenden manchmal sieht. Dann kam Leben in seine Züge, und er sah auf einmal wunderschön aus. Er wirkte völlig alterslos, unberührt von der Zeit. Er schlug die Augen auf, schien aber niemanden zu erkennen. Sein Körper strahlte Licht aus, und auf seinem Gesicht spiegelte sich unendliche Stille und Weite. Auch im Zimmer war diese Stille spürbar - sie war flüssig und schwer, wie Honig ergoß sie sich in den Raum, in unsere Herzen und Körper, erfüllte jede Zelle des Gehirns und löschte alle Spuren von Zeit und Erinnerung aus. Wir spürten eine Berührung wie von unsichtbarer Hand, einen Windhauch ohne Bewegung. Unwillkürlich falteten wir die Hände zu Pranams. Erlag noch einige Minuten bewegungslos, dann öffneten sich seine Augen. Nach einer Weile fiel sein Blick auf uns. Er sagte: »Habt ihr dieses Gesicht gesehen?« Er erwartete keine Antwort, lag einfach still da. »Der Buddha war hier; ihr seid gesegnet.« Wir gingen zurück zum Hotel; die Stille begleitete uns und hüllte uns noch tagelang ein. Es war, als würden wir von einer alledurchdringenden Präsenz getragen.

Wenn wir bei Krishnaji waren, mußten wir normalerweise nichts Bestimmtes tun, und doch schien unsere Gegenwart notwendig zu sein. Er war während dieser Phasen vollkommen unpersönlich -da war keine Emotion, keine persönliche Beziehung zu uns. Obwohl er auch körperlich litt, waren am nächsten Tag nicht die geringsten Spuren auf seinem Gesicht oder seinem Körper zu entdecken. Er sprühte vor Energie, war voller Freude und Übermut. Nichts in seinem Verhalten oder in seinen Worten erinnerte an die nächtlichen Ereignisse. Jedesmal, wenn Krishnamurti durch diese Zustände gegangen war, war der Raum, war die ganze Atmosphäre von einer Stille durchdrungen, die uns ein Gefühl von Weite, Tiefe und Kraft gab. Als Nandini und ich später unsere Notizen verglichen, stellten wir fest, daß wir beide das gleiche gefühlt hatten. Beim Abschied in Ootacamund sagte Krishnamurti zu uns: »Geht nach Bombay und ruht euch aus. Ihr habt viel durchgemacht.«

In einem seiner Briefe erwähnte er noch einmal kurz die Geschehnisse. Ich hatte ihn eines Morgens gefragt, weshalb er manchmal mitverschiedenen Stimmen sprach -- der Stimme des kleinen, schwachen Kindes und der normalen Stimme des erwachsenen Krishnamurti. Ich hatte damals zu ihm gesagt, es sehe so aus, als ob eine Wesenheit den Körper verlasse und eine andere hineinschlüpfe. Dazu bemerkte er in seinem Brief: »Es ist nicht so. Es sind keine zwei verschiedene Wesenheiten.« Er versprach, später darauf zurückzukommen, aber es dauerte viele Jahre, bis er noch einmal darüber sprach.

Kapitel 12: »Ich sah ein Gesicht neben mir.«

Kurz nachdem ich nach Bombay zurückgekehrt war, ging ich durch eine sehr tiefe, mysteriöse Erfahrung. Eines Abends, als ich mich zum Schlafen niederlegte, spürte ich die intensive Berührung einer Energie, einer Präsenz, die im Rautn zu schweben schien. Ich fühlte mich wie in eine dichte, embryonale Flüssigkeit eingehüllt und hatte das Gefühl zu ertrinken, denn ich spürte, wie ich das Bewußtsein verlor. Mein Körper rebellierte, kämpfte gegen diese allumfassende Umarmung, diesen Geschmack von Tod. Dann verschwand das Phänomen so plötzlich, wie es gekommen war. Dies wiederholte sich in drei aufeinanderfolgenden Nächten, und jedesmal kämpfte mein Körper, wehrte sich gegen diese Berührung, wollte die Begegnung mit dem Tod nicht ertragen. Ich hatte keine Angst. Als ich Krishnaji bei unserem nächsten Treffen von dieser Erfahrung erzählte, riet er mir, es einfach geschehen zu lassen. Ich solle weder versuchen, festzuhalten, noch sollte ich Widerstand leisten.

Krishnaji hatte uns gebeten, nicht über die Vorfälle zu sprechen, die wir in Ooty miterlebt hatten. Wir spürten, daß er vermeiden wollte, die Klarheit und Direktheit seiner Lehre mit okkulten Phänomenen zu vermischen. In den siebziger Jahren begann er allerdings selbst, vielen ihm nahestehenden Personen von diesen Ereignissen zu erzählen. Ich fragte ihn: »Glaubst du, daß die Gehirnzellen, die noch nicht auf diese ungeheuren Energien vorbereitet waren, selbst den Raum schaffen mußten, um die Energie, die das Gehirn überflutete, aufnehmen zu können? Fand in den Gehirnzellen eine physische Umwandlung statt? Oder muß man sich die Energie eher wie einen Laserstrahl vorstellen, der auf die Gehirnzellen einwirkte und sie so öffnete, daß sie das »Grenzenlose« aufnehmen konnten?«

Krishnaji erwiderte: »Wahrscheinlich war es so«. Nach einer Pause fuhr er fort: »Nach Ojai konnten weder Leadbeater noch Mrs. Besant sich erklären, woher die Schmerzen kamen. Ihre Theorie war, daß das Bewußtsein Krishnajis leergemacht wurde, damit es einen Teil des Maitreya-Bodhisattva aufnehmen konnte, der den Körper für seine Zwecke benutzen wollte«. Als ich ihn fragte, ob der »Maitreya« denn den Körper teilweise übernommen habe, sagte er weder ja noch nein. Ich fragte weiter: »Ist es vielleicht so, daß wir hier zum ersten Mal beobachten können, wie ein Mensch lernt, sein volles psychisches und geistiges Potential auszuschöpfen?« »Möglicherweise«, antwortete Krishnamurti, »und genau das gleiche muß mit diesen Kindern hier geschehen (in der Rishi Valley School)«.

Als er 1979 über die Ereignisse von Ooty sprach, sagte Krishnamurti, für ihn sei die Trennungslinie zwischen Leben und Tod sehr dünn und zerbrechlich.

Wenn er den Körper zeitweise verließ (der dann wie eine leere Hülle zurückblieb), bestand die Möglichkeit, daß er sich immer weiter entfernte und nicht mehr zurückkehrte, oder daß irgendwelche anderen Elemente, die danach trachteten, die Manifestationen zu zerstören, dem Körper Schaden zufügten. Deshalb war es so wichtig, daß die Menschen, die in diesen Momenten bei ihm wachten, nicht ängstlich waren, denn Angst zieht das Schlechte an. Ich sagte zu ihm, es sehe so aus, als würde nur der Körper funktionieren, wenn er in diesen Zuständen war. Der Körper schien völlig leer zu sein; er sprach dann mit der Stimme eines kleinen Kindes. Krishnamurti erwiderte: »Könnte man das Phänomen der zwei verschiedenen Stimmen nicht so erklären, daß eine nur die Stimme des Körpers ist?«

Ich: »Du meinst, daß dann nur der Körper spricht?« Er erwiderte: »Warum nicht?«

»Wie eine leere Hülle?«, bohrte ich weiter. - »Ja, warum nicht?«

Dann fragte Krishnamurti mich: »Wirkte die Stimme hysterisch?« Ich antwortete: »Da war keine Spur von Hysterie.« »War es ein eingebildeter Zustand?« »Wie könnte ich das wissen?«, erwiderte ich. Krishnamurti fragte, was gewöhnlich am nächsten Morgen geschehe. Ich sagte, oft würden wir mit ihm spazieren gehen. Krishnaji wirkte dann immer ganz frisch und lebendig. Die Schmerzen hinterließen keine Spuren, und er schien vergessen zu haben, was geschehen war. Er lachte viel, sah uns schelmisch an, war voller Wärme und Zuneigung, rücksichtsvoll, überwältigte uns mit seiner kraftvollen Präsenz und wußte keine Antworten auf unsere Fragen. Er sagte, es gäbe keine Antwort.

Im selben Jahr (1979), als Krishnamurti sich in Bombay aufhielt, wollten einige von uns wissen, weshalb sein Gesicht sich während dieser Zustände so stark veränderte. Er sagte: »Vor vielen Jahren wachte ich auf und sah ein Gesicht neben mir. Das Gesicht, das einmal Krishnamurtis Gesicht werden würde. Dieses Gesicht hat mich seit damals begleitet - ein glückliches Gesicht. Es war außergewöhnlich schön, höchst kultiviert und hatte sehr feine Züge.« Er sprach, als gälten seine Worte einem anderen Wesen. »Und eines Tages war das Gesicht nicht mehr da.«

»Ist es mit Krishnajs Gesicht verschmolzen?« fragte ich. Krishnamurti sagte, er wisse es nicht. Dann sprach er über die Notwendigkeit, den Körper zu schützen. Nichts Häßliches oder Böses dürfe um ihn herum geschehen, während er sich außerhalb des Körpers befand. In diesem Zustand war der Körper wehrlos und alle möglichen Elemente versuchten, ihn zu zerstören. »Wenn das Gute da ist, ist immer gleichzeitig auch das andere da.«

Irgend jemand fragte ihn, ob das Böse seinen Körper übernehmen könne, während er fort war. Sein »Nein« klang absolut. »Aber was könnte das Böse dann tun? Die Manifestation zerstören?« »Ja«, sagte Krishnamurti, »deshalb muß Liebe da sein. Wo Liebe ist, ist auch Schutz.« Dann sagte er, es könne sein, daß der Schmerz und alles andere notwendig seien, weil das Gehirn noch nicht genügend entwickelt sei. Es war in gewissem Sinne noch unreif, die Gehirnzellen waren noch nicht darauf vorbereitet, die Energie aufzunehmen. »Wenn die Energie hineinströmt und das Gehirn nicht in der Lage ist, sie zu halten, dann spürt diese Energie, daß sie auf die Gehirnzellen einwirken muß. Möglicherweise ist das ihre eigene Aktivität.« Dann erwähnte er noch einmal die Notwendigkeit, daß zwei Menschen in der Nähe des Körpers Wache hielten. »Wo Liebe ist, ist Schutz. Haß öffnet dem Bösen die Tür.«

Als er gefragt wurde, wohin sein Bewußtsein ginge, antwortete er: »Ich habe mich selbst oft gefragt, was geschieht, wenn da keine Bewegung des Verstandes mehr ist.« Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: »Der Mind kommt völlig zum Stillstand. Das Bewußtsein kommt nur zurück, wenn es sich manifestieren muß. Es hört auf, in der bisherigen Form zu existieren, wenn es fort ist. Hat die Luft einen bestimmten Aufenthaltsort? Wenn Luft von Materie eingeschlossen ist, befindet sie sich an einem bestimmten Platz. Entfernst du die Umhüllung, ist sie überall.«

Er schien zu zögern, mehr darüber zu sagen und meinte dann, es sei besser, er dringe nun nicht tiefer in dieses Phänomen ein. »Ihr könnt fragen«, sagt er, »und ich werde antworten. Aber ich kann nicht fragen.«

Auf seiner Rückreise von Ootacamund machte Krishnaji Station in Bangalore. Er wohnte in Premalaya, dem Haus des bekannten Physikers Vikram Sarabhai. Sarabhai war Vorsitzender der Atomenergie-Kommission und ein Pionier der indischen Weltraumforschung. Maurice Friedman kümmerte sich um die persönlichen Bedürfnisse Krishnajs. Sein ausgeprägter Hang zum Experimentieren veranlaßte ihn, Krishnaji klarzumachen, daß Knoblauch gut für seine Gesundheit sei. Also wurden den täglichen Mahlzeiten von nun an sechs Zehen rohen Knoblauchs beigefügt. Unter Friedmans Anleitung gab Balasundaram, der sich gerade in Bangalore aufhielt, Krishnamurti täglich eine Massage mit Heilkräuteröl.

Binnen kurzem hatte sich eine kleine Gruppe junger Leute um den Seher versammelt. Balasundaram und seine Frau Vishalakshi, Sunanda und ihre Cousine Lalita, Dwaraka (ein junger Freund aus Bangalore) und Shanta Rao waren ständig in seiner Nähe und lockerten die Atmosphäre mit fröhlichem Geplauder und Gelächter auf. Sanjeeva Rao fühlte sich sichtlich gestört durch die Tatsache, daß sich so viele junge Leute um dieses wunderbare menschliche Wesen versammelt hatten. Seiner Meinung nach herrschte eine zu große Leichtfertigkeit, und vielleicht erinnerte er sich an Annie Besants Mahnung, Krishnaji müsse vor zerstörerischen Einflüssen geschützt werden. Bald begann der Klatsch Blüten zu treiben, und einiges davon kam auch Krishnaji zu Ohren. Bei einer öffentlichen Versammlung rügte er die Älteren, bei denen er eine gewisse Selbstgefälligkeit und Überheblichkeit spürte. Er sprach über die zerstörerische Wirkung unverantwortlicher Klatschsucht und von der Notwendigkeit eines klaren und aufrichtigen Verhaltens.

Inzwischen war der tüchtige, ernsthafte Madhavachari in Bangalore eingetroffen. Als er von Friedmans Experimenten erfuhr, schlug er die Hände über den Kopf zusammen und sorgte umgehend dafür, daß der Knoblauch und die Massagen gestrichen wurden. Subha Rao, ein alter ehemaliger Theosoph, der mit Krishnaji die Theosophische Gesellschaft verlassen hatte und nun die Rishi Valley School leitete, kam ebenfalls nach Bangalore, um mit Krishnaji über die organisatorischen Fragen zu sprechen. Subha Rao war ein feiner Mensch und hingebungsvoller Lehrer, der von seinen Schülern verehrt wurde, aber er wurde alt. Wie Madhavachari hatte er wiederholt die Befürchtung geäußert, die Rishi Valley School könne in die Hände der Chihulore-Gruppe fallen. Subha Rao, der die Situation nicht mehr unter Kontrolle hatte, hatte seinen Rücktritt angeboten.

Eines Tages sagte Sanjeeva Rao zu Krishnaji: »Rishi Valley wurde mit 10.000 Pfund aufgebaut, die eigens zu diesem Zweck gespendet wurden. Es ist dein Eigentum, und man will es zerstören. Du mußt eingreifen.« Krishnamurti antwortete, ohne zu überlegen: »Mein Eigentum? Ich habe kein Eigentum.«

Die Vorträge in Bangalore waren gut besucht, und bald wurde auch die Situation der Rishi Valley School zum öffentlichen Thema. Da griff Miß Muriel Payne ein. Muriel Payne war von England nach Bangalore gekommen, eine große, schwere Frau, die über ein schier unbegrenztes Energiereservoir zu verfügen schien. Während des Krieges hatte sie eine Krankenpflegeorganisation geleitet. Später hatte sie ihr Schwestern-College verkauft, um nach Indien zu gehen. Sie kannte Krishnamurti seit vielen Jahren, ja sie behauptete sogar, sie habe ihn gepflegt, als er zwischen 1945 und 1946 in Ojai schwer erkrankt war.

Sie traf sich in Bangalore mit Krishnamurti und schlug vor, eine Gruppe von jungen Leuten zusammenzustellen und in Rishi Valley für Ordnung zu sorgen. Miß Paynes bodenständige Art, Dinge in die Hand zu nehmen, ihr scharfes Wahrnehmungsvermögen und ein gewisses Maß an Einblick in die Lehre Krishnajis machten sie zur geeigneten Person für diese Aufgabe. Sie war eine treue Freundin, aber sie konnte mit Unfähigen und Mittelmäßigen nichts anfangen und ging oft hart und streng mit anderen um. Sie war keine schöne Frau, hatte nie geheiratet, und dieser Mangel an physischer Liebe hatte die in ihr angelegte Strenge noch verstärkt. Aber sie war eine große Frau in jeder Bedeutung des Wortes. Mit ihrem unbezähmbaren Drang, das Leben anderer zu formen, konnte sie einen ganzen Raum ausfüllen.

Es wurde also beschlossen, eine Gruppe zu gründen, die in Rishi Valley nach dem Rechten sehen sollte. Zu dieser Gruppe gehörten Miß Payne, Madhavachari, Maurice Friedman, Subha Rao und Rajagopal Iyengar. Dazu gesellten sich Evelyn Wood, Gordon Pearce und Adhikaram. Evelyn Wood, ein mit einer Inderin verheirateter Engländer, lehrte Englisch an der Universität von Bombay, hatte früher für die britische Regierung gearbeitet und war nach der Unabhängigkeitserklärung in Indien geblieben. Gordon Pearce, ein Theosoph und weithin geschätzter Dozent, hatte ebenfalls eine Inderin, Anusuya Paranjpaye, geheiratet. Er hatte eine öffentliche Schule in Gwalior gegründet. Nun übernahm er in Rishi Valley den Posten des Direktors. Später gründete er die Blue Mountain School in Ootacamund. Adhikaram, ebenfalls ein bekannter Dozent, der aus Sri Lanka stammte, wurde später Kanzler der Colombo Universität. Das waren die Menschen, die in Zukunft die Geschicke der Rishi Valley School lenken sollten. Vielleicht war es unvermeidlich, daß sie sich schon nach kurzer Zeit entzweiten. Evelyn Wood war der erste, der Rishi Valley verließ, gefolgt von Maurice Friedman. Madhavachari resignierte kurz darauf, und auch Subha Rao verließ den Ort. Pearce und Adhikaram waren erst gar nicht erschienen. So ruhte nun die gesamte Verantwortung auf Muriel Paynes Schultern, Saqjeeva Rao äußerte sich inzwischen entsetzt über Miß Payne und ihren »Mangel an Bildung«. Seine feine Ausbildung am Kings College von Cambridge trachte es ihm unmöglich, Miß Paynes Unbedarftheit in englischer Grammatik und ihre fehlerhafte Rechtschreibung zu tolerieren. Sanjeeva Rao schrieb mir sarkastische Briefe, in denen er sich über Miß Paynes Unwissenheit und ihre Unfähigkeit als Lehrerin empörte.

Zu diesem Zeitpunkt machte irgend jemand den Vorschlag, Rishi Valley und das umgebende Land zu verkaufen. Als Miß Payne davon erfuhr, reagierte sie sehr scharf und schrieb an Krishnamurti, der sich gerade in Poona aufhielt. Sie protestierte gegen den Verkauf der Ländereien, aber sie schlug vor, die Schule zu schließen. Miß Payne riet zur Gründung einer internationalen Kommune. Auch Madhavachari lehnte sich gegen den Verkauf des Landes auf und bekundete seinen Protest, indem er sich aus dem Rishi Valley Trust zurückzog.

Krishnaji entschied sich schließlich gegen den Verkauf von Rishi Valley. Als Subha Rao von seinem Amt zurücktrat, entschlossen sich Kitty Shiva Rao, Shiva Raos aus Österreich stammende Frau und Rao Sahib Patwardhan, der zu diesem Zeitpunkt Präsident und Sekretär des Rishi Valley Trust war, die Schule teilweise zu schließen. Muriel Payne kehrte nach England zurück, woraufhin Madhavachari wieder in die Gesellschaft eintrat. Einige Zeit später kehrte Miß Payne in den Osten zurück und traf im Oktober 1949 mit Krishnamurti in Colombo, Sri Lanka, zusammen. Gemeinsam mit Adhikaram und Pearce gründete sie die Rishi Vana Sangha, eine Kommune, in der die Lehre Krishnamurtis gelebt werden sollte. Die drei reisten nach Rishi Valley und übernahmen das Gelände. Rajagopal Iyengar, ein Ingenieur, der seinen Posten im Staatsdienst vorzeitig aufgegeben hatte, um in Rishi Valley zu arbeiten, trat ebenfalls in die Kommune ein, und auch Maurice Friedman fühlte sich

von der Gemeinschaft angezogen. Doch Miß Payne führte wie immer ein unbarmherziges Regiment und schickte viele der alten Mitglieder weg. Bald schon war die Kommune zu einem lächerlichen Häuflein geschrumpft.

Krishnamurti reiste von Bangalore nach Poona und wohnte dort im Gästehaus der Servants of India Society. Meine Mutter spielte die Gastgeberin und kümmerte sich während der gesamten Dauer seines Aufenthalts rührend um ihn. Zu dieser Zeit lebte mein Neffe, Asit Chandmal, bei meiner Mutter. Der Vater des Jungen, Mitglied des indischen Civil Service, war psychisch krank. So hatte meine Mutter Asit nach der Trennung seiner Eltern bei sich aufgenommen. Sie wußte, daß er eine schwere Zeit durchmachte, und als Krishnamurti nach Poona kam, nahm sie Asit aus der Schule, damit er in Krishnamurtis Nähe sein konnte. Sie war überzeugt, daß zwei Monate in Krishnajs Gesellschaft dem Kind mehr nützen würden als jede Schule.

Ich bat Asit, einige seiner Erinnerungen niederzuschreiben, denn er hatte viel Zeit mit Krishnamurti verbracht. In einem Brief schrieb Asit:

Als ich neun Jahre alt war, verbrachte ich einige Wochen mit Krishnaji in Poona. Meine Großmutter hatte die Gästezimmer im Hause der Servants of India hergerichtet - zwei Schlafzimmer, die durch ein Wohnzimmer miteinander verbunden waren. Das Eßzimmer und die Küche befanden sich in einem anderen Gebäude, etwa 200 Meter entfernt. Mittags gingen wir zusammen hinüber zum Essen, Krishnaji stets mit seinem Sonnenschirm, um sich vor dem geringsten Sonnenstrahl zu schützen. Oft schlug er vor, ich solle hinüberrennen, dann rannte er auch, und wir kamen gleichzeitig drüben an. Ich war neun; er war sechsmal so alt vierundfünfzig. Er sah mir zu, als ich meinen Drachen steigen ließ und erzählte mir von den riesigen Drachen, die er in Kalifornien gesehen hatte, mit einer Spannweite, breiter als seine ausgestreckten Arme. Am Diwali-Fest gingen wir miteinander auf die Märkte von Poona und kauften Feuerwerkskörper, die wir nachts anzündeten. Als ich einmal vor einem explodierenden Kracher zurückschreckte, sagte er: »Sieh es dir an, schau nicht weg.«

Vor seiner Abreise schenkte Krishnamurti Sunanda 400 Rupies und einen Schal. Es war eine symbolische Geste, mit der er ihr sagen wollte, daß es nun für sie an der Zeit sei, ihr Heim zu verlassen und in die Welt hinauszugehen. Sie war mit Dwaraka, ihrer Cousine Lalita und Gautam, dem Bruder ihrer Mutter, nach Poona gekommen. Sie wohnten im Gästehaus der Theosophischen Gesellschaft. Ein weiterer Gast dort war Gawande, ein sehr intelligenter und nachdenklicher junger Mann, der später *Sannyasin* wurde.

In dieser Zeit nahm ein sehr lebendiges Publikum an den Diskussionen teil -Anhänger Gandhis, Studenten, Schriftsteller und Gelehrte. Die Zusammenkünfte waren anregend und aufregend, die meisten Fragen drehten sich um die Linderung der Armut und um soziale Verbesserungen.

Krishnamurti traf mit unzähligen Menschen zusammen. Viele Frauen, die in ihren Ehen unglücklich waren, suchten seinen Rat, und er verstand, wie schwer das Los der meisten verheirateten Frauen war. Bei den öffentlichen Diskussionen stellte man ihm häufig Fragen über »die Pflichten einer Ehefrau« und die Bedeutung der Ehe im allgemeinen. Er prangerte die Heuchelei und Doppelmoral der indischen Gesellschaft an, kritisierte ihre Werte und Moralvorstellungen und sprach über die Stellung der Frau und die ökonomische Machtposition des Ehemannes. »Nur eine stagnierende und degenerierte Gesellschaft spricht von Pflichten und Rechten.« Er sagte: »Habt ihr schon einmal bemerkt, wie ein Mensch aussieht, dessen Herz leer ist? Sein Gesicht wird häßlich. Betrachtet hin und wieder eure Gesichter im Spiegel und seht, wie unentwickelt und konturlos sie sind.« Er sprach über den Mangel an Liebe, die allein Tiefe und Substanz gibt. »Zu lieben heißt, einfach und unbestechlich zu sein.«

Als Krishnamurti in Delhi eintraf, war ich schon einige Zeit dort. Mein Mann hatte sein Hauptbüro nach Delhi verlegt, und wir wohnten im Gymkhana Club. Da sich mein Berufsleben jedoch hauptsächlich in Bombay abspielte, pendelte ich zwischen den beiden Städten hin und her. Seit Poona wuchs in mir eine stille Verzweiflung. Mein Verstand begann zu rebellieren. Ich hatte das Gefühl, mein früheres Leben mit all seinen Aktivitäten wieder aufnehmen zu müssen -meine Arbeit, die Clubs, meine endlose Routine. Als ich es versuchte, stellte ich fest, daß ich ein Außenseiter geworden war. Aber auch zu Krishnamurti fand ich keinen Zugang. Jedesmal, wenn ich nun mit ihm

zusammentraf, spürte ich eine Mauer zwischen uns, er war unerreichbar für mich geworden. Mein inneres Gleichgewicht war erschüttert.

Ich fragte Krishnamurti, was mit mir geschehen sei. In Ooty hatte ich mich an der Schwelle eines neuen Erwachens gefühlt. Nur noch ein kleiner Schritt und ich wäre ins Nichts eingetaucht. Aber diesen Schritt machte ich nie. Noch bevor ich da[®], was ich gefunden hatte, festhalten konnte, wurde ich schon in die Tiefen der Einumkeit geschleudert. In Ooty hatte ich jeden Morgen die Freude des Erwachens gespürt; die Freude, Krishnamurti mit der aufgehenden Sonne um die Wette strahlen zu sehen. Es war, als verliebte man sich ins Sonnenlicht - leidenschaftlich und doch voller Zartheit. Ich hatte einen Blick in eine unermessliche Tiefe und Weite getan, und dieses Gefühl hatte mich tagelang getragen. Doch kurz darauf warf mich das Leben in die groben Schwingungen der Großstadt Bombay mit ihrem Lärm, der grausamen Ausbeutung, all ihrer Häßlichkeit und Grobheit. Dieser plötzliche Abstieg in das Getriebe einer schmutzigen, großen Stadt veranlaßte mich, an Krishnamurti zu schreiben, es sei wohl das Beste für mich, die gelbe Robe der Bettelmönche anzulegen.

Aber Bombay war nicht der einzige Grund für dieses unerträgliche Gefühl der Hilflosigkeit. In Poona hatte ich Krishnamurti wieder und wieder nach den Ursachen der Verzweiflung gefragt, und er hatte geantwortet: »Warum fragst du nach den Ursachen? Du bist in einem Zustand der Verzweiflung und nicht der Bewußtheit. Sieh dich selbst im Graben liegen, und schon bist du draußen. Und das nächste Mal wirst du achtsam sein und aufpassen, daß du nicht wieder in den Graben fällst.« Aber ich verstand ihn nicht und hatte das Gefühl, daß es völlig sinnlos war, zu ihm zu gehen.

In einer der *Upanishaden* heißt es: »Es ist besser, man hält sich ganz von der Wahrheit fern - hat man sie aber erst einmal erfahren, muß man handeln, sonst wirkt sie wie ein Gift.« Krishnamurti sagte das gleiche: »Bleib weg, wenn du es nicht wirklich ernst meinst.« Aber ich meinte es ernst. Ich war in meinem ganzen Leben noch nie so entschlossen gewesen. Nie zuvor hatte ich so tief gefühlt. Als ich Poona verließ, sagte er zu mir: »Laß los. Warum hältst du so verzweifelt fest? Laß los und sieh, was geschieht.«

Nach seiner Ankunft in Delhi traf ich mich mit ihm zu einem Gespräch unter vier Augen. Er sagte, er hätte von mir geträumt (er träumte selten). »Höre, was ich dir zu sagen habe. Ich werde so sprechen, als wäre ich du: >Ich bin eine Brahmanin, wurde in eine Tradition von Kultur und Gelehrtheit hineingeboren und wuchs in einer Atmosphäre von Schöngeistigkeit und Feingefühl auf. Doch in diesen feinen Hintergrund mischte sich eine Spur Grobheit. Ich verbrachte meine Kindheit im Hause eines Beamten, aß Fleisch und wurde dazu gebracht, mein brahmanisches Erbe zu verleugnen. Ich ging nach Europa, heiratete, bekam ein Kind und wurde sehr krank. Ich erblindete vorübergehend; das Leben trieb sein Spiel mit mir und hinterließ seine Spuren. Ich wurde ehrgeizig, begann, meine Rücksichtslosigkeiten zu kultivieren und meine Empfindsamkeit zu verleugnen. Ich nahm die Grobheit oder Sensibilität der Menschen, denen ich begegnete, entweder in mich auf oder gab sie zurück.

Ich war nicht intelligent genug, Grobheit mit Intelligenz zu begegnen. Dann trat Krishnamurti in mein Leben. Zunächst schienen mir seine Worte ein geeignetes Instrument zu sein, um meinen Verstand zu schärfen, aber bald hatte ich mich darin verfangen - in der stärksten Beeinflussung durch einen anderen Menschen, die ich je erlebt hatte. Die ganze Zeit über trug ich meinen brahmanischen Hintergrund mit mir herum, obwohl ich ihn verleugnete. Der Brahmane in mir verstand nie, sondern lehnte nur ab. Deshalb befinde ich mich in einem ständigen inneren Zwiespalt.<.«

Dann sagte er: »Du siehst das Bild, die einzelnen Teile, die deine Person ausmachen, das Licht und den Schatten, das Grobe und das Feine. Was fühlst du, wenn du das Bild als Ganzes betrachtest?« Ich antwortete, für mich sei es ein einziges Chaos und fragte ihn, was ich tun könnte, um meinen inneren Konflikt zu beenden.

Er erwiderte: »Du glaubst immer noch, es ginge darum, etwas zu tun. Aber jede Aktivität von deiner Seite bedeutet nur, dem Bild einen weiteren Klecks hinzuzufügen. Warum kannst du es nicht einfach betrachten? Das bist du - mit all deinen hellen und dunklen Seiten. Was hilft es dir, wenn du einige Teile bejahst, andere ablehnst? Nimm einfach das ganze Bild in dich auf und sieh dich selbst so, wie du bist - ganz klar und deutlich. Dann wirst du aufhören zu versuchen, das Grobe und das Empfindsame in Einklang zu bringen.« »Heißt das, ich muß aufhören zu versuchen, empfindsam zu sein, wenn ich grob bin?« »Nein«, erwiderte Krishnamurti. »Du kannst überhaupt nichts tun.

Beobachte einfach nur, wie du ständig versuchst, die verschiedenen Seiten unter einen Hut zu bringen.«

Es war das erste Mal, daß ich ihn über die Notwendigkeit sprechen hörte, den eigenen, individuellen Hintergrund zu verstehen. Ich fragte ihn, wie man seinen persönlichen Hintergrund verstehen könne.

»Einfach, indem du siehst, daß er da ist - mit all seinem Reichtum, seiner Fülle, seinem rassischen Gedächtnis, das sich in Tausenden von Jahren entwickelte. Und wenn er sich dann das nächste Mal vor deine Gegenwart schiebt, wirst du es einfach sehen, und im selben Augenblick wirst du verstehen, und der Konflikt wird sich auflösen. Du kannst deinen Hintergrund nicht verleugnen, denn er ist ein Teil von dir, so wie dein Arm oder deine Haut. Du kannst ihn nur verstehen; und indem du ihn verstehst, befreist du dich von seinen Beschränkungen.« Kurz darauf sagte er: »Was der Mensch braucht, ist diese Zufriedenheit, diese Erfüllung, wie die Erde, wenn sie einen Baum geboren hat, oder ein Busch, der eine Blüte hervorgebracht hat.«

Kapitel 13: »Warum kehrst du nicht zuerst vor deiner eigenen Tür?«

In Delhi wohnte Krishnamurti bei Sanjeeva Raos Bruder, Sir B.N. Rao, einem hochbegabten Rechtsanwalt, Mitglied des *Indian Civil Service*, der von Jawaharlal Nehru gebeten worden war, bei der Formulierung der indischen Verfassung als Berater zu fungieren. Delhi strahlte im hellen Sonnenlicht, und die Menschen wurden sich allmählich ihrer neuen Freiheit und der ungeahnten Möglichkeiten bewußt, die sich in vielerlei Richtungen auftaten. Die verfassungsgebende Versammlung hatte mit ihrer Arbeit begonnen- Rechtsanwälte, Politiker und ehemalige Freiheitskämpfer waren in Delhi zusammengekommen, um in einer dokumentierten Verfassung die Ideale zu formulieren, für die sie gekämpft hatten. Sie diskutierten mit heißen Köpfen über Säkularisierung, Gleichheit vordem Gesetz, Freiheit der Rede und die Abschaffung willkürlicher Inhaftierung. Doch die Treffen waren überschattet von der Ermordung Gandhis und den traumatischen Nachwirkungen der Teilung, die die tief in der indischen Seele verborgene Gewalttätigkeit und Destruktivität offenbart hatten und eine Ahnung des zukünftigen Chaos aufsteigen ließen.

Sanjeeva Rao, der einfühlsame Lehrer, einer der ältesten Vertrauten Annie Besants, war aus Madras gekommen, um bei Krishnaji zu sein. Seine Frau Padmabai, die in Uttar Pradesh als Pionierin auf dem Gebiet der Frauenbildung gewirkt hatte, begleitete ihn. Ende der zwanziger Jahre hatte ich für kurze Zeit die Schule in Varanasi besucht, die Padmabei damals leitete. Sie besaß eine natürliche Anmut und Würde und hatte mit ihrer beschützenden Art stets ein offenes Ohr für die Sorgen und Nöte der heranwachsenden Schülerinnen, die sie ausnahmslos verehrten. In den zwanziger Jahren war die Frauenbildung in Uttar Pradesh noch eine äußerst heikle Angelegenheit, und es erforderte Intelligenz und Fingerspitzengefühl, den Mädchen innerhalb der eng gesteckten gesellschaftlichen Grenzen die richtigen Werte zu vermitteln.

Sir B.N. Raos jüngster Bruder, Shiva Rao, Repräsentant der einflußreichen, englischsprachigen Tageszeitung *The Hindu*, lebte im gleichen Haushalt, und seine Frau Kitty, eine Österreicherin, die in den zwanziger Jahren nach Delhi gekommen war und in der Montessorischule von Varanasi unterrichtet hatte, übernahm die Rolle der Gastgeberin.

Abends nach dem Essen hörte Krishnamurti den Diskussionen der Brüder Rao zu und erfuhr so einiges über die Schwierigkeiten, die die Formulierung der neuen Verfassung mit sich brachte. Krishnamurti war seit vielen Jahren zum ersten Mal wieder in Delhi, und die Gerüchte über seine legendären frühen Jahre hatten in vielen Menschen Interesse und Neugier geweckt. Seine Vorträge und Diskussionsabende wurden von Wissenschaftlern, Regierungsbeamten, Diplomaten, Akademikern und *Sannyasins* besucht, die ihn mit Fragen über die harte Wirklichkeit der Situation Indiens bombardierten. Sie fanden in Krishnaji einen stillen und mitfühlenden Zuhörer, und viele reizte es, ihn herauszufordern, indem sie ihm vorwarfen, auch er habe keine Lösungen für die Probleme der Armut, der Unberührbaren und des Kastensystems anzubieten. Krishnaji antwortete mit einer Gegenfrage: Waren sie sich überhaupt der Hintergründe dieser ungeheuer komplexen Probleme bewußt?

Sie suchten in diesem modernen Weisen einen Vivekananda, aber Krishnaji verwirrte sie, denn sie begegneten in ihm einem Mann von lebendiger Präsenz, auf den keine ihrer herkömmlichen Vorstellungen über Heilige und *Sannyasins* paßte. Ihre Fragen über das ungeheure Armutproblem beantwortete er mit seinem eigenen, umfassenden Verständnis. Er erklärte, daß die Erfüllung der Grundbedürfnisse der Menschen - wie Nahrung, Kleidung und Wohnraum - nur dann effektiv erreicht werden könnte, wenn diese Grundbedürfnisse nicht von einigen wenigen zur Befriedigung ihrer selbstsüchtigen politischen Ziele benutzt werden könnten, sondern auf der rein praktischen Ebene organisiert würden. Der Selbstgefälligkeit seiner Zuhörer, die er sehr wohl spürte, versetzte er einen Dämpfer: »Ihr seid euer Mind. Und der kann nicht ruhig und still sein, wenn er auf einem Pulverfaß sitzt.« Er lehnte alle Glaubenssysteme, Geheimlehren und Praktiken ab und sagte zu den Versammelten: »Das Selbst ist keine permanente Entität, sondern ein Strom, ein fließendes Wasser.«

Die meisten Inder, die den Freiheitskampf und die Bewegungen der riesigen Menschenmassen miterlebt hatten, begriffen, daß für den Aufbau eines neuen Indiens noch ein weiterer Kampf nötig war - das innere Ringen um neue Werte. Krishnaji sagte zu ihnen: »Um eine neue Struktur aufzubauen, muß ich sowohl der Architekt als auch der Bauherr und der Maurer sein.« Als ihn jemand fragte, was ein einzelner Mensch denn tun könne, erwiderte er: »Ihr denkt in großen Dimensionen, redet von großen Bewegungen, Handlungen und Verantwortlichkeiten, aber ihr übernehmt keine Verantwortung. Warum fangt ihr nicht an, vor eurer eigenen Tür zu kehren und säubert den Teil der Straße, der ihr selbst seid?«

Seine Intelligenz war wie ein Lichtstrahl, der den Geist seiner Zuhörer erhellte. »Wir glauben, daß das >Ich< vom Denken, vom Mind, getrennt existiert. Ist das wirklich so? Das würde heißen, daß der Denkende auf die Gedanken einwirken kann. Ist das >Ich< von seinen Eigenschaften getrennt? Nehmt die Gedanken weg - wo ist dann der Denkende?« Nach jedem Satz machte er eine Pause, so als wolle er sichergehen, daß seine Worte tief ins Unterbewußtsein der Zuhörer eindringen. »Wir glauben, daß das >Ich< eine permanente Entität ist, weil die Gedanken kommen und gehen. Wenn das so wäre, könnte der Denkende seine Gedanken verändern, kontrollieren, transformieren. Aber ist es nicht eher so, daß das >Ich< ein Produkt der Gedanken ist? Der Verstand trennt das >Ich< von den Gedanken ab, weil er die Vorstellung der Unbeständigkeit nicht ertragen kann. Der Verstand kann nicht vom Bekannten zum Unbekannten vordringen. Der Mind kann nicht mehr tun, als sich vom Bekannten zu befreien, aber um herauszufinden, was jenseits von Worten existiert, muß man die Worte hinter sich lassen. Worte können mich nur bis zur Pforte bringen.«

Im Dezember erhielt Krishnaji eine Einladung ins *Teen Murti House*, die offizielle Residenz des Premierministers. Ich begleitete ihn dorthin. Jawaharlal Nehru war gerade von einem Kongreß in Jaipur zurückgekehrt und wirkte müde und deprimiert. Er sagte zu Krishnaji: »Ich war in letzter Zeit sehr beschäftigt, aber ich weiß nicht einmal genau, womit.« Dann fragte er ihn, wie man den zersetzenden Kräften Einhalt gebieten könne. Krishnaji erwiderte, Integration sei nur möglich, wenn auf der individuellen Ebene damit begonnen würde. »Das ist ein langsamer Prozeß, aber die desintegrierenden Kräfte breiten sich so schnell aus«, sagte Nehru. »Gibt es überhaupt Anzeichen dafür, daß die integrierenden Kräfte den zerstörerischen standhalten können?« »Es ist möglich«, antwortete Krishnaji.

Dann sprachen sie darüber, auf welche Weise die Transformation des Individuums stattfinden könne. Krishnaji sagte: »Ein echtes Verstehen des Selbst ist nur innerhalb von Beziehung möglich - indem man sich selbst in Beziehung zu Menschen, Ideen und Dingen, zu Bäumen, der Erde, der äußeren und inneren Welt beobachtet. Beziehungen sind der Spiegel, in dem sich das Selbst offenbart, und ohne Selbsterkenntnis gibt es keine Grundlage für richtiges Denken und Handeln.« Hier unterbrach Jawaharlal Nehru Krishnaji mit der Frage: »Aber wie soll man beginnen?« Krishnamurti erwiderte: »Man muß da anfangen, wo man steht. Man muß jedes Wort, jeden Satz, den der Mind produziert, beobachten.« Nehru hörte aufmerksam zu, aber man konnte die Müdigkeit in seinem Gesicht sehen. Er fragte: »Gibt es etwas, das allen Menschen gemeinsam ist?« »Der Wunsch, Schmerz zu vermeiden und glücklich zu sein«, sagte Krishnaji.

Nehru begann über die Ängste zu sprechen, die die Menschen dazu trieben, gewalttätig zu sein. Er fragte, ob das Handeln, das dem Verstehen entspringt, den Menschen von seinen Ängsten, die oft seine Handlungen bestimmen, befreien könne. Krishnaji sagte: »Der Mensch kann sich nur dann von seinen Ängsten befreien, wenn er die Bewegung der Angst in sich selbst wahrnimmt. Die Angst zu sehen bedeutet, sie hinter sich zu lassen.«

Bis auf einen oder zwei Momente schienen Nehru und Krishnaji nicht wirklich miteinander zu kommunizieren. Der Premierminister wirkte interessiert, aber auch sehr müde und erschöpft. Er versuchte, sich durch Rauchen wachzuhalten und kam dann wieder auf das Problem der Integration und die Möglichkeiten zur Selbsterkenntnis zurück. »Wie kann der Mensch sich selbst verstehen?«, fragte er noch einmal, nach einer Lösung suchend. »Betrachte, was außerhalb und innerhalb von dir existiert. Beobachte deine Gedanken«, sagte Krishnaji. »Wer ist der Denker? Existieren die Gedanken getrennt vom Denkenden?« Er sprach von der Notwendigkeit einer tiefgreifenden Bewußtseinsänderung, der Notwendigkeit, daß die Menschen ein Verständnis für Hintergründe und Zusammenhänge entwickeln, ohne das sie nicht mehr überleben könnten. Es waren prophetische Worte, die in der zerrissenen, gewalttätigen Welt der achtziger Jahre noch einmal höchste Aktualität erlangen sollten.

Auf dem Heimweg wirkte Krishnaji verstört und traurig. Er sagte, Nehru sei ein so feiner, empfindsamer Mensch, dessen Potential in der Politik vergeudet würde. Politik sei tödlich. Später, beim Abendessen, diskutierte er mit den Brüdern Rao über das Problem der Desintegration der indischen Gesellschaft. »Die Gesellschaft zerfällt allmählich. Was kann also ein Reformier für die Gesellschaft tun? Trägt er nicht noch zur Desintegration bei? Ein Reformier kümmert sich um die äußeren Symptome und ihre Korrektur. Nur ein Revolutionär dringt wirklich bis zu den Wurzeln, zu den Ursachen, die die Lösung bereits in sich tragen, vor.« Krishnaji fragte sich, ob Gandhiji ein Reformier oder ein Revolutionär gewesen war.

»Gandhij hatte das Potential eines Revolutionärs. Er hatte die Fähigkeit, in großen Zusammenhängen zu denken. Sein Denken war nicht das eines Reformiers«, sagte B. N. Rao. »Möglicherweise war er in seinem Denken revolutionär, aber als er es umsetzen wollte, mußte er zwangsläufig Abstriche machen. Auch Gandhiji hatte sich in den Fallstricken der Politik verfangen, mußte Kompromisse schließen. Nach und nach wurde sein revolutionärer Geist unterdrückt, und was übrig blieb, war ein Reformier«, sinnierte Krishnaji. Dann fragte er B.N. Rao, ob es in Indien politische Führer gäbe, die in der Lage seien, echte Veränderungen herbeizuführen.

»Die indischen Führer sind hilflos. Sie werden von den Ereignissen überrollt. Aber in diesem schnellen gesellschaftlichen Zerfall liegt neben der Verzweiflung auch Hoffnung. Indien steht an einem Scheideweg. Entweder wird es völlig im Chaos versinken und aufhören, irgendeine Rolle in der Welt zu spielen, oder das Individuum wird durch den Blick in den Abgrund so aufgerüttelt, daß es beginnt, Verantwortung zu übernehmen und sich dagegen wehrt, von den Ereignissen weggeschwemmt zu werden. Dann könnte eine neue Gesellschaft entstehen, die sich völlig von allem bisherigen unterscheidet.« Krishnaji meinte, er sei gespannt, was wirklich geschehen würde. Er erwähnte noch einmal sein Treffen mit Nehru. Die feine, empfindsame Art des Premierministers hatte ihn tief berührt; er war traurig darüber, daß sich ein so sensibler Mensch im Räderwerk der Politik aufrieb. Er sagte: »Politik verschleißt die psychischen Energien. Sie wirkt zerstörerisch und verhindert das innere Aufblühen eines Menschen.«

Anandmai Ma, die berühmteste der damals lebenden, als göttliche Wesen verehrten »Mütter« (Frauen, die das Selbst transzendiert haben und zu einem Symbol für Shakti, die göttliche Energie der Urmutter, geworden sind) kam, um mit Krishnaji zu sprechen. Sie trafen sich im Garten, da die »Mutter« niemals das Haus eines weltlichen Mannes betrat. Da sie die englische Sprache nicht beherrschte, verständigte sie sich mit Hilfe eines Dolmetschers. Ihre Ausstrahlung war stark und schön. Sie erzählte, daß sie vor vielen Jahren ein Foto Krishnajis gesehen und sofort gewußt habe, daß er ein großer Mann sei. Sie fragte ihn: »Warum lehnst du Gurus ab? Du, der du der Guru aller Gurus bist.« (So wurden ihm ihre Worte übersetzt). Er erwiderte: »Die Menschen benutzen den Guru als Krücke.« »Tausende von Menschen kommen, um dich sprechen zu hören«, sagte sie. »Das bedeutet, daß du ein Guru bist.« Er hielt ihre Hand und antwortete nicht. Es kamen viele Besucher, die sich Krishnaji und Anandmai Ma zu Füßen warfen. Anandmai nahm die Huldigungen entgegen, aber Krishnaji wirkte peinlich berührt. Wie immer erlaubte er niemandem, sich vor ihm zu Boden zu werfen, sondern sprang auf und berührte seinerseits die Füße des Menschen, der seinen Segen suchte.

Später, nachdem Anandmai gegangen war, sprach Krishnaji mit Wärme und Zuneigung von ihr - zwischen ihnen hatte eine echte Kommunikation stattgefunden, wenn auch größtenteils ohne Worte. Er war jedoch entsetzt über die hysterischen, sich unablässig niederwerfenden Anhängerinnen, die ihr auf Schritt und Tritt folgten.

In meinen Aufzeichnungen aus dieser Zeit fand ich noch eine Notiz über einen alten, blinden Sannyasin, der eines Tages auftauchte und Krishnaji sehen wollte. Der alte Mann sprach nur Hindi. Er stellte Krishnaji Fragen über die Befreiung aus dem Gefängnis von Körper und Verstand. Irgendjemand übersetzte. In Krishnajis Antwort schwangen Leidenschaft und Intensität, und der Sannyasin schien ihn zu verstehen. Obwohl Krishnaji die Träger der gelben Robe in seinen öffentlichen Reden oft kritisierte, hatte er doch tief im Inneren stets eine starke Seelenverwandtschaft mit diesen Menschen gespürt, und es wies einiges darauf hin, daß er in seinen früheren Jahren selbst mit dem Gedanken gespielt hatte, Sannyasin zu werden. Als ihm die Konsequenzen dieses Schrittes bewußt wurden, hatte er die Idee zwar aufgegeben, aber eine besondere Zuneigung zum echten Sannyasin oder buddhistischen Mönch war geblieben, und er weigerte sich nie, einen von ihnen zu empfangen, wie müde oder erschöpft er auch sein mochte. Das hinderte ihn jedoch nicht, ihre Rituale, Disziplinen und Praktiken aufs schärfste zu kritisieren.

Eines Tages bekam Krishnaji Besuch von zwei persischen Prinzessinnen, die Indien bereisten und gehört hatten, daß sich ein großer spiritueller Lehrer in der Stadt aufhielt. Sie fragten ihn, ob er ihre Zukunft vorhersagen könne. Krishnaji schaute verblüfft drein und erwiderte, er sei kein Astrologe. Die beiden Damen waren pikiert, denn sie hatten angenommen, daß ein religiöser Führer auch gleichzeitig ein Wahrsager sein müsse.

Eine kleine Gruppe begann sich regelmäßig zu Diskussionsabenden zu treffen. Achyut Patwardhan war gerade in Delhi, und auch Sunanda mit ihrem geschmeidigen Körper und messerscharfen Intellekt nahm an den Diskussionen teil. Sie war sehr jung, und ihre erwachenden Sinne hielten sie in einem Zustand der Verzückung. Die Atmosphäre um Krishnaji und seine überwältigende Schönheit versetzten sie in Ekstase. Oft blieb sie nach den Diskussionen mit geschlossenen Augen auf dem Boden sitzen, eine Hand an die Wange gelegt. Fragte man sie nach einer Weile, was mit ihr los sei, öffnete sie ihre großen Augen und sagte: »Ich erfahre.«

Die Diskussionen waren tiefschürfend und präzise; jeder Aspekt, jede Seite des Lebens wurde in den Brennpunkt der Aufmerksamkeit gebracht und untersucht. Manchmal war es ein schmerzhafter Prozeß, und Körper und Geist schreckten vor der Konfrontation zurück. Wir sprachen über Gewalt, Angst, Wut, Eifersucht und Tod. Eines Abends wurde Krishnamurti gefragt: »Wieg kann man lieben? Wie kann man so in diesem Zustand aufgehen, daß jede Handlung, jede Reaktion aus Liebe geschieht und daher frei von Selbstsucht ist?« Krishnaji antwortete: »Kannst du etwas über die Liebe wissen? Das, was ihr kennt, hat ganz sicher nicht viel mit Liebe zu tun. Zu lieben heißt, allem gegenüber empfindsam und verletzbar zu sein. Es bedeutet in gewissem Sinne, tugendhaft zu sein. Kann man Tugend erlernen? Jeder Versuch, tugendhaft zu werden, jedes Bemühen, diesen Zustand zu erreichen, hieße, die Tugend zu verleugnen.«

Ein junger Beamter warf ein, einige Mystiker behaupteten, man könne das Selbst überwinden, indem man an einen persönlichen Gott glaube, diesen Gott mit bestimmten Eigenschaften und allumfassender Liebe assoziiere und dann das Selbst diesem Gott opferte.

»Das bedeutet, man projiziert das Selbst in eine vorgegebene Vorstellung über die Qualitäten der Liebe hinein«, sagte Krishnaji. »Ich behaupte, um die Liebe kennenzulernen, muß man in einen Zustand des >Nicht-Wissens< eintauchen. Zu versuchen, diesen Zustand willentlich zu erreichen, bedeutet jedoch, ein bestimmtes Ergebnis zu wünschen, das man schon projiziert hat, denn alles, was ihr kennt, ist das Bekannte. Wie könnt ihr vom Bekannten zum Unbekannten gelangen? Was auch immer ihr aus dem Rahmen des Bekannten heraus tut, bleibt innerhalb der Grenzen des Bekannten. Was geschieht dann?« Die Teilnehmer waren überwältigt von der Klarheit seiner Worte. »Man sucht keinen Ausweg, weil man keinen Ausweg kennt. In dem Moment, in dem man das wirklich sieht, ist man schon draußen - in einem Zustand des >Nicht-Wissens, empfänglich, bereit, das Unbekannte willkommen zu heißen.«

Wir sprachen auch über die Natur der Wahrnehmung, darüber, daß es über die Gedanken keinen Weg aus der Routine des Mind geben kann, denn die Gedanken sind ja das Gefängnis. Krishnaji fragte: »Ist es möglich, daß der Mind völlig leer wird, frei vom geringsten Schatten des Selbst? Kann das Hin und Her der Gedanken aufhören? Liegt nicht darin die Überwindung des Selbst?«

In diesem Moment gingen die Lichter aus; die Atmosphäre lud sich auf, und der Mind benutzte die Dunkelheit, um sich die Leere und das Nichts vorzustellen. Krishnaji hörte auf zu sprechen. Er wollte warten, bis das Licht wieder funktionierte. » In der Dunkelheit kann sich der Mind selbst

hypnotisieren, sich in alle möglichen Zustände hineinprojizieren. Das ist gefährlich, denn es ist Illusion.«

Es waren diese kleinen Zwischenfälle, bei denen sich die Integrität und Größe eines Geistes offenbarte, der sich weigerte, Kompromisse zu schließen oder irgend etwas anzubieten, woran man sich hätte festhalten können.

Achyut Patwardhan besuchte Krishnaji regelmäßig. Er war bei Dr. Gyanchand gewesen, einem bekannten Wirtschaftswissenschaftler, der an der Universität von Delhi lehrte und sozialistische Ansichten vertrat. Gyanchand hatte sich mit Achyut darüber gestritten, auf welche Weise die in der Verfassung verankerten Prinzipien der Gleichheit verwirklicht werden könnten. Er war der Meinung, die intellektuellen Fähigkeiten eines Menschen müßten als Kriterium für die Eignung zur Führerschaft gelten. Achyut fragte Krishnaji, ob dies der richtige Weg sei. Für Achyut bedeutete Sozialismus, daß es keine wie auch immer gearteten Hierarchien gab, und in seinen Augen hatte der Marxismus mit seinem Haß und seiner Bitterkeit dies nicht wirklich verstanden. Krishnaji fragte: »Kann es einen politischen Ansatz geben, der jegliche intellektuellen oder anderen Unterschiede einfach wegwischt?« »Der Sozialismus«, sagte Achyut, »kann sich nicht nur auf die ökonomischen Bedürfnisse des Menschen beschränken. Der wirtschaftliche Überlebens- und Konkurrenzkampf muß zwangsläufig zu Hierarchien führen, solange die Basis des Zusammenlebens nicht auf dem Prinzip der Gleichheit aller Menschen beruht.«

Irgendjemand erwähnte die Geschichte von Krishna, der eine bucklige Frau lehrte, ein Gefühl für Würde zu entwickeln. »Wie kann eine solche psychische Wandlung erreicht werden? Ist eine so grundlegende Transformation des Bewußtseins möglich, daß die Vorstellung, bestimmte Menschen seien wertvoller als andere, über Bord geworfen wird?«

Krishnaji fragte: »Liegt die Antwort nicht darin, daß man lernen muß, Führer abzulehnen? Das ist der einzige Weg zur Gleichberechtigung in sozialen und ökonomischen Beziehungen. Wenn der Mensch auf sich selbst zurückgeworfen wird, selbst Verantwortung übernehmen muß, wird er unweigerlich beginnen, Fragen zu stellen. Und da, wo die Dinge hinterfragt werden, gibt es kein >höher< oder >niedriger<. Jedes System, das Wertunterschiede als Möglichkeit zur Errichtung eines persönlichen Status akzeptiert, muß zwangsläufig eine hierarchische Gesellschaft hervorbringen und zum Klassenkampf führen.«

Später fragte Krishnaji mich: »Was ist es, das dem Menschen Würde verleiht? Selbsterkenntnis-das Wissen, wer du selbst bist? Einem äußeren Führer zu folgen ist der größte Fluch.«

Kapitel 14: »Im Licht der untergehenden Sonne leuchteten die Wasser wie frisch aufgebrochene Blüten.«

Im Jahre 1949 entdeckte Krishnaji Indien von neuem, die Schönheit der Flüsse, Berge und Täler; den Schmutz, die Armut, das Leid und jene Pfade, auf denen barfüßige Weise und Sucher seit Jahrtausenden gewandelt waren. Er beobachtete den »indischen Mind«, der es liebte, in Abstraktionen und Ideen zu schwelgen, und wurde sich immer stärker der Schatten bewußt, die das Ideal von der Wirklichkeit trennten.

Er reiste mit dem Zug von Delhi nach Varanasi. Ein Mann, der im gleichen Abteil saß und sich für übersinnliche Phänomene und den Tod interessierte, stellte Krishnaji Fragen über die Realität des Todes und die Möglichkeit eines Weiterlebens nach dem Tode. Als der Zug an einem kleinen Bahnhof hielt, geschah etwas, das die Frage auf verblüffende Weise erhellte. »Der Zug hatte gerade angehalten«, erzählte Krishnaji, »als draußen ein zweirädriger Pferdekarren vorbeifuhr. Auf dem Karren lag ein Leichnam, der in ungebleichtes Tuch gehüllt und an zwei frischgeschnittenen Bambusstangen festgebunden war. Er wurde aus irgendeinem der umliegenden Dörfer zum Verbrennungsplatz am Fluß gebracht. Als der Karren über die unebene Straße holperte, wurde der Leichnam unter dem Tuch hin und her gerüttelt; der Kopf schlug von einer Seite auf die andere. Außer dem Wagenlenker saß noch eine weitere Person auf dem Karren - wahrscheinlich ein naher Verwandter, denn seine Augen waren vom Weinen gerötet. Der Himmel zeigte sich im zarten Blau der ersten Frühlingstage; die Kinder spielten schreiend und johlend im Schmutz der Straße. Der Tod war hier wohl ein alltägliches Ereignis, denn niemand schenkte dem Leichnam die geringste

Beachtung. Selbst mein Reisegefährte, der mich so ausführlich über den Tod befragt hatte, bemerkte den Karren und seine Last nicht!«

Das Haus, in dem Krishnaji in Varanasi, der berühmten Stadt der Pilger, wohnte, stand auf dem Gelände des alten Kasi auf einer Anhöhe, die sich in der Nähe des Sangam, des Zusammenflusses der Flüsse Ganges und Varuna erhob. Hier, an diesem heiligsten Ort, den er auf seiner Reise zum Ozean durchquerte, machte der Fluß einen großen Bogen und bewegte sich nordwärts in Richtung seiner Quelle. Ganz in der Nähe, beim Tempel Adi Kesava, soll Buddha, nachdem er in Bodh Gaya erleuchtet wurde, den heiligen Fluß auf einer Fähre überquert haben und zu Fuß die Straße der Pilger bis zum Wildpark in Saranath gegangen sein, um seine erste Predigt zu halten. Der Varuna teilt das Land an dieser Stelle und trennt das Stadtgebiet von Varanasi von der ländlichen Umgebung ab.

Seit Jahrtausenden waren die Mystiker dieses Landes nach Kasi gepilgert und hatten am Ufer des Ganges zu den Menschen gesprochen. Buddha, Kapila Muni, Adi Shankara - diese großen Lehrer hatten im Schatten der uralten, knorrigen Bäume, auf den Ghats oder am Ufer des Flusses gesessen. Die Namen der ringsum liegenden Dörfer bezeugten es. In diese Stadt, Kasi, deren Einwohner bekannt für ihren Wissens- und Sucherdrang, ihren Skeptizismus und ihren scharfen Intellekt waren, war Adi Shankara gekommen, um seine Weisheit mit anderen zu teilen. Jahrhundertlang war die Stadt immer wieder von Tempelschändern heimgesucht worden, die die heiligen Stätten und Schreine zerstörten, aber die Essenz jener ewig gültigen Lehren, die weder in einem Tempel noch einem einzigen Buch zu finden ist, war von den Gelehrten und Priestern im Geheimen lebendig erhalten worden. An den Ufern dieses Flusses hatte die Erforschung der »inneren Welt« Tradition. Mango und Neem-Bäume, blühender Kork und Pipal wuchsen an den heiligen Ufern. Ruinen von Tempeln und Ashrams wurden von gefiederten Gräsern und Unkräutern überwuchert.

Jeden Morgen stand Krishnaji in der Dämmerung auf der Veranda seines Hauses und beobachtete, wie das Feuer der Sonne erwachte und die Welt neu erschuf. Ein Boot glitt lautlos, mit eingerollten Segeln, vorüber. Aufgedunsene Kadaver von Menschen und Tieren, auf denen sich die Geier niedergelassen hatten, trieben in der Strömung. Alles bewegte sich langsam und friedlich. Die reißenden, zerstörerischen Monsunregen waren vorüber, und das Wasser zeigte sich majestätisch und würdevoll wie die Menschen, die an seinen Ufern lebten ganz gleich, welche Lasten sie trugen.

Achyut und Rao Sahib Patwardhan, Maurice Friedman, Sanjeeva Rao, Nandini, ich und meine zehnjährige Tochter Radhika waren in Varanasi zusammengekommen. Jeden Abend machten wir mit Krishnaji einen Spaziergang auf der »Straße der Pilger«. Die weißen Blüten der Korkbäume, die die Straße zum Flußufer säumten, verströmten ihren Duft, und unsere Füße schritten über einen strahlendweißen Blütenteppich. Der Monsun hatte den Fluß über die Ufer treten lassen, und die wacklige Bambusbrücke, die während der trockenen Monate über das Wasser führte, war noch nicht wieder erneuert worden. Ein stiller, alter Bootsmann brachte uns mit seiner Fähre ans andere Ufer. Hier in Kasi spürte man den ewig gleichen Rhythmus des Lebens. Das Land und die Menschen strahlten etwas Archaisches aus. Die nie endende Vergangenheit spiegelte sich in den geschmeidigen, dunkelhäutigen Bootsmännern, in den Frauen, die Wasserkrüge auf ihren Köpfen trugen und den Fischern, die ihre Netze auswarfen.

Eines Abends warteten ein Dutzend kleiner Kinder und ein Ziegenhirt mit seiner Herde am Halteplatz der Fähre. Krishnaji hob mit einer schnellen Bewegung eine kleine Ziege auf seinen Arm und sprang mit gezieltem Schwung ins Boot. Die Kinder beobachteten lachend, wie die kleine Ziege mit dem Schwanz wedelte und sich eng an den Körper des Fremden schmiegte. Als wir den Fluß überquert hatten, lief das meckernde Ziegenbaby zu seiner Mutter zurück.

Krishnaji sah einen großen spitzen Stein mitten auf dem Weg liegen; er hob ihn auf und trug ihn zum Straßenrand, damit sich keiner der barfüßigen Dorfbewohner daran verletze. Krishnajis Achtsamkeit schien nie zu erlahmen, er lauschte dem Rauschen des Flusses, beobachtete die vorbeigehenden Menschen, das Wasser, die Bäume, die Vögel und die unablässig bellenden Dorfhunde. Er war still. Wir schwiegen mit ihm. Auf einem der Spaziergänge begann er plötzlich zu sprechen. »Der Mensch existiert, weil er in Beziehung steht; ohne Beziehung existiert er nicht. Wenn man das Leben verstehen will, muß man sich selbst in der Interaktion mit Menschen, Dingen und Ideen beobachten.«

Er wandte sich um und deutete zuerst auf den Fluß, dann auf einen alten Pipal-Baum. »Die meisten von uns sind sich ihrer Beziehung zur Natur nicht bewußt. Wenn wir einen Baum sehen, betrachten wir ihn unter dem Aspekt seines Nutzens wie man seinen Schatten nutzen oder sein Holz

verwerten kann. Und so gehen wir mit der ganzen Erde und ihren Schätzen um. Die Erde wird nicht geliebt, sondern benutzt, ausgebeutet. Wenn wir die Erde liebten, würden wir uns bescheiden und ihre Schätze nicht vergeuden. Wir haben unsere Empfindsamkeit, unsere Sensibilität verloren. Wir können nur dann das Wesen von Beziehung verstehen, wenn wir diese Eigenschaften wieder entwickeln. Diese Sensibilität kann man nicht dadurch erwecken, daß man ein paar schöne Bilder aufhängt oder sich Blumen ins Haar steckt, sondern nur dadurch, daß man den Teil hinter sich läßt, der stets in allem den Nutzen sucht. Dann werdet ihr aufhören, die Erde aufzuteilen, sie als dein und mein zu bezeichnen.«

Krishnaji hielt öffentliche Vorträge in Kammacha, im Herzen der Stadt. Wie bei all seinen öffentlichen Reden setzte sich das Publikum aus buddhistischen Mönchen, *Sannyasin*, den Anhängern der Theosophischen Gesellschaft, die Krishnamurti noch immer als »den Weltlehrer« betrachteten, Touristen, Lehrern und einer Anzahl von Neugier getriebener junger Leute zusammen. Auch die großen *Pandits* von Varanasi, die Gelehrten und Logiker, die Tantriker und spirituellen Sucher kamen, um diesem Lehrer zuzuhören, der alle Glaubenssysteme und alle Gurus ablehnte. Einige von ihnen baten um ein Gespräch unter vier Augen. Die Diskussionen waren nicht sehr ergiebig, denn es gab Verständigungsschwierigkeiten, aber Rao und Achyut boten sich oft als Dolmetscher an.

Krishnaji führte zahlreiche Gespräche mit den Mitgliedern des *Rishi Valley Trust*, die die Schulen in Varanasi leiteten. Wir diskutierten über die Rolle von Autorität und Furcht in der Erziehung. Krishnaji drückte deutlich seine Unzufriedenheit mit den Schulleitungen und Lehrern von Rajghat aus. Niemand wußte wirklich, was zu tun war. Pandit Iqbal Narain Gurtu, ein hochgeachteter Bürger von Varanasi, der viele Jahre lang Mrs. Besants Arbeit und später Krishnajis Schulen verbunden war, fürchtete nichts so sehr wie Veränderungen. Er steckte den Kopf in den Sand und verkündete, jede drastische Veränderung müsse sich verhängnisvoll auswirken, denn Uttar Pradesh sei altmodisch und traditionsgebunden. Daher könne sich nur ganz langsam und allmählich etwas ändern. Das Wort »allmählich« hatte jedoch keinen Platz in Krishnajis Wortschatz- bei ihm geschahen die Dinge augenblicklich, die Handlungen entsprangen dem bewußten Sehen dessen, »was ist«. Die Treffen wurden zu Marathonsitzungen.

Der gesamte *Rishi Valley Trust* wurde bis ins Mark erschüttert. Die Verantwortlichen spürten, wie besorgt Krishnaji über den Zustand der Institutionen war, boten ihren Rücktritt an, und eine neue Gruppe von Mitgliedern wurde gewählt.

Im Jahre 1948 bestand der *Rishi Valley Trust* aus zwei unabhängigen Instituten - einer Grundschule in Rajghat, einer Schule für Buben, und einem College für Frauen in der Stadt (auf dem Gelände der Theosophischen Gesellschaft).

Eine weitere Ausbildungsstätte war im tiefen Süden, in Rishi Valley, Andhra Pradesh, gegründet worden. Dieses Internat für Jungen und Mädchen wurde von Subha Rao geleitet. Subha Rao, ein engagierter Lehrer, dessen Persönlichkeit bei seinen Schülern Sympathie und Loyalität hervorrief, hatte die Schule mit spartanischer Einfachheit errichtet. Krishnajis jahrelange Abwesenheit und der Mangel an klaren Richtlinien hatten sowohl in Rishi Valley als auch in Rajghat zu einem Verfall auf allen Ebenen geführt. Die Lehrer waren mittelmäßig, staatliche Zuschüsse schränkten die Handlungsfreiheit der Schulleitungen ein und trugen dazu bei, daß Veränderungen vereitelt wurden. Man fuhr in eingefahrenen Gleisen und sah zu, daß der Status quo erhalten blieb.

Im März kehrte Krishnaji von Varanasi nach Bombay zurück. Ich lud ihn ein, bei mir im Himmat Nivas in der Dongersey Road zu wohnen. Es war ein langgestrecktes Gebäude mit großen Zimmern und hohen Wänden. Krishnaji erfüllte die vornehm wirkenden Räume mit seiner Gegenwart, und selbst wenn er nicht im Hause war, konnte man diese stille Schwingung spüren, die ihn stets umgab. Es kamen viele Besucher, die mit ihm sprechen wollten, darunter auch Morarji Desai, damals Finanzminister von Bombay (was seinerzeit die Staaten Gujarat und Maharashtra mit einschloß). Er wollte mit Krishnaji über die heiligen Bücher Indiens diskutieren. Krishnaji, der bei Morarjibhai eine gewisse Selbstgefälligkeit und spirituelle Arroganz wahrnahm, sagte, er habe die *Bhagavad Gita* nie gelesen und könne mit heiligen Büchern nichts anfangen. Morarjibhai war entsetzt und sagte später zu mir, Krishnaji habe ihn in keiner Weise beeindruckt.

Krishnaji spürte nun sehr deutlich, daß sich im *Rishi Valley Trust* und den Schulen von Rajghat etwas ändern mußte. Bei einem Treffen am 8. Februar 1949 sagte er: »Eine Schule, deren Arbeit auf Reibung beruht, kann keine Kreativität hervorbringen. Das Wesentliche ist, daß alle Beteiligten am

gleichen Strang ziehen. Die Schule muß als ein organisches Ganzes betrachtet werden. Man muß anfangen, sich Gedanken darüber zu machen, wie das Herz des Ganzen mit Leben erfüllt werden kann. Ein totes Zentrum kann nur tote Institutionen hervorbringen. Wenn die Leute wirklich an der Arbeit interessiert sind, kann Rajghat nicht im Status quo verharren.« Bei diesem Treffen wurde beschlossen, daß Rao Sahib Patwardhan nach Rajghat gehen und die Dinge dort in die Hand nehmen sollte. Die Situation verlangte ein energisches Aufbrechen althergebrachter Strukturen auf allen Ebenen. Rajghat brauchte eine Explosion, aber Rao Sahib zögerte. Entweder war er nicht darauf vorbereitet, seine ganze Energie einzusetzen, um das Problem zu lokalisieren, oder er wußte einfach nicht, wie er das Problem in Angriff nehmen sollte. Sein Verstand, selbst in festen Strukturen gefangen, suchte nach Alternativen. Er begriff nicht, daß allein schon das Negieren der bestehenden Situation das Neue hervorgebracht hätte. Um die Dinge in Rajghat nachhaltig zu verändern, hätte es einen Menschen mit feuriger, vorwärtsdrängender Energie und einer klaren Vision bedurft. Rao Sahib freundete sich mit allen an, er war warm und herzlich, jedermann mochte ihn. Iqbal Narain Gurtu, der hartnäckigste Wortführer von Rajghat, wurde zu seinem engen Vertrauten, aber etwas in Raos Persönlichkeit oder seine Unfähigkeit, bestimmte Ideen loszulassen und in Unsicherheit zu leben, machten jegliches kreative Handeln unmöglich. Am Ende des Jahres kehrte er nach Poona zurück, und Rajghat blieb weiterhin ein Spiegel für die Stagnation, die Varanasi seit Jahrhunderten in tiefem Schlaf verharren ließ.

Eines Morgens im Frühjahr 1949 läutete eine winzige kahlgeschorene Gestalt in gelber Mönchskutte die Türglocke von Himmat Nivas. Sie stellte sich als Chinmoyee vor. Der Diener, der die Tür geöffnet hatte, kam zu mir geeilt und blickte mich konsterniert an, denn er wußte nicht, ob die Person Mann oder Frau war. Schließlich meldete er, ein Swami stehe vor der Tür. Da ich Krishnajs besondere Vorliebe für *Sunnyasins* kannte, ging ich zu ihm hinein und meldete den Besuch an. Er war sofort bereit, Chinmoyee zu empfangen. Die Geschichte ihres Lebens spiegelt einen wesentlichen Aspekt der indischen Mentalität wider, in der sich revolutionärer Geist und Spiritualität vereinen. Chinmoyee, die eigentlich Tapas hieß, stammte aus einer Familie bengalischer Revolutionäre. Ihr Vater und ihr Bruder starben im Gefängnis. Ihre Mutter hatte als Lehrerin den Lebensunterhalt verdient und die beiden Töchter großgezogen. Eine vertraute Freundin Tapas` erzählte mir später, Tapas sei eine » hochbegabte Mathematikerin und eifrige Astronomiestudentin« gewesen.

Nach ihrem Staatsexamen hatte sie eine Zeitlang die *Sister Nivedita School* in Kalkutta geleitet. Seit frühester Jugend vom Wunsch beseelt, ein religiöses Leben zu führen, machte sie sich nach dem Tode ihrer Mutter im Alter von vierunddreißig Jahren auf die Suche nach einem Meister. Sie verbrachte einige Zeit in der Ramakrishna-Mission und lebte sechs Monate lang im *Ashram* von Anandmai Ma. Doch das Leben an diesen Orten konnte ihr nicht geben, was sie suchte. Sie ging nach Varanasi, wo sie mit Gelehrten wie Gopinath Kaviraj und Gobind Copal Mookherjee zusammentraf. In dieser Zeit lernte sie auch den großen Lehrer und Mystiker Bengalens, Anirvanji, kennen. Er akzeptierte sie als Schülerin und gab ihr den Namen Chinmoyee. Sie blieb die nächsten vier Jahre bei ihm und half ihm, die *Veden* und Shri Aurobindos *Lift, Divine* ins Bengalische zu übersetzen. Während dieser Zeit lebten sie in Almora, Uttar Pradesh. Chinmoyee machte sich auf die Suche nach Geldgebern für die Veröffentlichung von Anirvanjis Arbeiten; so war sie nun auch nach Bombay gekommen. Ein Freund hatte ihr geraten, zu Krishnamurti zu gehen, der gerade Vorträge in Bombay hielt. Nachdem sie Krishnajs Rede gehört hatte, bat sie um ein persönliches Gespräch. Diese Unterredung schien ihr ganzes Wesen zu verändern - sie veränderte jedenfalls ihr ganzes Leben. Zurück in Almora arbeitete sie noch solange für Anirvanji, bis sie einen geeigneten Ersatz für sich gefunden hatte. Dann verließ sie ihn, zog die gelbe Mönchsrobe aus und nahm wieder ihren ursprünglichen Namen - Tapas - an.

Völlig auf sich selbst gestellt, verspürte sie den inneren Drang, eine Reise zum Kailash und dem Manasarovarsee in Tibet - zwei berühmten Pilgerorten - zu unternehmen. Der kegelförmige Berg Kailash gilt als Sitz Shivas und seiner Gefährtin Parvati. Am Fuße des Kailash liegt der spiegelglatte Manasarovarsee. Sein azurblaues Wasser ist tief und still und die Legende erzählt von heiligen Schwänen, die plötzlich auf seiner Oberfläche auftauchen sollen. Eine Reise zum Kailash war damals mit großen Gefahren verbunden. (Vor kurzem gab die chinesische Regierung die Route über Tibet für Pilger frei). Tapas machte sich ganz allein auf diese außerordentlich gefährliche Reise, überquerte

6000 Meter hohe Pässe und schloß sich nur dann einer Pilgergruppe an, wenn man ihr nicht erlaubte, allein weiterzureisen.

Im Jahre 1950 kehrte sie zurück, um Krishnaji zu sehen. Wir erkannten sie kaum wieder: Sie trug ein weißes *Kurta* und einen Pyjama. Ihr graumeliertes Haar hing ihr bis auf die Schultern herab. Sie ging auf Krishnaji zu und sagte: »Ich bin gekommen.« »Gut«, erwiderte er. Sie blieb und wurde allmählich zu einem Teil seiner Umgebung. In den folgenden Jahren reiste sie an jeden Ort Indiens, an dem Krishnaji sprach, und irgendwann begann sie, sich um seine Garderobe zu kümmern. Sie schlüpfte unbemerkt ins Haus und machte sich unsichtbar - sie ging sogar soweit, sich hinter Türen zu verstecken -, dann packte sie Krishnajis Koffer aus, wusch und bügelte seine Kleidungsstücke, legte sie fein säuberlich gefaltet in die Schränke und trieb sich im Haus herum. Obwohl sie selbst nur weiße Kleidung trug, hatte sie ein feines Gespür für Farben. Sie war es, die dafür sorgte, daß natürliche, honigfarbene Baumwollstoffe und feingewebte, baumrindensfarbene Wildseide für Krishnajis Kurtas gekauft wurden. Mit einem ungewöhnlichen Sinn für das Ausgefallene und Schöne stellte sie seine Garderobe neu zusammen. Sie spielte ihre Rolle mit solch wildem Eifer, daß sie schon bei der geringsten Unordnung außer sich geriet und die Bediensteten ausschalt. Diese betrachteten sie als eine Art unvermeidliche Landplage, aber die Sannyasin Tapas verstand es, jeglichen Unwillen oder Zorn in ihnen zu neutralisieren. Sie berührten ihre Füße und fuhren mit der Arbeit fort. Oft saß sie in den Diskussionsgruppen, beteiligte sich aber nie an den Diskussionen, obwohl mir ihre Freunde erzählten, daß sie in tiefem Einklang mit Krishnajis Lehre war und an jedem Ort, an den ihre Reisen sie führten, zu kleinen Gruppen von Menschen über seine Arbeit sprach.

Wenn sich Krishnaji im Ausland aufhielt, ging sie allein in die Berge. Furchtlos - sie war ein Wanderer zwischen den Welten. Es war unmöglich, ihr Alter zu bestimmen. Während der fünfundzwanzig Jahre unserer Bekanntschaft alterte sie kaum. Irgendwann wurde sie sehr krank; kein Arzt konnte herausfinden, was ihr fehlte. Ihr Körper verfiel mehr und mehr; sie starb im Jahre 1976 ~tn Herzschwäche.

Nandinis Eheprobleme steuerten auf eine Krise zu. Ein paar Monate nach ihrer ersten Begegnung mit Krishnaji hatte sie ihrem Mann, Bhagwan Mehta, eröffnet, sie wolle von nun an ein keusches Leben führen. Es kam zum ollen Streit. Sir Chunilal Mehta war bestürzt, hin und her gerissen zwischen seinem Sohn und seinem Meister, denn man nahm natürlich an, daß Nandini unter dem Einfluß von Krishnajis Lehre die körperliche Beziehung zu ihrem Mann beenden wollte. Die Familie schrieb Nandinis Verhalten und ihren Wunsch ihrer Unreife zu. Sir Chunilal hoffte, Krishnaji würde in irgendeiner Weise eingreifen, würde Nandini überreden, sich die Sache anders zu überlegen, oder Krishnajis Abwesenheit würde Nandini nach einiger Zeit zur Vernunft bringen. Aber die Lage entspannte sich nicht.

Ich habe nicht die Absicht, an dieser Stelle die Vorfälle zu erörtern, die sich in der Ehe meiner Schwester abspielten und schließlich zu einer Explosion in ihrem Heim führten. Die Situation gab jedenfalls reichlich Anlaß zu Klatsch und Tratsch, und die »vornehme Gesellschaft« der riesigen Metropole spitzte die Ohren. Männer betrachteten ihre Frauen mit Mißtrauen, die Clans rückten zusammen. Die Blicke der Bewohner von Malabar Hill richteten sich auf das riesige herrschaftliche Haus in der Ridge Road, das mit den Errungenschaften eines reichen Handelsfürsten ausgestattet war, ein Haus, in dem die Frauen ihre Köpfe bedeckt hielten und Singen verboten war. Lady Chunilal, Nandinis Schwiegermutter, war eine vertrocknete alte Frau mit grimmig zusammengepreßtem Mund und wenigen Worten. Sie hatte Nandini nach der Hochzeit erklärt, die Stimme einer Frau dürfe nicht zu hören sein, und sie dürfe auf keinen Fall lachen - sie könne lächeln, solange sie dabei nicht die Zähne entblöbte.

Krishnamurti geriet natürlich ebenfalls in den Brennpunkt der Aufmerksamkeit. In der Nacht des Holi-Festes, als die Feuer entzündet wurden, kam es zum endgültigen Bruch zwischen den Eheleuten. Man nahm Nandini die Kinder weg, und sie floh mitten in der Nacht ins Haus meiner Mutter, das nur etwa hundert Meter vom Hause Sir Chunilal Mehtas entfernt war. Körperlich und seelisch mißhandelt und voller Verzweiflung über den Verlust ihrer Kinder, kam sie am nächsten Morgen zu Krishnamurti.

Krishnaji, dessen Abreise kurz bevorstand, sagte zu ihr: »Steh allein. Wenn du aus den Tiefen deines Selbst heraus gehandelt hast, aus dem inneren Wissen, daß das, was du getan hast, richtig ist, dann wirf dich vertrauensvoll in die Strömung des Lebens. Sein Wasser wird dich halten, tragen und

unterstützen. Falls du aber aufgrund einer Beeinflussung von außen gehandelt hast, dann gnade dir Gott. Der Guru ist verschwunden.«

Nandini besaß keinen Heller. Man hatte sie von ihren Kindern getrennt. Sie konnte kaum auf Unterstützung hoffen, denn mein Vater lebte nicht mehr. Es gab nur zwei Möglichkeiten: entweder, sie kehrte zu ihrem Mann zurück oder sie trennte sich von ihm und trug die Konsequenzen. Meine Mutter, die sich von den Ereignissen überfordert fühlte, suchte Krishnaji auf und klagte ihm ihr Leid. Sie sagte, sie sei nicht in der Lage, diese schwere Last zu tragen. Er erwiderte, sie solle alles getrost in seine Hände legen, die Verantwortung liege bei ihm. Sie weinte, aber seine Worte hatten ihre Ängste hinweggewischt. Da ich mir über die Konsequenzen einer offiziellen Trennung im klaren war, ging ich zu Krishnaji und erklärte ihm, daß wir es trotz Nandinis Entschluß, nicht mehr zu ihrem Mann zurückzukehren, auf keinen Fall zu einer gerichtlichen Auseinandersetzung kommen lassen konnten, die allerdings notwendig sein würde, um die Frage des Sorgerechts für die Kinder zu klären. Ich sagte, es sei unvermeidlich, daß in diesem Fall Krishnajis Name ins Spiel käme, daß man ihm vorwerfen würde, Nandini in ihrem Entschluß, die sexuelle Beziehung zu ihrem Mann abzubrechen, beeinflußt zu haben. Er sah mich lange an und fragte dann: »Willst du etwa versuchen, mich zu beschützen?« Er hob die Arme und sagte: »Da sind weitaus mächtigere Wesen, die mich beschützen. Mach dir keine Sorgen, tu alles, was gut für Nandini und die Kinder ist. Die Kinder sind wichtig. Es ist gleich, ob sie gewinnt oder verliert. Wenn es nötig ist, kämpft.«

Bald darauf reichte Nandini die Scheidungsklage gegen ihren Mann wegen Grausamkeit ein und beantragte das Sorgerecht für ihre Kinder. Ihre Tochter war neun, der ältere Sohn sieben und der jüngste drei Jahre alt. Die Verhandlung fand im Herbst 1949 statt. Krishnaji war inzwischen aus Ojai zurückgekehrt-zunächst nach Madras, war dann nach Ceylon gereist und hielt sich nun in Rajamundry, Andhra Pradesh, auf. Bhagwan Mehtas Anwälte verlasen vor Gericht lange Passagen aus Krishnajis Vorträgen. In diesen Reden, die er in Poona und Bombay gehalten hatte, hatte Krishnamurti die Heuchelei der indischen Gesellschaft angeprangert, die moralische Scheinheiligkeit von religiösen Führern und weltlichen Männern, die niedrige Stellung der Frau und ihre Abhängigkeit von ihrem Mann und dessen Familie. Krishnajis Worte klangen leidenschaftlich, ernst und zutiefst mitfühlend. Viele Frauen aus Bombay Poona und Madras hatten ihn aufgesucht und ihm unter vier Augen von ihren Ängsten und Nöten und der Unmöglichkeit, sich zu befreien, erzählt.

Mehtas Anwälte versuchten zu beweisen, daß Nandini beeinflußt worden war und benutzten diese Reden, um ihre Position zu stärken. Es war eine groteske Situation. Da begehrte eine Frau die Scheidung von ihrem Mann, und man verlas lange Passagen aus den Reden eines spirituellen Meisters, um zu beweisen, daß sie im Unrecht war.

Obwohl Nandinis Schwiegervater auf der Seite seines Sohnes stand, war er nicht bereit, auch nur ein Wort gegen seinen Meister zu sagen. Als er während des Kreuzverhörs gefragt wurde, ob er gegen Nandinis Bekanntschaft mit Krishnaji sei, sprang er auf und rief: »Niemals, er ist der Größte der Großen.« Seiner Meinung nach trugen allein Nandini und ihre Schwester Pupul Jayakar die Schuld an dieser unglücklichen Situation. Er betonte, wie schlecht Nandini sich in Poona benommen habe. Um eine Erläuterung gebeten, erklärte er, die Schwestern hätten in Poona häufig gelacht; Nandini habe sich geweigert, ihr Gesicht mit dem Sari zu bedecken und darauf bestanden, zur Rechten Krishnajis zu sitzen. Sir Chunilal Mehta erklärte, Nandinis Verhalten habe die älteren Menschen um Krishnaji sehr beunruhigt. Während der gesamten Verhandlung wurden jedoch keine suggestiven oder unangemessenen Fragen gestellt. Man wollte hauptsächlich beweisen, welche Rolle der Einfluß eines anderen Menschen auf einen jungen, unreifen Charakter spielen konnte. Der Richter des Bombay High Court hörte sich alle von Mehtas Anwälten vorgetragene Argumente und alle Gegenargumente Nandinis an. Justice Weston war ein Bürger der Stadt; er kannte die Mehtas. Es war für ihn unvorstellbar, daß in dieser ehrenwerten Familie des K.C.S.I. Chunilal Mehta irgendein Akt der Gewalttätigkeit vorkommen konnte.

Mein Vater, der die meiste Zeit seines Lebens in den ehemaligen *United Provinces* verbracht hatte, war tot und seine Familie in Bombay wenig bekannt. Der Richter entschied gegen Nandini, die Klage wurde abgewiesen. Nandinis Mann holte die Kinder ab, für die man ihr bis zum Ausgang des Prozesses das Sorgerecht übertragen hatte. Wir telegraphierten Krishnaji den Ausgang der Verhandlung. Er antwortete: »Was auch immer geschieht, ist richtig.«

Einige von Krishnajis Vertrauten hatten angefragt, ob es ratsam sei, daß Krishnamurti die für Februar und März 1950 vorgesehenen Vorträge in Bombay hielt. Nandini hatte beim Obersten

Gericht von Bombay Berufung gegen das Urteil von Justice Weston eingelegt, und der Klatsch war noch nicht verstummt. Schließlich wurde nach Absprache mit Ratansi Morarji entschieden, daß Krishnaji in Bombay sprechen sollte. Am 19. Dezember schrieb er aus Madras: »Ihr könnt also die notwendigen Vorbereitungen treffen. Wenn möglich keine Halle, sondern ein Platz unter freiem Himmel. Diesmal bitte *nicht* das Haus eines reichen Mannes. Gibt es nicht ein ruhiges, freies Gelände, einen schönen, zentral gelegenen Platz? Hallen sind schrecklich, ich fühle mich nicht wohl darin.«

Wir konnten damals keinen geeigneten Platz unter freiem Himmel ausfindig machen; so mieteten wir für seine öffentlichen Reden die Terrasse der Sunderbaihalle, die nicht überdacht war. Die Anzahl der Zuhörer hatte sich verdoppelt, aber es fiel auf, daß die reichen Industriellen und ihre Frauen fehlten.

Nach seiner Ankunft in Bombay traf Krishnaji mit vielen seiner alten Freunde zusammen. Nandini gegenüber zeigte er kein besonderes Mitleid und erlaubte ihr auch nicht, in Selbstmitleid zu verfallen. Unbarmherzig forderte er sie auf, der Tatsache ins Gesicht zu sehen, daß ein Lebensabschnitt vorüber war und ein neuer begann. Seine Sorge und sein Mitgefühl für die Kinder aber war grenzenlos. Wann immer es möglich war, brachte Nandini die Kinder heimlich zu ihm. Er legte seine Hände auf die Augen des älteren Jungen, dem die Ärzte eröffnet hatten, er würde niemals normal sehen können, da sich der Sehnerv eines Auges nicht entwickelt hatte. Überraschenderweise verbesserte sich die Sehkraft der Augen in den folgenden Jahren, und Ghanashyam Mehta machte seinen Doktor in Wirtschaftswissenschaft an der Universität von Berkeley, Kalifornien, und lehrte später an der University of Brisbane in Australien.

Rao Sahib und Achyut waren in Bombay und kamen jeden Morgen in Ratansis Haus, um Krishnaji zu sehen. Der Meister war entschlossen, Rao aus seinem tiefen Schlaf aufzustören. Eines Morgens, als wir alle versammelt waren, sagte Krishnaji plötzlich mitten in der Diskussion: »Laßt uns sehen, ob wir in der Pause zwischen zwei Gedanken verweilen können.« Rao Sahib schaute skeptisch drein, Achyuts Gesichtsausdruck bekam etwas Gequältes. Krishnaji begann, Rao herauszufordern, verwehrte ihm die Flucht in vorgefertigte Konzepte. Krishnaji trieb ihn an, blockierte sämtliche Ausgänge und zwang Rao, mit seinem Mind nichts anderes zu tun, als zu sehen, »was ist«. Wir anderen schwammen im gleichen Strom; die Weigerung, die Gedanken entwischen zu lassen oder sie zu manipulieren, erzeugte eine hohe Energie, und plötzlich, in einem einzigen Augenblick, ließ der Verstand los, und da war es: das Ende des rastlosen Umherschweifens, das Ende des Denkens, das Ende der Zeit.

Raos Gesichtsausdruck, der zuvor leer und stumpf gewirkt hatte in seiner Weigerung, sich von Krishnaji in einen anderen Seinszustand entführen zu lassen, hellte sich auf. Sein Gesicht entspannte sich und seine Augen wurden klar. Krishnaji tat dies wieder und wieder; er brachte uns dazu, die Grenzen des Verstandes zu durchbrechen und verschloß alle Türen, durch die wir hätten flüchten können.

Wir mieteten ein Motorboot und fuhren mit Krishnaji zu den ElephantaHöhlen. Es war eine Vollmondnacht, in der der Mars für einen Moment hinter dem Mond verschwand, um kurz darauf ebenso strahlend wieder aufzutauchen. Die untergehende Sonne ließ den Felsen in wunderbaren Farben aufleuchten. Aus dem Dämmerlicht der Höhle blickte uns das Gesicht des dreiköpfigen Gottes aus halbgeschlossenen Augen an, stillen Augen, die das Innere und das Äußere sahen. Die Unterlippe war voll und sinnlich. Der Bildhauer hatte die aufsteigenden Klänge uralter Sanskrit-Gesänge eingefangen, hatte in dieser Skulptur die Meditation des Universums zu Stein werden lassen. Krishnaji stand lange Zeit still vor der Statue. Dann wandte er sich um und sagte, er würde gerne eine ganze Nacht in der Höhle verbringen. Rao Patwardhan begann plötzlich, Sankaracharyas Hymne an Shiva zu chanten -über das »Wesen«, das aufsteigt, wenn alle Eigenschaften regiert werden. Tief berührt von den wunderbaren Klängen, geriet Krishnaji in einen ekstatischen Zustand. Auf dem Weg zurück zum Boot fragte er Achyut, wo all die Energie und Kreativität geblieben sei, die sich in Maheshmurti* manifestiert hatte. Warum war Indien so arm geworden?

Der aufgehende Mond beschien unseren Weg, und plötzlich kamen Dorfkinder angelaufen, boten uns Blumen an und bettelten um Geld. Krishnaji versuchte, mit ihnen zu reden; zeigte ihnen seine leeren Taschen, drehte sich zu uns um und bat uns, ihnen etwas Geld zu geben. Er lachte mit ihnen, nahm eines der kleinen Kinder an die Hand und ging mit ihm zum Boot. Vom Boot aus versuchten

wir alle, einen Blick auf den Mars zu erhaschen, der gleich hinter dein Mond hervorkommen mußte. Krishnaji stieg aufs Oberdeck und entdeckte ihn schließlich. »Da ist er!«, rief er aufgeregt wie ein kleines Kind.

Bei den morgendlichen Gesprächsrunden drang Krishtiaji immer weiter in die Tiefe des Mind vor, und wir durften mit ihm gehen. Alles war im Fluß. Ich hörte die Worte, ohne daß sich verbale Antworten in meinem Verstand formten - da war ein Strom von Klängen, Worten und Inhalt. Ich hätte tatsächlich die Gedanken zählen können, die in diesen zwei Stunden auftauchten, die ich morgens mit Krishnaji verbrachte.

Kapitel 15: »Der Mind, der zum Teil des Ganzen wird, kennt keine Grenzen mehr.«

Während Krishnajis Aufenthalt in Bombay fand sich bald wieder eine kleine Gruppe zu regelmäßigen Diskussionen zusammen. Diesmal waren wir nur zu sechst: Rao Sahib, Achyut, Maurice Friedman, die ehrenwerte Mrs. Lucille Frost (eine Engländerin und langjährige Schülerin C.G. Jungs, die Krishnaji in Sri Lanka begegnet war und ihn nach Indien begleitet hatte), Nandini und ich. Aus diesen Gesprächen entstand die erste Reihe der berühmten *Indischen Dialoge* Krishnajis. Seine Lehre gewann eine neue Dimension hinzu, eine neue Strömung entstand, die unser Denken aus seinen alten Gleisen befreien sollte. Wir waren gerade dabei, über den Mind und das Gedächtnis zu diskutieren, als Krishnaji eine Frage aufwarf. Er war in der vergangenen Nacht gegen drei Uhr aufgewacht und hatte plötzlich ein überwältigendes Glücksgefühl verspürt, das in seinem Inneren zu explodieren schien. Es kam aus dem Herzen der Stille. So lag er still da, bis sein Bewußtsein ins Spiel kam und der Erfahrung einen Namen gab. Das Mind-Bewußtsein erinnerte sich, aber wie konnte der Mind, der während der Erfahrung gar nicht existiert hatte, sich an sie erinnern?

Jemand meinte, vielleicht habe das höhere Selbst oder Bewußtsein die Freude und Stille erfahren und sich erinnert. Krishnaji sagte: »Jede Vorstellung eines höheren Mind ist nichts als eine weitere Projektion des Verstandes. Das trifft es nicht. Entweder war dieser Zustand der Stille nicht real - eine Projektion des Verstandes - oder er war echt.« Er machte eine Pause. »Wie konnte sich der Mind daran erinnern? Der Mind ist Ursache und Wirkung, ist in der Zeit gefangen, er hat einen Anfang und ein Ende. Der Mind kann niemals das erfahren, was keine Ursache hat, das Zeitlose, das, was keinen Anfang und kein Ende kennt. Der Zustand, den ich heute früh erlebte, hatte keine Ursache. Wie konnte der Mind, der Ursache und Wirkung ist, der begrenzt ist, sich an das Grundlose, das Grenzenlose erinnern?«

Jemand anders äußerte die Vermutung, der Mind habe sich nicht an die Erfahrung selbst, sondern an das Erwachen daraus erinnert. Krishnaji sagte: »In der Stille, was gibt es da zu erfahren? Stille kann nur Stille erfahren. Kann die Stille eine Spur hinterlassen?«

Vielleicht war dann das, was der Mind spürte, der Abglanz des Eintauchens in die Stille. Krishnaji sagte: »Da ist eine Erfahrung von Stille, und der Mind erinnert sich an den Geschmack, das Aroma, die Essenz. Wie erinnert sich der Mind? Bewußtsein ist der Gedanke des Momentes davor oder des Momentes danach. Gedanken beziehen sich immer auf den Moment (oder viele Momente) davor. Der Gedanke ist das Resultat eines Stimulus.« Er ließ die Worte einsinken, erlaubte den Zuhörern nachzusinnen, mit ihm zu gehen. »Wir leben in Ursache und Wirkung und versuchen ständig, sie zu korrigieren. Wir lehnen unseren Hintergrund ab, unsere Vergangenheit des Gestern und von Tausenden von Jahren, ohne uns jemals klarzumachen, daß diese Vergangenheit, die wir ablehnen, ein Aspekt unseres Selbst ist, der tief in uns verwurzelt ist. Und so bleibt der Hintergrund im Dunkeln und kann eine Quelle des ständigen inneren Konflikts und Widerspruchs sein.«

»Können wir sehen, daß der Mind nie im »Hier und Jetzt« ist, daß er immer eine Projektion, eine Vorwärts- und Rückwärtsbewegung ist?«

Jemand stellte die Frage: »Wie kann der Mensch dies verstehen?« »Das kann niemals mit dem Denken erfaßt werden«, erwiderte Krishnaji. Er blickte Rao Sahib an. »Was tut der Mind, wenn er dies erkennt?« »Der Mind weigert sich, es als Tatsache anzuerkennen«, sagte Rao. »Aber es ist eine Tatsache. Der Mind kann das >Jetzt<, das ja das Neue ist, nicht verstehen. Es ist eine Tatsache, so wie eine Mauer eine Tatsache ist. Was tust du, wenn du vor einer Mauer stehst? Du sagst nicht, daß

du sie nicht als Tatsache akzeptieren kannst. Was geschieht, wenn du es als Tatsache akzeptierst, daß der Mind das >Hier und Jetzt< nicht verstehen kann? In welchem Zustand befindet sich dein Mind dann?«

»Er ist still - das Denken kommt zum Stillstand«, warf ich ein. »Geh weiter. Was geschieht, wenn der Mind sieht, daß das Denken aufgehört hat und dennoch eine Strömung da ist, eine Freiheit?«

»Ich sehe es, und das Denken hat aufgehört, und doch höre ich deine Stimme. Die Sinneswahrnehmung ist nicht unterbrochen.« »Ich sehe dich. Ich höre deine Stimme. Die Gedanken sind nicht da, und doch funktioniert die Sinneswahrnehmung weiterhin. Nur die Identifikation hat aufgehört«, sagte Krishnaji.

Am nächsten Morgen sprachen wir wieder über das Bewußtsein. Die erste Schicht ist das Alltagsbewußtsein - Essen, Trinken, ins Büro gehen, sich mit anderen Menschen treffen, die angelernten Verhaltensweisen, die automatisch ablaufen. Es ist offensichtlich ein statischer Zustand, der zu einem Muster wird.

Wird unsere Routine gestört oder unterbrochen, dann wird diese oberste Schicht für einen Moment außer Kraft gesetzt und enthüllt das, was darunter liegt. Der Einfachheit halber nennen wir dies die zweite Schicht (natürlich ist es nicht ganz korrekt, von Bewußtsein als Schicht oder Ebene zu sprechen, da es ja keine räumliche Ausdehnung hat). Das Denken, das aus dieser Schicht kommt, ist noch immer konditionierte Erinnerung, aber es ist nicht so automatisiert wie das der ersten Schicht. Es ist aktiver, flexibler, nuancenreicher. Hier muß sich das Denken nicht so vollständig an ein Muster halten, es hat mehr Vitalität. Die nächste Schicht ist geprägt von Vorlieben, Abneigung, Wählen, Werten, Identifizieren. Sie ist der Sitz des Ego.

An diesem Punkt hielt Krishnaji inne und fragte: »Wie habt ihr zugehört? Wie entstehen die Fragen? Wie funktioniert der Verstand?« »Ich habe es dramatisiert« sagte Rao. »Ich habe meine Reaktionen beobachtet«, sagte ich.

Krishnajis Antwort kam wie der Blitz: »Nein, falsch!« »Aber ja. Was könnte man sonst tun?« fragte Rao. Und dann begriff man, wie allumfassend Krishnajis Wahrnehmung war, wie ihm keine einzige Reaktion entging. Er spürte, daß unser »Beobachten« nur ein weiterer Automatismus unseres Verstandes war. Er wußte einfach, ob das, was man sagte, aus echtem Verstehen kam oder nur eine weitere Wiederholung, ein Programm aus dem Erinnerungsspeicher war.

Krishnaji sagte: »Ich habe nicht darüber nachgedacht. Ich bin nicht in die Vergangenheit, in die Erinnerung hinabgetaucht, um die nächste Antwort zu finden. Die Antworten, die Reaktionen entspringen der direkten Wahrnehmung dessen, >was ist<.« Er trieb uns weiter voran. » In der nächsten Schicht liegen die unbewußten Erinnerungen, individuelle und kollektive, die Neigungen, Triebe, Kräfte, die rassischen Instinkte. Dies ist der Sitz des Verlangens, die Matrix der Wünsche. Hier findet außerordentlich viel Bewegung statt. Das Ego funktioniert noch - Ego als Verlangen, das sich in seinen Mustern von Ursache und Wirkung bewegt, das Ego als Quelle der Wünsche, die es fortbestehen lassen, das Ego mit seinen unbewußten Neigungen, die sich reinkarnieren. Wir wollen weitergehen.« Er machte eine Pause und schaute nachdenklich drein. »Können wir weitergehen? Geht es hinter dieser Schicht überhaupt noch weiter oder hört hier die Dimension des Bekannten bereits auf? Ist dies das Fundament des Ego? Die Struktur des Bewußtseins, des Mind und seines Inhalts?« Irgend jemand fragte: »Wodurch wird es aufrechterhalten?«

Krishnaji war still. Nach einigen Augenblicken sagte er: »Durch seine eigene Bewegung, seinen eigenen Funktionsmechanismus. Was liegt jenseits? Wie kann man weitergehen, die Matrix hinter sich lassen?« »Indem man den Mind abschaltet«, sagte Rao. »Wer schaltet den Mind ab? Derjenige, der der Mind ist?« Krishnaji sprach schnell. »Wie soll man also weitergehen? Wenn man das Wesen des Mind begreift-nicht das Wort, nicht die Theorie, sondern ihn sieht, wie er ist-ist es dann nicht möglich, daß er zum Stillstand kommt? Doch was auch immer ich tue, um auf die andere Seite zu gelangen, ist Bemühen, kommt aus dem Verlangen und verhindert, daß es geschieht. Ich kann es nicht wollen. Ich kann nicht durch irgendeine Anstrengung dorthin gelangen. Alles, was ich tun kann, ist, mich um mein Ego zu kümmern, um das, was ich bin, um meine Probleme.«

Am nächsten Morgen sagte Krishnaji: »Können wir noch einmal über das Bewußtsein sprechen? Gestern haben wir uns seine Struktur von der Peripherie zum Zentrum hin betrachtet. Es war, als würden wir uns durch einen Trichter bewegen. Können wir heute den umgekehrten Weg gehen? Vom Zentrum zur Peripherie? Können wir uns von innen nach außen bewegen? Können wir uns dem Wesen des Bewußtseins vom Zentrum her nähern?« »Gibt es denn tatsächlich ein Zentrum?«, fragte

Rao. »Das Zentrum existiert nur, wenn die Aufmerksamkeit sich auf einen Brennpunkt richtet. Das Zentrum entsteht, wenn an der Peripherie Bewegung ist, es bildet sich als Brennpunkt auf der Peripherie. Diese peripheren Punkte sind unser Name, unser Eigentum, unsere Frau, unsere Berühmtheit. Wir versuchen ständig, diese Punkte zu stärken. An den peripheren Punkten findet ständig Bewegung statt. Wir leben in der ständigen Angst, einer dieser Punkte könnte zusammenbrechen.« »Kann ich leben, ohne diese Zentren zu bilden?«, fragte Rao. »Wenn ich vom Zentrum ausgehen will, um die Struktur des Bewußtseins zu untersuchen - wo befindet sich das Zentrum, von dem ich ausgehen kann? Da ist kein Zentrum, sondern nur das gesamte Energiefeld. Es gibt nur scheinbar ein Zentrum, weil es eine Peripherie gibt. Die Zäune, die das Feld abgrenzen, kreieren das Zentrum. Diese Zäune sind die Brennpunkte der Aufmerksamkeit, die Begrenzungen, die das Zentrum erschaffen. Entferne die Zäune wo ist dann das Zentrum?«

»Kann man die Zäune denn entfernen?«, fragte ich. »Wenn du dich in das innere Feld begibst, in das »Nicht-Zentrum«, gibt es keine Erinnerung. Beobachte, was geschieht, wenn du dich aus dem Feld zum Zaun hin bewegst. Wenn du dich dem Zaun näherst, setzt die Erinnerung ein. Bis jetzt haben wir uns mit dem Weg von der Peripherie zum Zentrum beschäftigt. Der umgekehrte Weg (aus diesem »Nicht-Zentrum«) muß völlig anders sein. Ich muß mich an die Bewegung vom Inneren her zur Peripherie hin gewöhnen.« »Was geschieht mit den Punkten?«, fragte ich. »Es ist, als ob man unter Zäunen hindurchkriecht oder sie überspringt. Die Zäune haben keine Bedeutung mehr. Den Punkt an der Peripherie zu sehen, heißt, überhaupt keinen Punkt zu sehen. Was wir jedoch ständig tun, ist, sofort an die Peripherie-in das gewohnte Muster -zu springen. Ich kann nicht eine Gewohnheit aus etwas machen, das kein Zentrum hat.

Von der Peripherie zum Zentrum gehen, heißt, im Zentrum festzustecken. Wenn das Bewußtsein sich mit etwas identifiziert, wird es zu einem Brennpunkt. Das Denken in gewohnten Mustern ist die Bewegung an der Peripherie. Ich kann den Punkt nicht vom Punkt aus erkennen. Das Zentrum existiert für mich nur, wenn ich mich ihm von der Peripherie her nähere.

Je mehr ich mich innerhalb des Feldes aufhalte, desto mehr erkenne ich, daß in Wirklichkeit kein Zentrum existiert.«

Am nächsten Morgen ging die Diskussion weiter. Wir fragten Krishnaji: »Was ist die Peripherie? Wie entsteht sie? Wie werden die Zäune errichtet? Sind sie von anderer Beschaffenheit als das brennpunktlose Feld?«

»Warum bleibt ihr an der Peripherie? Warum könnt ihr nicht im inneren Feld bleiben, seine Flora und Fauna betrachten, seinen Duft riechen? Warum seid ihr ständig mit dem Zaun beschäftigt?«, erwiderte er. »Ich habe mich wirklich gequält, es herauszufinden. Es scheint unmöglich, das Ganze zu verstehen. Achyut meinte, ich solle es als Spiel betrachten«, sagte Mrs. Frost.

»Du nimmst dir Zeit, bemühst dich-warum?«, fragte Krishnaji. »Weil mein Verstand wie eine Steinmauer ist.« »Warum? Was ist los? Sieh genau hin, sieh, was nicht in Ordnung ist«, sagte Krishnaji. »Meine Gedanken«, antwortete Mrs. Frost. »Was bedeutet, daß du an einem Muster festhältst, das immer nach einer Erklärung verlangt. Deine Worte hindern dich. Die Steinmauer der Vorstellungen, Worte, an die du gewöhnt bist. Warum läßt du sie nicht los?«

»Ich weiß nicht wie«, protestierte Mrs. Frost. »Warum nicht? Für dich ist Denken sehr wichtig. Du bist verloren, wenn du nicht in deinen gewohnten, eingefahrenen Bahnen denken kannst. Vergiß all das. Spiel damit. Schau, ob du nicht einmal vom »Nicht-Zentrum« statt von der Steinmauer aus beginnen kannst. Wo liegt das Problem?«

»Ich bin mir völlig darüber im klaren, daß wir diese Stufe noch nicht erreicht haben.« Mrs. Frosts Stimme klang ärgerlich. »Da ist keine Stufe. Warum hältst du an der Peripherie fest, wenn du zum Zentrum gehen willst? Vergiß die Stufe. Es ist zu voll an der Peripherie. Laß es los. Fang frisch an, so als würdest du einen neuen Raum betreten. Du siehst die Peripherie und willst nun das Zentrum kreieren. Du nennst es Gott und versuchst, dich ihm zu nähern. Aber es gibt kein Zentrum ohne Peripherie. Du kannst dich nicht aus deinen Denkgewohnheiten befreien. Du kannst nie »neu denken. Das Problem liegt nicht im inneren Feld, sondern in der Peripherie. Es ist der einfache Mind, der dies sieht.«

»Von der Peripherie aus wirkt es, als würde man durch ein Teleskop schauen. Im inneren Feld zu sein, bedeutet, im Fluß zu sein«, warf Nandini ein.

»Was ist der Brennpunkt? Bewußtsein, das mit irgend etwas identifiziert ist? Was ist der Zaun? Was ist der Zaun, wenn du dich ihm vom punktlosen Feld näherst? Es ist die Unterbrechung der

Bewegung. Wenn da das fließende Energiefeld ist-ist es nicht von der gleichen Beschaffenheit, wie die zurückgehaltene Bewegung, wie der Zaun? Die Unterbrechungen der Bewegung sind die Punkte entlang des Zaunes. Ich bin immer noch innerhalb des Feldes. Gestern habe ich nach der Diskussion geschlafen. Als ich aufwachte, war es, als käme ich von weit her zu einem Punkt, an dem sich ein kompliziertes Gedankenmuster bildete. Ich lag da und beobachtete das Muster-was sehr lange dauerte. Dann löste es sich auf, und ich kam zu mir. Bewegung, die an einem bestimmten Punkt aufgehalten wird, kristallisiert sich zu einem Muster, wird zu dem Punkt, von dem aus ich handle. Leid entsteht aus dem Anhalten des Flusses und dem Sichentfernen vom Fluß der Bewegung. Wenn ich sehe, daß der Punkt von der gleichen Beschaffenheit ist wie das Feld, dann gibt es keinen Kampf. Wenn im punktlosen Feld Leben ist, dann ist der Punkt die Unterbrechung davon«, sagte Krishnaji.

»Wie entsteht der Punkt? Ist er die erstarrte Bewegung?« fragte ich.

»Entsteht er aufgrund von Druck, durch eine Gegenkraft?«, fragte Rao.

»Ist nicht dein Fluß und mein Fluß der gleiche?«, warf Krishnaji ein.

Friedman fragte: »Warum entsteht das Hindernis? Ist es unwirklich, falsch?«

»Warum geschieht es? Zwanzig Dinge geschehen um mich herum. Manchmal kann ich alles gleichzeitig aufnehmen, manchmal ist mein Sehen begrenzt«, sagte Rao.

»Das >Nicht-Zentrum< trifft auf ein Hindernis, eine Reaktion des Nervensystems. Warum nicht? Es können einfach körperliche Reaktionen sein. Ihr stellt mir eine Frage, und ich antworte euch gemäß meiner Konditionierung-die den Fluß unterbricht. Diese Konditionierung ist das Resultat der Umwelteinflüsse, die auf den Körper und seine Reaktionen einwirken. Wenn der Fluß unterbrochen wird - ich akzeptiere die Unterbrechung -, das Leben ist einfach so«, sagte Krishnaji.

»Was ist die Unterbrechung des Flusses?«, fragte Rao. »Es ist das Fokussieren der Aufmerksamkeit. Der Fluß fließt plötzlich durch einen Engpaß und wird schmaler. Das Feld hat keinen Punkt und keine Begrenzung, es ist unendlich, grenzenlos. Das Fokussieren der Aufmerksamkeit bewirkt das Engerwerden. Aber warum bleiben wir dort stehen? Das ist die Frage. In dem Moment, in dem ihr mich etwas fragt, entsteht zwangsläufig ein Brennpunkt. Aber warum erlauben wir ihm, sich zu kristallisieren, zu erstarren?« Er schwieg eine Weile und sprach dann langsam weiter-forderte uns auf, mit seiner Energie Kontakt aufzunehmen.

»Das grenzenlose Feld kennt keinen positiven Zustand. Das Feste, Erstarre ist >positiv<. Das >Nicht-Zentrum< ist negativ. Das Negative wird herausgefordert und wandelt sich in positive Aktion, und dieser positive Zustand kriecht wiederum sein Gegenteil.« »Hat der positive Zustand seine eigene Antriebskraft?«, fragte Rao.

»Die echte Lösung liegt im >negativen< Feld. Wenn wir uns aus diesem Feld entfernen, sind wir verloren. Wenn wir uns in den Punkt hineinbegeben, um ihn zu untersuchen, sind wir verloren. Man muß ihn vom Feld der Negierung aus betrachten. Warum geschieht Kristallisierung?« Er machte eine Pause und fragte sich selbst: »Ist das eine falsche Frage? Kristallisierung ist unvermeidlich, eine Tatsache, aber ich frage mich, warum der Mind in der Kristallisierung steckenbleibt. Wenn ich die Dinge vom negativen Feld aus betrachte, kann ich mich von der Erstarrung, von dem kristallisierten Punkt befreien. Ich akzeptiere Reibung als unvermeidlich und gehe weiter.« »Ist es so, weil wir unseren Energiefluß als von Grenzen getrennt betrachten? Ist das das Problem?«, fragte Rao.

»Wenn wir von der Negierung ausgingen, hätten wir die Antwort. Ich frage mich, warum wir nicht in einem Zustand der Negierung bleiben? Es besteht die Gefahr, daß man ständig dies gegen das abwägt. Die Narren ziehen ins Königreich ein, nicht die Vorsichtigen«, sagte Krishnaji.

»Was ist Energie des Feldes? Welche Rolle spielt Energie in dem, was wir Bewußtsein nennen? Wir kennen den Vorgang des Engwerdens. Wir kennen Angst, Gier, Sublimierung, wir kennen die verschiedenen Gründe und Ursachen der Identifikation. Was ist diese Energie? Offensichtlich ist sie nicht begrenzt, sie hat keine Zäune, keine Grenzen. Das Feld ist Energie.« »Wenn wir versuchen, diese Energie zu analysieren, wird der Analysierende zum kristallisierten Punkt«, sagte Rao. »Wir wollen uns dieser Energie von einer anderen Seite her nähern. Was ist Stille? Seid ihr still? Wie kann man wissen, was Stille ist? Seid ihr innerlich voller Lärm? Woher wißt ihr, daß ihr still seid?«

»Stille ist das ungehinderte Fließen des Energiefeldes«, sagte Rao. »Definiere es nicht. Kann ich Stille sehen? Kann ich sie erfahren? Kann ich als Beobachter sagen, >dies ist Stille?«, fragte Krishnaji. »Stille ist da, wenn meine Aufmerksamkeit nicht fokussiert ist«, sagte Rao. »Was meinst du mit fokussiert? Versuche nicht, es in Worte zu fassen. Sieh einfach, was Stille ist und wie du sie erfährst.« Krishnaji hielt Raos Hand und nahm ihn mit ins Grenzenlose.

»Was ist Stille? Wie erfährst du sie? Tu überhaupt nichts, höre einfach in dich hinein. Erfährst du sie oder versuchst du, sie zu definieren?« Er machte eine Pause. »Siehst du den Unterschied? *Erfahre*, was Stille ist.«

»Ich sage, es ist kein Zustand, den man >wollen< kann. Gib also das Wollen auf«, sagte Achyut.

»Ihr macht euch zuerst ein Bild und preßt dann die Dinge in euer Bild hinein. Findet heraus, was Stille ist.« Krishnaji trieb uns an. »Ich kann mich an Zeiten erinnern, in denen ich den Zustand der Stille erlebte«, sagte Mrs. Frost.

»Das ist nicht Stille. Was ist Stille? Ihr habt mich gefragt, was Energie ist, und ich sagte, man kann sich dem Problem von einer anderen Seite nähern. Ich sage, laßt uns in die Stille gehen. Das ist die Herausforderung. Nun, was ist Stille? Habe ich eine Vorstellung davon oder erfahre ich sie und versuche, euch einen Geschmack davon zu geben, weil ihr mich danach fragt? Versucht nicht, zu begreifen oder nicht zu begreifen, laßt einfach Ios.« Für einen Moment hatte Rao sich dem Fluß überlassen, war eins mit ihm geworden. »Vergeßt eure Vorstellungen und spürt, was Stille ist«, sagte Krishnaji. »Ich kann mir den Zustand entweder vorstellen oder ihn erfahren. Ihrerlährt ihn nicht. Bei euch setzt sofort der Mechanismus des Verstandes ein. Seid einfach -laßt euren Mechanismus hinter euch. Warum setzt er ein, bevor ihr die Stille erfahren könnt?«

»Der Mind ist so schlau«, sagte Achyut. »Das ist keine Antwort. Warum setzt der Mechanismus zuerst ein? In dem Moment, in dem ich euch frage, was Stille ist, antwortet euer Mechanismus. Wie könnt ihr die Stille finden? Ganz sicher nicht durch den Lärm des Verstandes. Was könnt ihr also tun?«

»Der Zaun beginnt da, wo der Mechanismus einsetzt«, sagte Rao. »Die Stille ist immer da, sie ist unendlich, grenzenlos. Ich will herausfinden, was Energie ist. Sie könnte endlos fließen, aber unser Verstand beginnt sofort, sie sich vorzustellen und überdeckt die Stille, preßt sie in einen Rahmen. Aber die Stille hat keinen Anfang und kein Ende; sie ist allumfassend. Auch Lärm kann Teil der Stille sein, muß nicht im Gegensatz zu ihr stehen. Das Weinen dieses Kindes ist Stille. Wenn Lärm innerhalb der Stille ist, dann ist er Teil von ihr. Wenn Stille allumfassend ist, dann kann sie auch Lärm einschließen.

Alles, was jedoch mit seinem eigenen Mechanismus im Gegensatz zur Stille steht, ist nicht Teil der Stille. Der Mechanismus, mit dem der Beobachter die Stille betrachtet, steht im Gegensatz zur Stille, ist nicht Stille. Die Vorstellung von der Stille als etwas Abgegrenztes, ist nicht Stille. Alles Abgegrenzte, Separate mag seine eigene Energie haben, aber es kann nicht Teil der allumfassenden Stille sein. Das Abgetrennte, Separate kann durch seine Bewegung seine eigene Energie und Reaktion hervorbringen, aber es sind zwei völlig verschiedene Energien. Die Bewegung eines separaten Mechanismus, der Stille erfährt, und Lärm als Teil der Stille sind zwei völlig verschiedene Phänomene.

Alles innerhalb der Stille, was nicht im Gegensatz zu ihr steht, ist extensiv. Alles, was mit seiner eigenen Energie im Gegensatz zu ihr steht, ist begrenzt. Wenn das Begrenzte versucht, das Grenzenlose zu finden, kann keine Stille da sein.

Ich kann in Stille leben. Was ich auch tue, steht nicht im Gegensatz zu ihr, solange ich ihr keinen Widerstand entgegensetze. Dann umfaßt sie alles, außer den Widerstand. Der Widerstand erzeugt seinen eigenen Sog, wie Feuer züngeln seine Flammen gen Himmel.«

»Ist diese Stille die Quelle der grenzenlosen Energie?« fragte Rao. »In dem Moment, in dem sie Grenzen hat, ist ein Widerstand da«, sagte Krishnaji. »Wie ist dieser Zustand?«, fragte Rao.

»Was arbeitet hier? In diesem Zustand rieche ich den Duft dieser Jasminblüten. Ich höre, ich sehe. Was ist nicht darin enthalten? Das Exklusive, das Gegensätzliche, die Idee oder Vorstellung, die immer von der Wirklichkeit getrennt ist. Jede Form von Widerstand macht diesen Zustand zunichte.

Wenn ich in der Stille lebe, ist ein Schrei nicht etwas von der Stille Getrenntes, aber der Schrei des Kindes als separater Akt ist vom Zustand der Stille getrennt. Die Stille ist grenzenlos. Wenn ein Widerstand da ist, geschieht Abgrenzung, Trennung; Lärm wird zu etwas Abgetrenntem, wenn die Sinneswahrnehmung ihn als Störung empfindet; der Lärm wird exklusiv, wenn die Aufmerksamkeit darauf gerichtet wird.«

»Das geschieht in dem Moment, in dem unser Mechanismus, Dinge zu bewerten, einsetzt«, sagte Friedman.

»In dem Moment, in dem der Mind Vorstellungen formt, fallen wir aus dem Zustand der Stille heraus. In diesem Zustand zu leben, erfordert außerordentliche Intelligenz und Intensität. Da >es<

grenzenlos ist, muß es Energie sein, und es ist grenzenlos, weil es keine Ursache hat. Die Energie, die vom Mind erzeugt wird, hat eine Ursache und daher auch ein Ende. Aber die Stille kommt nicht aus dem Mind, und deshalb hat diese Energie keine Grenzen.« Krishnamurti hielt inne. Als er den Ausdruck auf unseren Gesichtern sah, sagte er: »Versucht nicht, das so zu übersetzen, daß es in euer Denkschema paßt. Der Verstand kann nicht verstehen, was außerhalb von ihm existiert. Aber das hier ist grenzenlos. In diesem Zustand ist alles enthalten, außer der Routine des Mind. Dieser Zustand schließt jeden Lärm, jedes Geräusch ein - der Lärm ist kein Lärm mehr. Dann kommt der Mind ins Spiel und erzeugt ein exklusives, separates Muster, das seine eigene Energie produziert.«

Eines Morgens sagte Friedman, er fühle sich vollkommen übersättigt; wenn er Krishnaji zuhöre, habe er ständig das Gefühl, er wisse schon vorher, was dieser als nächstes sagen würde. Für ihn geschah nichts Neues. Er sagte, er könne es nicht länger ertragen. Rao Sahib sagte, er fühle sich zwar noch nicht übersättigt, aber auch er habe das Gefühl, er müsse Krishnaji verlassen. Dieses Herumsitzen und Diskutieren erschien ihm auf einmal völlig sinnlos.

Auch Nandim äußerte sich ähnlich. Sie meinte, wenn sie Krishnaji verstanden hätte, hätte etwas geschehen müssen. Sie wartete darauf, daß es geschah, aber es geschah überhaupt nichts. Achyut sagte, ihm ginge es wie Rao, und ich selbst fühlte mich wie tot, wie abgestorben.

Krishnaji sagte: »Im Grunde läuft das alles auf eines hinaus: Ihr wartet darauf, daß etwas geschieht. Einige haben eine Technik, aber keinen inneren Antrieb, und sie warten auf irgendeine Motivation zu handeln. Andere haben den inneren Antrieb, aber keine Technik, und so warten sie auch. Manche fühlen sich tot und warten darauf, daß jemand sie lebendig macht, damit sie handeln können.

Warum wartet ihr und worauf wartet ihr? Wartet ihr darauf, handeln zu können? Ihr seid nicht sicher und ihr wollt Beweise, bevor ihr handelt. Wie könnt ihr Sicherheit haben? Ihr habt noch immer nicht den Bereich des Bekannten verlassen. Ihr wollt schon Sicherheiten in bezug auf das Neue, bevor ihr bereit seid zu handeln, aber wie könnt ihr sicher sein? Ihr lebt nicht, ihr wartet nur. Das ist kein Leben. Rao hat die politische Bühne verlassen und wartet; er lebt nicht.

Bisher habt ihr nach Norden geblickt, und ich sage euch, dreht euch um und schaut nach Süden. Ihr wollt nach Süden schauen, ohne den Blick vom Norden abzuwenden.

Warum wartet ihr? Um sicher zu sein? Worüber? Daß euer Handeln >neu< sein wird? Ihr lebt aber nicht. Warten ist Tod. Lebt, bewegt euch, geht los.

Zu dir, Rao, sage ich: >Schau, du hast es, geh los.< Ich fühle, daß etwas geschieht. Wenn ich einen Sohn hätte, würde ich es gern mit ihm teilen. Wenn du liebst, möchtest du teilen, und ich sage dir, Rao, streck deine Hand aus. Wenn du es haben willst, wirst du es bekommen.

Wenn das Kleine im Strom des Großen fließt, als Teil des Ganzen funktioniert, dann ist auch das Kleine grenzenlos. Wenn es getrennt agiert, ist es begrenzt. Der Mind, der als Teil des Ganzen arbeitest, ist unbegrenzt.«

»Was ist Energie - ist es möglich, daß sie immer frei fließt - unbegrenzt?« Raos Gesicht glühte. »Wenn der Mind sie nicht begrenzt, ist sie immer unbegrenzt. Ist in diesem Zustand Handlung überhaupt möglich; braucht man dazu nicht den Mind? Was wird aus der Handlung? Was bedeutet dein Handeln für den Bettler auf der Straße? Kannst du das beantworten? Nein, aber irgend etwas wird handeln, und dieses Handeln wird ihn beeinflussen. Solange das funktioniert, gibt es kein Problem.«

Am nächsten Tag fragte Krishnaji wieder: »Was ist das Problem? Stellt anstelle dieser Blumen« - er deutete auf eine Schale mit Nelken - »einen Strauß künstlicher Blumen hin. Ihr wißt, welche Blumen echt sind. Diese Blumen haben etwas eigenes, sie sind lebendig. Was ist das Problem? Was unterscheidet das Echte vom Künstlichen?«

»Sie.~iruleinfach«, sagte Rao.

»Nein, was ist das Wesentliche?«

»Wir weigern uns, uns so zu sehen, wie wir sind; wir versuchen, mit jedem Atemzug etwas anderes zu werden«, antwortete Rao. »Ja, das ist alles schon klar, aber was fehlt? Was fehlt zum Beispiel Rao? Er ist ernsthaft. Er hat die Fähigkeit zu lernen, aufzunehmen, zu verarbeiten; er ist fähig, Opfer zu bringen. Er ist in der Lage, Fakten zu sammeln; er sagt, was soll ich tun, ich bin nicht die echte Blume! Weshalb ist er zu einer künstlichen Blume geworden?«

»Warum habe ich kein Lied?«, fragte Rao. »Ja, warum ist da keine Flamme? Was fehlt? Es fehlt uns an Liebe, ohne sie kannst du versuchen, was du willst, das Künstliche wird dich niemals echt

werden lassen. Wir haben den Intellekt kultiviert; er ist die künstliche Blume. Wir haben das Echte mit der Wurzel ausgerissen. Wie können wir also Liebe in uns tragen? Warum können wir nicht lieben? Das erfordert außerordentliche Intelligenz. Weil wir keine Liebe haben, bauen wir Tempel und schaffen Institutionen.« Er deutete auf die Blumen, die vor ihm standen. »Diese Blüte hat sich gerade geöffnet. Habt ihr es gesehen?«

Rao fuhr fort: »Die Liebe fehlt. Ich sage immer wieder, ich möchte sie erfahren. Ich habe keine Liebe in mir. Ich habe meine ganze Energie darauf verwendet, künstliche Blumen herzustellen. Was soll ich tun? Solange ich keine Liebe habe, ist alles andere bedeutungslos. Warum kann ich nicht lieben?«

»Ich weiß, daß ich in einer künstlichen Welt lebe. Mein Gehirn kann alles analysieren, und doch brauche ich das andere. Wie kann ich es bekommen?«, fragte Rao.

»In welchem Bewußtseinszustand befindest du dich, wenn du sagst, daß du das Künstliche siehst und schockiert bist? Aus welchem Zustand heraus verlangst du nach >dem anderen? Es muß eine Möglichkeit geben, die Türe zu öffnen, und es muß einen Weg geben, >das andere< zu empfangen. Wie? Das ist das eigentliche Wunder. Man kann es nicht herbeiholen. Es muß etwas sein, das man nicht analysieren kann. Es ist nichts Beständiges. Ich kann mich nicht darum bemühen; ich kann es nicht kreieren. Ich kann nur aus meinem Zentrum heraus handeln, das für beides offen ist: für das Entstehen und das Vergehen. Ich kann nicht versuchen, es festzuhalten. In dem Moment, in dem ich sage, ich muß es erfahren, es muß immer da sein, schließe ich es schon wieder aus.

Ich sehe die Unechtheit des Künstlichen, aber ich habe das Echte nicht. Was geschieht mit dir, wenn du das siehst? In dem Moment, in dem ich aufhöre, mit dem Künstlichen zu spielen, hört jegliches Bemühen, hören alle Versuche zu erklären auf«, sagte Krishnaji. »Alles Wollen, alles Wünschen und alles Verlangen, etwas zu erreichen, hat aufgehört. Ich fühle mich entspannt, spielerisch. Ich versuche nicht länger, irgend etwas zu vervollkommen«, sagte Rao. »Und was bedeutet das? Von welcher Ebene aus siehst du es? Ist der Verstand im Spiel?«

»Zu leben, ohne authentisch zu sein, ist die einzige Sünde«, sagte Friedman. »Du wirst also nicht mehr mit dem Künstlichen spielen«, sagte Krishnaji. »Oder vielleicht spielst du damit, aber du bist nicht mehr darin gefangen.«

»Wir glauben stets, Denken und Analysieren seien die Voraussetzung für Bewußtheit, aber auch wenn wir noch soviel denken, heißt das nicht, daß wir >es< haben. Ich handele«, sagte Rao. »Ich fühlte mich bisher nur dann bewußt, wenn ich alles genau durchdachte und analysierte. Das raubte mir die Vitalität. Ich kann das nun sehr klar sehen.« Krishnaji sagte: »Kannst du sicher sein, welches die künstliche und welches die echte Blume ist? Du wirst alles sehr genau untersuchen und du wirst achtsam sein. Nur wenn du nicht klar bist, wirst du stolpern. Wir gingen davon aus, daß wir innerlich ausgetrocknet sind. Wir tragen einen Korb voller künstlicher Blumen mit uns herum; die künstlichen Dinge nehmen in unserem Wertesystem einen falschen Platz ein. Du siehst das und läßt es hinter dir. Du befreist dich von dem Korb, der nur das Künstliche enthält. Wie fühlst du dich tatsächlich in diesem Augenblick?« »Alle inneren Runzeln verschwinden. Das Gefühl, etwas erreichen zu müssen, verschwindet. Ich fühle mich nicht ausgetrocknet«, sagte Rao.

»Du bist nicht ausgetrocknet, und das bedeutet, du hast eine Melodie. Ich möchte etwas über den inneren Zustand wissen, über das Gefühl von Freiheit.« »Nach drei Stunden erkenne ich, daß es die Künstlichkeit ist, die dazu führt, daß die innere Wärme fehlt. Wenn man das Künstliche fallenläßt, verschwindet auch die quälende Trockenheit«, antwortete Rao.

»Es ist schwierig, die Energie, die manchmal bei den Dialogen entsteht, auch den anderen nahezubringen«, sagte ich. »Da kommt ein Moment, in dem man versteht, in dem man völlig eins wird, ein Zustand, in dem das Denken aufhört und nur noch die Stille existiert.«

Rao sagte: »Stille ist nicht mein normaler Seinszustand; die Momente der Stille sind selten. Mein Leben verläuft weiterhin auf der Basis von Aktion und Reaktion. Was ist der Unterschied zwischen diesem Handeln und der Handlung als Herausforderung?« Krishnaji antwortete: »Das einzige Kriterium ist, ob die Handlung weitere Reaktionen nach sich zieht, ob sie Kontinuität hat. Wenn du glücklich wärest, würdest du das Richtige tun. Handlung aus einem Zustand des Glücklichseins ist eine Sache. Handlung, die in einem Zustand der Freiheit von Unglück geschieht, zieht ihre eigene Reaktion nach sich - dies ist nicht dasselbe wie der Zustand des Glücklichseins. Wir kennen keinen Glückszustand, der nicht eine Reaktion auf irgend etwas ist. Wir kennen Glücklichsein nur als Reaktion.«

»Ich bin unglücklich; da ich für einen kurzen Augenblick einen Zustand jenseits des Unglücklichseins erfahren habe, bin ich nun um 50 unglücklicher«, sagte Rao.

»Obwohl ich in dieser Welt lebe, möchte ich frei vom Unglücklichsein und den Reaktionen, die es mit sich bringt, leben. Wie kann ich das anfangen? Ich befinde mich nicht außerhalb dieses Musters. Ich sehe es in all seiner Komplexität. Ich lebe in diesem Feld. Mein Problem ist, daß ich auf völlig neue Art und Weise darin leben möchte, denn ich sehe die Sinnlosigkeit des Musters. Ich kann es nicht vermeiden oder davor weglaufen. Was kann ich innerhalb des Musters tun?«, fragte Krishnaji.

»In den letzten Tagen habe ich weniger auf meine Umgebung reagiert als sonst. Ich spüre keinen inneren Antrieb mehr, kaum noch einen Drang, irgend etwas zu tun. Die Spannung ist so niedrig. Ich habe das Gefühl, überhaupt nichts mehr zu wollen. Ich möchte allein sein«, sagte Rao.

»Es fühlt sich an, als würde man schrumpfen«, fügte ich hinzu. »Das Problem ist wir erleben eine Zeitlang einen Höhenflug, und dann landen wir mit einem lauten Krachen wieder auf dem Boden.« Das war Friedmans Kommentar.

»Was läßt euch hoch fliegen und was läßt euch abstürzen?«, fragte Krishnaji.

»Warum laufe ich mit einer Bettelschale herum? Die Bettelschale muß verschwinden«, sagte Rao.

»Die Bettelschale muß verschwinden, und ich will glücklich in dem Energiefeld leben. Ich werde zu dir kommen, aber ich will nicht abhängig sein. Wie kann ich das anstellen? Die Lebensenergie ist so niedrig- da ist keine Freude«, sagte Rao.

»Spürst du es tatsächlich; fühlst du dich wie ein Eimer, der kein Wasser halten kann? Das bedeutet, daß du keine Liebe hast. Warum nicht? Hast du deinen inneren Schwung verloren, fühlst du dich emotional tot?«

»Nein. Ich fühle mich immer noch lebendig«, antwortete Rao. »Ja, da ist noch Energie, aber du reagierst nicht mehr«, sagte Krishnaji.

»Es ist ein Gefühl wie Ebbe - wie am Meer, wenn die Flut zurückgegangen ist«, sagte Rao.

»Heißt das, daß wir den Grund der Dinge erreicht haben? Hast du einen Punkt erreicht, an dem du spürst, daß du nichts bist?«, fragte Krishnaji.

» Du sagst: wenn du keinen Antrieb verspürst, hast du den Grund erreicht. Der Verstand ist so schlau, er will das nicht sehen«, sagte Rao. »Hast du den Grund erreicht?«, drängte Krishnaji. »Ich sehe einen dünnen Lichtstrahl in der Dunkelheit, aber er ist noch zu schwach, um etwas damit anzufangen«, sagte Rao zögernd.

»Bleib dran«, sagte Krishnaji. »Man ist inzwischen zu bewußt, um in den alten Geleisen weiterzufahren, aber das Neue ist ebenfalls noch fern. Das Künstliche ist weggefallen, aber man ist trotzdem nicht glücklich. Was ist zu tun? Laß es einfach ruhen. Es ist wie ein Feld, das bestellt und abgeerntet wurde, laß es nun eine Weile brachliegen.

Die Explosion muß aus dem Inneren kommen - nicht von außen. Wie soll man es anstellen? Ich spüre, daß es einen Schlüssel zu diesem Mysterium gibt. Wenn wir ihn finden, können wir daran teilhaben. In den vergangenen zehn Tagen habe ich gespürt, daß mit mir etwas geschieht - etwas Außergewöhnliches. Ich weiß nicht, wohin es führt. Es ist wie ein Fluß, der irgendwo hinfließt. Es wirkt sich auch körperlich auf mich aus. Ich habe nicht darüber nachgedacht, und ich frage mich, warum es in keinem von euch geschieht. Ich habe das Gefühl, daß da etwas auf uns wartet. Als ich aufwachte, geschah etwas mit mir. Warum geschieht es mit niemandem sonst? Es hat nichts mit Intelligenz oder Dummheit zu tun. Ich kenne all die Gründe, die euch daran hindern, es zu spüren. Aber es ist eine gemeinsame Erfahrung. Wir sind gemeinsam da hindurchgegangen. Wir können jetzt nicht mehr tun. Streckt also eure Hände aus und nehmt die Urkunden in Empfang. Tief im Inneren habt ihr wirklich die gleiche Erfahrung gemacht.«

Er wandte sich Nandim zu: »Und ich möchte wissen, weshalb du es nicht annimmst? Ich sage dir, beug dich nieder und nimm es an.

Kannst du dich daran erinnern, wie sie das Baby zu mir brachten? Der Arzt hatte gesagt, sein Gehirn sei nicht richtig entwickelt. Es konnte nicht sehen, nicht lachen, konnte niemanden erkennen, und ich habe es berührt. Irgendeine Energie wirkt sehr stark in mir. Ich spürte das Brennen in meiner Hand, und das Baby begann zu lächeln, es konnte auf einmal andere Menschen erkennen. Du kannst das gleiche tun. Du mußt es nur zulassen. Die Energie, die durch mich wirkt, kann genauso durch dich wirken, du mußt sie nur annehmen. Es hilft dir nicht weiter, wenn ich zu dir sage, du weißt nicht, wie du es anstellen sollst. Ich sage dir, nimm es an.«

Die Dialoge endeten. Krishnaji bereitete seine Rückkehr nach Ojai vor.

Am 10. März betonte er mit großem Ernst, wie wichtig es sei, tiefer in die Wirkungsmechanismen seines Mind einzudringen. »Heute morgen dachte ich, wenn ich meinen eigenen Mind und seine Funktionsweise verstehen könnte, dann könnte ich zu euch sagen, schaut genau hin, beobachtet genau und ihr könnt >es< haben.

Wie arbeitet mein Mind? Gestern, als ich über Meditation sprach - hat da mein Verstand gesprochen? Und wenn nicht, was war es dann? Meine Antworten waren logisch. Woher kamen sie? Was geschah? Ich sagte, daß der Denkende und der Gedanke eins sind. Welcher Mechanismus brachte den Gedanken hervor? Man kann natürlich spekulieren und sagen, das höhere Bewußtsein, der Maitreya, hat mich als Sprachrohr benutzt. Das wäre eine gute theosophische Erklärung. Aber diese Erklärung genügt mir nicht.

Wenn ich es Achyut ganz genau zeigen könnte, könnte er >es< haben. Was ist es, das in mir wirkt? Gestern, als Rao >Punkt< sagte, sagte ich: >Wahl<. Und wer wählt? Es hat nichts mit schrittweisem, analytischem Denken zu tun. Was ist also hier am Werk?«

»Ich glaube, diesmal verstehe ich, was Krishnaji meint«, sagte Rao. »Krishnaji weiß, ob die Menschen, die ihm zuhören, wirklich >da< sind, aber das würde jeder authentische Mensch wahrnehmen - bei Krishnaji ist es mehr als das.«

»Ein Publikum zu erkennen und sich darauf einzustellen, ist einfach. Laßt uns ein bißchen weiter gehen«, sagte Krishnaji. »Was ist die Intelligenz, die keine Bücher, kein Wissen braucht?«, fragte Rao.

»Du bist immer neu. Es muß da eine Quelle der Kreativität geben, die unablässig arbeitet. Was für eine Quelle ist das?«, fragte Friedman.

»Du stehst vor der Welle, vor dem Bewußtsein. Bist du dir dieser kreativen Quelle bewußt?«, fragte Rao.

Teil 3: Die Entfaltung der Lehre 1950 - 1959

Kapitel 16: »Religiosität kommt, wenn der Mind seine eigenen Mechanismen verstanden hat.«

Am 11. September 1950 schrieb mir Krishnaji aus Ojai: »Ich bin nun gut drei Wochen hier und habe eine lange Ruhepause nötig, denn ich habe drei Jahre lang ununterbrochen Vorträge gehalten. Ich habe mich entschlossen, mich für ein ganzes Jahr völlig zurückzuziehen, keine Beratungsgespräche zu führen, keine öffentlichen oder privaten Diskussionsrunden zu leiten und keine Vorträge zu halten. Es wird mehr oder weniger ein stilles Jahr werden. Ich werde also in diesem Winter nicht nach Indien kommen.«

Sein Rückzug war total. Es gab keine Treffen, keine Gespräche. Von Rajagopal erfuhren wir, daß Krishnaji sich in absolute Stille zurückgezogen hatte. Von August 1950 bis Dezember 1951 war Krishnajis Kontakt zu seinen indischen Freunden unterbrochen. Als man ihn später fragte, was er während dieser Zeit getan habe, gab er nur vage Erklärungen ab. Der Körper war erschöpft, er war innerlich ausgebrannt - vielleicht gab es noch einige Unreinheiten, ganz gleich, wie verborgen, die die kristallene Klarheit seines Bewußtseins trübten. So zog er sich in sich selbst zurück, wie es in der mystischen Tradition üblich ist.

Im Februar 1950 wurde Nandinis Klage gegen ihren Mann endgültig abgewiesen, und die indischen Zeitungen druckten ihre Geschichte in aller Ausführlichkeit. Selbst im amerikanischen Time Magazin erschien ein Artikel darüber unter dem Titel »Revolte des Fußabtreters«. Der Verfasser des Artikels bezeichnete Krishnaji als Messias und zitierte seine Reden, in denen er leidenschaftlich für die indischen Frauen eingetreten war, über ihre untergeordnete Stellung in der indischen Gesellschaft gesprochen und gesagt hatte, die Frauen in Indien würden als Fußabtreter benutzt. Der Artikel brachte Krishnamurti in Zusammenhang mit Nandinis Scheidungsklage. Rajagopal fragte telegraphisch an, ob der Time-Artikel der Wahrheit entspreche. Wir antworteten mit einem ausführlichen Brief, in dem wir die Ereignisse schilderten und unsere Besorgnis darüber zum Ausdruck brachten, daß Krishnajis Name erwähnt worden war.

Als Krishnaji im Herbst 1950 in Ojai eintraf, erwartete ihn ein Sturm. Rosalind und Rajagopal bedrängten ihn mit Fragen über die Vorfälle in Indien. Rajagopals indische Freunde hatten in Briefen von Krishnajs »neuen Freunden« gesprochen. Rosalind und Rajagopal zeigten sich besorgt und bestanden darauf, mehr über diese Leute zu erfahren. Krishnajs Antworten blieben vage. Die beiden nahmen schon bald die Veränderungen in dem sensitiven, scheuen und passiven Menschen wahr, und dieser neue Krishnamurti beunruhigte sie. Krishnaji wurde noch passiver und zog sich in sich selbst zurück.

Der lange Aufenthalt in Indien, die Menschen, die er getroffen hatte, die Freiheit, die alle äußeren Beschränkungen, die ihm einst auferlegt waren, aufgehoben hatte, hatten in Krishnaji völlig neue Züge zum Vorschein gebracht-eine neue Art und Weise, mit Menschen und Situationen umzugehen. Zum ersten Mal hatte er Freunde in Indien, die nichts mit seiner theosophischen Vergangenheit zu tun hatten. Diese Menschen, die keinerlei Forderungen an ihn stellten, spürten die Größe der Kraft, die sich durch ihn manifestierte. Sie sahen ihn mit anderen Augen, und ihre Beziehung zu ihm beruhte auf tiefer Achtung, Zuneigung und Freundschaft.

Nach einer Abwesenheit von nahezu achtzehn Monaten kehrte Krishnaji im Winter 1951 nach Indien zurück. Rajagopal begleitete ihn. Bei seiner Ankunft in Bombay hatten sich viele der neuen Freunde eingefunden, um ihn willkommen zu heißen. Krishnaji betrat den Raum, grüßte uns still und ernst, ergriff unsere Hände, aber er sprach kein Wort. Er befand sich noch immer in absoluter Stille. Rajagopal schaute verlegen drein. Wir sahen ihn zum ersten Mal wieder, und wir gingen sehr vorsichtig miteinander um.

Krishnaji brach sein Schweigen in Bombay nicht, sondern fuhr weiter nach Madras, wo er zwischen dem 5. Januar und dem 12. Februar zwölf Vorträge halten sollte. Nandini und ich fuhren ebenfalls nach Madras und wohnten in Vasant Vihar. Man hatte für uns provisorisch eine Ecke der Veranda mit Schränken abgeteilt; wir teilten das Badezimmer mit Madhavachari und nahmen unsere Mahlzeiten getrennt von Krishnaji ein, der allein in seinem Zimmer aß. Rajagopal hatte die Dinge unter Kontrolle, und bald zeigte sich, welcher Art die Beziehung zwischen ihm und Madhavachari sein würde. Rajagopal behandelte Madhavachari freundlich, aber er ließ ihn nicht wirklich in sein Herz schauen und verbarg seine Gedanken. Madhavachari zeigte Respekt, nannte ihn Mr. Rajagopal, nahm Instruktionen entgegen und führte Rajagopals Anweisungen aus. Rajagopal wohnte im Leadbeater-Zimmer der Theosophischen Gesellschaft, denn das obere Stockwerk von Vasant Vihar war vermietet worden, und es stand kein anderer Raum zur Verfügung.

Krishnaji äußerte sich nur vage, als er gefragt wurde, weshalb er ein ganzes Jahr in der Stille verbracht hatte, aber er sprach mit Nandini und mir über Rajagopal. Er versuchte, uns zu erklären, wieviel Rajagopal für ihn geopfert hatte, er entschuldigte sich fast für ihn und war sehr darauf bedacht, daß wir ihn akzeptierten. Eines Abends wurde kurz nach dem Essen ein Treffen arrangiert, und wir gingen zu den *Leadbeater Chambers*, um mit ihm zu sprechen. Rajagopal war höflich, aber seine tiefliegenden Augen, die seinem umschatteten Gesicht etwas Düsteres gaben, bohrten sich in uns hinein und versuchten, unausgesprochene Nuancen in jedes unserer Worte hineinzudeuten. Er war mißtrauisch und forschend, und man mußte sehr wach sein, um seinen scheinbar harmlosen Fragen zu begegnen. Er schien es darauf anzulegen, uns zu überrumpeln. Ganz nebenbei bemerkte er, auf Krishnaji könne man ohnehin nicht zählen, da dieser täglich seine Meinung ändere. Rajagopal hatte von Velu, einem Bediensteten, der sich in Sedgemoor um Krishnaji gekümmert hatte, erfahren, was in Ootacamund geschehen war. Rajagopal befragte uns über jedes Detail der Ereignisse, unterzog uns praktisch einem Verhör, und nach vier Stunden verließen wir erschöpft den Raum.

Später lernten wir Rajagopal von einer anderen Seite kennen. Er schien sich stark zu uns hingezogen zu fühlen, und sein Verhalten uns gegenüber war warm und herzlich. Wir wurden Freunde. Viele Jahre später sagte er einmal zu Nandini, es sei schade, daß er sie im Schatten Krishnamurtis kennengelernt habe. Er war hochintelligent und sensibel und konnte Unordnung oder Unsauberkeit nicht ertragen. Stets sah man ihn in einem makellosen, gestärkten weißen Kurta, seine Sprache und seine Bewegungen waren elegant und präzise. Im Frühjahr machten sich Krishnaji und Rajagopal auf die Reise nach Europa und Amerika.

Im Juli 1952 brach Nandini, nach fünf Jahren voller Demütigungen und dem ständigen Schmerz über die Trennung von ihren Kindern, zusammen. Sie hatte dem Druck, der von verschiedenen Seiten auf sie ausgeübt wurde, nicht mehr standhalten können: Ihr Ex-Gatte erlaubte ihr nur sporadisch und unter großen Schwierigkeiten, ihre Kinder zu sehen, und die älteren Leute um

Krishnaji verurteilten sie ob ihrer Entscheidung, sich von ihrem Mann zu trennen. Sie wurde todkrank. Die Ärzte diagnostizierten einen Gebärmutterhalskrebs, und sie mußte zur Operation nach England fliegen.

Ich schickte ein Telegramm an Krishnaji und berichtete ihm von Nandinis Zustand. Es kam keine Antwort. Er schien vom Erdboden verschwunden zu sein; auf der äußeren Ebene war die Beziehung zu uns völlig abgebrochen. Doch wir spürten während dieser schweren Zeit, wie seine stille Schwingung uns begleitete und uns die Kraft gab, uns mit dem Unausweichlichen auseinanderzusetzen. In England erfuhr Nandini, daß sich der Krebs mit großer Geschwindigkeit in ihrem Körper ausbreitete. Als die Ärzte ihr mitteilten, daß sie vielleicht nur noch sehr kurze Zeit zu leben hatte, war sie völlig ruhig. Später sagte sie zu mir, ihr Verstand habe für einige Augenblicke völlig stillgestanden - da waren keine Gedanken, und sie fühlte sich frei wie ein Vogel. Während sie im Hotel auf die Operation wartete, setzte eine starke Blutung ein, aber sie verspürte keine Angst, keine Besorgnis, dachte nicht an morgen. Am Abend vor der Operation rief sie ihre Kinder in Bombay an und sprach lange voller Zärtlichkeit und mütterlicher Fürsorge mit ihnen.

Nach der Operation erzählte sie mir, sie habe, als die Narkose einsetzte, plötzlich ein tiefes, schallendes Gelächter gehört, das während der gesamten Operation andauerte. Ihr Bewußtsein war durch die Narkose nicht ausgelöscht worden. Sie nahm die ganze Zeit über wahr, was um sie herum geschah. Einmal sah sie sich durch grüne Felder laufen; ein sanfter Wind strich durch ihr Haar, und sie hörte die Vögel zwitschern. Die ganze Zeit über fühlte sie sich von einer beschützenden Energie umgeben und gehalten. Diese schützende Kraft wollte sie nicht um jeden Preis am Leben erhalten, sondern einfach mit ihr sein - im Leben oder im Tod. Ich war bei ihr, als man ihr am nächsten Tag mitteilte, daß der Chirurg, der sie operiert hatte, einen Schlaganfall erlitten hatte und nicht in der Lage war, sich um sie zu kümmern. Zwei Tage mußte sie ohne ärztliche Betreuung auskommen, doch wo immer sie ihren Blick auch hinwendete -- die schützende Energie war da, Nandini spürte ihre Gegenwart bei jeder Bewegung. Ein paar Tage nach der Operation setzte sie sich im Lotossitz auf ihr Bett, und der Atem der Stille berührte sie. Ein junger Assistenzarzt, der unerwartet ins Zimmer trat, fragte sie: »Sind Sie ein Yogi?«

Wie eine unterirdische klare Quelle, verborgen und doch voller Leben, flossen Nandinis Jahre dahin. Als sie in den fünfziger Jahren bei meiner Mutter lebte, führte der Zufall ihr zwei kleine Waisenmädchen zu. Sie lebten in der Nachbarschaft im Hause einer entfernten Verwandten, aber die meiste Zeit ihres kurzen Lebens hatten sie auf der Straße verbracht. Nandini, die ihre eigenen Kinder schmerzlich vermißte, nahm die beiden auf und gründete im Hause meiner Mutter einen kleinen Kindergarten für sie und andere arme Kinder aus der Nachbarschaft. Später verlegte sie den Kindergarten in zwei in der Nähe liegende leerstehende Garagen. Bald kamen immer mehr Kinder aus der Nachbarschaft hinzu, und Nandini mußte sich nach größeren Räumen und Helfern umsehen. Nandinis kleines Experiment entwickelte sich zu einer Schule, die heute regelmäßig von 150 Kindern besucht wird. Bal Anand, wie Nandini die Schule nannte, bietet Kindern, deren Leben sich normalerweise auf den schmutzigen Straßen einer tristen Betonwüste abspielt, eine kreative Umgebung zum Spielen und Lernen. Nandini, die nun seit vielen Jahren allein lebt, ist zum ruhenden Pol der Schule geworden. Die Kinder sitzen um sie herum, plappernd, lachend und spielend. Sie können Musik- und Tanzunterricht nehmen, Weben, Malen, Schauspielerei, Sprachen und die Grundzüge der Mathematik und anderen Naturwissenschaften erlernen. Nach fünfundzwanzigjährigem Bestehen wurde die Schule zu einem Teil der *Krishnamurti Foundation*, deren Mitglied Nandini heute ist. Nandinis eigene Kinder kehrten zu ihr zurück, sobald sie alt genug waren, ihre eigenen Entscheidungen zu treffen und kümmerten sich rührend um sie.

In all den Jahren blieb Nandini Krishnaji eng verbunden, und manchmal, wenn er in Indien war, reisten sie gemeinsam durchs Land und besuchten seine Zentren. Wenn er sich im Ausland aufhielt, hielten sie den Kontakt brieflich aufrecht. Nandinis Haar ist grau geworden, doch ihr Gesicht strahlt noch heute diese zarte, kühle Schönheit aus.

Krishnaji hatte beschlossen, im Winter 1952 als Teil seines indischen Programms ein Seminar in Poona zu halten. Rajagopal begleitete ihn. Rao Sahib Patwardhan hatte ein Treffen seiner Freunde in Vithal Wadi arrangiert, wo Achyut seit seinem endgültigen Bruch mit der Sozialistischen Partei im Jahre 1950 in einem winzigen, zwischen bewaldeten Hügeln gelegenen Bungalow lebte.

Die Menschen, die sich in Vithal Wadi zu den Diskussionsabenden versammelten, kamen aus den unterschiedlichsten Bereichen. Professor Dhopeshwarkar lehrte Philosophie an der Universität von

Poona. S.M. Joshi war ein ernsthafter, aufrichtiger Chitpavan-Brahmane; er war Sozialist und aktives Mitglied der Sarva Seva Sangh. Er und Rao Sahib waren gute Freunde. Gemeinsam hatten sie an vielen Arbeitscamps der Sarva Seva Sangh teilgenommen. Mangesh Padgoukar, ein Dichter, kam gemeinsam mit Durga Bhagwat zu den Diskussionen. Durga Bhagwat, eine Schriftstellerin und Anthropologin, die mit Verrier Elwin in Madhya Pradesh gearbeitet hatte, war eine kleine, stämmige Frau mit einem faltenlosen, knochigen Gesicht. Körperlich und geistig eher derb, hatte sie es vorgezogen, ledig zu bleiben. Sie war mit einer schier unerschöpflichen Energie gesegnet, die sie zum großen Teil darauf verwendete, sich mit dem Problem der Armut in Indien auseinanderzusetzen. Rao Sahib begegnete sie mit großer Achtung. Madhavachari, Padmabai und Sanjeeva Rao waren eigens aus Madras gekommen, um an den Diskussionen teilzunehmen;

Pandit Iqbal Narain Gurtu war aus Varanasi, L.V. Bhave aus Thana gekommen. Neben Durga Bhagwat war ich diesmal die einzige Frau in der Runde. Rao Patwardhan schätzte mich, und innerhalb von zwei Jahren war er ein guter Freund geworden. Mit seinem ernsthaften, aufmerksamen Blick hatte er meine Vergangenheit und mein Wesen erkannt und verstanden. Wir sprachen über Schönheit, Kunst, das westliche Denken und das kreative Potential Indiens. Zum ersten Mal hatte ich eine enge Beziehung zu einem traditionellen, brahmanischen Verstand geknüpft, einem Lebensstil, der mit meiner Kindheit als Tochter eines Staatsbeamten und meinem Leben in den Gesellschaftskreisen Bombays wenig zu tun hatte.

Sunanda, die inzwischen Fama, einen der jüngeren Brüder Rao Sahibs und Achyuts geheiratet hatte, war nicht zu diesem Seminar eingeladen worden. Ihre außergewöhnliche Schönheit, ihre Einfachheit, ihr kindliches Wesen und die Tatsache, daß sie in eine sehr reiche Familie eingeheiratet hatte, machten es Rao Sahib schwer zu glauben, daß sie eine ernsthafte spirituelle Sucherin sein könnte. Rao hatte sie lediglich gebeten, sich um Krishnajs Mahlzeiten und andere praktische Dinge zu kümmern. Das Essen war spartanisch, die Räume waren winzig; es gab kaum Ablenkungen.

Krishnaji spürte, wie sehr Sunanda die Tatsache, daß sie von den Gruppendiskussionen ausgeschlossen war, verletzte. Er war voller Zuneigung, führte lange Gespräche mit ihr und nahm sie auf Waldspaziergänge mit. Er behandelte sie wie eine geliebte Tochter. Das Seminar dauerte über eine Woche. Jeden Morgen und Abend versammelten wir uns in Vithal Wadi. Krishnaji sah sich mit hartnäckigen Intellektuellen konfrontiert, deren Denken in marxistischen Vorstellungen einer menschlichen Gesellschaftsordnung festgefahren war. Die Diskussionen kreisten immer wiederum das Problem der Armut und die Notwendigkeit sozialen Handelns. Das war verständlich in einem Land, in dem die Armut des größten Teiles der Bevölkerung so unvorstellbar groß war, aber die versammelten Teilnehmer waren intelligent genug zu erkennen, daß ihre hehren Ziele von einem bestimmten Punkt an mit ihren eigenen inneren Konflikten, Wünschen und Unzulänglichkeiten kollidierten. Langsam, mit schier unendlicher Geduld, legte Krishnaji das Wesen des sich selbst betrügenden Verstandes bloß, beleuchtete die Hintergründe und Konsequenzen sozialer Aktionen, sprach über die Struktur des Denkens und den Denkenden und über die Stille. Er erklärte den Sozialisten, daß das Problem der Beschaffung und Verteilung der elementaren Notwendigkeiten des Lebens, wie Nahrung, Wohnraum und Kleidung, niemals auf der ideologischen Ebene gelöst werden könnte. Seiner Meinung nach würde die Not erst dann ein Ende nehmen, wenn diese Grundbedürfnisse nicht länger Gegenstand psychologischer und politischer Machtinteressen waren, sondern von einer praktischen Ebene aus betrachtet würden. Obwohl die dickköpfigen Sozialisten auf ihren altbewährten Hühnerstangen sitzen blieben, hatte Krishnaji dazu beigetragen, ihre selbstgefällige Sicherheit zu erschüttern.

Am Ende der Woche gingen die meisten ihre eigenen Wege. Außer den Patwardhans, Friedman, mir und den alten Freunden aus theosophischen Tagen zerstreuten sich die Gruppenteilnehmer in alle Winde. Doch es war nicht zu übersehen, daß die Diskussionen einige Krusten in den Hirnen der hartnäckigsten Sozialisten und Akademiker aufgebrochen hatten. Professor Dhopeshwarkar schrieb einige Bücher über Krishnajs Lehren. Viele Jahre später sagte S.M. Joshi einmal zu mir, die Sozialisten in Indien hätten schon seit 1934 unter der Diktatur des westlichen Denkens und seiner Dialektik gestanden. Marx war für sie zum zentralen Fixstern geworden, von dem alles sozialistische Gedankengut ausstrahlte, und sie konnten nicht sehen, daß der marxistischen Ideologie ein wichtiges Element fehle, wenn man sie auf indische Verhältnisse übertrug. Im westlichen Marxismus hatte der Humanismus keinen Platz. S. M. Joshi erklärte, sein Hauptanliegen als Sozialist sei stets die Frage gewesen, ob der Mensch sich tatsächlich zu seinem vollen Potential entwickeln könne. Daher mußte

für ihn die sozialistische Idee auch ein moralisches Element enthalten. Um 1948 befanden sich die indischen Sozialisten in einem Dilemma: Sie erkannten, daß im marxistischen Denken der Zweck die Mittel heiligte. S.M. Joshi hatte diese Betrachtungsweise nie wirklich akzeptiert. Als er zwischen 1944 und 1945 im Gefängnis saß, hatte es wohl Momente gegeben, in denen er schwankte und dachte, die westlichen Marxisten hätten vielleicht doch recht, aber mit seinem Herzen konnte er dieser Ideologie nicht folgen. Erlitt schmerzlich unter diesem inneren Konflikt. Die Diskussionen mit Krishnaji hatten etwas Befreiendes für ihn. Er sagte wörtlich: »Die Dialoge mit Krishnaji halfen mir, meine eigene Haltung in bezug auf Ungerechtigkeit unter die Lupe zu nehmen - halfen mir, mich mit meiner Verwirrung auseinanderzusetzen und klar zu werden.«

Während ich mich in Poona aufhielt, um an den Diskussionen in Vithal Wadi teilzunehmen, beobachtete ich die innere und die äußere Welt mit einer nie gekannten Schärfe und Achtsamkeit. Ich beobachtete den Fluß der Gedanken und Gefühle, die in mir aufstiegen, und die Dinge, die mich umgaben die Gesichter der Menschen, ein Blatt, einen Stein. Bei einem einsamen Spaziergang durch die Wälder um Vithal Wadi bemerkte ich plötzlich, daß ich rannte. Es war ein stiller Abend; hin und wieder erhob sich der Schrei eines einzelnen Vogels über die anderen Vogelstimmen; Moskitos summten, Grillen zirpten; der Ruf eines Menschen aus der Ferne und das Pochen meines eigenen Herzens drangen in meine Ohren, während der scharfe, würzige Geruch der Neem- und Tulsibäume und der Duft der zahlreichen Jasminsträucher meine Sinne erfüllte. Ich schwamm in einem Meer leuchtender Farben. Das lebendige Grün der Peepulblätter und die frische Farbe der Feigenbäume, die pinkfarbenen Spitzen der Mangoschößlinge, das blasse, dumpfe Grün einer Kakteenknospe vermischten sich mit den Klängen. Ich fand mich weinend vor einem Kaktusbusch stehend wieder, überwältigt von der lebendigen Kraft eines Frühlingsabends. Diese verschwenderische, üppige Pracht, schwer wie Honig, ließ meine Sinne noch tagelang vibrieren. Wo ich auch hinsah, erwachte die Schönheit-es war unwichtig, was ich betrachtete. Während die Tage dahingingen, ließ die Intensität dieser Erfahrung allmählich nach, aber die Schönheit hatte Türen in meinem Innern geöffnet und eine Wahrnehmungsfähigkeit hervorgebracht, die mich von da an nur noch selten verließ.

Von Vithal Wadi fuhren Krishnaji und Rajagopal nach Rishi Valley. Die Schule war wiedereröffnet worden und wurde nun von dem alten Theosophen und Lehrer Pearce geleitet, der eine Gruppe von jungen, engagierten Lehrern um sich versammelt hatte. Rishi Valley lag im »Hungergürtel« von Rayalseema in Andhra Pradesh. Es war karges Land. Miß Payne hatte Brunnen bauen lassen, aber die Bäume mußten noch gepflanzt werden - die Tausende von Bäumen, die in den kommenden Jahren dieses karge Tal zu einer Oase machen sollten. Die das Tal umgebenden Hügel wurden von enormen Felsblöcken gekrönt. Von der Zeit und dem Wind verwittert und zerklüftet, balancierten riesige Felsquader auf Säulen aus Stein und wirkten wie bizarre Skulpturen. Das Farbenspiel der Sonnenuntergänge und -aufgänge reichte von Safrangelb bis Amethystblau, die Luft war klar und rein. Trotz der Kargheit des Landes und der geringen Bevölkerungsdichte war die Gegend zwischen Anantpur und Tirupati mit Schreinen zur Ehrung der *Siddhas* reich gesegnet. Das Gelände der Schule lag nur zwanzig Kilometer von Madnapalle entfernt. Im Herzen von Rishi Valley stand ein uralter Banyan-Baum, der wie ein Tempel aussah; seine Wurzeln hatten Säulen gebildet, seine Äste boten den Affen Schutz, und in der Höhle unter seinen Wurzeln lebten die Kobras. Um den Stamm des Baumes hatte man eine Plattform errichtet, auf der die Kinder heruntollten. Man hörte nur wenige Vögel, denn die Bäume, von denen sie sich angezogen fühlten, mußten erst noch gepflanzt werden.

Obwohl die Schule nur von dreißig Schülern besucht wurde, gab es ständig Probleme. Die Lehrer führten lange Diskussionen über Autorität, Freiheit und Ordnung, aber sie fanden nie eine Lösung, denn die Probleme veränderten fortwährend ihr Gesicht, und die Teilnehmer mußten ihre Vorstellungen immer wieder fallenlassen und sich neuen Situationen stellen. In der Zwischenzeit hatte man Krishnaji von den Schwierigkeiten berichtet, die in Rajghat aufgetaucht waren, und er hatte ein Telegramm nach Vithal Wadi geschickt, in dem er Achyut bat, nach Rishi Valley zu kommen.

Achyut reagierte prompt und traf kurze Zeit später in Rishi Valley ein. Krishnaji nahm ihn beiseite und schlug ihm vor, an der Schule von Rajghat in Varanasi zu arbeiten. Das Stück Land am Varunafluß lag ungenutzt brach. Man hatte es erworben, um einige landwirtschaftliche

Forschungsprojekte zu starten, aber da sich nicht genügend Arbeitskräfte gefunden hatten, war das Gelände unerschlossen geblieben. Sanjeeva Rao und Pandit Iqbal Narain Gurtu, beide ehemalige Vertraute von Annie Besant, hatten den Rishi Valley Trust seit seiner Gründung beherrscht. Sie wurden alt, und der Trust benötigte dringend einen Menschen mit unverbrauchter Energie und neuen Ideen. Krishnaji erklärte Achyut, daß viel Arbeit auf ihn wartete, falls er das Angebot annähme; Institutionen mußten aufgebaut, das Land mußte bestellt werden. Das war aber nicht der eigentliche Grund für Krishnajis Wunsch, Achyut möge nach Rajghat gehen. Achyuts Mind, so sagte Krishnaji, erstickte in festgefahrenen Vorstellungen und Glaubenssätzen über soziale Veränderungen. Sie kreisten in seinem Blut.

»Du mußt es aus deinem Blut heraustreiben. Die wichtigste Veränderung muß tief im Innern stattfinden. Solange die Transformation nicht im Kern geschieht, ist alle Sozialarbeit, jede Bemühung um äußere Veränderung nutzlos. Vergiß das nie, während du in Rajghat bist. Laß dich dort nicht von der Arbeit auffressen, laß nicht zu, daß sie deine Hauptaufgabe - dich selbst im Innersten zu wandeln - überdeckt. Du mußt achtsam sein.«

Achyut willigte ein, nach Rajghat zu gehen. Krishnajis Worte hatten ihn erreicht. Er sah Krishnajis Größe, die Bedeutung seiner Lehre, aber für Achyut mit seinem sozialistischen Hintergrund war es unvorstellbar, daß diese Lehre nur für wenige da sein sollte. Krishnajis Präsenz sollte die Erde von Rajghat befruchten. Es war heilige Erde- hierwarder Buddha gewandelt, und Krishnaji hatte an der Biegung des Flusses gestanden und den Sonnenaufgang beobachtet. Die spirituelle Qualität, die hinter Krishnajis Worten stand, diese überfließende mitfühlende Liebe mußte - ohne Worte - dem Dorfbewohner, dem Fischer, dem Weber und dem Bauern, der die heilige Erde bestellte, nahegebracht werden. Trotz seines politisch orientierten Verstandes sah Achyut, daß ohne diese Qualität in Rajghat keine Stabilität, keine Arbeit auf der Basis von Krishnajis Lehre möglich war. Achyuts Hintergrund und politische Laufbahn waren die eines typischen Freiheitskämpfers. Bereit, die Freiheit mit Gewalt zu erobern, war er durch alle inneren und äußeren Kämpfe eines Revolutionärs gegangen. Nun hatte er, einer der leidenschaftlichsten Kämpfer, im Geiste die gelbe Robe genommen und war bereit, dem spirituellen Pfad zu folgen - eine Wandlung, die von Pandit Jawaharlal Nehru und anderen seiner sozialistischen Freunde mit Mißtrauen betrachtet wurde. Niemand hätte für die Aufgabe, Krishnajis Lehre in die indischen Dörfer zu bringen, geeigneter sein können als Achyut.

Erfuhr also nach Rajghat. Vom ersten Moment an fiel ihm auf, wie mittelmäßig die Schule war, die dort vom Trust unterhalten wurde. Er beschloß, zunächst ein Landhospital zu gründen, um die medizinische Versorgung der umliegenden Dörfer zu verbessern. Dies war Achyuts erste Antwort auf die Herausforderung, ein spirituelles Zentrum aufzubauen. Später sagte er einmal zu mir: »Es war eine Geste der Freundschaft, die den Armen und Bedürftigen bedingungslose Hilfe bieten sollte.« Später gesellte sich Dr. Kalle, ein F. R. C. S. und zutiefst mitfühlender Mensch zu Achyut und unterstützte ihn beim Aufbau des medizinischen Zentrums.

Wie alle Inder fühlte Achyut eine starke Verbindung und Liebe zur Erde. Für ihn war sie die Mutter. So wandte er sich nun seiner nächsten Aufgabe, der Bestellung des Bodens, zu. Das Land am Ufer des Ganges war fruchtbar, die Ernten jedoch kärglich. Die Scholle war ausgebeutet und ohne jede Liebe und Achtung behandelt worden. Achyut plante die Gründung einer Landwirtschaftsschule für die Söhne der Bauern. Sir V. T. Krishnamachari, Vorsitzender der Planungskommission, stand Achyuts Vorhaben sehr aufgeschlossen gegenüber. Schon bald konnte die Landwirtschaftsschule am Varuna ihre Pforten öffnen, die Arbeit konnte beginnen. Achyut wohnte in einem winzigen Häuschen, ohne Elektrizität und mit primitiven sanitären Einrichtungen. Sein wichtigster Gefährte war damals wohl Dr. Kalle, der in einem kleinen Haus auf der anderen Seite der Straße wohnte.

Für Achyut war die Gründung der Landwirtschaftsschule ein symbolischer Akt, der bezeugte, daß das Land, die gesegnete Erde, der Fluß, der Zyklus der Jahreszeiten zu neuem Leben erweckt werden konnten. In der Erde Kasis, der ältesten und heiligsten der indischen Städte, lag die Saat für diese Erneuerung bereit. Viele Jahrhunderte hatte sie auf die Ankunft des Lehrers gewartet und antwortete nun auf den Ruf Krishnamurtis.

Etwa um diese Zeit bekam Achyut einen weiteren Helfer: Dr. Ram Dhar Misra, ein Mathematiker, der die mathematische Fakultät der Universität Lucknow geleitet hatte. Ram Dhar Misra war Junggeselle und hatte beschlossen, seinen Beruf aufzugeben, um buddhistischer Mönch zu werden. Er traf Achyut, hörte von Krishnajis Lehren, gab seinen Plan, die Mönchsrobe zu nehmen, auf und kam nach Rajghat, wo er den kleinen Bungalow mit Achyut teilte. Als Dr. Kalle die Arbeit im

Krankenhaus aufnahm, wurde Dr. Misra zu seinem Assistenten, säuberte Wunden und legte Verbände an. Keine Arbeit schien ihm zu niedrig; seine Aufgabe bestand darin, dafür zu sorgen, daß das kleine Landkrankenhaus irgendwie funktionierte. Er war ein einfacher, ernsthafter Mensch und außer in der Mathematik auch in den uralten heiligen Schriften Indiens zu Hause. Mit Achyut teilte er die Liebe zur Erde und zu den Pflanzen - Bäumen, Büschen, Gräsern und Blumen. Misra liebte gutes Essen und lud seine Freunde oft zu einem Frühstück auf Varanasi-Art ein mit *Jalebis* (*reichhaltigen*, sirupgefüllten Süßigkeiten), Kachoris (mit pikanten Gemüsen gefüllten Weizenkuchen) und köstlichen, frischen Erbsen, die er besonders fein zuzubereiten verstand.

Etwa um diese Zeit rief Vinoba Bhave, einer von Gandhijis vertrautesten Freunden, die Bhoodan-Bewegung ins Leben. Er hatte mit den Pada Yatras begonnen, einer Pilgerreise, bei der er zu Fuß von Dorf zu Dorf wanderte und die Grundbesitzer bat, kleine Parzellen ihres Landes an die Armen und Heimatlosen zu verschenken. In Einklang mit dem Ethos Indiens, wo persönliche Opfer, Heiligkeit und Gesten der Rechtschaffenheit traditionell hoch angesehen sind, erhielt die Bewegung bald großen Zulauf. Viele junge Leute, die von der Ermordung Gandhijis erschüttert waren und nicht wußten, wie es nun weitergehen sollte, folgten Vinoba Bhave. »Sarva Bhoomi Gopal Ki«, alles Land gehört Gott, sangen seine Anhänger. Vinobaji, der hagere, bärtige Asket, wanderte über die staubigen Pfade des dörflichen Indiens, aß karge Mahlzeiten und verlangte nichts für sich selbst. Nur in Indien konnte man aussehen wie man wollte, ohne sich schämen zu müssen, ja, exzentrisches Gebaren galt sogar als besonderes Merkmal des Heiligseins. Eine Zeitlang explodierte die Bhoodan-Bewegung förmlich, und ihre Auswirkungen waren überall spürbar. Minister und Intellektuelle, Arme und Reiche legten mit dem »Heiligen von Paunar« (ein Dorf in Maharashtra, in dem Vinobaji seinen Ashram gegründet hatte) zu Fuß große Entfernungen zurück.

Rao Sahib und Achyut Patwardhan beobachteten die Bhoodan-Bewegung mit tiefer Rührung. Sie spürten, daß Vinoba einen neuen gewaltlosen und doch revolutionären Weg suchte, etwas gegen die Armut zu tun. Von altersher hatten die Dörfer Indiens den Städtern ihr Wissen und ihre Arbeitskraft zur Verfügung gestellt. Nun, so fand Achyut, mußte dieser Prozeß umgekehrt werden'.

In gewissem Sinne schlug Achyut durch seine Arbeit in Rajghat für sich selbst eine Brücke zwischen Krishnajs Lehren, seinem eigenen sozialen Hintergrund und dem Einfluß der Bewegung Vinoba Bhaves.

Im Frühjahr 1953 traf Krishnaji mit Rajagopal in Bombay ein. Sie wohnten wieder bei Ratansi Morarji in der Carmichael Road, doch die Atmosphäre hatte sich gewandelt. Krishnaji war sehr in sich gekehrt und verbrachte viel Zeit allein in seinem Zimmer. Sein Lachen hörte man nur noch selten, dafür aber um so öfter Rajagopals ärgerliche oder wütende Stimme. Krishnaji empfing unzählige Menschen zu persönlichen Gesprächen, traf *Sannyasins*, Studenten, Männer und Frauen, die ihm ihre Nöte schilderten, und alte Leute, die über ihre Einsamkeit verzweifelt waren. Er hielt Vorträge auf dem Gelände der J.J. School of Art. Es gab auch wieder kleine Diskussionsrunden, aber diesmal saß Krishnaji nicht mehr jeden Morgen und Abend im Wohnzimmer, um Fragen zu beantworten. Auch mit dem gemeinsamen Chanten war es vorbei. Rajagopal schien zu bestimmen, was Krishnaji zu tun und zu lassen hatte. Jamnadas Dwarkadas, der große Zuneigung und Achtung für Krishnaji empfand, reagierte wütend auf diese Bevormundung, woraufhin Rajagopal versuchte, sich bei ihm einzuschmeicheln. Wir erfuhren nie, was Rajagopal tatsächlich zu Jamnadas gesagt hatte, aber einmal erwähnte Jamnadas, Rajagopal habe bittere Vorwürfe gegen Krishnaji erhoben. Mir gegenüber verhielt sich Rajagopal freundlich, aber wir hatten ermüdende Auseinandersetzungen über Veröffentlichungen, die Organisation von Veranstaltungen und dergleichen. Manchmal waren wir leidenschaftliche Gegner. Ich war nicht an Geheimniskrämerei in öffentlichen Institutionen gewöhnt. Rajagopal war arrogant und weigerte sich, Fragen zu beantworten. Er selbst wollte aufs genaueste über alles informiert werden, aber er war nicht bereit, seinerseits mit offenen Karten zu spielen. Ich machte ihm klar, daß ich unter diesen Umständen nicht mit ihm zusammenarbeiten konnte.

Bei seinen öffentlichen Reden wirkte Krishnaji jedoch völlig unberührt von der Unruhe, die um ihn herum herrschte. Etwa um diese Zeit löste ein Vorfall eine Kettenreaktion aus, die schließlich zum endgültigen Bruch zwischen Krishnaji und Rajagopal führen sollte. Von Rajagopal mit täglichen Szenen gequält, wurde Krishnaji dazu getrieben, etwas zu sagen, was seine persönliche Integrität verletzte. Nachdem er die Worte ausgesprochen hatte und ihre volle Bedeutung erfaßt hatte, erlebte ich ihn zum ersten und einzigen Mal verzweifelt. Er bat uns, ihn zum Worli-Beach zu fahren. Wir gingen am Strand entlang; es war Flut, und ein starker Wind pfiff uns um die Ohren. In diesen Tagen war der Strand ein einsamer, verlassener Ort. Krishnaji lief voraus, er war ganz still und schien weit weg zu sein. Plötzlich blieb er stehen und wartete auf uns. Er schaute uns eine Weile still an, kreuzte dann die Arme vor der Brust und sagte: »Mea culpa« Er wußte, daß wir verstanden. Dann hörten wir seine Stimme wie aus weiter Ferne. »Die Worte sind gefallen, der Pfeil ist abgeschossen, ich kann nichts dagegen tun. Er wird sein Ziel finden.« Danach erwähnte er den Vorfall niemals wieder. In den folgenden Tagen wurden die Diskussionsrunden wieder aufgenommen. Krishnaji sprach von der Notwendigkeit, in jedem Zustand, der in einem bestimmten Moment auftrat, authentisch zu sein Haß, Wut, Gier, Zuneigung, Großzügigkeit. »Ist es möglich«, fragte er, »diese Zustände total zu >sein<, ohne daß der Verstand versucht, sie zu verändern oder zu verstärken?«

Krishnaji sagte, es sei wichtig, fundamentale Fragen zu stellen - Fragen, die uns nur selten spontan in den Sinn kommen. Der Verstand, ständig mit den trivialen Dingen des Lebens beschäftigt, hielt nur selten inne, um eine wirklich wesentliche Frage zu stellen. Wenn er es doch einmal tat, hatte er gewöhnlich schon die einfache Antwort parat, die er aus früheren Erfahrungen herleitete.

»Wir wurden dazu erzogen, starke Gefühle zu unterdrücken, doch gerade dieser Widerstand gibt ihnen Nahrung und stärkt sie noch mehr. Ist es möglich zu fragen, eine Frage zu verfolgen, ohne daß der Verstand abschweift? Könnte man die fundamentale Frage stellen und im Bewußtsein halten - bei der Frage bleiben-, ohne die Aufmerksamkeit anderen Dingen zuzuwenden? Kann man die Frage oder das Problem im Bewußtsein halten, so daß sie beginnt, wie eine Blüte ihre Blätter zu öffnen, sich im Lichtstrahl der Aufmerksamkeit enthüllt, um sich schließlich aufzulösen?«

Im Jahre 1953 besuchte Krishnajs Neffe G. Narain Krishaji in Bombay. Der Sohn von Krishnamurtis ältestem Bruder hatte gerade seinen Dokortitel in Jura erworben und seine Ausbildung als Rechtsanwalt beendet. Krishnaji bat Narain in sein Zimmer. Es war früher Abend, und Krishnaji öffnete die Fenster, so daß die letzten Strahlen der untergehenden Sonne ins Zimmer fielen. Er fragte nach Narains Zukunftsplänen. Narain zögerte, und Krishnaji machte seinem Neffen den Vorschlag, in Rishi Valley zu unterrichten. Narain erwiderte, er wolle darüber nachdenken.

Später erzählte mir Narain, daß er in dieser Nacht seinen Körper von einem schönen, kühlen, blauen Licht umgeben gesehen hatte. Er versuchte dagegen anzukämpfen und wischte es weg, aber eine halbe Stunde später war es wieder da. Narain spürte, daß sich seine Konflikte in dieser Erfahrung aufgelöst hatten. Im Juni 1953 ging er nach Rishi Valley und arbeitete dort zunächst als Lehrer, später als stellvertretender Direktor. Von Rishi Valley ging Narain nach Oxford, um seinen Doktor in Erziehungswissenschaft zu machen. Nach einem Jahr kehrte er zurück, doch später ging er wieder ins Ausland. Er unterrichtete einige Jahre an einer Rudolf-Steiner-Schule. Sein starkes Interesse am Buddhismus hatte ihm die Freundschaft vieler praktizierender Buddhisten in England eingebracht. Auf Krishnamurtis Bitte hin kehrte er 1978 nach Indien zurück und übernahm die Leitung der Rishi Valley Schule.

Im Winter 1953 fuhren Krishnaji und Rajagopal nach Varanasi. Kitty und Shiva Rao hielten sich in den Vereinigten Staaten auf. Krishnaji fragte brieflich bei mir an, ob er und Rajagopal in unseren Räumen im *Delhi Gymkhana Club*, einem der letzten Relikte aus Delhis kolonialer Vergangenheit, übernachten könnten. Krishnaji und Rajagopal machten dort einen Tag Station, bevor sie nach Rajghat weiterfuhren, wo Krishnaji fünfzehn Vorträge vor den Schülern der Rajghat-Schule halten sollte.

Diese Reden waren eine Herausforderung für Krishnaji. Er mußte Worte finden, um sich so auszudrücken, daß die Kinder, die kaum englisch sprachen, ihn verstehen konnten. Er sprach über komplexe Themen wie Autorität, Angst, Leid und Tod. Krishnaji machte immer wieder Pausen, die starke Energie und die Liebe, die in seinen Worten mitschwangen, berührten die Herzen der Kinder. Krishnajis Stimme war sanft. Zögernd wählte er seine Worte und lächelte, und die Kinder saßen still und lauschten. Am 4. Januar 1954 jagte er in einen, Vortrag: »Die Schule ist nicht zu Ende, wenn wir einundzwanzig sind, wir lernen unser ganzes Leben lang. Das Leben ist wie ein Fluß, immer in Bewegung, es steht nie still. Es ist lebendig. Wenn man an einer bestimmten Stelle des Flusses festhält und denkt, man hätte das Leben verstanden, dann hält man abgestandenes Wasser in der Hand, denn der Fluß fließt weiter, und wenn wir nicht mit ihm fließen können, bleiben wir zurück. Kann man die Bewegungen des Flusses beobachten? Kann man beobachten, was am Ufer geschieht, kann man verstehen lernen, was »Leben« ist?«

Über Angst sprach er in einfachsten Worten, brachte das schwierige Thema den Kindern nahe, erlirschte die Ängste, die ein Kinderherz gefangen halten. Er sprach über Angst und Bestrafung und über die Notwendigkeit intelligenten Verhaltens. Er spürte die konservative Atmosphäre, die in den Familien der meisten dieser Kinder herrschte und ging auf die Worte »konservativ«, »halten« und »bewachen« ein. Dann untersuchte er den Begriff »Tradition«. Was bedeutete es, ehrbar zu sein? »Wenn man die Frage bis zu ihren Wurzeln verfolgt, sieht man, daß die Furcht, Fehler zu machen, dahintersteckt.«

»Warum soll man keinen Fehler machen?«, fragte er. »Warum soll man nicht experimentieren? Die Alten haben keine schöne Welt geschaffen; sie sind voller Angst, Korruption, voller Zwänge und Dunkelheit, sie haben keine gute Welt kreiert. Wenn ihr frei seid von Furcht und die Angst in anderen sehen könnt, könnte die Welt zu einem völlig anderen Ort werden.«

»Was ist Leid?«, fragte ein zehnjähriges Kind. Bestürzt wandte Krishnaji sich zu den Lehrern um und sagte: »Ist es nicht schrecklich, diese Frage aus dem Munde eines so kleinen Kindes zu hören?« Dann sprach er zu dem Kind über das Verstehen von Schmerz und Angst. »Du kannst Schmerz nicht vermeiden, noch kannst du davor weglaufen. Du mußt ihn verstehen lernen. Und die Aufgabe des Lehrers ist es, dir zu helfen zu verstehen.«

Ein kleines Mädchen fragte: »Was ist Gott?« Krishnaji sagte: »Diese Frage beantworte ich für das kleine Mädchen, aber auch für die Großen, und die Lehrer sollten ebenfalls zuhören: Hast du einmal ein Blatt beobachtet, das im Sonnenlicht tanzt-ein einzelnes Blatt? Hast du das Mondlicht auf dem Wasser gesehen und den großen roten Mond gestern abend? Hast du einen Vogel beim Fliegen beobachtet? Empfindest du tiefe Liebe für deine Eltern? Ich meine nicht Furcht, Respekt oder Gehorsam, sondern Zuneigung; Sympathie und tiefes Mitgefühl, das du empfindest, wenn du einen Bettler oder einen sterbenden Vogel siehst oder wenn du zuschaust, wie unten am Fluß ein Leichnam verbrannt wird? Kannst du all das sehen und Sympathie und Verständnis sowohl für die Reichen haben, die in den großen Autos vorbeifahren, als auch für die Armen oder das traurige *Ekka-Pferd*, das ausgemergelt wie ein Skelett an dir vorbeitrabt? Können wir spüren, daß dies unsere Erde ist-deine und meine, die darauf wartet, von uns zu einem schönen Ort gemacht zu werden?

Und dann ist da noch etwas viel Tieferes hinter all diesen Dingen, aber um das Tiefe, das jenseits des Verstandes liegt, zu verstehen, muß der Verstand still sein, frei sein. Du kannst aber nicht ruhig sein, wenn du die Welt um dich herum nicht verstehst. Du mußt mit deiner nächsten Umgebung anfangen, mit den kleinen Dingen, bevor du versuchst zu verstehen, was Gott ist.«

In einer seiner Reden betonte er, wie wichtig es sei, daß die Kinder lernten, manchmal still zu sein und nach innen zu schauen. »Je älter die Menschen werden, desto nervöser und rastloser werden sie. Sie können nicht still sein.«

Er erklärte den Kindern, wie sie vermeiden könnten, Nachahmer zu werden; wie der Verstand sich eine Tradition kreiert, die zu automatischen Verhaltensweisen führt. »Kann der Mind frei sein?«, fragte er. »Nicht frei von Erfahrung, sondern frei für die Erfahrung? Die Freiheit liegt darin, Traditionen hinter sich zu lassen und zu experimentieren.«

In seiner letzten Rede sprach er über Religion. »Religiosität kommt, wenn der Mind seine eigenen Mechanismen verstanden hat. Wenn er ganz still geworden ist-diese Stille ist nicht die Ruhe des Todes, sondern eine sehr lebendige Stille, aktiv, bewußt, wachsam. Um herauszufinden, was Gott-Wahrheit-ist, muß man das Leid und den Kampf der menschlichen Existenz verstehen. Um über den Mind hinauszugelangen, ist es notwendig, daß das Selbst, das >Ich<, aufhört zu existieren. Nur dann können wir das, was wir alle suchen und verehren, empfangen.«

In Varanasi fragten wir Krishnaji, was er tun würde, um eine Schule zu gründen, die seine Lehren widerspiegelte. Er erwiderte: »Nun, das Wichtigste ist, eine Atmosphäre von Erhabenheit und Weite zu schaffen. Man muß das Gefühl haben, einen Tempel zu betreten. Der Ort muß Schönheit, Ruhe und Würde ausstrahlen. Zwischen den Schülern und Lehrern muß ein Gemeinschaftsgefühl entstehen; ein Gefühl des gemeinsamen Blühens, ein Gefühl, sich an einem gesegneten Ort zu befinden. Dieser Ort muß frei sein von Furcht, die Menschen müssen aufrichtig sein. Wenn die Kinder ihre Hände auf die Erde legen, müssen sie das Jenseitige spüren.«

»Wie schafft man eine solche Atmosphäre?«

»Ich würde damit beginnen, die Kinder zu lehren, allem gegenüber achtsam, aufmerksam zu sein«, antwortete Krishnaji. »Ich würde mich fragen, wie ich das Kind lehren kann zu lernen, ohne daß das Gedächtnis - der Speicher im Kopf - ständig im Vordergrund steht. Ich würde über Achtsamkeit sprechen, nicht über Konzentration. Ich würde das Kind lehren, die Art, wie es schläft, ißt, spielt, die Möbel in seinem Zimmer, die Bäume, die Vögel, seine ganze Umgebung, bewußt wahrzunehmen. Ich würde dafür sorgen, daß es in einer Atmosphäre der Achtsamkeit aufwächst.«

Kapitel 17: »Die innere Welt schien sich grenzenlos auszudehnen.«

Im März 1955 beschloß Krishnamurti, vor seiner Rückkehr nach Europa für einen Monat nach Ranikhet, einem kleinen Ort im Himalaja, zu gehen, um sich auszuruhen. Während der Zeit der britischen Herrschaft hatte Ranikhet, das in der Gegend von Kumaun liegt, als Quartier für britische Offiziere gedient. Keinem Zivilisten war es gestattet gewesen, dort zu wohnen. Die Gebäude waren, wie alle von den Engländern in den indischen Bergen gebauten Häuser, nostalgische Nachbildungen englischer Landsitze, die von herrlichen Gärten voller duftender Blumen, Pinien und Deodar-Bäumen umgeben waren. Im Sommer boten die überall entlang der Straßen gepflanzten blühenden Büsche ein farbenprächtiges Bild.

Von Ranikhet aus gelangt man zu den verschiedenen heiligen Pilgerorten tief im Herzen des Himalaja - nach Keodarnath und Badrinath, wo Shiva und Vishnu verehrt werden, zu den Quellen von Ganges und Jamuna, zum Berg Kailash und zum Manasarovar-See in Tibet. Kailash, der mit ewigem Schnee bedeckte Berg, der gemäß der Legende zur Heimstatt Shivas wurde, nachdem dieser in das brahmanische Pantheon aufgenommen worden war, hat die Form eines riesigen Kegels. Auf einer Seite des Berges liegt der Manasarovar-See mit seinem azurblauen Wasser, in dem die legendären goldenen Schwäne, die *Hamsas*, leben sollen. Im Klang des Namens dieser Schwäne schwingt die Stille des Universums und das Ein- und Ausatmen des *Prana*, der kosmischen Lebenskraft. Auf der anderen Seite des Berges liegt das Raksara Tal, ein Vulkansee, dessen Wasser dunkel und bedrohlich wirkt. Die beiden Seen spiegeln die beiden Aspekte Shivas und der inneren Welt - das Chaos und die vollkommene Stille. Bei klarem Wetter kann man von Ranikhet aus weit über die Gipfel des Himalaja blicken. Sie tragen heilige Namen - Trisul, Neelkanth, Nandadevi, Nandakhot.

Die aufgehende und die untergehende Sonne, die grelle Mittagssonne und der große, runde Vollmond bei Nacht - sie alle spiegeln den Wechsel von Licht und Schatten auf ihren ehrfurchtgebietenden, unerschütterlichen Gesichtern. Sie sind die ewigen Seher, die Beschützer der Erde und der lebenspendenden Flüsse.

Achyut war nach Ranikhet vorausgefahren und hatte ein Haus für Krishnaji gemietet. Mein Mann sollte ihn am 18. März, nachdem er seine Vortragsreihe in Bombay beendet haben würde, mit dem Wagen von Delhi nach Ranikhet bringen. Kurz vor seiner Abreise aus Bombay bekam Krishnaji jedoch hohes Fieber. Er fiel in ein Delirium, konnte keine Geräusche ertragen, und wir mußten sein Bett ins Wohnzimmer schieben. Dr. Nathubhai Patel, ein hervorragender Arzt, untersuchte ihn und stellte fest, daß er an einer Wurminfektion litt, die er sich durch das Essen von rohen Nahrungsmitteln zugezogen hatte. Krishnajis empfindlicher Körper hatte heftig reagiert, und der gesamte Unterbauchbereich war entzündet. Doch dank der guten Behandlung erholte er sich rasch. In der dritten Märzwoche fuhren wir mit ihm nach Delhi, und am 28. März war er soweit wiederhergestellt, daß er die Reise in die Berge antreten konnte.

Kitty Shiva Rao hatte einen ihrer Diener, Diwan Singh, und Tanappa aus Rajghat vorausgeschickt, damit sie das Haus für Krishnaji herrichteten. Wir fuhren am frühen Morgen gegen fünf Uhr los, denn Krishnaji war noch immer empfindlich gegen Hitze, und wir hatten über dreihundert Kilometer zurückzulegen.

Krishnaji saß auf dem Beifahrersitz neben meinem Mann, Madhavachari und ich im Fond. Die Morgenluft war kühl, und wir schafften den größten Teil der Strecke, bevor es zu heiß wurde. Krishnaji war immer ein sehr guter Fahrer gewesen, der mit seiner stets präsenten Wachsamkeit Gefahrenmomente im Bruchteil einer Sekunde erfaßte, aber als Beifahrer war er eine Katastrophe. Während der ganzen Fahrt erteilte er Jayakar Instruktionen, sagte ihm, was er tun und lassen sollte und warnte ständig vor Gefahren. Wir versuchten ein paarmal, ihn zu überreden, sich zu uns auf die Rückbank zu setzen, aber er bestand darauf, vorn sitzen zu bleiben. Madhavachari und ich begannen eine Diskussion über die verschiedenen Probleme, die auf dem Weg zur Selbsterkenntnis auftauchen. Der Wagen fuhr nun in ziemlich großer Höhe, an Wasserfällen, steilen Schluchten und mit Rhododendron bewachsenen Hügeln vorbei. Wir blickten aus den Fenstern auf die sich verändernde Vegetation, die Felsen und Abgründe und die reißenden Gebirgsbäche. Wir sprachen von Bewußtheit und begannen Haarspaltereien über ihre Verwirklichung, als wir plötzlich einen Stoß spürten. Achtlos setzten wir unsere Unterhaltung fort. Krishnaji drehte sich zu uns um und fragte, worüber wir diskutierten. »Bewußtheit«, antworteten wir und begannen sofort, ihm Fragen darüber zu stellen. Er hörte uns an, warf uns einen spöttischen Blick zu und fragte: »Habt ihr gemerkt, was eben passiert ist?« »Nein.«

»Wir haben gerade eine Ziege überfahren, habt ihr es nicht gesehen?« »Nein.«

»Und ihr diskutiert über Bewußtheit«, sagte er mit ernstem Gesicht. Kein weiteres Wort war nötig. Es war niederschmetternd.

Das Haus in Ranikhet war von grünen Ranken überwuchert, der Garten erstickte im Unkraut, aber es gab einige sehr schöne Pinien- und Deodarbäume. Überall im Haus roch man den würzigen Duft des Harzes. Es war sehr still, eine Stille, wie man sie nur in einsamen, im Wald gelegenen Häusern findet.

Mein Mann und ich kehrten am nächsten Morgen nach Delhi zurück, und Madhavachari, der nach Madras fahren mußte, begleitete uns. Achyut blieb ein paar Tage bei Krishnaji. Krishnaji machte lange, einsame Spaziergänge und verirrte sich manchmal im Wald, aber er fand instinktiv immer wieder nach Hause zurück. Die Bäume hoben sich wunderschön vor den schneebedeckten Berggipfeln ab. Krishnaji sagte über diese Berge, die sich von Nepal bis zu den Höhlen von Badrinath erstrecken: »Sie waren etwa 100 Kilometer von uns entfernt und dazwischen lag ein weites, blaues Tal, das sich über ein Gebiet von mehr als dreihundert Kilometer erstreckte. Sie füllten den Horizont vom einen bis zum anderen Ende aus. Die Entfernung, die uns von ihnen trennte, schien zu schrumpfen, und man spürte förmlich die Kraft und Stille, die von ihnen ausging. Diese Gipfel, von denen einige sich bis zu 8000 Meter in den Himmel erheben, tragen heilige Namen, denn hier lebten die Götter. Viele Menschen kamen von weit her gereist, um sie zu verehren und zu sterben.

Das Bewußtsein schien die unendliche Weite und große Entfernung zu überbrücken oder schien sich selbst endlos auszudehnen, und man spürte eine Kraft jenseits aller Dinge, die alles zu umfassen schien.«

Dann stellte er seine eigenen Wahrnehmungen in Frage. »Das, was jenseits aller bewußten Wahrnehmungen liegt, kann man nicht mit Gedanken erfassen. Was aber war es dann, das diese Kraft wahrnahm und sich einer Qualität des Seins bewußt wurde, die völlig jenseits der Projektionen des Verstandes liegt? Wer ist es, der dies erfährt? Es ist ganz sicher nicht der Mind der alltäglichen Erfahrungen, Reaktionen und Triebe.

Gibt es noch einen anderen Mind?«, fragte er sich. »Oder gibt es innerhalb des M i n d einen schlummernden Teil, der nur durch das Alleinsein und das, was jenseits des Mind liegt, erweckt wird? Wenn das so ist, dann ist das, was jenseits aller Gedanken und Zeit liegt, auch jederzeit innerhalb des Mind präsent. Und doch kann es nicht so sein, denn das sind nur spekulative Gedanken und daher nur eine weitere Erfindung des Mind.

Wenn die Unendlichkeit nicht aus dem Mind kommt - was ist es, das sie wahrnimmt? Ist sich der Mind als der Erfahrende ihrer bewußt oder ist sich die Unendlichkeit ihrer selbst bewußt, weil es gar keinen Erfahrenden gibt? Da war nur DAS, und DAS war sich seiner selbst bewußt, ohne Maß und Ziel. Es hatte keinen Anfang und es gab keine Worte dafür.«

Abends saß Krishnaji am Kaminfeuer und bat Achyut, ihm ein wenig Sanskrit beizubringen. Achyut begann mit Krishnaji die *Mandukya Upanishade* zu lesen - die *Upanishade*, aus deren Zeilen der zeitlose Klang Om (auch Aum) hervordringt, der das Universum erfüllt und im Herzen zu schwingen beginnt, wenn alle äußeren Klänge verstummt sind.

Achyut fragte: »Was ist dagegen einzuwenden, das Om zu chanten, wenn der Mind still wird?«

»Ist dein Mind still?« >An dem Augenblick, in dem wir chanteten, existierte kein >Ich<«, sagte Achyut. Krishnajis Antwort schlug alle Anker und Stützbalken weg. »Was du tust, geschieht innerhalb der Zeit. DAS hat nichts mehr mit Zeit zu tun. Zeit kann niemals zum Jenseitigen führen.«

Ein paar Tage später machte Achyut sich auf die Heimreise, und Krishnaji blieb allein in Ardee zurück.

Eine Reihe von Briefen, die Krishnaji an meinen Mann schrieb, offenbart, mit welcher Sorgfalt er sich um seine Garderobe kümmerte. Er hatte schon immer Freude an schönen Farben und Geweben gehabt, und ganz besonders gut gefielen ihm handgewebte Stoffe. In Indien kleidete er sich mit einfacher Eleganz. Meistens trug er ein langes *Kurta*, das ihm bis über die Knie reichte, und locker sitzende Pyjamas. An kühlen Abenden trug er eine Jacke oder eine Choga. Er besaß mehrere dieser Strickwesten aus feiner honigfarbener Kashmir-TusWolle, die ihm M rs. Besant einst geschenkt hatte. Ab 1948 trug er einige Jahre lang nur noch weiße Kleidung, aber später kam seine Vorliebe für die verschiedenen Gelb- und Brauntöne wieder zum Vorschein. Freunde brachten ihm handgewebte Baumwollstoffe und *Kurtas* aus schwerer dicker Wildseide in verschiedenen Schattierungen - vom hellen Beige bis hin zum Umbra und den Baumrindentönen, die die buddhistischen Mönche trugen.

Das Alleinsein - Krishnaji hatte nur einen Koch bei sich, der für sein leibliches Wohl sorgte - half ihm, sich zu erholen und zu regenerieren. Er machte lange Spaziergänge, kommunizierte mit den schneebedeckten Gipfeln, lauschte und beobachtete die innere und die äußere Welt.

Einmal erzählte er uns von einem Erlebnis, das er mit einem der Affen hatte, die sich in großer Zahl in den Baumwipfeln um Ardee herum aufhielten. Eines Morgens saß er bei offenem Fenster an seinem Schreibtisch, als er plötzlich spürte, daß er intensiv beobachtet wurde. Er blickte auf und sah einen der schwarzgesichtigen Languren auf dem Fensterbrett sitzen. Der Affe schaute neugierig ins Zimmer. Krishnaji stand auf und ging auf den Affen zu. Als sie sich von Angesicht zu Angesicht gegenüberstanden, streckte der Langur seine Hand aus. Krishnaji ergriff sie, und der Affe ließ zu, daß Krishnaji sie eine Weile hielt. Da war absolutes Vertrauen. Krishnaji beschrieb den Händedruck des Affen als fest und unendlich weich trotz der Schwielen, die sich durch das viele Klettern gebildet hatten. Ein paar Minuten lang blieben sie so vereint, bis der Langur versuchte, ins Zimmer zu gelangen. Krishnaji schob ihn sanft, aber bestimmt zurück und schloß das Fenster.

Kapitel 18: »Gibt es ein Handeln ohne Konsequenz?«

Den Winter des Jahres 1955 verbrachte Krishnaji in Varanasi. Er war mit Rosalind aus Sydney gekommen, und bei seiner Ankunft fiel mir auf, daß seine strahlende Schönheit geschwunden war.

Er sprach laut mit sich selbst und stellte sich die Frage: »Was ist Handeln ohne Konsequenz?« Drei Tage untersuchte er diese Frage von allen Seiten, ließ keine vorschnelle Antwort gelten, beobachtete, wie sich die Frage entfaltete und die in ihr gebundene Energie frei wurde. Er ließ die Frage nicht los, und wir beschäftigten uns während der Diskussionsabende eine Zeitlang mit nichts anderem. Er akzeptierte keine Antworten aus der *Gita* oder anderen heiligen Büchern. Die Frage mußte ihre eigene Antwort hervorbringen, und doch hatte jede aus der Vergangenheit resultierende Antwort eine Konsequenz, jede aus der Gegenwart entstehende oder in die Zukunft projizierte Antwort hatte eine Konsequenz.

Krishnaji fragte: »Kann es ein Handeln ohne Konsequenz geben? Können Vergangenheit und Zukunft in der Gegenwart ausgelöscht werden? Der in der Vergangenheit begangene Fehler zog eine Konsequenz nach sich; meine Reaktion auf ihn bewirkt eine Konsequenz; meine Weigerung, auf ihn zu reagieren, hat ebenfalls eine Konsequenz, und doch muß Handlung ohne Konsequenz möglich sein.«

Er suchte weiter, nahm die Frage auf, betrachtete jeden ihrer Aspekte und beobachtete einfach, welche Reaktionen sie hervorrief, ohne eine von ihnen zu be- oder verurteilen, und negierte sie auf diese Weise. Ertastete sich an die Frage heran und vermied es, irgendeine bestimmte Aussage zu machen.

Dann, am dritten Tag, sagte er wie aus einer plötzlichen Eingebung heraus: »Kann man ohne Selbst-Konzept leben? Kann man ohne das projizierte, reflektierte Selbstbild leben? Nur darin liegt die Möglichkeit des Handelns ohne Konsequenz.«

»Was heißt das?«, fragten wir.

»Ohne Selbst-Konzept zu leben bedeutet, sich der permanenten Projektion des Selbst bewußt zu sein und sie zu sehen, um sie negieren zu können«, antwortete er.

An einem anderen Morgen sagte er: »Wir sterben durch Krankheiten, Alter, Selbstmord. Mit dem Tod sinken wir ins Unbekannte; es ist ein plötzliches Vergessen.« Dann fragte er mit bedeutungsschwerer Stimme: »Kann man das Haus des Todes schon während des Lebens betreten?«

Rosalind war zum ersten Mal seit vielen Jahren wieder in Indien. Sie traf alte Freunde aus jenen Tagen, da sie der Theosophischen Gesellschaft angehört hatten, und schloß neue Freundschaften - zum Beispiel mit Malti Nauroji und Kawi Dwarkadas, Jamnadas Bruder, einem alten Vertrauten Annie Besants. Kitty Shiva Rao hielt sich ebenfalls in Varanasi auf, und die beiden verbrachten viel Zeit miteinander. Sunanda Patwardhan war seit 1949 Krishnajis Sekretärin. Immer wenn er sich in Indien aufhielt, reiste sie mit ihm durchs Land, stenografierte, tippte seine Briefe und war bei allen Vorträgen und Diskussionen anwesend. Rosalind mochte sie und zeigte ihr ihre Zuneigung. Die Beziehung zwischen Rosalind und Krishnamurti war jedoch sehr gespannt. Wie einst Rajagopal hörte man sie oft mit erregter oder ärgerlicher Stimme zu Krishnaji sprechen. Krishnaji erzählte uns später, daß er angesichts ihres Zornes immer ruhiger und passiver wurde. Er hörte ihr aufmerksam zu, weigerte sich aber zu reagieren. Die Vergeblichkeit ihrer Versuche, Krishnaji irgendeine Reaktion zu entlocken, machte Rosalind fuchsteufelswild. Es war ein Kampf ohne Gegner. Der andere war verschwunden.

Mit einem nicht endenwollenden Strom von Fragen versuchte Rosalind herauszufinden, welcher »Einfluß« hinter der scheinbaren Veränderung Krishnajis steckte. Viele Jahre lang hatte Rosalind die Beziehung zu Krishnaji als selbstverständlich betrachtet, und nun war plötzlich kein Krishnaji da, mit dem sie Kontakt aufnehmen oder in Beziehung treten konnte.

Hartnäckig bestand Rosalind darauf, daß Krishnaji mit ihr zu den Ajanta und Ellora-Höhlen fuhr. Malti Nauroji und Sunanda begleiteten sie. Es war unerträglich heiß. Die Landschaft war erstarrt, die Felsen des Dekhan schmorten in der Gluthitze. Nur wenig Grün hie und da entlastete das Auge. Krishnaji litt, und die Situation entspannte sich auch nicht nach ihrer Rückkehr nach Bombay. Anfang Oktober 1956 fuhr Krishnaji allein nach Delhi. Seine strahlende Schönheit war zurückgekehrt. Zum ersten Mal seit vielen Jahren sprach er wieder in der Hauptstadt - unter einem offenen *Shamiana*, einem Zelt, das auf dem Gelände des *Constitution Club* errichtet worden war. Diplomaten, Sannyasins, Bürokraten, Angestellte, Professoren und eine buntgemischte Schar junger Leute kamen, um ihn zu hören, aber die Anzahl der jungen Menschen war auffallend gering. Trotz der Massaker, die auf die Teilung des Landes gefolgt waren, hielt die Euphorie über die neue Freiheit

unvermindert an. Gleichzeitig begann nun allmählich auch in Indien eine Hinwendung zu den Errungenschaften moderner Wissenschaft und Technik. Die jungen Menschen - angeregt durch die sich mit ungeheurer Geschwindigkeit weiterentwickelnden Technologien des Westens und ihre verheißungsvollen Möglichkeiten - waren nicht an Selbsterkenntnis oder langfristigen Perspektiven interessiert. Es waren die unmittelbaren Möglichkeiten des Neuen, die sie in Begeisterung versetzten.

Die ältere Generation blieb indessen in der Sterilität ihres toten Traditionsdenkens verhaftet, und die Anhänger Gandhiji hatten sich nach dessen Tod dem neuen Idol Vinoba Bhave zugewandt. Durch Rao Sahib und Achyuts totales Engagement für Krishnaji und seine Lehren neugierig geworden, hatten einige » Gandhianer« begonnen, Krishnaji's Vorträge zu besuchen, und als die kleinen Diskussionsrunden wieder aufgenommen wurden, sah man Shankar Rao Deo und Dada Dharmadhikari, zwei bedeutende Mitglieder der Sarva Seva Sangh, bei jedem Treffen.

Shankar Rao Deo, im Unabhängigkeitskampf gereift, kam aus einer Tradition der Askese. Hochgebildet, war er einer der halbnackten Jünger Gandhiji gewesen, hatte sich strengen Fastenritualen und der Praxis des *Brahmacharya* unterworfen, die vollkommene sexuelle Enthaltensamkeit fordert. Er war mehrmals im Gefängnis gewesen, wo man ihn in die Kategorie »C« - die niedrigste Häftlingsklasse -- eingestuft hatte. Politische Gefangene der Kategorie »C« mußten Anstaltskleidung tragen, bekamen nur Gefängniskost und durften weder Zeitschriften noch Bücher lesen. Er rebellierte und demonstrierte seinen Protest durch einen Hungerstreik. Seine Weigerung, den Hungerstreik zu beenden, hatte seine Wärter derart erbost, saß sie ihn auf das Dreieck binden und auspeitschen ließen. Er verließ das Gefängnis mit bleibenden Narben. In seinen Augen brannte ein wildes, leidenschaftliches Feuer, eine Suche nach dem Unbekannten. Er hatte seine Sinne durch harte Disziplinen abgetötet, doch tief im Innern verzehrten ihn Frustration und unerfüllte Wünsche, Leidenschaften und brennender Ehrgeiz. Im Gefängnis hatte Shankar Rao Deo Javdekar, einen guten Freund Tilaks und Bhagwats* und Vertrauten Mahatma Gandhis, kennengelernt. Gemeinsam hatten sie Krishnamurtis Bücher gelesen. Jahre später waren Javdekar und Bhagwat zu Krishnaji's Vorträgen gekommen, aber sie kamen ihm niemals persönlich näher. Sie spürten, saß Krishnaji - wenngleich in einer neuen Sprache - die Adwaita-Linie des Vedanta ausdrückte. 1948 schrieben Javdekar und Bhagwat im *Lok Shakti*, einer hochangesehenen maharashtrischen Zeitschrift, einen sechsspaltigen Artikel über Krishnamurti, in dem sie ihn als erleuchtetes menschliches Wesen bezeichneten. Die Pandits Maharashtras erkannten Krishnamurti im Jahre 1948 als spirituellen Lehrer an, aber es dauerte bis in die späten siebziger Jahre, bis die Pandits von Varanasi das gleiche taten. Die offizielle Anerkennung Krishnamurtis durch Javdekar und Bhagwat brachte viele Denker und Autoren Maharashtras dazu, sich Krishnaji zuzuwenden. Sie sahen in ihm einen Lehrer, der die erstarrten Traditionen durchbrach, sie transzendierte, ohne die Vergangenheit abzulehnen oder zu verurteilen. Sie sahen, saß durch ihn das Licht einer ewigen Wahrheit schien.

1948 hatte Shankar Rao Deo in Neu Dehli an den Beratungen der Verfassunggebenden Versammlung teilgenommen. Zur gleichen Zeit besuchte er auch Krishnaji's Diskussionsabende. An einem der ersten dieser Abende sprach Krishnaji über Gewalt und Nationalismus. Shankar Rao Deo sagte später: »Um Krishnaji zu verstehen, mußte man das >Ich< verstehen.« Krishnaji hatte gesagt: »Das Verstehen des >Ich< geschieht in Zeit und Raum-; wirkliches Verstehen geschieht, wenn die Zeit aufhört zu existieren.« 1956 war das Jahr des Buddha Jayanti, und die indische Regierung hatte seine Heiligkeit, den Dalai Lama, eingeladen, die verschiedenen heiligen Pilgerorte zu besuchen, an denen der Erleuchtete einst gelehrt hatte.

Apa Sahib Pant, ein Beamter des Auswärtigen Amtes, der zu dieser Zeit in Sikkim stationiert war, war gebeten worden, den Dalai Lama auf seiner Reise durch Indien zu begleiten. Sie reisten mit großem Gefolge in einem luxuriösen, klimatisierten Zug. Als religiöses und weltliches Oberhaupt Tibets war der Dalai Lama an ein striktes Protokoll gebunden, und selbst im eigenen Land war er eine geheimnisumwitterte Figur geblieben. Nur einige wenige Lamas bekamen ihn je zu Gesicht, er lebte ein zurückgezogenes Leben, das von Meditation und strenger Disziplin bestimmt wurde. Es war das erste Mal, saß ein Dalai Lama aus diesem sagenumwobenen Land zu Besuch in einem anderen Land weilte.

Als er im Dezember in Madras eintraf, erzählte Apa Sahib Pant der zwanzig Jahre alten Inkarnation des Göttlichen von Krishnamurti und schlug einen Besuch bei Krishnaji vor, der sich gerade in Vasant Vihar aufhielt. Apa Sahib hatte dem Dalai Lama über Krishnaji's Leben und seine außergewöhnlichen Lehren berichtet, und der junge Mönch hatte ausgerufen: »Ein Nagarjuna!«* und

hatte den Wunsch geäußert, diesen Mann zu treffen. Die Gefolgschaft des Dalai Lama war bestürzt, denn sein Wunsch warf das gesamte Protokoll über den Haufen, aber der Dalai Lama ließ sich nicht beirren, und so wurde das Treffen arrangiert.

Apa Sahib sagte später über diese Begegnung: »Krishnaji empfing ihn (den Dalai Lama) sehr einfach, aber es war bewegend zu spüren, wie augenblicklich eine Welle des Verstehens und der Zuneigung zwischen den beiden aufkam.« Der Dalai Lama fragte sanft, aber direkt: »Sir, woran glauben Sie?«, und dann setzte sich die Unterhaltung fast einsilbig fort, denn es war eine Kommunikation ohne Rhetorik. Der junge Lama fühlte sich auf vertrautem Boden, als Krishnaji seine Erfahrungen mit ihm »teilte«. Auf der Rückfahrt zum Raj Bhagwan sagte der Dalai Lama: »Eine große Seele, eine große Erfahrung.« Er drückte auch den Wunsch nach einem Wiedersehen mit Krishnamurti aus.

Ab Mitte der fünfziger Jahre wurde Shankar Rao Deo zu einer vertrauten Gestalt in Krishnajis Diskussionsgruppen. Er kam nun jeden Winter nach Varanasi und wohnte im Hauptquartier der Sarva Seva Sangh, das am Ortseingang von Rajghat lag. Ich besuchte ihn dort oft zusammen mit Rao Sahib Patwardhan und fand ihn meistens mit *Shram Dan* - dem »Geschenk der Arbeit« - beschäftigt, das, zusammen mit dem »Geschenk des Landes«, von dem Eisansiedler Vinoba Bhave als eines der größten Geschenke überhaupt bezeichnet wurde. Stundenlang saß er unter einem surrenden Ventilator und klaubte winzige Steinchen aus Reishäufchen. Es amüsierte mich, ihn bei dieser scheinbar absurden Tätigkeit zu beobachten, aber Rao Sahib betrachtete sie als völlig angemessen.

Shankar Rao kam regelmäßig zu Krishnajis Vorträgen, und manchmal trafen sich die beiden zu persönlichen Gesprächen. Krishnaji neckte Shankar Rao, brachte ihn zum Lachen, deutete auf den Fluß und die Bäume, sprach von Schönheit, Liebe und Mitgefühl und überschüttete ihn förmlich mit seiner Zuneigung. Rao Shankar lauschte, fühlte sich stark zu Krishnaji hingezogen, aber seine gesamte bisherige Erfahrung und seine Konditionierung ließen nicht zu, saß er Krishnajis Worte an. Er konnte einfach nicht verstehen, weshalb Krishnaji der Liebe, der Schönheit und Empfindsamkeit eine so große Bedeutung beimaß. Krishnajis Einstellung zu den Sinnen und dem Verlangen verblüffte ihn. »Lausche deinem Verlangen, wie du dem Wind zwischen den Bäumen lauschst«, sagte Krishnaji. Der Gandhi-Anhänger Shankar, an die Vorstellung gewöhnt, daß man das Verlangen und die Wünsche ausmerzen müsse, wand sich und wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Es fiel ihm schwer, Krishnajis Lehren mit Gandhis Idealen in Einklang zu bringen. Krishnajis Reaktion auf Shankar Raos Härte und seine grimmige Ablehnung der Sinne spiegelte sich später in einigen Vorträgen wider, die er in Bombay hielt. Im Februar 1957 sagte er: »Die Sinne unempfindlich für alle Verlockungen, alles Widersprüchliche, Konfliktbringende und Schmerzhaftes zu machen heißt, die ganze Tiefe und Schönheit und Herrlichkeit der Existenz zurückzuweisen. Die Realität fordert dein gesamtes Wesen - nicht eines, dessen Herz erstarrt ist. Da findet ein ständiger Kampf statt zwischen dem, >was ich bin< und dem, >was ich sein sollte<. Das ist das Netz des Leidens, in dem der Mensch gefangen ist. Wer seine Sinne unterdrückt, macht sich unsensibel, empfindungslos. Und obwohl er auf der Suche nach Gott sein mag, bleibt sein Herz leer.« In den Diskussionsrunden wurden die Begriffe »Sein« und »Werden« untersucht. »Tief im Verborgenen keimt in uns der Wunsch zu >werden<, der der Nährboden von Schmerz und Leid ist.« Um frei sein zu können, muß der Mensch sich selbst als Produkt der Zeit sehen; nur durch den Prozeß der Selbsterkenntnis ist echtes Verstehen möglich.

»Das stille Entdecken jedes einzelnen Augenblicks birgt eine erstaunliche Energie, die dieses >Keimen< im Inneren verhindert. Selbsterkenntnis bedeutet, das >Werden< in sich selbst zu verstehen. Das Ende des >Werdens< ist die eigentliche religiöse Revolution.« Bei seinen Abendspaziergängen am *Worli-Beach* sprach er vom Akt des Zuhörens, vom »unvoreingenommenen, nicht berechnenden Lauschen«. Es ist ein Akt der Wahrheit, denn es erfordert totale Aufmerksamkeit. Die Stille bezeichnete er als »Quelle jeglicher Kreativität«. Dann stellte er eine Frage, auf die er auch in späteren Vorträgen noch mehrmals einging: »Kann man fühlen, ohne zu denken? Kann man ein Gefühl zulassen, ohne zu versuchen, es zu steuern, zu verändern, es gut oder schlecht zu nennen? Versucht es«, sagte er.

Shankar Rao war in den Diskussionsgruppen und bei allen Verträgen anzutreffen. Sein innerer Konflikt schien sich zuzuspitzen. Er war unfähig, seine Leidenschaft und sein Ideal der Askese unter einen Hut zu bringen. In Bombay fragte Krishnaji: »Wenn du wüßtest, daß du bald sterben mußt, was würdest du tun? Kannst du eine Stunde lang >total< leben? Kannst du einen Tag, eine Stunde

lang so leben, als ob du in der nächsten Stunde sterben müßtest? Aber wenn du stirbst, hast du diese eine Stunde wirklich gelebt; da ist eine enorme Vitalität, eine totale Wahrnehmung. Du siehst plötzlich die Quelle des Lebens, du spürst die Erde, die Lebendigkeit des Baumes. Du spürst die Liebe, die keine Kontinuität und kein Objekt braucht. In diesen Augenblicken der totalen Präsenz wirst du feststellen, daß das >Ich< nicht mehr ist, und der Mind, der nun leer ist, kann sich erneuern.«

Im Winter des Jahres 1956 begleitete Vimla Thakkar, eine junge Anhängerin Vinoba Bhaves, Shankar Rao und Dada Dharmadhikari nach Varanasi, um Krishnaji sprechen zu hören. Sie stammte aus Maharashtra, sprach mit Leidenschaft, war bewandert im Sanskrit und kannte viele der alten indischen Texte.

Schon seit ihrer Kindheit fühlte sie sich zum religiösen Leben hingezogen, hatte Visionen von Krishna und andere mystische Erlebnisse. Auf ihrer Suche nach einem Meister war sie Tukroji Maharaj begegnet, einem anerkannten spirituellen Lehrer Maharashtras, und war einige Jahre seine Schülerin gewesen, bevor sie ihn verließ, um sich Vinoba Bhave anzuschließen. Mit ihm war sie durch die Dörfer Indiens gezogen. Das Predigen fiel ihr leicht, sie sah sich selbst als eine Frau mit einem göttlichen Auftrag, was ihr enorme Energie, Beredsamkeit und Antriebskraft verlieh. Während der Diskussionen sagte Krishnaji, der spürte, welches Selbstbild sie sich zurechtgeschneidert hatte, zu ihr: »Versuche nicht, die Wahrheit durch Shankara, Krishna, Gandhi oder Krishnamurti zu finden.« Sie stellte ihm Fragen, aber sie merkte bald, daß zwischen ihren Fragen und Krishnajis Antworten keine Beziehung zu bestehen schien - seine Antworten waren einfach eine Herausforderung für ihren Verstand und ihre festen Vorstellungen.

Vimla Thakkar hatte jahrelang intensiv *Yoga-Sadhana* (*Sadhana*: Praxis der Enthaltensamkeit und Disziplin.) geübt und litt unter chronischen Schmerzen in einem Ohr. Freunde hatten ihr erklärt, dies sei auf das Aufsteigen der *Kundalini* zurückzuführen. Eines Morgens, als sie, Shankar Rao und Dada Dharmadhikari über eine Aussage Krishnajis diskutierten, erwähnte Dada Vimlas Ohrenschmerzen. Er erklärte Krishnaji, die Schmerzen seien durch Vimlas YogaPraktiken verursacht worden, aber Krishnaji war anderer Meinung. Er riet ihr, einen Arzt aufzusuchen, denn er spürte, daß ihren Beschwerden keine mystische Erfahrung, sondern eine physische Krankheit zugrunde lag. Sie hörte nicht gerne, was Krishnaji sagte, aber später entschloß sie sich doch, zum Arzt zu gehen. Nach einer Operation 1960 in Bombay verschwanden die Schmerzen, aber sie wurde später auf einem Ohr völlig taub.

Im Dezember 1960 fuhr sie wieder mit Shankar Rao und Dada nach Varanasi, um Krishnaji zu sehen. Als während einer Unterhaltung die Rede auf Vimlas Taubheit kam, sagte Krishnaji plötzlich: »Als ich noch ein Kind war, sagte meine Mutter zu mir, ich hätte die Gabe des Heilens in diesen Händen.« Er sagte es sehr schüchtern, wie immer, wenn er über sich selbst sprach. »Möchtest du, daß ich versuche, dir zu helfen?« Vimla war überrascht und verwirrt. In einer Atmosphäre aufgewachsen, in der »Wunderheiler« und dergleichen strikt abgelehnt wurden, erwiderte sie, sie glaube nicht an solche Dinge, und so ging der Moment vorüber. Später schalt Dada sie aus und sagte, sie hätte nicht ablehnen sollen. Krishnaji sei nicht wie ein gewöhnlicher Sadhu, der aus »Wundern« Profit schlug. Nach langem Hin und Her ging sie zu Krishnaji und bat um seine Hilfe.

Krishnaji hatte eine ganz eigene Art, eine Heilungssitzung durchzuführen. Der Kranke saß auf einem Stuhl, Krishnaji stand hinter ihm und legte ihm die Hände auf den Kopf. Dann machte er eine Bewegung, mit der er die Energie, die auf seine Hände übergegangen war, abzuschütteln schien. Er wiederholte dies mehrmals und ließ dann die Hände einige Augenblicke auf dem Kopf des Kranken ruhen, der danach noch eine Weile still sitzenbleiben sollte. Krishnaji vergaß nie, nach einer solchen Behandlung seine Hände zu waschen. Krishnamurti behandelte Vimlas Ohr mehrere Tage hintereinander auf diese Weise, und nach ein paar Tagen konnte sie wieder ein wenig hören.

Vimla folgte Krishnaji nach Bombay, wo er Vorträge hielt. Er fragte sie nach ihrem Ohr. Sie antwortete, sie höre den Klang einer Flöte auf dem tauben Ohr, worauf er erwiderte, sie würde die Klänge, die sie hörte, gemäß ihrer eigenen Phantasie projizieren. Er bat sie, damit aufzuhören und riet ihr, Eispackungen zu machen, um die Geräusche zum Verschwinden zu bringen. Später folgte sie Krishnaji nach London - und danach nach Saanen in der Schweiz, wo er seine Therapie fortsetzte. Aus Saanen schrieb sie überglücklich an Dada: »Ich bin geheilt, ich kann wieder hören.«

Bei einem Gespräch unter vier Augen in Wimbledon wollte Vimla von Krishnaji mehr über seine Heilkräfte wissen. »Ich fürchte, du würdest es nicht verstehen«, antwortete er. Sie folgte ihm nach

Gstaad. Krishnaji sah nicht wohl aus und schien unter Druck zu stehen. Sie fragte ihn wieder über seine Heilkräfte aus, denn sie hatte das Gefühl, daß die Heilung sie nicht nur körperlich, sondern auch geistig beeinflußt hatte. Die Taubheit war verschwunden, und ihr Geist schien ebenfalls befreit, schien nicht mehr gefangen. Sie fühlte sich, als ob »etwas im Inneren losgelassen hätte, keine Beschränkungen mehr annehmen könnte«. Mit ernstem Gesicht sagte Krishnaji zu ihr: »Wer hat dir gesagt, daß diese beiden Dinge etwas miteinander zu tun haben?« Wieder wollte sie von ihm etwas über die »Explosion« in ihrem Inneren wissen, aber er bestärkte sie nicht in ihrem Glauben und weigerte sich zu akzeptieren, daß seine Berührung tiefe psychische Veränderungen hervorgerufen haben sollte. Sie beschloß, Krishnajis Vorträge nicht mehr zu besuchen, sondern selbst über Wahrheit und Verwirklichung zu sprechen.

Shankar Raos Konflikt hatte sich in der Zwischenzeit weiter zugespitzt. 1962, inmitten der politischen Wirren Chinas und der traumatischen Konfrontation zwischen Kennedy und Chruschtschow, beschloß Shankar Rao, einen Friedensmarsch nach China anzuführen. Seine Freunde versuchten, ihm dieses riskante Vorhaben auszureden, aber er blieb eisern, und so machte sich eine kleine Gruppe von Marschierern auf der staubigen Überlandstraße auf den Weg nach China. Keiner von ihnen wußte genau, welche Route zu nehmen war, die Grenzen waren vergessen, aber der Geist hatte entschieden, und so marschierten sie unverdrossen. Der Dichter Allen Ginsberg und sein Freund Peter Orlovsky, die beiden Begründer der »Beat«-Bewegung (die gegen das Establishment revoltierte und alle materiellen Werte in Frage stellte) hielten sich gerade in Indien auf. Sie suchten die Wahrheit auf den *Ghats* (Lande- und Badeplatz mit Ufertreppe oder -pfad. Anm. d. Übers.) von Varanasi bei wild aussehenden AghoriBawas und Nath Panthis. Entzückt über Shankar Raos wahnsinnigen Akt der Humanität marschierten sie ein Stück des Weges mit ihm und sangen *Bhajans* mit ihrem nasalen amerikanischen Akzent.

Das *Central Bureau of Investigation* (CBI) wurde auf diese beiden schmutzigen, bärtigen, langhaarigen Ausländer aufmerksam. Man weigerte sich, ihre Visa zu verlängern, und sie schickten mir ein Telegramm nach Delhi: » CID (Criminal Investigation Department) belästigt uns, Visaverlängerung verweigert; an Nehru telegraphiert; treffen Montag in Delhi ein-Allen und Peter.« Ich ging zu Viswanathan, dem freundlichen aber zynischen Sekretär im Innenministerium, der mir mitteilte, das Telegramm der beiden an Premierminister Nehru liege ihm vor, und ich sei als Bürge für die Unbedenklichkeit dieser Ausländer genannt worden. Schließlich wurden ihre Visa doch verlängert, und die beiden schlossen sich Shankar Rao Deos Marsch wieder an. Am 16. März 1963 schrieben sie mir:

Liebe Pupul, wir waren im Zoo und sind auf einem Elefanten geritten; dann fuhren wir nach Khurja und marschierten einen Tag lang mit Shankar Rao Deo und den anderen. Sie verhalten sich vernünftig, das heißt, sie begegnen schreiender Hysterie mit Besonnenheit. Wir verbrachten die Nacht bei ihnen; sie nahmen uns auf, waren sehr freundlich zu uns, und wir berührten ihre marschierenden Füße und kehrten um. Nach unserer Ankunft in Delhi riefen wir bei dir zu Hause an. Dein Mann sagte, du wärest ausgegangen. Er hat es dir wahrscheinlich ausgerichtet. - OK, alles Liebe Allen

Hallo Pupul und Babu Pa und Babu Ma, es war eine Freude, Tag und Nacht mit ihnen zu marschieren. Vor dem Marsch übernachteten wir in einem Ashram, der nur aus einem einzigen Raum bestand. Wir schliefen alle im selben Raum. Neben mir schlief ein junger Mann namens Jain aus Madras, der Artikel für eine *Budan-Zeitung* (Bovas Arbeit) schreibt, außerdem eine junge Frau aus Bangalore, die mit einem österreichischen Gandhi-Anhänger verheiratet ist. Beide sind auf dem Marsch nach Peking. Dada begleitet Shankar Rao schon seit Monaten; er macht Witze und bringt die anderen ständig zum Lachen. Ich hoffe, sie schaffen es bis Peking. Es wäre schön, wenn Bhawe, Nehru und Shankar Rao sich treffen und einen Tag lang miteinander marschieren und reden könnten. Was liest du zur Zeit? Ich habe gerade die Autobiographie des Dalai Lama beendet. Liebe & Ganesh Peter

An der Grenze nach Burma wurden Shankar Rao und seine staubbedeckten Pilger aufgehalten. Sie saßen da und warteten, aber die burmesische Regierung blieb hart. Schließlich mußten sie umkehren,

und nach und nach zerstreuten sie sich in alle Winde. Die Kommentare in den Zeitungen waren sarkastisch, die Spötter lachten, und Shankar Rao war zutiefst verletzt.

Im Winter 1961 hatte Rao sich mit Krishnaji in Varanasi getro(hen und mit ihm über seine tiefe Angst gesprochen, die ihn innerlich aufzufressen schien. Als Krishnaji ihn fragte, was er denn fürchtete, sagte Shankar Rao: »Den Tod.« Krishnaji sprach mit ihm über Furcht und Tod, aber er sagte später, die wahre Ursache für die allmähliche innere Zerstörung Shankar Raos sei die gewaltsame Unterdrückung der Sinne.

Nach dem Scheitern seines Friedensmarsches hatte Shankar Rao versucht, mit Krishnaji Kontakt aufzunehmen, aber Krishnaji hielt sich im Winter 1962 im Ausland auf. Enttäuscht und voller Angst wußte Shankar Rao nicht mehr, wohin er sich wenden sollte. Die jahrelange Askese und die harte, lebensfeindliche Disziplin hatten plötzlich ihren Sinn verloren, und er richtete die nun in ihm aufsteigende gewalttätige Aggression gegen das eigene Ich. Entsetzt über sich selbst und mit Schuldgefühlen beladen, fiel er in eine tiefe Depression und brütete nur noch dumpf vor sich hin. Seine Freunde machten sich große Sorgen um ihn und schrieben seinetwegen an Krishnaji.

Als Krishnaji im Winter 1963 nach Indien zurückkehrte, brachten Rao Sahib Patwardhan und Dada Dharmadhikari Shankar Rao zu ihm. Zuerst hatte Shankar Rao sich geweigert, Krishnaji zu sehen, aber schließlich hatte er mit dem Kopf genickt und aufgehört zu kämpfen. Ich erinnere mich noch daran, wie sie ihn im Himmat Nivas (in Bombay) ins Wohnzimmer brachten, einen verwildert aussehenden, halbnackten Mann mit brennendem Blick, nur mit einem Dhoti bekleidet.

Krishnaji trat ins Zimmer, umarmte Shankar Rao und sagte: »Was hast du dir angetan, mein Freund?« Bei Krishnajis Berührung begannen aus den irre dreinblickenden Augen die Tränen zu schießen. Krishnaji faßte Shankar Rao am Arm und führte ihn in sein Zimmer. Nach einer Stunde kamen sie wieder heraus. Shankar Raos Gesicht wirkte ganz friedlich, und er sprach voller Zuneigung zu Dada. Dann verabschiedete er sich von Krishnaji, der ihn wohl davor gewarnt hatte, sich je wieder mit Politik zu befassen.

Die Nachricht über dieses »Wunder« machte in der Sarva Seva Sangh die Runde und verbreitete sich mit Windeseile in den *Ashrams* überall im Land. Die Leute kamen in Scharen, um Krishnaji sprechen zu hören. Für Dada Dharmadhikari war dies bereits das zweite Wunder, das vor seinen Augen geschehen war, denn er betrachtete auch die Heilung von Vimlas Ohr als ein solches. In Bombay bildeten sich Mensentrauben, wenn Krishnaji vom Auto zur Vortragshalle ging. Alle wollten seine Hände berühren und an seinem Segen teilhaben. Diese Vorfälle (über die zu sprechen Krishnaji sich jahrelang weigerte) und die tiefe Stille, die ihn umgab, beeindruckte die Leute am meisten. Seine Lehre - obwohl sich alle einig waren, daß sie die Dualität transzendierte - schien zu abgehoben, zu weit von ihnen entfernt.

Als Krishnaji und Rajagopal im Winter 1957 nach Indien kamen, war Krishnaji sehr zurückgezogen und hielt keine öffentlichen Vorträge.

Rajagopal hatte Krishnaji nach Indien begleitet, um einige geschäftliche Dinge in bezug auf Vasant Vihar und Krishnajis *Copyright* zu regeln. Krishnaji kümmerte sich kaum um institutionelle Strukturen, interessierte sich nicht für seine Rechte und Pflichten und war mit allem einverstanden, was Rajagopal vorschlug. Dennoch wurden die fraglichen Dokumente erst im Winter 1958 unterzeichnet. Krishnaji übertrug alle Rechte an seinen Veröffentlichungen auf Rajagopal und *Krishnamurti Writings Inc.* und zog sich praktisch aus K.W.I., deren Präsident er gewesen war, zurück.

Madhavachari, der 1957 Sekretär der *Foundation Kr New Education* geworden war, vertrat die K.W.I. in Indien. Er war zu Krishnajis Gefährten, Freund und Gastgeber geworden und lebte seit seiner Pensionierung ständig in Vasant Vihar. Der hartgesottene, südindische Brahmane pflegte einen spartanischen Lebensstil, und der Verzicht auf weltliche Annehmlichkeiten äußerte sich bei ihm in einer Gleichgültigkeit gegenüber Raum und Form und der Unfähigkeit, eine Umgebung zu schaffen, in der irgendeine Form von Kreativität gedeihen konnte. Unterwäsche hing auf quer durch die Zimmer gespannten Leinen, über Betten, und Lithographien zierten die Wände.

Krishnaji begann sich Gedanken über den vernachlässigten Garten und allgemein über den Zustand von Vasant Vihar zu machen. Seine Vorträge dort fielen zeitlich mit dem jährlichen Treffen der Theosophischen Gesellschaft zusammen und wurden von einer großen Anzahl alter Menschen besucht. Nur wenige junge Leute hatten Kontakt zum Vasant Vihar-Zentrum oder zu Krishnamurtis Lehren.

Von Madras aus fuhren Krishnaji und Rajagopal nach Rishi Valley und kehrten später noch einmal nach Madras zurück. Rajogopal machte sich, nachdem er alle geschäftlichen Dinge erledigt hatte, auf die Heimreise in die Vereinigten Staaten. Sunanda und L.V. Bhave brachten ihn zum Flughafen.

Ich selbst hatte diesmal nicht nach Rishi Valley oder Madras fahren können, denn mein Mann hatte plötzlich einen sehr schweren Herzanfall erlitten. So mußte ich in Delhi auf Krishnaji warten. Die Beziehung zu meinem Mann war schon seit einiger Zeit recht schwierig, denn seine traditionelle Einstellung machte es ihm zunehmend schwerer, eine Ehefrau zu tolerieren, die eigene Interessen hatte. Er versuchte, mich an wunden Punkten zu treffen, aber der Konflikt setzte ihm im Laufe der Zeit so sehr zu, daß er körperlich zusammenbrach.

Krishnaji kam im Frühjahr 1958 in Begleitung von Madhavachari nach Delhi. Etliche Jahre lagen nun zwischen diesem Treffen und meiner ersten Begegnung mit Krishnamurti, dem Heiler. Ich sprach mit ihm über meine Sorgen und meinen Schmerz, und sein Mitgefühl hüllte mich ein. Er zwang mich, der Tatsache ins Auge zu sehen, daß zwischen mir und dem Mann, den ich geheiratet hatte, keine echte Beziehung bestand. Darauf war ich nicht vorbereitet gewesen. Der Schmerz kam in Wellen, in denen ich zu ertrinken glaubte, die die Welt vor meinen Augen verschwimmen ließen. Er legte seine Hände um mein Gesicht, zwang mich, ihm in die Augen zu schauen und meinen Schmerz, der sich darin spiegelte, zu sehen. Er war der Vater, die Mutter, der Freund und der Lehrer, war unerbittlich und sanft zugleich, aber er erlaubte mir nicht, wegzuschauen. Wie eine Feuersäule verbrannte sein Sehen die Erinnerungen, die Einsamkeit, den Mangel an Liebe, der die Ursache des Schmerzes war. Ich mußte der Leere des Schmerzes von Angesicht zu Angesicht gegenübertreten, und die in mir aufsteigende Bewußtheit brannte die Narben der Vergangenheit hinweg. Er verströmte seine Liebe, und sie floß durch mich hindurch und ließ mein Herz ruhig werden. Er heilte meine Seele und schenkte auch meinem Mann von seinem Reichtum. Körperlich - indem er sein krankes Herz heilen half, und seelisch, indem er zu ihm mit der gleichen Liebe und Zuneigung sprach.

Von Delhi aus fuhren Krishnaji und Madhavachari nach Varanasi. Ich erhielt einige Briefe von Krishnaji, in denen er mich bat, nach Rajghat zu kommen, aber der körperliche Zustand meines Mannes war noch so kritisch, daß ich ihn nicht allein lassen konnte.

Den Sommer des Jahres 1958 verbrachte Krishnaji wieder in Indien. Man hatte ihm den M.E.S. Bungalow in Chowbatia in Ranikhet angeboten, ein schönes, geräumiges Haus, das auf der höchsten Erhebung Ranikhets stand und einen herrlichen Ausblick auf die schneebedeckten Gipfel des Himalaja bot. Wieder war Krishnaji in die heiligen Berge seiner Vorfahren zurückgekehrt. Abends saß er auf der Veranda und chantete die alten Sanskrithymnen, die er wieder erlernt hatte. Er machte Spaziergänge durch die Deodarawälder, verließ sich und fand schließlich instinktiv wieder nach Hause zurück.

Als er uns später von diesen Spaziergängen erzählte, berichtete er auch von einem Abend, an dem die Menschen voller Angst ihre Türen verschlossen hielten, weil ein Tiger ganz in der Nähe einen Menschen getötet hatte. Krishnaji hatte sich am nächsten Morgen auf seinen üblichen Rundgang gemacht und war immer tiefer in den Dschungel vorgedrungen. Die verschiedenen Geräusche des Waldes - Vogelstimmen, fallende Blätter, das Schnatzen der Affen - flossen durch ihn hindurch. Er kam zu einer Lichtung und wurde plötzlich gewahr, daß er nicht weitergehen wollte. Instinktiv hatte er etwas gespürt, und die Intelligenz seines Körpers hatte reagiert. Alle Geräusche waren verstummt; alles schien den Atem anzuhalten und zu lauschen. Krishnaji stand etwa zwei Minuten völlig still da, bewegungslos, wachsam. Er konnte die Augen spüren, die ihn beobachteten. Dann war es plötzlich vorbei, die Vögel begannen wieder zu singen, die Affen sprangen von Baum zu Baum, und Krishnaji machte sich auf den Heimweg. Abends hörte er, wie die Leute sich darüber unterhielten, daß der Tiger im Wald gesehen worden war.

Im Mai besuchten Radhika, meine achtzehnjährige Tochter, und Asit Chandmal, mein siebzehnjähriger Neffe, Krishnaji und Madhavachari in Chowbatia. Krishnaji war glücklich, die beiden jungen Leute für eine Weile bei sich zu haben. Madhavachari mästete sie förmlich und Krishnaji brachte ihnen Yoga-Asanas bei.

Er zeigte ihnen, wie man richtig ging, stand, und wie man »von hinten« sehen konnte: man mußte die Sehkraft nach hinten »fließen« lassen und aus seinem Inneren heraus »sehen«. Er nahm sie auf lange Spaziergänge mit, beobachtete, lauschte und brachte auch ihnen bei, zu sehen und zu lauschen.

»Hebt ein Blatt auf«, sagte er. »Betrachtet es - dann schaut hinüber zu den schneebedeckten Gipfeln und laßt eure Augen noch weiter in die Ferne, jenseits der Berge schweifen. Schaut euch dann wieder die nahen Dinge an, und verbindet das Sehen mit dem Hören.« »Betrachtet euch die Dinge auf japanische Art.« Radhika erklärte mir die »japanische Art« des Sehens: Man beugt den Kopf nach unten und betrachtet die Welt verkehrt herum. Asit erinnerte sich, daß Krishnaji auf einem der Spaziergänge über das Kreuz gesprochen hatte. »Die horizontale Linie ist das >Ich<, und die vertikale Linie ist die Negierung des >Ichs«<.

Madhavachari fuhr Krishnaji nach Madras voraus. Murli Rao, ein langjähriger Vertrauter Krishnajis, kam von Delhi herauf, um Krishnaji abzuholen. Obwohl die Gärtner und anderen Bediensteten nicht Englisch sprachen, hatten sie die stille, meditative Schwingung Krishnajis gespürt. Schnell hatte sich die Kunde über die Anwesenheit des großen Yogi verbreitet, und die Leute kamen aus allen Himmelsrichtungen, um ein *Durshun* zu bekommen und ihm »Lebewohl« zu sagen. Krishnaji begrüßte sie mit einem herzlichen Lächeln. Bevor er sich ins Auto setzte, machte er noch einen letzten Rundgang durch den Garten und blieb still vor manchen der uralten, knorrigen Deodarabäume und Pinien stehen. Später, als Murli Rao ihn fragte, wonach er geschaut habe, erwiderte er, er habe seinen Freunden »Lebewohl« gesagt. Die Bäume waren während der vergangenen Monate seine Gefährten gewesen, und er hatte mit ihnen kommuniziert.

Im Januar 1958 brachte Rao Sahib Patwardhan einen Freund, P.Y. Deshpande, zu Krishnaji. Deshpande, ein Rechtsanwalt, Schriftsteller und Marxist, der für seine intellektuellen Fähigkeiten und sein feuriges Temperament bekannt war, kam mit seiner Frau Vimla Tai. Desillusioniert suchten sie nach einer Antwort auf ihre Fragen: Ihr Sohn war gestorben, und der Marxismus hatte ihnen in ihrem Schmerz keinen Trost bieten können. Er hatte sich seiner brahmanischen Vergangenheit zugewandt und gemeinsam mit seiner Frau begonnen, die Veden und Upanishaden zu studieren. Die Hymne an die Schöpfung aus dem *Rigveda* hatte ein plötzliches Erwachen bei ihnen bewirkt. Deshpande schrieb einen Artikel über diese Hymne, durch den er mit Rao Patwardhan bekannt wurde.

Das Treffen zwischen den Deshpandes und Krishnaji fand in Himmat N iviis statt. Deshpande wirkte zerbrechlich, sein Gesicht war schmal und von Sorgen gezeichnet, aber sein Geist war von ungebrochener Vitalität. Er sagte zu Krishnaji: »Ich bin Marxist, und ich will versuchen, mit Ihnen ins Reine zu kommen. Ich muß offen und rückhaltlos mit Ihnen sprechen. Falls das, was sie sagen, wahr ist, werde ich den Marxismus aufgeben und mich Ihnen anschließen.«

Wie Deshpande später erklärte, versuchte er, in Worten mit Krishnaji zu kämpfen. Er forderte Krishnaji heraus, aber er fand keinen Gegner auf der anderen Seite, was ihn wütend machte und frustrierte. Je vehementer er nachhakte, desto mehr hatte er das Gefühl, ins Leere zu stoßen. Plötzlich wurden all seine Fragen mit einem Streich weggewischt. Krishnaji sprach: »Das Problem ist nicht der Marxismus, sondern der Tod deines Kindes.« Die Deshpandes schwiegen. » Laßt uns darüber und über euren Schmerz sprechen«, sagte Krishnaji.

Still saßen die beiden vor ihm, als er zu ihnen über den Tod sprach. Als er geendet hatte, verließ das Ehepaar das Zimmer mit feuchten Augen. Rao sah sie an und fragte: »Geht es euch gut?« Deshpande antwortete: »Alle Probleme haben ein Ende.«

Sie fuhren zurück nach Nagpur, packten ihre Habe zusammen und kamen nach Sarai Mohana, um in einem kleinen Häuschen am Ufer des Ganges zu leben. Später engagierten sich Deshpande und seine Frau in allen Bereichen der Arbeit in Rajghat.

Kapitel 19: »Mit dem ganzen >Kopf< sprechen.«

Im Frühjahr 1959 beschloß Krishnaji, nicht nach Ojai zurückzukehren, sondern das zweite Jahr in Indien zu verbringen. Er hielt sich seit dem Herbst 1957 im Lande auf und fuhr erst im Frühling 1960 wieder nach Europa. Es war die längste Zeitspanne, die er in Indien verbrachte, seit er das Land als Jugendlicher verlassen hatte.

Im April, als das feuchtheiße Tropenklima fast unerträglich wurde, entschloß er sich, Bombay für eine Weile den Rücken zu kehren und nach Lonaula, einem kleinen Ort in den Bergen zwischen Bombay und Poona, zu fahren. Dort wohnte er nur mit einem Diener im Hause meiner jüngsten Schwester, Amru Metha. Sunanda und ihr Mann, Pama Patwardhan, hielten sich gerade in Poona,

nur 40 Meilen von Lonaula entfernt auf und kamen oft herüber, um ihn zu besuchen. Die meiste Zeit verbrachte er jedoch allein.

Im Mai reiste Krishnaji, von Madhavachari und einem Koch namens Parameswaran begleitet, über Delhi nach Kashmir.

Während des kurzen Aufenthalts in Delhi bestand Krishnaji darauf, daß ein neuer Anzug aus feiner Wolle für Madhavachari geschneidert wurde. Es machte ihm Vergnügen, Madhavachari gut angezogen zu sehen, und er bemerkte: »Mamaji sieht jetzt sehr elegant aus.« Die erste Nacht nach ihrer Ankunft in Srinagar verbrachten sie auf einem Hausboot. Am nächsten Tag zogen sie in ein Haus in einem lauten, belebten Stadtviertel um, und Krishnaji bemerkte in einem seiner Briefe, wie unglücklich er in diesem rattenverseuchten Haus und seiner Umgebung war.

Am 26. Mai verließen Krishnaji und Madhavachari Srinagar und fuhren zum Achebal, einem *Serai* oder Rasthaus, das einst von Nur Jehan an der uralten Landstraße zwischen Lahore und Srinagar erbaut worden war. Achebal wird im *Akbar Nama* (Chronik des Lebens Akbars und seiner Herrschaftsperiode von Abul Fazl.) als ein gesegneter Ort erwähnt, an dem eine sprudelnde Quelle kühles, kristallklares Wasser spendet. Hin und wieder, so kann man im *Akbar Nama* lesen, tauche ein wunderschöner, gelbgefleckter Fisch im Wasser auf, dessen Erscheinen Glück verhieß. Seit Jahrhunderten pilgerten die Menschen wegen der heilenden Wirkung des Quellwassers zu diesem heiligen Ort, und sie kamen noch immer, obwohl die Mythen über die *Yakshis*, die Wasser- und Baumgeister, die die Quelle angeblich bewachten, schon lange in Vergessenheit geraten waren.

Nur Jehan hatte um die Quelle herum einen von einer Mauer umgebenen Garten anlegen lassen, in dem viele Chinarbäume und Pappeln standen. An einem Punkt des umfriedeten Areals bildete die Quelle, die mit Macht aus der Erde schoß, einen breiten Wasserfall, der sich in die unteren Ebenen des Gartens ergoß. Die riesigen Äste der Chinarbäume streckten sich über das hinabstürzende Wasser. Unter dem Wasserfall hatte man kleine Teiche und Springbrunnen angelegt, und unterirdische Kanäle leiteten das Wasser in weiter entfernte Bereiche des Gartens. Die Kanäle waren so angelegt, daß die Sonnenstrahlen Regenbögen bildeten, wenn sie auf das sprühende Wasser trafen. Dort, wo der Schatten der Chinarbäume und Pappeln nicht hinreichte, hatte man die verschiedensten Arten von Blumen gepflanzt. Nahe beim Teich gab es mehrere Pavillons, ursprünglich von den Moguln gebaut, die aber dank späterer Umbauten und Reparaturen kaum noch ihre ursprünglichen exquisiten Proportionen ahnen ließen. Weder das Rauschen des Wasserfalls noch das Plätschern der Springbrunnen störte die Stille des Gartens oder die Vögel, die sich in Scharen im Geäst der Chinarbäume aufhielten. Das umgebende Land war ein Teppich aus sonnendurchfluteten, grünen Reisfeldern, der sich gegen die stolz in den Himmel ragenden schneebedeckten Berge abhob. Bald nach ihrer Ankunft mußte Madhavachari nach Madras zurückkehren, da eines seiner Kinder erkrankt war, aber Parameswaran blieb und sorgte für Krishnajis leibliches Wohl. Vom 6. Juni bis zum Ende des Monats leistete ich Krishnaji in Achebal Gesellschaft. Ich wohnte in einer winzigen Hütte, die direkt neben seiner Unterkunft lag.

Vor meiner Abreise nach Kashmir hatte ich noch einen Brief von Krishnaji erhalten, in dem er mich bat, ein Exemplar von *Pelgraves Golden Treasury of English Verse*, ein Englischbuch für Anfänger, und eine Flasche Haarwasser mitzubringen. Ich brachte ihm außerdem noch einige Alfonso-Mangos mit, die er sehr gerne aß.

Es gab keine Elektrizität in Achebal, und wir benutzten abends Kerosin- oder Petromax-Lampen*. Krishnamurti erwachte stets im Morgengrauen und machte seine Yogaübungen (Asanas und Pranayama), die er bei B.K.S. Iyengar, einem hervorragenden Yogalehrer aus Poona, gelernt hatte. Er versuchte mich zu überreden, die Yogaasanas ebenfalls zu erlernen, aber ich bin von Natur aus körperlich ein wenig träge, und so waren meine Versuche zum Scheitern verurteilt. Wenn Krishnaji seine Asanas beendet hatte, nahmen wir das Frühstück ein, das gewöhnlich aus Idlis und *Sambar* oder *Dosas*, leckeren Reis- und Linsenkuchen mit Kokosnußchutney, bestand. Ich trank Kaffee, Krishnaji irgendein Gebräu aus Kräutern.

Danach war Krishnaji bereit für seinen langen Spaziergang, und meistens begleitete ich ihn. Gemeinsam kletterten wir in dem hügeligen Gelände herum, wanderten durch Pinienwälder und erklommen steile Abhänge. Krishnaji war flink, balancierte sicher über Felsbrocken und nahm die anstrengendsten Abkürzungen mit Leichtigkeit. Ich schnaufte und seufzte, aber da ich seit meiner Kindheit an die Berge gewöhnt bin, gelang es mir, mit ihm Schritt zu halten. Er kletterte geschwind voraus, wandte sich um und sah mir zu, wie ich mich abkämpfte und bemühte, einen besonders

schwierigen Felsen zu bezwingen. Manchmal streckte er die Hand aus und zog mich zu sich hinauf. Hatten wir dann nach langer mühsamer Kletterei den Gipfel des Berges erreicht, wurden wir durch eine atemberaubend schöne Aussicht belohnt. Unter uns lagen der umfriedete Garten und die grünen, von Pappeln gesäumten Reisfelder, während wir hier oben von strahlendweißem Schnee umgeben waren. Krishnaji war entzückt von der Schönheit dieses Ortes.

Nach der Ruhepause am Nachmittag brachte Krishnaji Parameswaran Englisch bei, und abends schlenderten wir gemächlich durch die Reisfelder oder den ummauerten Mogulgarten. Die Blumen standen in voller Blüte, und die sanfte Brise wehte den Duft von Rosen, Veilchen und Geißblatt zu uns herüber. Entlang des Bachbettes wuchs Brunnenkresse, und manchmal pflückten wir eine Handvoll für unser Abendessen. Es gab auch einen Forellenteich, und Krishnaji konnte endlos lange dastehen und die schnellen Bewegungen der Fische beobachten.

Krishnaji war ein Kind des Wassers. Fließendes, fallendes, tropfendes Wasser, das über moosbedeckte Steine glitt, oder stilles, von keinem Lüftchen bewegtes Wasser, entzückte ihn. Das Durchscheinende und die Freiheit des Wassers, seine enorme Kraft, seine Stille, seine Fähigkeit, sich durch Erde und Felsen einen Weg zu bahnen, waren auch ihm zu eigen.

Krishnaji wirkte jung und unbeschwert, kein Sturm tobte diesmal in seinem Innern. Sein Mund und seine Augen lachten, und er überschüttete mich mit Wärme und Zuneigung. Manchmal jedoch war er außergewöhnlich ernst und still. Viele der Einsichten, über die er im Laufe des folgenden Jahres in seinen Vorträgen in Madras und Bombay sprach, reiften in jenen Monaten. Wie die Gezeiten oder der abnehmende und zunehmende Mond bewegte sich sein inneres Wesen in seinem eigenen Rhythmus. Ich beobachtete diesen geheimnisvollen Mann von grenzenloser Schönheit, wenn er eine Bemerkung über die »Ganzheit des Sonnenlichtes« machte, ein knospendes Blatt betrachtete, seine Hände auf einen jahrhundertealten Baum legte, sich mit ihm anfreundete, seine Rinde befühlte und dem Fließen des Saftes durch die Adern eines Blattes lauschte. »Das Zeitlose ist hier; es liegt unter jedem Blatt«, sagte er dann etwa. Ich spürte die Erde, über die wir gingen, auf der wir sprachen, aßen und lebten, als eine Quelle unerschöpflicher Energie. Manchmal fühlte ich mich berauscht, so als hätte ich vom Morgentau getrunken.

Auf einem Spaziergang fragte er mich, wie ich beobachtete, wie ich sprach. Ich war verblüfft. Er sagte: »Kann man noch anders sprechen, singen, chanten als nur aus dem Hals oder Mund, kann man die Worte die Rückseite des Kopfes berühren lassen - durch die Augen -die Aufmerksamkeit auf den Punkt hinter den Augen richten und so sprechen? Das heißt, mit dem ganzen Kopf zu sprechen.« Wir führten lange Gespräche über das wahrhaft religiöse Bewußtsein und den wissenschaftlichen Geist, die einzigen beiden Geisteshaltungen, die in den kommenden Jahren eine Rolle spielen würden-eine Aussage, auf die er bei seinen Vorträgen in Madras ausführlich einging. Er sprach über den Tod, bezeichnete ihn als Quelle neuer Schöpfung und das Freiwerden einer Energie, die unzerstörbar sei. Für ihn vollbrachte das aufmerksame Zuhören, das Lauschen nach innen und außen das Wunder der Transformation, enthüllte Geheimnisse und entwurzelte und zerstörte die verborgenen Fangarme des Verstandes. In dunklen, mondlosen Nächten gingen wir hinaus und beobachteten die Sterne und die dunkle Unendlichkeit des Weltraumes. Er deutete auf die verschiedenen Konstellationen, sprach von der Reise in den äußeren Raum und von der Pilgerfahrt in die innere Welt als einer Entdeckungsreise ins Unendliche. Aber ein engstirniger Geist konnte ihn auf dieser Reise in die Ewigkeit nicht begleiten. Jeder Abend war ein Geschenk.

Abends, nach einer frühen Mahlzeit, rezitierte er im Schein der Petromaxlampe Verse aus *The Golden Treasury*. Keats *Ode to the Nightingale* war sein Lieblingsstück. Die Abende waren kühl, und wir verbrannten Feuerholz und trockene Pinienzapfen im offenen Kamin. Manchmal chantete er Sanskritverse. Der Klang seiner tiefen Stimme erfüllte den Raum, schwang über den Reisfeldern und setzte sich bis hinter die schneebedeckten Gipfel fort. In seinem kristallklaren Energiefeld entwickelte sich meine eigene Fähigkeit zu sehen und zu hören.

Krishnaji erzählte mir von einer Gruppe von Mönchen, der er auf einem seiner Spaziergänge unterhalb der schneebedeckten Hänge begegnet war. Sie gingen durchleuchtend grüne Reisfelder, und die strahlendweißen Gipfel leuchteten in der untergehenden Sonne. Diese Erhabenheit und Schönheit zu sehen hieß, das Göttliche zu spüren. Die Mönche aber gingen mit gesenkten Köpfen einher, die Blicke fest auf die Erde vor ihren Füßen geheftet und nahmen nichts von der Herrlichkeit wahr, die sie umgab. Wie still ihr Verstand auch werden mochte, sagte Krishnaji, es blieb dennoch

die Stille des Begrenzten, des Kleinen, in dem das unendlich sich ausdehnende Universum keinen Platz hatte.

Alle paar Tage fuhr ich mit dem Wagen nach Srinagar und kehrte erst abends zurück. Krishnaji mochte handgearbeitete Dinge, und ich brachte oft Stoffe und kunstgewerbliche Gegenstände mit. Er befühlte sie vorsichtig und freute sich an ihren Farben, ihrer Struktur und der feinen Arbeit der Künstler. Ich brachte auch frisches Obst und Gemüse, denn das gab es in Achebal nicht.

Bei meinem Aufenthalt im Jahre 1959 wußte ich noch nicht, daß Achebal ein uralter Pilgerort war und das Wasser der Quelle als heilig und heilend galt. Die einstigen Bewohner-Moslems-hatten alle Spuren ihrer archaischen Vergangenheit ausgelöscht, und so waren allmählich auch die damit verbundenen Mythen in Vergessenheit geraten. Krishnaji spürte jedoch sofort die Energie des Ortes, die Schwingungen, die die vielen andächtigen Pilger auf ihrem Weg zur Quelle hinterlassen hatten. Er sprach oft über das Wesen des Pilgers. Ich erzählte ihm von einem alten Text, in dem die Füße des Wanderers mit einer Blume verglichen werden. Ich sagte ihm auch, daß die Straße der Pilger durch Pahalgam führte, etwa vierzig Meilen von Achebal entfernt, aber das interessierte ihn nicht.

Mir wurde mehr und mehr bewußt, wie schwierig es war, ständig in Krishnajis Nähe zu sein, ohne unsensibel zu werden. Es war, als sei man Tag und Nacht einem Laserstrahl ausgesetzt. Man konnte leicht an einen Punkt kommen, wo man diese Intensität als selbstverständlich hinnahm und dabei unmerklich innerlich ausbrannte und zu schrumpfen begann. In seiner Nähe zu sein bedeutete, in einem Energiefeld von Achtsamkeit und aufmerksamem »Hören« zu leben. Man mußte enorm wach sein, damit das Rückgrat aufrecht, der Geist bewußt und der Körper ruhig und entspannt wurden. Er nahm jede Bewegung, jeden Gedanken wahr, die Art, wie man ging, die Bewegungen des Körpers, die Art, wie man sprach, die Tonlage, die Pausen, das Schweigen. Er nahm jede Reaktion wahr, merkte, ob man nur nachahmte oder eigene Erfahrungen machte. Man spürte, ohne daß er ein Wort sagte, dieses aufmerksame Lauschen und Beobachten. Aber dieser Beobachter, dieser Zuhörer, urteilte nicht. Es war, als betrachtete man das eigene Gesicht in einem fein polierten alten Bronzespiegel.

In unserer Nähe lebte ein Mann, der in seiner Jugend *Sannyas* genommen und die Mönchsrobe später wieder abgelegt hatte. Er besuchte Krishnaji fast täglich und brachte ihm ein Gebräu aus Kräutern, das angeblich gut für die Nieren sein sollte. Krishnaji, von jeher natürlichen Heilweisen zugetan und ein Liebhaber von Kräutern jeder Art, trank das Gebräu und bestand darauf, daß es gut für seine Nieren sei.

Ende Juni kehrte ich nach Delhi zurück. Kurz darauf traf Madhavachari in Pahalgam ein, dem Hauptsammelpunkt für Pilger auf dem Weg nach Amarnath, einem der berühmtesten Pilgerorte Indiens. In der Höhle von Amarnath, hoch oben in den Himalajas, hatte sich ein Lingam aus Schnee gebildet, der im Rhythmus des Mondzyklus schmolz, um sich dann wieder aufs neue zu formen. Die meisten Pilger strömten am Tag des Vollmond im August herbei, wenn der Lingam in seiner vollkommenen, ovalen Form zu sehen war, aber schon ab Mitte Juni pilgerte ein nicht abreißender Strom von Sannyasins und Touristen zu der Höhle. Es war eine gefährliche Reise. Der Pfad führte über hohe Pässe und durch jäh abfallende Schluchten. Man kam an einem klaren, blauen See, dem Sheshnag, vorbei, der von hohen Bergwänden umgeben war. Wenn der Vollmond hinter dem höchsten Gipfel erschien und den ewigen Schnee schimmern ließ, dachte man an die silberne Mondsichel, die auf Shivas dichten Locken ruhte.

In Pahalgam lebte Krishnaji in einer zwischen Pinien gelegenen Touristenunterkunft. Zwei Flüsse, deren Strömung durch die mächtigen Felsbrocken links und rechts der Ufer reißend und tückisch war, stürzten aus den Bergen zu Tal -der Lidar, der im Kolahai-Gletscher entsprang, und der Amargana, manchmal auch Sheshnag genannt, an dessen Ufer sich der Pfad nach Amarnath entlangschlängelte.

Sannyasins und Besucher aus Srinagar kamen, um Krishnaji zu sehen, und er empfing einige von ihnen zu persönlichen Gesprächen. Später erwähnte er diese Sannyasins in mehreren Vorträgen, die er in Madras hielt. Er sagte: »Vor ein paar Tagen sagten einige Sannyasins aus Kashmir zu mir: >Wir leben allein im Schnee. Wir sehen niemals eine Menschenseele. Niemand kommt je vorbei, um uns zu besuchen.< Ich fragte sie: >Seid ihr wirklich allein oder lebt ihr einfach nur physisch von den anderen Menschen getrennt?< >Oh ja,< erwiderten sie, >wir sind wirklich allein.< Aber sie hatten ihre Veden und Upanishaden bei sich, trugen ihre Erfahrungen und ihr angehäuften Wissen mit sich herum und hatten ihre Meditation und ihre Japams*, an denen sie sich festhalten konnten. Sie hatten

die Last ihrer Konditionierung nicht abgelegt. Das ist kein wirkliches Alleinsein. Eine gelbe Robe anzuziehen bedeutet nicht, die Vergangenheit abzulegen. Du kannst die Welt niemals hinter dir lassen, denn die Welt ist ein Teil von dir. Du läßt vielleicht ein paar Kühe, ein Haus, hinterdir, aber deine Vergangenheit, dein Erbe, deine Tradition hinter dir zu lassen, erfordert enorme Bewußtheit.« Krishnaji ging meistens allein in den dichten Pinien- und Fichtenwäldern um Pahalgam spazieren. Am 13. August kam Vinoba Bhave mit seinen Anhängern, um mit Krishnamurti zu sprechen.

Vinobaji sagte später, er habe Krishnaji in Pahalgam zum ersten Mal gesehen. Der Gandhi-Anhänger und Pilger Vinoba fragte Krishnaji: »Wie alt bist du?« Krishnaji antwortete: »Vierundsechzig.«

»Dann bist du mein jüngerer Bruder. Ich bin gekommen, um dir meine Achtung zu erweisen und um deinen Segen zu bitten. Rao und Achyut Patwardham, Dada Dharmadhikari und Vimla haben mir schon viel von dir erzählt, aber ich bin ständig unterwegs, genau wie du. So haben wir uns bis heute nie getroffen.« Nach den einleitenden Höflichkeiten bat Vinobaji Krishnaji, zu ihm zu sprechen.

Krishnaji wirkte scheu und war still. Nirmala Deshpande, die bei dem Tretren zugegen war und Notizen gemacht hatte, gab mir später ihre Aufzeichnungen.

Vinobaji fragte: »Womit beginnen wir?« »Das hängt ganz davon ab, woran du interessiert bist«, antwortete Krishnaji.

»Am Leben«, erwiderte Vinobaji. »Jeder ist am Leben interessiert.« »Aber Gespräche hängen von Worten ab, und Worte sind notwendig«, sagte Vinoba. »Nicht zu viele Worte, sonst wird das Gespräch oberflächlich«, erwiderte Krishnaji. »Gespräch bedeutet...« Bevor Krishnaji den Satz beenden konnte, ergänzte Vinobaji: »Erfahrungen teilen.«

»Ja, und es bedeutet auch, in die Tiefe gehen. Ich halte nicht viel davon, Erfahrung zur Grundlage des Handelns zu machen.« »Weil Erfahrung den Menschen konditioniert?«, fragte Vinobaji.

»Ja«, erwiderte Krishnaji, »deshalb ist es wichtig, daß der Geist frei ist, unbelastet von alten Erfahrungen, frei, über Erfahrenes hinauszugehen. Man muß täglich seine Erfahrungen hinter sich lassen und neu beginnen. Wir beziehen uns stets auf das Alte, Vergangene. Als Hindu beziehe ich mich auf Shiva, Krishna -, aber das sind nur Worte.«

»Die Trennung, die dadurch entsteht, daß wir uns Hindus, Moslems, Christen nennen, muß überwunden werden«, sagte Krishnaji.

»Ja«, pflichtete Vinoba bei.

»Du sagst >Ja<, aber auch das ist nur ein Wort. Hörst du auf, ein Hindu zu sein? In der Wissenschaft verwirft man alle Erfahrungen, um zu neuen Erkenntnissen zu gelangen. Man sollte damit aufhören, die Menschen von klein auf zu konditionieren-als Hindus, Moslems, Christen. Niemand läßt das Alte wirklich los. Wir geben nur vor, es zu tun.«

»Man muß aufhören, ein Hindu oder Moslem zu sein; einfach ein Mensch zu sein, ist genug, aber das ist sehr schwierig. Über die Freiheit nachzudenken führt zu nichts. Man muß zuerst frei sein. Die Freiheit muß zuerst da sein, sie kommt nicht dadurch, daß man über sie nachdenkt.«

Vinobaji forderte seine Freunde auf, Fragen zu stellen, aber sie zögerten. Er sagte zu Krishnaji, die meisten Leute kämen nicht, um Fragen zu stellen, sondern um ein *Darshan* zu bekommen. Das Gespräch wandte sich nun trivialeren Dingen zu, und Vinobaji fragte Krishnaji: »Wie lange wirst du in Indien bleiben?« »Sechs Monate.« »Treibst du Sport?« »Ein wenig; ich laufe.«

Einer von Vinobas Anhängern fragte: »Was bedeutet Selbstverwirklichung?«

»Was bedeutet es für dich?«, war die Gegenfrage.

»Vereinigung mit Brahman, mit Gott«, sagte einer von Vinobajis Jüngern.

»Gott ist eine Phrase. Um Gott zu erkennen, muß dein Geist frei sein, darfst du niemandes Anhänger sein. Du darfst keinem Guru, keinem System anhängen. Versuche es.«

»Wie kann man dahin kommen?«, wollte der Fragesteller wissen.

»Man muß sich selbst erkennen. Nicht Atman, sondern sich selbst-wie man denkt, warum man denkt-, wie man handelt. Was ist dieses >Selbst<? Ich spreche nicht nur von dem bewußten Selbst, sondern von den tiefen Schichten des Unbewußten. Man muß einen revolutionären Geist besitzen. *Sadhanawird dich* nicht dorthin bringen. Wenn du nur durch ein Fenster schaust, ist deine Sicht begrenzt.«

»Ist es nicht möglich, >es< zu lehren?«, fragte einer von Vinobajis Anhängern.

»Es gibt eine richtige Art zu denken. Spielt es eine Rolle, ob jemand zuhört?«, sagte Krishnaji. »Vielleicht meint er, du solltest als Prediger auftreten«, warf Vinobaji ein. »Ich, Sir! Ich spreche-, das ist mein Leben. Willst du, daß ich es auf traditionelle Weise tue?«

»Vielleicht tust du auf deine Weise, was du seiner Meinung nach tun solltest.«

»Sir, meine Weise, deine Weise, seine Weise gibt es nicht. Es gibt nur eine Weise.« Krishnaji war kompromißlos. »Ich denke auf eine bestimmte Weise, du denkst auf eine andere Weise. Wir führen eine ganze Generation in die Irre. Man muß frei sein, der Mensch muß frei sein, um von Gott sprechen zu können. Die Kommunisten sagen, es gibt keinen Gott, du sagst, Gott existiert. Ihr seid beide konditioniert. Ihr sagt beide das gleiche. Das ist das Problem. Es gibt nicht deine Weise oder meine Weise der Meditation. Es gibt einfach Meditation.«

»Wenn du in den U.S.A. so sprichst, sind die Leute wahrscheinlich begeistert«, sagte Vinobaji.

»Im Westen garantiert der Wohlfahrtsstaat, daß die Menschen das Notwendigste zum Leben haben. Die Menschen dort wenden sich dem Glauben, dem Christentum, zu, wie sich die Menschen hier dem Hinduismus zuwenden. Wo liegt der Unterschied? In Indien wurden wirtschaftliche Reformen zum wichtigsten Ziel. Reformen und Wohlfahrt sind Funktionen des Staates, aber ein Reformler hat nichts mit Religion zu tun. Eine Religion wird mit politischen Zielen verknüpft, aber was hat Religion damit zu tun?«

»Religion ist die Quelle des Lebens, sie hat nichts mit Reform zu tun. Ich bin nicht gegen Reformen. Sie sind notwendig, aber Religion ist etwas anderes.«

»Ich kenne ein paar Kommunisten in Europa. Bis zu einem gewissen Punkt sind sie sehr an mir interessiert. Die Katholiken ebenfalls - bis zu einem gewissen Punkt; auch die Hindus - bis zu einem gewissen Punkt. Deshalb bin ich ein Außenseiter, ganz gleich, ob ich in Europa, den U.S.A. oder in Indien bin. Gibt es in diesem Land irgend etwas außer Politik? Warum gibt es nichts wirklich Kreatives?«

»Warum haben sich die meisten indischen Denker der Reform verschrieben? Reform ist ein kleines Ding, und im Kleinen hat das Große keinen Platz. Das Kleine kann aber im Großen enthalten sein. Wo ich in Indien auch hinkomme, fragen mich die Leute, weshalb ich mich nicht mit dem Problem der Armut oder der Korruption beschäftige. Und ich frage sie: >Warum gehen wir an diese Probleme nicht anders heran?< Es ist der politische Ansatz, der die Sichtweise verzerrt.«

»Warum beschäftigen sich sogenannte spirituelle Männer und Frauen mit nichts anderem als politischen Reformen? Reformen werden nicht zu einer wirklichen, tiefgreifenden Revolution führen.«

»Was schließt du daraus?«, fragte Vinobaji. »Ich ziehe keine Schlüsse, sondern beobachte«, antwortete Krishnaji. »Die indische Mentalität krankt an einem tiefen Widerspruch. Wir reden von Idealen und tun das Gegenteil. Wir können nirgendwohin gelangen, weil wir das Gefühl haben, daß Ehrgeiz verwerflich ist. So handeln wir aus Frustration und versuchen mit Leidenschaft, oberflächliche Reformen durchzusetzen. Ich sage, handelt und beobachtet das Ergebnis, aber die Tradition und die Gurus sagen euch das Gegenteil. In diesem Land herrschen Frustration, Widersprüche und das Gefühl, eine sehr alte Rasse zu sein. Wir suchen nach Gott, aber wir haben noch nicht einmal gelebt. Das sind vielleicht die Gründe dafür, daß wir uns dem Oberflächlichen zuwenden, das wir >Reform< nennen.« »Werden deine Einsichten im Westen eher anerkannt?« »Ich lege keinen Wert auf Anerkennung.« »Verstehen sie deine Worte dort eher?« »Es ist das gleiche wie in Indien«, erwiderte Krishnaji. »Einige Menschen sind wirklich bereit, in die Tiefe zu gehen. In Indien wird Politik sehr ernstgenommen, aber Politik ist etwas Destruktives. Wenn die Leute sagen: >Ich setze mich für den Frieden, die Reformen ein, dann liegt die Betonung stets auf dem Wort >ich<. Ein Mensch, der sich mit Politik beschäftigt, kann niemals einen unvoreingenommenen Geist haben, aber die Welt braucht Menschen mit frischer, klarer Energie, die nicht in alten Konditionierungen, in der Vorstellung, ein Hindu oder Moslem zu sein, gefangen sind.«

Wenn du ein Hindu bist, kannst du nicht lieben. Lieben setzt Freiheit voraus. Vor ein paar Tagen kam ein *Sannyasin* zu mir. Er war gerade aus Amarnath zurückgekehrt und erzählte mir von den verschiedenen Sekten der *Sadhus*. Ich fragte ihn: >Was tun die Leute?< Er antwortete: >Nichts -, aber sie kennen das Brahman. Sie leben allein. Sie meditieren.« Ich sagte: »Bei all den Glaubenssätzen, der Last, die sie mit sich herumschleppen, können sie unmöglich allein sein.«

»Aber du mußt allein sein, um das Echte zu finden-vollkommen allein. Das ist schwierig in einem alten Land wie diesem mit seiner traditionellen GuruVerehrung,« Krishnaji deutete auf die Leute, die hinter Vinobaji saßen. »Sind das deine Anhänger? Ihr Pech.«

»Ich weiß nicht, warum sie mir folgen«, gab Vinobaji zurück. »Die Inder verlangt es nach der Autorität eines Guru. Sie glauben, daß sie die Wahrheit nicht verfehlen können, wenn sie jemandem folgen. Sie haben Angst, Fehler zu machen. Es ist kindisch«, sagte Krishnaji. »Aber wie Kinder nun mal sind -wie Kinder zu sein ist gut für sie«, sagte Vinobaji. »Dann weigere du dich, sie als Anhänger zu akzeptieren«, antwortete Krishnaji ohne zu zögern. »Jeder Mensch glaubt, seine Suche sei einzigartig.« Vinoba folgte seinem eigenen Denkmuster.

»Die Suche nach Gott hat nichts mit Erfolg oder Mißerfolg zu tun. Vielleicht ist Gott ein unendlich sich ausdehnendes Wesen. Unser Verstand kann die Vorstellung des Unendlichen nicht ertragen«, sagte Krishnaji. »Du meinst, diese Suche hat kein Objekt? Man kann sich nicht auf die Suche nach Gott machen?!« Vinobajis Stimme klang erregt. »Ja, andernfalls müßte man annehmen, daß Gott etwas sehr Triviales ist. Die Leute pilgern nach Amarnath, um Gott zu finden. Was bedeutet das? Wir haben die Liebe und die Schönheit aus unserem Leben verbannt; wir haben individuelles Denken, jede Form von intellektueller oder emotionaler Neugier durch Autoritäten und Systeme ersetzt und dem Geist die Räume genommen, die er erforschen könnte. Wo gibt es noch wahre Kreativität? Wir sagen, um Gott zu erfahren, müssen wir die gelbe Robe anlegen, die Sexualität verneinen, die Sinne verleugnen, den Blick vor der Schönheit der Natur verschließen. Wir sagen, wir müssen meditieren. Diese Art von Meditation ist Mesmerismus.«

»Welche Rolle spielt die Religion in der Entwicklung der Nation?«, fragte einer von Vinobas Anhängern.

»Was ist eine Nation? Was ist die Gesellschaft?- Ein System von sozialen und kulturellen Wechselbeziehungen? Wenn diese Beziehungen sich ändern, ändert sich die Gesellschaft.« Krishnaji schwieg eine Weile und sagte dann: »Religion ist die Entdeckung der Realität und ihrer Beziehung zu unserem täglichen Leben. Heute ist niemand hier, der sagt: >Ich bin kein Hindu, ich bin kein Moslem, sondern einfach ein Mensch, der sich Sorgen über das Schicksal der Menschheit macht, über die Ausbeutung der Erde, die Atombombe, der sich Gedanken darüber macht, wie die Menschen zu Brüdern werden könnten.< Das sind sehr ernste Probleme, und hier sind noch keine sechs Menschen, die sich Gedanken über diese Dinge machen.«

»Aber ich habe festgestellt, daß die Menschen in Indien mehr als je zuvor bereit sind, neue Ideen aufzugreifen, den Nationalismus über Bord zu werfen und aus ihren Begrenzungen auszubrechen.« Vinobaji ging in die Defensive.

»Ich verstehe, aber es braucht mehr als das. Unser Denken ist so mechanisch geworden. Unser Verstand braucht und sucht ein Ziel im Leben. Wir verfolgen Wege, die zu einem Ziel führen, aber wir fragen nie. Wir sind zu festgefahren. Der Geist muß frei sein, unvoreingenommen und darf nicht die Last der Tradition, der Vergangenheit, mit sich herumschleppen.

Wir brauchen absolute Freiheit, aber in dem Moment, in dem man denkt, man sei frei, ist man nicht frei. Man muß sich selbst erforschen, das eigene Rätsel lösen, bis in die tiefsten Tiefen des eigenen Wesens vordringen und das innere Feuer entzünden.«

Krishnaji drängte vorwärts. Vinobaji, dem die aufkommende Energie zu bedrohlich wurde, rettete sich auf ein unverfänglicheres Gebiet. »Ich habe gehört, daß du ein Jahr lang keine öffentlichen Vorträge gehalten hast«, sagte er.

»Ja, das ist wahr, ich habe ein Jahr lang geschwiegen, aber nicht, weil ich irgendein Gelübde abgelegt habe.«

»Ich bin glücklich, daß ich heute mit dir sprechen konnte. Ich habe lange auf diesen Tag gewartet. Beherrscht du auch eine indische Sprache?« Das Gespräch wurde zu einer höflichen Konversation. »Ich habe versucht, Hindi zu lernen. Meine Muttersprache ist Telugu, aber ich habe es seit meiner Kindheit nicht mehr gesprochen.«

»Du bist nicht zu alt, um eine indische Sprache zu lernen«, sagte Vinobaji. »Ich versuche, Sanskrit zu lernen - nur so zum Spaß«, erwiderte Krishnaji. »Wenn du deine Vorträge auf Englisch hältst, werden dich in Indien nur wenige Menschen verstehen«, sagte Vinobaji.

»Ich weiß, aber wenn man traditionelle Worte benutzt, haften ihnen auch traditionelle Bedeutungen an, und man kann nicht vorwärtsgehen.«

»Englischen Worten haften ebenfalls bestimmte Bedeutungen an«, sagte Vinobaji. »Geh über sie hinaus«, kam die Antwort. »Wenn man Sanskritbegriffe ins Englische übersetzt, muß man wirklich verstehen, aber wenn man Sanskrit in Hindi oder Marathi übersetzt, kann man das gleiche Wort beibehalten, ohne seine Tiefe zu erfassen.«

Krishnaji und Vinobaji verabschiedeten sich lächelnd und mit *Pranams*, und am nächsten Tag stattete Krishnaji Vinoba einen Gegenbesuch ab. Vinobaji sprach von seiner *Bhoodan Yatra*. (Bhoodan: Geschenk der Erde; Yatra: Pilgerreise.) Er sagte: »Gott, den ich suche, ist überall. Ich gehe nicht nach Amarnath. Die Leute sagen, das sei nicht richtig; ich sollte gehen. Swami Vivekanand pilgerte dorthin.« Das Gespräch vom Vortag hatte bei Vinoba einen tiefen Eindruck hinterlassen. Er sagte: »Gestern hatten wir ein sehr gutes Gespräch. Es war so erhellend. Diese Gedanken haben mich seit vielen Jahren geleitet. Schon lange bevor ich zu Gandhiji kam. Als ich zu ihm ging, war ich zwanzig Jahre alt. Ich ging hin, um zu sehen und zu hören. Er hat weder von mir noch vor irgendeinem anderen Menschen je verlangt, seine Gedanken zu akzeptieren.« »Das stimmt«, sagte Krishnaji. »Du hattest auch Gelegenheit, ihn zu treffen?« »Ich begegnete ihm dreimal. Einmal in London zusammen mit Dr. Besant.«

»Ich habe sehr wenig Zeit zum Lesen, aber wenn ich es einrichten kann, lese ich«, sagte Vinobaji. »Ich lese kaum. Hin und wieder ein Buch. Du machst dich morgen früh auf den Weg?« Man tauschte wieder Belanglosigkeiten aus. »Ja, um vier Uhr dreißig. Ich gehe etwa 20 Kilometer pro Tag«, antwortete Vinobaji. »Du schreibst Bücher?« fragte er. »Ja«, erwiderte Krishnaji. »Wer verlegt die Bücher?« »Die Gespräche und Diskussionen werden in Indien verlegt.« »Viele Anhänger der Bhoodan-Bewegung haben deine Bücher gelesen.« »Ja, ich weiß, Rao und Achyut haben mir das gesagt.« Vinobaji deutete auf Mahadevi Tai. »Sie versteht kein Englisch.« »Schade. Ich kann kein Hindi sprechen -, dann können wir uns nicht unterhalten« sagte Krishnaji. »Aber du lernst Sanskrit nur so zum Spaß.« »Es ist sehr schön, eine herrliche Sprache«, erwiderte Krishnaji.

» Im Sanskrit stammt jedes Wort von einer Wurzel ab. Latein und Sanskrit haben die gleichen Ursprünge. Das Wort *ignite* (englisch: entzünden, in Brand setzen) ist gleichbedeutend mit dem Sanskritwort *agni* (Feuer, Flamme); beide gehen auf die gleiche Wurzel zurück.« Sie trennten sich in Freundschaft.

»Am Abend des 14. August sprach Vinobaji zu einer Menschenmenge, die sich in Pahalgam um ihn versammelt hatte. In seiner Rede waren neue Töne zu hören, und er gab zu, daß die Treffen mit Krishnaji ihn beeinflußt hatten. Er sagte, Männer wie Krishnaji seien die Schildwachen, ihre Worte seien Mahnungen, denen man Gehör schenken müsse. Ein paar Monate später hinterbrachte ein Freund Vinobaji folgende Bemerkung Krishnamurtis: »Vinoba sagt, er stimme mit mir überein, aber er führt seine Arbeit fort wie zuvor. Wenn er also behauptet, mit mir einer Meinung zu sein, so ist das bedeutungslos.« Vinoba erwiderte: »Krishnaji hat recht.«

Viele Jahre später erzählte mir Nirmala Deshpande einmal, daß Vinobaji gesagt hatte: »Krishnamurti mag die Rolle des Weltlehrers ablehnen, mag die Kirche, die für ihn gebaut wurde, verschmähen, die Rolle des höchsten Guru zurückweisen, mag leugnen, der göttliche Krishna zu sein, aber Mrs. Besant kann die Rolle der Yashoda, der Ziehmutter Krishnas, des göttlichen Kuhhirten, nicht abgesprochen werden.«

»Du bist eine Trinität. Da ist der Mann Krishnamurti, so, wie er ist; dann ist da der Guru, der antreibt, vorwärtsdrängt; außerdem bist du die Wahrheit, die Kraft, die einfach >ist<. Die drei sind nicht getrennt; es sind drei Aspekte der gleichen Wahrheit. Die Frage ist nur: Wer ist Krishnamurti?«, sagte Friedman.

»Wie könnte man es anfangen, an dieser Energie, die da am Werk ist, teilzuhaben?«, sagte Krishnaji.

Rao erwiderte: »Vom ersten Tag an, da du über die fließende Energie sprachst, über den punktlosen Punkt, konnte man spüren, daß dieser Zustand für dich eine sich stets erneuernde Realität ist. Wenn man in diesem Zustand bleiben kann, enden alle Konflikte. Wenn ich das erkenne, verändert sich sogar die Qualität des Sprechens.«

»Wie kann ein Mensch den >kreativen Touch< auf einen anderen übertragen?«, fragte Krishnaji.

»Das ist nicht möglich-es sei denn durch Identifikation«, sagte Friedman.

»Nein; da wirkt eine Energie durch K., an der ich gerne teilhaben würde. Ich weiß, daß es möglich ist. Ich weiß, daß es so möglich ist, wie der Sonnenschein«, sagte Krishnaji.

»Empfängst du die Energie aus einer Quelle, die für dich immer fließt? Wenn ja, wie können wir die Quelle anzapfen?« Friedman forderte Krishnaji heraus.

»Ich weiß, daß diese Quelle schon immer für mich floß. Sie war immer da. Und die Distanz wird kleiner und kleiner - weshalb kann X nicht daran teilhaben? Könntet ihr >es< haben, wenn ihr immer in Krishnamurtis Nähe bleiben würdet? Ich glaube nicht. Ich will wissen, wie es funktioniert. Ich weiß, wie es bei mir funktioniert. Heute morgen wachte ich mit diesem Gefühl auf. Da war kein >Ich<-Gefühl. Morgen früh, wenn ich aufwache, wird etwas Neues da sein. Es geht weiter und immer weiter. Wenn ich spreche, kommt es unmittelbar aus dem Moment heraus. Da wird nichts gespeichert, um später ans Licht zu kommen. Die meisten Menschen schleppen einen Speicher mit sich herum, der nur altes Gerümpel enthält. Hier gibt es keinen Speicher, keinen Safe. Krishnamurti will, daß ihr >es< bekommt. Wie kann das geschehen? Selbst wenn es wahr ist, daß Krishnamurti zu diesem Zweck ausgebildet wurde, daß er vom Maitreya benutzt wird, dann sagt dieses Wesen zu euch: Ihr sollt daran teilhaben! Dieses Wesen sieht alle Unterschiede und sagt dennoch: Kommt, ihr könnt >es< haben! Er möchte, daß ihr daran teilhabt, und deshalb hebt er alle Grenzen auf. Ich spüre, daß es funktioniert, ich spüre, daß das Feld offen ist und einige von euch darin sind.

Was ist unser Problem? Ich habe es, ihr habt es nicht, und ich sage, ihr könnt es haben. Aber wenn ihr fragt: >Habe ich es jetzt? Was ist der Beweis? Gibt es einen Beweis? Wie kann ich sicher sein, daß ich es habe?«, dann seid ihr verloren, denn es gibt keinen Test und keinen Beweis. Ihr fragt: >Ist das genug?< Die Gier, das >Mehr-haben-wollen, ist das Hindernis. Ich sagte zu Rao: >Geh hinaus, versuche es.< Ich erinnere mich an meine erste Rede in Madurai. Dr. Besant sagte zu mir: >Mein Lieber, deine Haltung war gut, deine Gesten waren in Ordnung, du warst nur zu unerfahren. Ich weiß, daß du >es< haben kannst. Geh hinaus, fang an, sprich zu den Menschen und sieh, was geschieht. Selbst wenn du alles verdirbst, bleibe unsicher, bewahre dir dieses Zügernde, 'l'ustende.< Ich sage euch, ihr habt es. Lieht hin und Öffnet die Tür. Das ist auch in meinen Beziehungen so. Da ist nie das Gefühl, zu einer Beziehung zurückzukehren. Du sind keine Anker, da ist nur ein stetes Weiterziehen.

Man hat mir schon so oft vorgeworfen, daß ich heute etwas anderes sagt als gestern. Und morgen werde ich wieder etwas anderes sagen. So ist Krishnamurti. Krishnamurti kennt keine festen Punkte, zu denen er zurückkehrt.«

Ich traf Krishnaji allein, nachdem die Dialoge beendet waren. Er fragte mich, wie ich mich fühle. Was hatten mir die Diskussionen der vergangenen fünf Wochen gegeben? Ich erwiderte, daß ich das Gefühl hatte, nur noch sehr wenig Eigenwillen zu besitzen. Ich fühlte mich innerlich sehr jung. Es war, als würde man schon zu Lebzeiten wiedergeboren. Ich fühlte mich als Teil eines unvermeidlichen Prozesses. Die Dinge würden sich so ereignen, wie es richtig und gut für mich war und wie sie bestimmt waren; ich konnte nicht viel tun.

Ich erzählte ihm auch, was mit mir gegen Ende der Diskussion über das Bewußtsein geschehen war. Der Dialog hatte ein intensives Beobachten des Verstandes während des Tages ausgelöst-doch wenn ich einschlief, ging dieser Prozeß weiter. Eines Nachts nahm ich plötzlich den Denkenden und den Gedanken als eins wahr; da war ein blendend helles Licht, und ich fiel in tiefen Schlaf. In der nächsten Nacht wiederholte sich diese Erfahrung- ein intensives Wahrnehmen des Beobachters und des Beobachtenden als eins, dann das blendende Licht und tiefer Schlaf. In der dritten Nacht gab es

einen Moment, in dem alle Gedanken verschwanden, darauf folgte wieder eine explosive Lichterfahrt und traumloser Schlaf. Er hörte mir zu, weigerte sich aber, den Erfahrungen irgendeine Bedeutung beizumessen. Er sagte: »Es ist vorbei, geh weiter.« Dann fragte er mich, was meine Pläne seien. Ich sagte: »Ich weiß nicht. Ich spüre ein Verlangen zu schreiben. Andererseits möchte ich überhaupt nichts tun.« Er sagte: >>Tu nichts und sieh, was geschieht.«

Teil 4: Die Ströme der Einsicht 1960 – 1962

Kapitel 20: »Durch Negierung zur Kreativität«

Mitte August begann Krishnaji über Unwohlsein zu klagen. Seine Blase war entzündet, er hatte hohes Fieber und fühlte sich sehr schwach. Da die medizinische Versorgung in Pahalgam äußerst primitiv war, brachte Madhavachari ihn nach Neu Delhi zu Shiva Raos Hausarzt. Nach sorgfältiger Untersuchung stand fest, daß Krishnaji an einer Nierenentzündung litt. Der Arzt verschrieb ihm Antibiotika, doch Krishnajis außerordentlich empfindsamer Körper reagierte heftig auf die ungewohnten, starken Medikamente. Es waren Tage großer Sorge.

Ich hielt mich gerade in den Vereinigten Staaten auf und hörte erst nach meiner Rückkehr Ende September von Krishnajis Erkrankung. Kitty und Shiva Rao pflegten ihn hingebungsvoll. Schon nach wenigen Tagen fühlte er sich besser und kehrte nach Srinagar zurück, um sich in einem hübschen Landhaus am Dal-See, das Dr. Karan Singh gehörte, zu erholen. (Wären die Prinzentitel nicht abgeschafft worden, wäre Dr. Karan Singh der Maharaja von Kashmir.)

Mitte September setzte das Fieber wieder ein. Das feuchte Klima hatte einen akuten Rheumaschub ausgelöst; zehn Tage lang litt Krishnaji unter furchtbaren Schmerzen in den Gelenken. Madhavachari und Parameswaran pflegten ihn.

Am 27. September 1959 schrieb Krishnaji an Kitty Shiva Rao:

Meine liebe Kittiji,

ich habe euch nie geschrieben, um mich dafür zu bedanken, daß ihr mich so liebevoll gepflegt habt, als ich in Delhi krank danieder lag. Das geschah nicht aus Nachlässigkeit, ich konnte einfach nicht schreiben. Ihr wißt ja, was inzwischen geschah, ich will also nicht ins Detail gehen. Es waren qualvolle zehn Tage und Mamaji war sehrbeunruhigt, aber jetzt geht es mir schon viel besser. Ich kann wieder einen Schreibstift halten und mich ohne Schwierigkeiten bewegen. Das Ganze hat mich sehr erschöpft, und jetzt muß ich langsam wieder auf die Beine kommen. Es tut mir leid, daß ich euch Sorgen und Umstände gemacht habe. Jetzt ist alles unter Kontrolle, und ich glaube, ich werde bald wieder ganz gesund sein.

Madhavachari berichtete mir in einem Brief ausführlich über Krishnajis Gesundheitszustand. Er schrieb, Krishnaji sei in Pahalgam so schwach gewesen, daß man ihn zur Toilette tragen mußte.

Am 27. September erhielt ich einen Brief von Krishnaji, in dem er mir von seinen Schmerzen berichtete. Er schrieb, die Schmerzen seien fast unerträglich gewesen, und dies sei der erste Tag, an dem er wieder einen Federhalter halten könne. Er bat Nandini und mich, nach Srinagar zu kommen und ihm an diesem schönen und ruhigen Ort ein paar Tage Gesellschaft zu leisten. Er schrieb: »Das waren schwere Zeiten für Mamajim Krishnaji hatte homöopathische Mittel eingenommen und in einem Brief vom 4. Oktober bat er mich, L.K. Jha zu konsultieren, der ihn behandelt hatte. Er wollte wissen, ob er die Alfalfa-Tropfen und das Beri Beri Vulgaris weiterhin einnehmen sollte und wenn ja, wie lange. Die homöopathischen Medikamente schienen ihm gut bekommen zu sein.

Ich schrieb Krishnaji und schlug ihm vor, nach Delhi zu kommen und von hier aus nach Bombay zu fahren, um sich einmal gründlich von kompetenten Ärzten untersuchen zu lassen.

Am 5. Oktober erhielt ich Krishnajis Antwortbrief. Er schrieb, es ginge ihm viel besser und er halte es nicht für notwendig, sich in Bombay untersuchen zu lassen. Er glaubte, sein Rheuma sei durch die Mandelmilch ausgelöst worden, die er eine Zeitlang regelmäßig getrunken hatte. Er teilte mir mit, daß er bis zum 21. Oktober in Srinagar bleiben würde. Allmählich erholte er sich und begann wieder Diskussionsgruppen zu leiten. Unter den Menschen, die sich dieses Mal um ihn versammelt hatten, fiel ein großer, aufrecht wirkender, in feine Kashmirwolle gekleideter Sannyasin

auf. Er strahlte eine Würde und Stille aus, die das Ergebnis jahrelanger Selbsterforschung sein mußten. Er hieß Laxman Joo und war der letzte lebende Repräsentant des Kashmir Saivism, einer Schule, die Abhinav Gupta im 11. Jahrhundert in Kashmir gegründet hatte. Viele Jahre später erzählte mir Laxman Joo einmal, daß er zu Karan Singhs Landhaus gefahren war, um Krishnaji sprechen zu hören und daß Krishnajis Worte ihn mit unbeschreiblicher Freude und Ekstase erfüllt hatten.

In der dritten Oktoberwoche kam Krishnaji mit Madhavachari nach Delhi. Krishnaji ging oft auf der großen Allee spazieren. Auf einem dieser Spaziergänge sprach er zu Madhavachari und mir über Bewußtheit als einem Zustand der wachen Präsenz in jedem Augenblick-einem Zustand, bei dem die Funktionen des Sehens und Hörens so intensiv arbeiteten, daß sie zu einem einzigen Strom der Wahrnehmung verschmolzen. In diesem Zustand blieb der Mind formlos, bildeten sich keine Konturen von Wort und Bedeutung, und man nahm alles, was sich Auge und Ohr darbot, unbegrenzt auf. Er sprach von einem Bewußtsein, das sich nicht darum kümmerte, zu urteilen oder zu werten, festzuhalten oder loszulassen - für das es nur »Sehen, Hören; Hören, Sehen« gab. »Hören«, sagte er, »kann eine explosive Qualität haben.« Er erklärte, der Akt des Schauens und Lauschens »aktiviere die Sinne«.

»Schauen ohne Worte erzeugt Energie. Es ist ein Zustand, in dem man erkennt, daß die Naturwissenschaft letztendlich zur Religiosität führen muß. Ein Sehen, das das Kleine und das Große, das Häßliche und das Schöne gleichermaßen annimmt und nicht alles auf Namen, Formen und Worte reduziert. Ein solches Bewußtsein fließt über.« In der vergangenen Nacht, so erzählte er uns, sei er wie aus großer Tiefe erwacht, und in seinem Inneren habe die Schwingung des Namens des »Herrn der Welt« nachgeklungen. Er hatte ein Licht gesehen, das »heller als die Sonne« war.

Kurz daraufkehrte das Fieber zurück, aber Krishnaji fühlte sich stark genug, um am 4. November mit mir nach Bombay zu fliegen. Obwohl er sehr krank gewesen war und sich körperlich schwach fühlte, hatten die sechs Monate relativer Abgeschiedenheit ihn doch seelisch und geistig gestärkt. Man spürte seine geistige Frische und Wachheit. Im Flugzeug erzählte er mir von seinen Treffen mit Vinoba Bhave und berichtete mir ausführlich über den Inhalt ihrer Gespräche. Er sagte: »Was ist nötig, um das Bewußtsein zu erweitern? Das Bewußtsein kann nicht erweitert werden, wenn man seine Sicht begrenzt.«

»Welche Bedeutung hat das für unser Handeln?«, fragte ich. Krishnaji erwiderte: »Glaubst du nicht, daß du handelst, wenn du dein Bewußtsein erweiterst -, aber auf eine ganz andere Weise handelst? Wenn du ein Revolutionär sein willst, mußt du über das Unmittelbare hinausblicken können. Wenn du dein Bewußtsein erweitern willst und deine Sicht durch bestimmte Vorstellungen verbaust, begrenzt du den Mind. Vinoba hat einen Kreis um sich herum gezogen und bleibt in der Mitte sitzen.«

In Bombay unterzog sich Krishnaji einer sorgfältigen Untersuchung bei Dr. Nathubhai Patel, der ihn im Jahre 1955 schon einmal behandelt hatte. Dr. Patel fand noch immer Eitererreger im Urin und stellte fest, daß Krishnajis Harnwege wieder entzündet waren. Auch beunruhigte ihn Krishnajis starker Gewichtsverlust. Krishnaji hatte seit Anfang des Jahres fünfundzwanzig Pfund verloren. Er hatte sich die ganze Zeit über an eine strenge Diät gehalten, und Dr. Patel riet ihm, wieder gehaltvollere Nahrungsmittel wie Quark, Butter, Getreideflocken und reife Bananen zu sich zu nehmen. Krishnaji mochte den Arzt. In einem Brief an Kitty Shiva Rao schrieb er: »Dr. Patel ist sehr gut, er macht kein Aufhebens und keine unnötigen Bemerkungen. Er sagt, ich müsse zunehmen.« Von Bombay aus fuhren Krishnaji und Madhavachari nach Rishi Valley, wo Krishnaji sich schnell erholte. Am 22. November schrieb er aus Madras:

Meine liebe Kittiji, vielen Dank für Deinen Brief, den ich in Bombay vorfand. Ich hoffe, es geht Dir und Shiva Rao gut und die neue Wohnung entspricht euren Wünschen. Mama und ich haben die weiteren Pläne besprochen. Die Ärzte sind der Meinung, ich sollte zur Zeit keine öffentlichen Vorträge vor großen Menschenmengen halten. Ich glaube auch, daß das im Moment besser für mich ist. Wir werden also nur kleine Diskussionsrunden haben. Mama wird Dir mitteilen, wann wir in den Norden kommen. Die schwarzen Schuhe, die ich vor ein paar Monaten aus England schickte, sind für Shiva Rao. Sie sind nicht dazu gedacht, im Safe aufbewahrt zu werden. Pupul bringt noch ein weiteres Paar - braune - für Shiva Rao mit. Ich glaube, sie ist ab nächster Woche;

wieder in Delhi. Hier regnet es oft; in Delhi ist es sicher kühl und angenehm. Viel Liebe für euch beide Krishna

Sunanda hatte im Laufe der Jahre drei Fehlgeburten. In Rishi Valley sprach sie noch einmal mit Krishnaji über den Schmerz, den sie darüber empfand, keine Kinder bekommen zu können. Krishnaji sagte: »Mutterschaft ist ein Urinstinkt. Sie hat nichts mit Ehrgeiz oder Streben zu tun. Sie ist ein natürlicher Instinkt. Alles an einer Frau beginnt zu blühen ihr Körper, ihre; Gefühle. Hat dein Körper die Tatsache akzeptiert oder nur dein Verstand?« Er fragte: »Hat es eine Narbe im Körper hinterlassen? Wenn der Körper es akzeptiert, dann gibt es keinen Konflikt zwischen Körper und Verstand.« Sie sprachen lange miteinander. Sunanda weinte und Krishnaji wischte ihr die Tränen aus dem Gesicht.

»Wie willst du herausfinden, ob eine Narbe zurückbleibt? Ob da nicht doch eine verborgene Sehnsucht im Unbewußten weiterbesteht? Du mußt es an die Oberfläche bringen, mußt es zu dir sprechen lassen, seine Botschaft hören.«

Auf Spaziergängen deutete er auf ein Baby oder eine schwangere Frau und sagte zu Sunanda: »Beobachte die Frau und das Kind. Schäme dich nicht der Gefühle, die in dir aufsteigen. Laß den Verstand beiseite. Beobachte deine emotionalen Reaktionen. Nimm jede einzelne genau wahr und gehe vollständig hindurch. Tue es jetzt.«

Sie hatte in angehört und gesagt, sie habe die Tatsache, daß sie kinderlos bleiben würde, akzeptiert. Er ließ sie nicht weitersprechen. »Akzeptieren, anpassen, rationalisieren sind Ausflüchte. Sie sind sinnlos. Du versuchst, dich zu schützen. Betrachte die Tatsache ohne Emotion oder Gefühl - andernfalls schließt du die Tür zur Wahrnehmung.« Nachdem er eine Weile geschwiegen hatte, sagte er: »Betrachte deine Einsamkeit, deine Frustration, deinen Drang, dich mit anderen zu vergleichen. Wenn du genau hinschaust und in dich hineinhorchst, verschwindet der Schmerz über den Verzicht auf persönliche Mutterschaft.«

Am 22. November fuhr Krishnaji nach Madras, wo er sieben Diskussionsveranstaltungen leitete. Professoren, Studenten, Berufstätige und einige Mitglieder der Theosophischen Gesellschaft hatten sich unter den uralten Regenbäumen versammelt. Pinienduft, das Geräusch herabstürzender Gebirgsbäche, das wunderbare Grün junger Reispflanzen und das altbekannte Gefühl, auf einer ewigen Pilgerreise zu sein, vermischten sich mit seinen Worten, die von außergewöhnlicher Transparenz, Klarheit und Reinheit waren. Einsichten blitzten auf, und die Sinne nahmen die Schönheit der Schöpfung wahr.

»Ich würde euch gerne vermitteln, was „totales Sichvergessen im Augenblick“ bedeutet, doch dazu bedarf es der Leidenschaft. Fürchtet euch nicht vor diesem Wort, denn wenn wir es genauer untersuchen, können wir vielleicht das eine zentrale Problem, das >ich und meine Triebe< heißt, lösen.«

Er sprach von einem Baum als einem ganzheitlichen Wesen - mit seinen Wurzeln, seinem Stamm, den Ästen und Blättern und fragte: »Könnte es nicht plötzlich geschehen-wie durch ein Wunder, wenn man gedankenverloren in die Wolken blickt oder die Umgebung wahrnimmt -, daß man *sehen* kann? Kann man nicht in einen Zustand gelangen, in dem man außerordentlich empfindsam für jede Strömung der Gedanken und Gefühle wird?

Das Zeitlose flüstert uns von überallher zu, es liegt unter jedem Blatt, aber es offenbart sich niemals einem innerlich vertrockneten Menschen, der seine Sinne unterdrückt und abgetötet hat, in dem jegliche Leidenschaft erloschen ist, sondern nur einem wachen Geist, der sich in jedem Augenblick in einem meditativen Zustand befindet.«

In einer anderen Gesprächsrunde sagte er: »Es wäre wunderbar, wenn man ohne Worte vermitteln könnte, wie man im tiefsten Innern das Leben fühlt. Ich frage mich, ob es nicht möglich ist, die Grenzen, die der Verstand errichtet hat, zu überschreiten, diesen engen Raum hinter sich zulassen und jenseits davon zu leben, während man mit seinen alltäglichen Aktivitäten fortfährt?«

Als jemand ihn fragte, ob es notwendig sei, regelmäßige Meditationsübungen durchzuführen, antwortete er: »Du kannst das zehntausend Jahre lang praktizieren und befindest dich immer noch im Bereich der Zeit, im Bereich des Verstandes. Das Selbst, das >Ich< ist ruhelos. Es eilt weiter wie ein wilder Fluß, lebendig, immer in Bewegung. Die Wahrnehmung des Selbst ist außerordentlich flüchtig aber die Anhäufung von Wissen läßt das >Ich< als etwas Festes, Beständiges erscheinen.«

Jemand stellte ihm eine Frage über den Tod und er sagte: »Leben und Tod gehen Hand in Hand, sie sind wie zwei Seiten einer Münze. Die Angst vor dem totalen Alleinsein, vor Isolation, vor dem Ausgelöschtsein ist der Grund, weshalb wir in solchem Widerspruch zum Tod leben, doch das Schöpferische liegt im Ende, nicht im Fortbestehen.

Wenn ein Leben zu Ende geht- von Augenblick zu Augenblick-befindet sich der Mensch in einem außerordentlichen Zustand. Er ist >Nichts<. Man nähert sich dem Abgrund einer ewigen Strömung und stürzt über den Rand - das ist der Tod. Ich möchte alles über den Tod wissen, denn der Tod könnte die Wahrheit, Gott, dieses außergewöhnliche, lebendige, sich bewegende Etwas sein.«

Im Dezember 1959 fuhr Krishnaji nach Bombay. Er war inzwischen vollständig wiederhergestellt und wollte acht Vorträge halten. Wie ein reinigender Wasserstrahl befreiten neue Einsichten das Bewußtsein von den Verkrustungen, den Problemen und Konflikten des Alltags. Krishnajis Sprache war behutsam, man spürte die Tiefe und Weite seiner Wahrnehmung. Wie die Wasser der klaren Quellen und Flüsse von Achbal und Pahalgam sprudelten die Worte hervor, fanden ihren Weg und wirkten befruchtend und belebend. In den Diskussionsrunden sprach er über die Dringlichkeit, die hinter jeder echten Frage steckte und den Fragenden dazu brachte, die richtige Frage zu stellen.

»Das ist es, was uns zur richtigen Wahrnehmung führt. Ein waches Bewußtsein ist lebendig, in Bewegung, voller Energie.« »Es gibt keine Antworten auf die Fragen des Lebens. Der Bewußtseinszustand des Fragenden ist viel wichtiger als die Frage selbst.« Er sprach über Konditionierung und innere Befreiung und sagte: »Auf eine richtige Frage gibt es keine Antwort, denn die Frage selbst wird die Tür öffnen. Wenn es aber eine falsche Frage ist, werdet ihr Mittel und Wege finden, das Problem zu lösen und Gefangene bleiben, denn derjenige, der die Frage stellte, ist selbst das Gefängnis.«

Er sprach von »Effizienz, die in der Technik wichtig ist«, aber » im Inneren des Menschen, im psychischen Raum, wird sie zur Tyrannei«, denn »wenn Mittel zum Zweck eingesetzt werden, wirst du zum Gefangenen der Mittel.«

Bei einer anderen Diskussion sprach er von der Erforschung des inneren Raumes. »Aufdecken heißt entdecken, aber wenn du das, was du entdeckst, hortest, hörst du auf, Neues zu entdecken.« Er sprach auf dem dicht mit Bäumen bestandenen Gelände der J.J. *School of Art*. Abends ließen sich die Krähen im Geäst der Bäume nieder, und hin und wieder unterbrach ihr rauhes Krächzen seine Worte.

»Habt ihr schon einmal dem Krähen einer Krähe gelauscht? Ich meine, habt ihr es wirklich gehört, ohne es als häßliches Geräusch aus eurer Wahrnehmung auszublenden? Wenn ihr fähig seid, auf diese Weise zu lauschen, gibt es keine Trennung mehr zwischen dem Geräusch und den gesprochenen Worten. Aufmerksamkeit bedeutet allumfassende Wahrnehmung, die nichts ausschließt.« Er sprach noch eine Weile über die umfassende Wahrnehmung eines Bewußtseins, das keine Vergangenheit und keine Zukunft kennt.

»Ich habe nichts anzubieten«, fuhr er fort. »Wenn ihr wirklich zuhört, befindet ihr euch bereits in diesem Zustand. Hier ist kein Guru, der euch sagt, daß ihr gut vorankommt, daß ihr bereit für die nächste Prüfung seid. Ihr hört euch selbst zu, und das ist eine Kunst.«

Er wußte, daß jede aus bestimmten Motiven herbeigeführte Änderung ein Streben nach Macht war und fragte: »Kann der Mind, ohne Motiv, loslassen? Das ist wahre Entsagung. Haltet das Bewußtsein klar und rein, seid wach, aufmerksam; beobachtet jeden Gedanken, erkennt seine Bedeutung ohne Motiv, Drang oder Zwang zu Reagieren, dann wird euch eine Energie zuteil, die nicht eure eigene ist, sondern in euch hineinströmt. Da ist grenzenloses Sein, und in dieser bnergie ist Wahrheit.«

Seine Worte waren wie ein Fluß. Er sprach über das Wesen des Wortes »Sein« als ununterbrochene Strömung, die Vergangenheit, Zukunft und eine aktive Gegenwart einschließt. »Wir sind meistens nicht mit >Sein<, sondern mit >Gewesen< und mit >Werden< beschäftigt. Es gibt eine aktive Gegenwart, einen lebendigen, aktiven Seinszustand im Hier und Jetzt.« Das »Hören« war für ihn ein Zustand des Verstehens, des Seins, der alle Zeiten umfaßte. Dann sagte er: »Nun, da wir das Wort >Sein< verstehen, wollen wir das Wesen des Selbst erforschen. Das Selbst bin >Ich<.«

Am 10. Januar sprach er über Trauer und Schmerz. Um das Leid zu überwinden, muß man es umarmen, damit leben, es verstehen, man muß sich mit ihm anfreunden. Die übliche Reaktion auf den Schmerz ist Flucht. Wir wollen ihm entkommen, aber das Verstehen des Schmerzes gleicht einer Explosion, einer Revolte; eine ungeheure Unzufriedenheit mit »Allem« steigt auf. Um Tod und Schmerz verstehen zu können, muß man ein brennendes Verlangen spüren und den Tatsachen ins Auge sehen. Der Tod ist das Unbekannte, der Schmerz ebenfalls; aber das Erkennen und Annehmen

des Wesens, der Tiefe, der Schönheit und der Einsamkeit des Schmerzes bedeutet gleichzeitig sein Ende. »Die wahre Glückseligkeit erfahren wir in einem Zustand des Nichtreagierens. Es ist ein Segen, den Tod kennenzulernen, denn der Tod ist das Unbekannte.«

Als er die vielen sorgenbeladenen, gequälten Gesichter im Publikum sah, betonte er, wie sichtig es sei, zu lernen, mit einem Problem zu spielen. »Solange man nicht mit einem Problem spielen kann, wird man sich nie davon befreien können. Wenn du nicht lächeln kannst-nicht nur mit dem Mund, sondern mit deinem ganzen Wesen, mit deinen Augen, deinem Herzen und deinem Verstand, dann weißt du nicht, was es heißt, einfach zu sein und sich an den kleinen Dingen des Lebens zu erfreuen.« Ein wenig später lachte er und sagte: »Wenn du nicht lachen kannst, wirklich lachen kannst, dann kennst du auch den Schmerz nicht wirklich und kannst auch nicht wirklich ernst sein.«

Als er über Meditation sprach, sagte er: »Für die meisten von uns hat das, was wir erforschen, keine besondere Bedeutung. Daher weckt es bei ihnen auch nicht die Fähigkeit, in das, >was ist(, einzudringen. Das Leben ist eine seltsame Angelegenheit - wir bezeichnen die Vergangenheit als die Zeit davor und die Zukunft als die Zeit danach -, aber können wir auch in der Gegenwart leben? Die Wahrheit hat keine Zukunft, keine Vergangenheit, keine Kontinuität. Meditation ist der Zustand, in dem die Mauern des Verstandes zusammenbrechen. Da gibt es kein Selbst, kein Zentrum und keine Peripherie mehr.«

Er sprach über die Bedeutung des negierenden Denkens. Positives Denken, endgültige Aussagen, hindern uns daran, weiterzuforschen, in die Tiefe zu gehen. »Durch Negieren begegnen wir dem kreativen Teil in uns«, sagte er, »alles, was aus einem völlig leeren Verstand aufsteigt, ist kreativ. Daraus entsteht >negatives< Denken. Ein solcher Ansatz, der auf innerer Achtsamkeit beruht, kann kein Maß haben.

Der Mind, der sich selbst bis in die Tiefen erforscht, begibt sich auf eine Pilgerreise, von der es kein Zurück gibt. Für dieses Unternehmen muß man völlig allein sein -keine Gefährten, keine Abhängigkeiten, keine Verhaftungen, keine Gedanken oder Erinnerungen können uns auf dieser Reise begleiten - wir müssen alles hinter uns zurücklassen. Die Reise in das Selbst ist die einzige Möglichkeit, die Tür zum Ewigen zu öffnen.«

Im März 1960 kehrte Krishnaji nach Europa zurück. In Rom fühlte er sich plötzlich krank und fuhr weiter nach Zürich, um sich in der Bircher-Benner Klinik untersuchen zu lassen. Man verschrieb ihm eine spezielle Diät.

Später flog er nach Ojai, wo er acht Vorträge halten sollte, aber nach dem dritten Vortrag kündigte er überraschend an, er werde nur viermal sprechen.

Kapitel 21: »Der Mensch, der in seine eigenen Tiefen vordringt, begibt sich auf eine Reise, von der es kein Zurück gibt.«

Krishnaji kehrte im Herbst 1960 aus Ojai zurück. Er hatte die vulkanischen Energien gespürt, die im Westen den wissenschaftlichen und technologischen Fortschritt vorantrieben. Mit dem Auge des Sehers blickte er in die Zukunft. Er sah voraus, mit welcher ungeheurer Geschwindigkeit sich das Leben durch die Enträtselung der Geheimnisse der Natur verändern und wie die Erfindung neuer Instrumente und Systeme sich auf Gesellschaft und Umwelt auswirken würde. Er wußte schon damals, daß die Menschheit auf große Probleme zusteuerte und schien bereits das Ausmaß des kommenden Chaos und der Gewalt zu ahnen.

Madhavachari war nach Delhi gekommen, um sich mit Krishnaji zu treffen, und wohnte in unserem Haus. Abends gingen wir oft mit Krishnaji im Buddha Jayanti Park spazieren, den er sehr liebte.

Auf einem dieser Spaziergänge begann er wieder über Kreativität und Negierung als Ursprung der Kreativität zu sprechen. »Kreativität kann nur entstehen, wenn der Mind völlig leer ist; alles, was aus dieser Leere aufsteigt, entsteht aus >negativem< Denken. Es hat keine Wurzel, keine Quelle.« Er sprach von einem Zustand, in dem die Mauern des Verstandes einstürzen, in dem es kein Selbst, kein Zentrum und keine Peripherie mehr gibt. »Die meisten von uns haben sich noch nie intensiv mit ihrem Inneren beschäftigt, und wenn sie es tun, ist es berechnend.« Intelligenz war das Werkzeug, das man für diese Arbeit brauchte: »Wir dringen ohne Wegweiser in unendliches Sein vor.«

Den Januar 1961 verbrachte Krishnaji in Bombay. Er hielt zehn Vorträge und leitete kleine Gesprächsgruppen. Wie in den archaischen Schöpfungsmythen, in denen der Ozean des Geistes zu Butter geschlagen wird, damit man die in ihm verborgenen Schätze bergen kann, tauchten leuchtende Diamanten der Erkenntnis auf.

Mit leidenschaftlicher Stimme sagte Krishnaji: »Die Welt verändert sich vollkommen. Wir erobern den Weltraum, erfinden immer neue Maschinen, die uns abhängig machen und immer mehr tyrannisieren.« Da er sich der Grenzen seiner Zuhörer, ihrer Unfähigkeit, das ganze Ausmaß der bevorstehenden Umwälzungen, der zunehmenden Inhumanität und Verhärtung zu begreifen, bewußt war, versuchte er, ihnen die Dringlichkeit, die er spürte, durch seine Art zu sprechen zu vermitteln.

» Es sind Prozesse im Gange, deren wir uns nicht bewußt sind... Ihr könnt die Strömung, die Bedeutung, die dynamische Qualität dieses Wandels noch nicht erfassen. Wir denken, wir haben Zeit... Wir haben keine Zeit... das Haus brennt.«

»Auf seinen Reisen durch das Land (in Indien)« hatte er einen erschreckenden Verfall menschlicher Integrität beobachtet. Er sprach mit Leidenschaft von der Notwendigkeit eines neuen Bewußtseins, »eines Bewußtseins, in dem Mitgefühl, Zuneigung und Liebe Platz hatten. Das alte Bewußtsein war den Herausforderungen, die so komplex, subtil und diffus waren, nicht mehr gewachsen.« Eine neue Denkweise war nötig. »Kann man alles auswischen und neu beginnen?«

»Auf welche Weise versucht ihr, Antworten zu finden?«, fragte Krishnaji. Für ihn gab es drei Wege: »Es ist so, es ist nicht so, es könnte sein.« Die ersten beiden Aussagen bedeuten das Ende der Suche, denn sie sind durch ihre Bestimmtheit begrenzt und bewegen sich daher innerhalb der Grenzen der Zeit. Nur das tastende »es könnte sein« ermöglicht echtes Suchen. In seinen Vorträgen, bei den Diskussionen, am Frühstücks- und Mittagstisch kam er immer wieder auf* die Notwendigkeit eines neuen Bewußtseins zu sprechen, eines Bewußtseins, das nur aus der Leere, aus totaler Negierung, aus einem Zustand innerer Revolution, in dem der Mind völlig allein ist, aufsteigen kann.

Er sprach von der Suche als einem Zustand »negativer« Wahrnehmung, in dem man die Dinge betrachtete, ohne sie zu werten oder zu speichern, ein Zustand reinen Sehens ohne Meinung, Urteil oder Schlußfolgerung. Er entfernte; sich vom Denkmodell der fünfziger Jahre, von der schrittweisen Analyse und Betrachtung der einzelnen Teile, und untersuchte das neue Bewußtsein und seine Fähigkeit, die Dinge ganzheitlich zu erfassen. »Das ist nur möglich, wenn wir unsere Sicht nicht zu sehr durch die Betrachtung von Einzelheiten trüben; wenn wir das Ganze verstanden haben, können wir uns wieder den Details zuwenden.

Man muß nach innen und nach außen schauen. Dieses Sehen erzeugt eine außerordentlich starke Energie und macht uns bewußt, daß es keine Trennung zwischen >innen und >außen< gibt. In Wirklichkeit handelt es sich um eine kontinuierliche Strömung, wie Ebbe und Flut.« Als er die verblüfften Gesichter seiner Zuhörer sah, sagte er: »Die Zeit verhindert ganzheitliche Wahrnehmung. Ein Mensch, der im linearen Denken gefangen ist, in Entfernungen von A nach B denkt oder in der Vorstellung von >Werden< und >Erreichen< verwurzelt ist, kann nichts als Ganzes wahrnehmen.« Er untersuchte das Wort »Bewußtsein« und sprach über das »neue Bewußtsein«, so wie er es verstand. »Das neue Bewußtsein hat die Fähigkeit, über sich selbst hinauszugehen, es ist frei von den Begrenzungen der Zeit, der Zeit als innerem, psychischem Prozeß. Die >innere< Zeit erzeugt Angst und verhindert so das freie Fließen der Energie. Um die enorme Macht der Angst zu verstehen, um die Verwicklungen zu sehen, in die der Verstand verstrickt ist, muß man das Wesen der Zeit verstehen. Angst und Zeit gehen Hand in Hand.« Er sah, wie sich die Gesichter seiner Zuhörer verdüsterten und sagte: »Angst ist die destruktive Energie im Menschen, sie schwächt Körper und Geist.«

Krishnaji sprach zu kleinen Gruppen über die Herausforderungen, mit denen die Menschheit in naher Zukunft konfrontiert sein würde und betonte, daß die Krise, auf die wir zusteuern, eine völlig andere Dimension haben würde als alle vorhergehenden. Er setzte sich in diesen Vorträgen intensiv mit dem naturwissenschaftlichen Denken und dem religiösen Bewußtsein auseinander und bezeichnete sie als die einzigen beiden Geisteshaltungen, die in der Zukunft bestehen könnten. Er fragte sich: »Kann das wissenschaftliche Denken mit seiner Logik, seinem Bestreben, Materie und Energie zu analysieren, mit dem religiösen Bewußtsein verschmelzen?« und antwortete: »Wenn der wissenschaftliche Verstand die Grenzen des Bekannten durchbricht, dann kann er sich vielleicht dem religiösen Bewußtsein nähern.«

Und fuhr fort: »Das naturwissenschaftliche Denken ist logisch, präzise, analysierend und untersucht die äußere Welt, aber es führt nicht zu einem inneren Verständnis der Dinge. Ein inneres Verständnis jedoch bringt ein Verstehen der äußeren Dinge mit sich. Wir sind das Produkt der äußeren Einflüsse. Der wissenschaftliche Verstand analysiert präzise und klar, aber er kennt kein Mitgefühl, denn er hat sich selbst nicht verstanden.«

»Was ist wahrhaft religiöses Bewußtsein?«, fragte er. »Es hat ganz sicher nichts mit Glauben zu tun - mit Tempeln und Kirchen. Ebenso wenig hat eine atheistische Überzeugung etwas mit Religiosität zu tun. Nur wenn man über jeglichen Glauben oder Unglauben hinausgeht, wenn man das Unechte am Glauben sowie an der Gegenreaktion erkennt, befindet sich das Bewußtsein in einem Zustand der Negierung, was bedeutet, daß der Mensch in diesem Moment allein ist - er glaubt an keine Autorität, hat kein Ziel und ist deshalb frei von Angst, die nichts als eine Reaktion ist. Das religiöse Bewußtsein hat nichts mit Ritualen zu tun. Es ist fähig, die Dinge klar und präzise zu erfassen - nicht im Sinne von negativ und positiv -, und deshalb schließt es auch den wissenschaftlichen Verstand ein. Aber der wissenschaftliche Verstand enthält nicht das religiöse Bewußtsein, denn er wurzelt in der Zeit, im Wissen, im Streben nach Erfolgen und Zielen.« »Wie kann der religiöse Mensch das Unbekannte erforschen?«, fragte er sich laut. »Er kann nur durch einen >Sprung< ins Unbekannte gelangen. Er kann nicht berechnend sein.«

»Das religiöse Bewußtsein ist das wahrhaft revolutionäre Bewußtsein. Es reagiert nicht auf das Vergangene. Das religiöse Bewußtsein ist explosiv, kreativ ... es ist schöpferisch.

Das religiöse Bewußtsein ist das einzige Bewußtsein, das die gegenwärtige Herausforderung - jede Herausforderung, zu jeder Zeit - total annehmen kann.« Er machte eine lange Pause und ließ die Worte tief einsinken. »Kann dieses Bewußtsein so fest in seinem Alleinsein wurzeln, kann es wie ein Feuer sein?«

Wieder stellte er sich eine Frage. »Wie kann eine radikale Transformation stattfinden, die bis zu unseren Wurzeln reicht? Wie kann man das religiöse Bewußtsein erkennen? Wie erkennt man einen Heiligen? Was bedeutet das Wort >erkennen<? Wieder zu sehen? Kann man die Vorstellung, die wir von einem Heiligen haben, sprengen? Man muß die Vorstellung sprengen, um das religiöse Bewußtsein zu finden. Dann existiert der >Heilige< nicht mehr. Er lebt vielleicht in der Nachbarschaft, völlig unbekannt.«

Er fuhr fort, Fragen zu stellen. »Kann man beobachten, ohne zu reagieren? Der Mind ist ein Sklave der Worte. Kann er frei von ihnen sein?«

Als er den angestregten Ausdruck auf den Gesichtern seiner Zuhörer sah, die versuchten, die Essenz seiner Fragen zu erfassen, lächelte er und sagte: »Könnt ihr ein wenig mit diesen Frs-gen spielen?

Um herauszufinden, ob es einen Gott gibt oder nicht, oder ob noch etwas jenseits der Gedanken existiert, muß man den ganzen bekannten Hintergrund zertrümmern, nicht wahr? Wenn man die Tatsache erkennt, daß jegliche Konditionierung eine klare Wahrnehmung verhindert - kann der Mind sie durchbrechen, ohne zu reagieren? Dieser Durchbruch eröffnet uns das gesamte Feld der Selbsterkenntnis.«

Bei einer öffentlichen Diskussion wurde ihm die Frage gestellt: »Wie entstand Bewußtsein überhaupt?« Seine Antwort wies jegliche theoretische Spekulation zurück. »Tatsache ist, daß wir hier sind. Um Ursprünge zu erforschen, mußst du untersuchen, was du jetzt bist. Gibt es einen Anfang und ein Ende? Frage nicht nach dem Anfang. Wir haben in dieser Gesprächsrunde die Zeit und das Zeitlose untersucht; das bringt uns dem Verstehen der Existenz, des Lebens, dessen, was wir sind, näher. Können wir bei unserer Selbsterforschung radikal sein? Können wir verstehen, was die Gegenwart ist? Dann werden wir mit dem Anfang und dem Ende aller Dinge in Berührung kommen. Wenn man die Frage richtig stellt, erkennt man, daß es keinen Anfang und kein Ende gibt. Um diesen außergewöhnlichen Zustand der Zeitlosigkeit zu verstehen, muß man das Bewußtsein in der Gegenwart verstehen. Das menschliche Bewußtsein, so wie es jetzt existiert, ist das Produkt seiner Umgebung. Der Mind muß sich von allen Einflüssen befreien, um das Zeitlose zu finden.

Um die Zeit zu verstehen - nicht, um eine Theorie über sie zu produzieren, sondern, um sie wirklich zu verstehen -, muß man das eigene innere Wesen erforschen und sich der außerordentlich starken Wirkung äußerer Einflüsse bewußt werden. Zeit ist der Einfluß von tausend >Gestern<. Es gibt nicht nur die chronologische Zeit, die man auf der Uhr abliest, sondern auch die Zeit in Form von Erinnerung, die sich nach hinten und vorn ausdehnt. Diese Erinnerung liegt tief im Unbewußten

verborgen. Es gibt die lineare Zeit, von diesem bis zu jenem Zeitpunkt, und es gibt die innere Zeit, die mit dem Streben, etwas zu werden, verbunden ist. Ich bin dies und werde das sein. Dieses in die Zukunft projizierte Streben zu >werden< impliziert sowohl das Dauerhafte als auch das Vorübergehende. Es gibt eine Zeit zu säen - und eine Zeit zu ernten.«

Er untersuchte die innere Zeit, die außerordentlich komplexen und subtilen Erinnerungsmechanismen und fragte: »Können wir wie ein Wissenschaftler in unser Inneres eindringen?«

An einem anderen Abend untersuchte er das Wesen des Beobachters und des Beobachteten. Die Distanz zwischen dem Beobachter und dem Beobachteten schafft Dualität. »Nur wenn der Mind seine eigene Konditionierung sehen kann, verschwinden der Beobachter. Kann der Mind sich selbst als Beobachter beobachten? Das ist nichts Ungewöhnliches. Wenn man zornig ist, leidenschaftlich - in einem solchen Zustand verschwinden der Beobachter und das Beobachtete.«

Als er vom Unbekannten, von der Leere sprach, aus der allein das neue Bewußtsein aufsteigen kann, sagte er: »Der Mind selbst kann nicht dorthin gelangen; der Mind, der in der Zeit existiert, muß sich selbst auslöschen und in DAS eintauchen, ohne DAS zu erkennen. Man kann es nicht kennen. Es hat keine Farbe, keinen Raum, keine Form. Man kann keine Aussage darüber machen. Alles, was man tun kann, ist, aus dem Alten herauszuspringen. Aber in diesem Moment bist du dir dessen noch nicht einmal bewußt, denn du bist ein Teil dieses außergewöhnlichen Zustandes.«

Er beschäftigte sich weiterhin mit dem Unterschied zwischen der naturwissenschaftlichen und der religiösen Sichtweise. Wieder und wieder griff er diese Frage auf. »Wir brauchen ein neues, ganzheitlich funktionierendes Bewußtsein. Das naturwissenschaftliche Denken ist zielgerichtet, das religiöse Bewußtsein explodiert ohne Richtung. Das Wichtigste ist die Selbsterkenntnis, denn nur ein Mind, der sich selbst erkannt, sich selbst verstanden hat, kann dem neuen Bewußtsein Platz machen.

Der Mind muß fruchtbar sein. Fruchtbar in dem Sinn, daß in ihm eine Saat aufgehen kann, die sorgfältig gehegt und gepflegt wurde. Man muß in der Tiefe forschen, suchen, schauen, beobachten. Nur ein derart flexibles Bewußtsein, das mit nichts verhaftet ist, kann offen und empfänglich sein. Der fruchtbare Mind ist leer wie ein Schoß vor der Empfängnis. Kannst du etwas bis zu seinen Wurzeln verfolgen? Nimm zum Beispiel den Neid-verstehe ihn, verfolge ihn bis zu seinem Ursprung. Schlag deine Zähne hinein und schäle den Neid aus deinem Bewußtsein heraus. Mache eine Bestandsaufnahme deines Inneren, Tag für Tag, Minute für Minute, um diese Sache-den Neid-total zu verstehen und zu transformieren.«

Seine Worte waren wie ein helles Licht, das die Schatten im Inneren vertrieb... »Der Mind ist unendlich. Er ist nicht ein Fleck im Universum, er ist das Universum, und um das Universum zu erforschen, braucht man enorme Energie. Diese Energie ist stärker als alle Bomben und Raketen, denn sie ist unerschöpflich, da sie kein Zentrum hat. Aber diese Energie kann nur dann aufsteigen, wenn die inneren und äußeren Strömungen des Mind bis in die tiefsten Tiefen erforscht werden. Das Innere, das kollektive Unbewußte, das die Triebe, Zwänge, die dunklen, verborgensten Ängste des Menschen birgt, erzählt die Geschichte des Menschen. Wie beobachtet ihr? Wie hört ihr zu? Wenn ihr direkt beobachtet oder lauscht, dann geschieht es auf einer >negativen< Ebene, dann zieht der Mind keine Schlüsse, gibt es keine Gegensätze und Richtungen mehr. Bei dieser Art des Beobachtens könnt ihr sehen, was nah und was weit entfernt ist.

Darin liegt die Möglichkeit der Transformation. Das ist das neue Bewußtsein. Es ist explodiert - ohne Richtung. Das ist religiöses Bewußtsein.«

Dann sprach er über den Weg zu einem solchen Bewußtsein, das nur durch harte, mühevollen Arbeit erreicht werden konnte. »Aber«, sagte er, »ihr könnt nicht von morgens bis abends nur beobachten. Ihr könnt nicht vierundzwanzig Stunden am Tag wachsam sein. Spielt also damit. Seid nicht verbissen. Wenn ihr euch ständig fragt: >Wie kann ich bewußt sein?<, kriert ihr einen inneren Konflikt, aber wenn ihr damit spielt, lernt ihr.

Das Bewußtsein, das ohne Richtung und Ziel explodiert, ist mitfühlend, und die Welt braucht Mitgefühl, keine starren Schemen.

Das neue Bewußtsein hat nichts mit >Wissen< im herkömmlichen Sinn zu tun. Es ist schöpferisch, und um schöpferisch zu sein, muß man alles Wissen hinter sich lassen. Das neue Bewußtsein kann nicht von Autoritäten, Meistern und Gurus wachgerufen werden. Mit einem ausgebrannten Mind kann man das neue Bewußtsein nicht erfahren. Man braucht einen frischen, eifrigen lebendigen Mind. Dann zeigte er uns den Schlüssel. »Diese Energie wird durch direkte Wahrnehmung

freigesetzt. Der größte Teil des Gehirns beherbergt noch die Überreste unserer tierhaften Natur, und der Rest ist unerforscht. Wir geben uns mit einem sehr kleinen Teil unserer Kapazität zufrieden. Wir untersuchen die Dinge nicht. Sensitivität entwickeln wir durch das Beobachten eines Baumes, eines Vogels, eines Säugetiers, eines Insekts. Beobachtet, wie ihr geht, badet, euch kleidet; beobachtet euch, wenn ihr euch wichtig fühlt. Wenn ihr auf diese Weise beobachtet, wenn ihr jeden aufsteigenden Gedanken und jedes Gefühl beobachtet, dann wird das Gehirn sehr sensibel und das Bewußtsein beginnt sich zu entfalten. Das ist der Quantensprung.

Alles zu beobachten heißt, sich der Gesamtheit gewahr zu werden, niemals einen Gedanken in begrenzte Bahnen zu lenken, sondern sich alles frei entfalten zu lassen. Ein Mind, der völlig still ist - ohne jegliche Reaktion -, ist nichts als ein Instrument der Beobachtung. Er ist lebendig, empfänglich. Ein Quantensprung ist nur möglich, wenn man diese Energie durch Wachheit, ohne Anstrengung, freigesetzt hat. Die Herausforderung der heutigen Zeit und jedes Augenblicks unseres Lebens ist, wach und total auf etwas Neues zu reagieren.

Schöpfung hat nichts mit Erfindung zu tun. Das Universum wurde nicht erfunden.«

Kapitel 22: »Sei wach!«

Mitte März 1961 flog Krishnaji nach Rom. Ein paar Tage vor seiner Abreise hatten Nandini und er eine Unterredung im Himmat Nivas. Krishnaji saß im Schneidersitz auf seinem Bett, Nandini auf dem mit Bastmatten bedeckten Boden in seiner Nähe. Plötzlich hielt er mitten im Gespräch inne, sein Rücken richtete sich auf, seine Augen schlossen sich, und Nandini spürte, wie die Energie sich wie eine lautlose Welle im Zimmer ausbreitete - ein Meer der Stille, in dem ihr Körper gebadet wurde, das durch jede Pore drang und ihr Wesen erfüllte. Auch sie wurde vollkommen still und ließ die Außenwelt hinter sich zurück. Sie wußte später nicht mehr, wie lange dieser Zustand angedauert hatte. Plötzlich hörte sie Krishnajis Stimme und wurde sich ihrer Umgebung wieder bewußt. Sie hatte gespürt, wieviel Kraft notwendig war, diesen stillen Sturm in sich zu halten.

Die langen Perioden der Ruhe und Zurückgezogenheit in Ranikhet und Kashmir hatten diese immensen Energieströme in Krishnaji zum Fließen gebracht. Neue Einsichten erwachten und füllten die Seiten der »Tagebücher«, die Krishnaji im Frühjahr 1961 zu schreiben begann.

Am 25. März, im Flugzeug nach Rom, schrieb Krishnaji an Nandini:

Eine halbe Stunde von Bombay entfernt, in über 10.000 Meter Höhe, ist der Himmel so blau, so blau, so intensiv, so zart, daß es einem Tränen in die Augen treibt. An manchen Stellen ist das Blau so dunkel, daß es fast schwarz wirkt. Wir fliegen so hoch oben, das Flugzeug gleitet so ruhig dahin und das Meer liegt so tief unter uns - man hat ein eigentümliches Gefühl von Frieden und unermeßlicher Weite von Horizont zu Horizont, und über allem wölbt sich diese intensiv blaue Kuppel. In der Ferne geht das Blau in zartes Grün über. Es ist ein wunderbarer Anblick - etwas unbeschreiblich Schönes. In der Kabine ist es angenehm kühl, fast kalt, belebend nach der Hitze Bombays. Man brauchte einige Zeit, um wieder zu sich zu kommen. Bei unserer Ankunft war es sonnig und warm, aber inzwischen ist es kühl und regnerisch geworden.

Aus Rom schrieb er einen weiteren Brief an Nandini:

Das Ruhen und Nichtstun muß den Körper an seine Grenzen gebracht haben, und jetzt liegt er flach. Ich hoffe, es geht Dir gut. Mache diese Übungen so, daß sie Dich nicht anstrengen. Falls Du das Gefühl hast, daß Du Dich anstrengst, machst Du es nicht richtig. Sei ganz aufmerksam, dann kannst du es nicht falsch machen. Setz Dich nicht zur Ruhe, halte die Flamme lebendig. Es war alles sehr seltsam. Verliere Dich nicht in Trivialem und laß Dich nicht vom Alltag auffressen. Bleib wach; gib acht, daß Du in einem Zustand völliger Aufmerksamkeit bleibst.

Signora Vanda Scaravelli, eine alte Freundin Krishnajis, war eine bemerkenswerte Frau. Sie besaß das Feuer, die Urwüchsigkeit und Schnelligkeit einer typischen, wohlgeratenen Italienerin. Die beiden trafen sich in Rom und reisten einige Tage später nach Il Leccio, in der Nähe von Florenz.

Krishnaji fuhr später weiter nach Genf und unterzog sich einer sorgfältigen Untersuchung in der Bircher-Benner Klinik.

Den Mai verbrachte er in London. Miss Doris Pratt, die Repräsentantin von K.W J., England, hatte für ihn eine Unterkunft in einem Haus bei Wimbledon Common besorgt und kümmerte sich um seine Mahlzeiten. Er leitete Gesprächsgruppen für wenige ausgesuchte Teilnehmer. Abends machte er lange, einsame Spaziergänge in Wimbledon Common.

Am 12. Mai schrieb er an Nandini:

Die Räder (»Räder« steht hier für Chakras) von Ooty arbeiten im Verborgenen, und andere Dinge sind ebenfalls im Gange. Es ist so außergewöhnlich, und Worte erscheinen so unzulänglich. Die Tage sind zu kurz, und man lebt tausend Jahre an einem Tag. Bleib wach und lebendig und laß nicht zu, daß irgend etwas die Flamme erstickt. Laß keinen einzigen Gedanken entwischen, ohne zu beobachten, woher er kam, ohne seine Motive und seine Bedeutung zu verstehen.

Bleib wach.

Am 18. Mai traf ein weiterer Brief aus Wimbledon ein:

Je älter man wird, je festgefahrener und mechanischer das Denken wird, desto wichtiger wird es, jedes Gedanken- oder Gefühlsmuster genau zu betrachten - sich jede Gedankenströmung bewußt zu machen, unablässig wachsam zu sein und nicht zuzulassen, daß Stimmungen oder das Physische die Klarheit des Bewußtseins trüben. Man darf das Feuer nicht verlöschen lassen, darf nicht zulassen, daß es vom Rauch der Alltagsereignisse erstickt wird. Erstaunlicherweise setzen sich die Prozesse, die in Ooty begannen, fort, obwohl es niemand zu bemerken scheint-es ist eine sehr starke Energie. Die »Räder« von Ooty arbeiten mit voller Kraft. Ich bin überrascht.

In einem Brief vom 1. Juni, den er aus London schrieb, ging er nochmals auf die Ereignisse in Ooty ein:

Laß nicht zu, daß Dein Feuer durch Mittelmäßigkeit oder Alltagsereignisse zum Erlöschen kommt. Sei total und laß die Flamme nicht ausgehen. Hier ist alles in Ordnung. Die »Räder« von Ooty arbeiten intensiv und schmerzlich.

Miss Pratt war nicht entgangen, daß Krishnaji durch mysteriöse Erfahrungen ging. In einem Brief an Rajagopal beschrieb sie ihre Beobachtungen. Sie fragte Krishnaji, was all das zu bedeuten habe, und er erwiderte, man könne nichts tun, außer ruhig und entspannt zu bleiben und sich keine Sorgen zu machen; aber er bestand darauf, daß niemand ihn berühren dürfe. Sie schrieb, sie habe das Gefühl, Zeuge eines tiefen Mysteriums zu sein.

Am 14. Juni flog Krishnaji über New York nach Ojai. Meine Tochter Radhika, die sich in Bryn Mawr auf ihren Doktor der Philosophie vorbereitete, stattete ihm am 16. Juni einen Besuch ab. In einem Brief an Nandini schrieb Krishnaji:

Heute traf ich mich mit Radhika. Sie sieht gut aus, und wir sprachen lange miteinander. Das Leben ist kurz, und es gibt so viel zu entdecken, nicht außen, sondern innen. Daliegen riesige unbekannte Gebiete in unserem Inneren brach, und wir sollten nicht einen Tag verstreichen lassen, ohne etwas zu entdecken. Sei innerlich explosiv, und die äußeren Dinge werden sich von selbst regeln.

Am 17. Juni, einen Tag bevor er nach Ojai abreiste, begann er, Aufzeichnungen über seine Pilgerreise in den unermeßlichen Ozean des »Jenseitigen« zu machen. Die Einsichten und Wahrnehmungen, die er später in den *Tagebüchern* veröffentlichte, begannen Gestalt anzunehmen.

Im Juli erhielt Nandini mehrere Briefe von Krishnaji. Am 4. Juli schrieb er ihr:

Vielleicht erinnerst Du Dich, daß Du zwei Tage vor meiner Abreise diese außergewöhnlich starke Energie im Zimmer spürtest. Man muß sehr »stark« sein, um sie auszuhalten. Du gebrauchtest dieses Wort. Sei stark, denn diese Energie ist nun da, und die Räder von Ooty arbeiten. Verstricke Dich nicht, mache Dir Deine tiefsten Gedanken und Gefühle bewußt. Sei direkt, einfach und klar.

Er hielt den brieflichen Kontakt aufrecht. Am 19. Juli schrieb er aus Gstaad:

Angst ist zerstörerisch und pervertiert jegliche Wahrnehmung. Sie täuscht uns, trübt das Bewußtsein und nimmt uns unsere Würde. Untersuche die Angst - schau ihr offen ins Gesicht. Versuche nicht, Ausreden zu finden. Geh total hinein. Mache Dir alle Formen Deiner Angst bewußt und wasche sie hinweg. Laß sie nicht eine Minute länger ihr zerstörerisches Werk tun. Unschuld kann nicht existieren, wo Angst, Eifersucht und Verhaftung herrschen. Sei Dir dessen zutiefst bewußt. Die Räder von Ooty tun ihre Arbeit.

Signora Scaravelli, Krishnajs Gastgeberin in Gstaad, beschrieb die Bewußtseinszustände, die Krishnaji während seines Aufenthalts im Chalet Tannegg durchlebte. Sie ähnelten jenen, die wir in Ootacamund miterlebt hatten, aber diesmal hatte er keine Schmerzen. Diese glückseligen Zustände höheren Bewußtseins kamen auf seinen Spaziergängen oder im Hause, wenn er wach war oder gerade aufwachte, über ihn. Vanda Scaravelli spürte die hohe Energie, die ihn umgab. Sie sprach von der Veränderung, die sie wahrnahm, von einer höheren Bewußtheit und einem Gefühl, das ihr gleichzeitig als Leere und Fülle erschien.

Auch in den Vorträgen, die er während dieser Zeit in Saanen hielt, war seine Veränderung spürbar. Jegliche Trennung zwischen diesen mystischen Zuständen und seinem Alltagsleben schien aufgehoben.

Am 18. Juli schrieb er in den *Tagebüchern*: »Unsere Augen und unser Gehirn registrieren die äußeren Dinge, Bäume, Berge, Flüsse; sammeln Wissen an, machen sich Techniken zu eigen. Mit denselben Augen, demselben Gehirn, die daran gewöhnt sind, zu beobachten, zu wählen, zu urteilen und zu erklären, wenden wir uns nach innen, schauen wir nach innen, erkennen Objekte und erzeugen Vorstellungen, die wir in rationale Bahnen lenken. Diese »Innenschau« geht nicht sehr tief, denn sie bewegt sich noch innerhalb der Grenzen ihrer eigenen Beobachtung und Rationalität. Dieser Blick nach Innen folgt noch dem Muster des äußeren Sehens, und daher besteht kein großer Unterschied zwischen beiden. Was verschieden erscheinen mag, kann in Wirklichkeit das gleiche sein.

Aber es gibt eine innere Art des Sehens, bei der nicht einfach die äußere Betrachtungsweise auf das Innere angewendet wird. Das Gehirn und das Auge, die immer nur Teile oder Ausschnitte sehen können, sind nicht in der Lage, »ganzheitlich« zu sehen. Sie müssen völlig wach, aber zugleich auch völlig still sein; sie müssen aufhören zu wählen und zu urteilen, sondern auf eine passive Weise bewußt sein. Dann geschieht das innere Sehen jenseits der Grenzen von Zeit und Raum. Aus diesem Aufblitzen entsteht eine neue Art der Wahrnehmung.«

Soweit mir bekannt ist, war dies das letzte Mal, daß Krishnaji solche Zustände erlebte. Später erfuhr er andere Dimensionen der Leere und Weite- manchmal wurde er ohnmächtig und verließ seinen Körper -, aber diese Prozesse schienen anderer Art zu sein.

Im Spätherbst des Jahres 1961 kehrte Krishnaji nach Rishi Valley zurück. Dr. Balasundaram hatte inzwischen die Leitung der Schule übernommen. Das Verhältnis zwischen Schülern, Lehrern und Schulleiter war warm und herzlich, die Atmosphäre lebendig. Krishnaji spürte das und reagierte mit überströmender Herzlichkeit. Er liebte diesen von Hügeln und Bergen umgebenen Flecken Erde. Von seinem Fenster aus konnte er den Rishi Konda sehen, und er begann, mit dem Berg, der an eine riesige Skulptur erinnerte, zu kommunizieren. Für Krishnaji drückte sich das Wohlergehen des Tales und seiner Bewohner in der erhabenen Schönheit dieses Berges aus. Legenden erzählten von Sehern und Weisen, die angeblich auf dem Rishi Konda lebten. Nachts tauchten unerklärliche Lichter auf und bewegten sich über die Hänge.

Krishnaji schrieb weiter an seinen *Tagebüchern*, und seine Worte waren wie eine Segnung. Die Energie, die ihn erfüllte und umgab, tränkte die Erde des Tales, und manche Besucher, die empfänglich dafür sind, spüren sie heute noch. »Denn das >Jenseitige< war hier, es kam über das Tal wie ein Regenschauer, nur, daß es nicht regnete; es kam wie ein warmer Wind, weich und sanft, und es war innen und außen zu spüren.«

Radhika und ich leisteten Krishnaji in Rishi Valley Gesellschaft. Krishnaji machte wieder lange Spaziergänge, manchmal allein, manchmal mit Dr. Balasundaram und Radhika. Die Bäume, die in den späten vierziger Jahren gepflanzt worden waren, waren nun ausgewachsen; die Brunnen hatten das Anpflanzen von Paddyreis ermöglicht, und das Tal stand voller saftiger, leuchtend grüner Reisbüschel. Die Wege waren mit duftenden, weißen Blüten übersät, die von den am Straßenrand

entlang gepflanzten Korkbäumen fielen. Die Kinder, die sich auf der Bergkuppe in Astachal versammelt hatten, um den Sonnenuntergang zu beobachten, spürten die Farben in ihrem Inneren explodieren. Still nahmen sie den Fremden in ihrer Mitte wahr und den leuchtenden Himmel, der ihn willkommen hieß. Krishnaji schrieb später in sein *Tagebuch*:

Die Erde zeigte die gleichen Farben wie der Himmel. Die Berghänge, die grünen, reifenden Reisbüschel, die Bäume und das trockene, sandige Flußbett waren von der Farbe des Himmels. Jeder Felsen auf den Bergkuppen, die großen Felsbrocken, sahen aus wie Wolken, und die Wolken sahen aus wie Felsen. Himmel und Erde waren miteinander verschmolzen, und die untergehende Sonne hatte alles verwandelt. Am Himmel explodierten die Farben wie ein Feuerwerk, ließen jeden Wolkenstreifen, jeden Stein, jeden Grashalm und jedes Sandkorn leuchten. Blau, Purpur, Violett, Indigo. Über einem Hügel sah man einen breiten Streifen Purpur und Gold, über den Bergen im Süden zarte Grün- und Blautöne. Am östlichen Horizont spiegelte sich der Sonnenuntergang in Kardinalrot, Ocker, Magenta und verblappendem Violett. Ein paar Wolken, die sich um die untergehende Sonne geschart hatten, wirkten wie ein reines, rauchloses, ewiges Feuer, und die Intensität dieses Feuers durchdrang alles. Die Erde war der Himmel, und der Himmel war die Erde. Alles war lebendig und farbensprühend, und die Farbe war Gott-, aber nicht der Gott der Menschen. Die Berge wurden transparent, die Felsen und Gesteinsbrocken wirkten gewichtlos, schwammen in Farben, und die weiter entfernten Berge waren blau - das Blau aller Seen und Himmel. Die reifenden Reisfelder waren von leuchtendem Grün mit Rosa vermischt, und die Straße, die das Tal durchquerte, funkelte so intensiv in Purpur und Weiß, daß sie wie einer der Strahlen am Himmel wirkte. Man wurde wie dieses Licht, brennend, wild, explodierend, ohne Schatten, ohne Wurzel und Wort. Je tiefer die Sonne sank, desto gewaltiger wurde das Farbenspiel, und man verlor sich vollkommen darin, jenseits aller Gedanken. Es war ein Abend ohne Erinnerung.

In seinen Ansprachen an die Kinder und Lehrer warf Krishnaji die Frage auf, welche Rolle das Wissen in der Transformation des Menschen spielt. Die Kinder waren aufgeweckt und lebendig, angeregt durch den direkten Kontakt mit Krishnaji und seiner starken Ausstrahlung. Die Klarheit und Tiefe seiner Einsichten, die sich in den Vorträgen offenbarte, waren verblüffend. Später wurden diese Vorträge in *Krishnamurti an Education* veröffentlicht. Er sprach über die zwei Instrumente, die dem Menschen zur Verfügung stehen: Wissen, das dem Menschen ermöglicht, die Materie zu beherrschen, und Intelligenz, die aus der Beobachtung erwächst. Zu den Kindern sagte er: »Ein neues Bewußtsein ist nur dann möglich, wenn der religiöse Geist und das naturwissenschaftliche Denken Teil der gleichen Strömung des Bewußtseins werden.« Krishnaji ging es nicht um eine Verschmelzung zweier getrennter Strömungen, sondern um eine völlig neue Strömung, der Intelligenz und Kreativität entsprangen. Krishnaji lehnte alle hierarchischen Beziehungsformen ab. Für ihn war echte Kommunikation nur möglich, wenn Lehrer und Schüler auf der gleichen Ebene standen, durch Fragen und Gegenfragen kommunizierten, bis das Problem durch diesen Lernprozeß völlig erforscht war und das Verstehen gleichzeitig in Lehrer und Schüler aufblitzte.

Krishnaji sprach zu den Kindern über die Angst: »Wenn du Angst spürst, erforsche sie, tritt ihr von Angesicht zu Angesicht gegenüber, dann verschwindet sie.« Gemeinsam mit den Kindern erforschte er das komplexe Problem der Angst. Schritt für Schritt drang er in die enorme Dunkelheit der Angst und in die Natur des Strebens ein. Er sprach von den zwei verschiedenen Arten der Zeit, der äußeren und der inneren, von der Psyche kreierte Zeit, dem Streben nach dem »ich werde sein«. Unsere Zukunftsprojektionen sind die Wurzeln der Angst.

Ein Kind fragte ihn nach dem Tod. »Es gibt zwei Arten von Tod«, sagte er, »den körperlichen Tod und den Tod des Egos.« Der Körper, der physische Organismus, muß vergehen. »Das ist es nicht, was wir fürchten. Wir fürchten, daß das >Ich<, das gelebt, Geld angehäuft, eine Familie gegründet hat, dieses >Ich<, das wichtig werden will, stirbt.« Er fragte das Kind: »Kannst du den Unterschied zwischen dem physischen Sterben und dem Sterben des >Ich< verstehen?« Die Kinder lauschten, die Saat der Intelligenz wurde ausgestreut; ob sie auf fruchtbare Erde oder felsigen Boden fiel, konnte nur die Zukunft zeigen. Er sprach zu den Kindern über Selbsterkenntnis und Meditation und am Ende eines Vortrages sagte er: »Versucht zunächst einmal, völlig still zu sitzen; setzt euch bequem hin, seid ganz still und entspannt euch. Betrachtet nun die Bäume, die Form der Berge,

betrachtet ihre Strukturen, ihre Farben. Hört nicht auf' meine Worte. Schaut einfach hinüber zu diesen Bäumen - diesen gelb werdenden Bäumen, den Tamarinden, und betrachtet euch dann die Bougainvilleas. Betrachtet sie nicht mit dem Verstand, sondern mit den Augen. Geht dann, nachdem ihr die Farben, Formen und Schatten der Bäume, Berge und Felsen wahrgenommen habt, von außen nach innen. Schließt die Augen. Ihr habt die äußere Welt betrachtet. Beobachtet nun mit geschlossenen Augen, was im Inneren geschieht. Denkt nicht darüber nach - beobachtet einfach. Versucht, eure Augäpfel nicht zu bewegen; haltet sie ganz, ganz ruhig. Es gibt jetzt nichts mehr zu sehen. Ihr habt alles gesehen, was außerhalb von euch existiert. Nun könnt ihr beobachten, was innen vor sich geht. Und um das zu sehen, müßt ihr sehr still werden. Wißt ihr, was mit euch geschieht, wenn ihr ganz still seid? Ihr werdet sehr empfänglich, sehr empfindsam für äußere und innere Ereignisse, und ihr werdet euch auf einmal bewußt, daß es keine Trennung zwischen Außen und Innen gibt. Ihr stellt fest, daß der Beobachter und das Beobachtete eins sind.«

Mit der gleichen Offenheit und Direktheit wandte Krishnaji sich an die Lehrer, betonte, wie wichtig es sei, eine umfassende Sichtweise zu entwickeln, in der die kleinen Dinge enthalten sind. Mit unendlicher Geduld drang er in die dunklen Bereiche der menschlichen Psyche vor.

Krishnajis letzter Vortrag »On Flowering« (»Über das Aufblühen«) ist wahrscheinlich die mutigste und revolutionärste Rede, die je über Erziehung gehalten wurde.

»Kann Frustration >aufblühen?«, fragte er. »Wie muß man fragen, damit Frustration sich entfaltet, zur vollen Blüte gelangt? Nur wenn einem Gedanken gestattet wird, sich voll zu entfalten, kann er sich auf natürliche Weise auflösen. Wie eine Blume im Garten muß der Gedanke blühen können, muß Frucht tragen und dann sterben. Und so, wie man den Gedanken erlauben muß, sich zu entfalten, so muß man ihnen auch gestatten, zu sterben. Die richtige Frage lautet: >Ist es möglich, der Frustration soviel Raum zu geben, daß sie aufblühen und verwelken kann?«

Ein Lehrer fragte, was er mit »Aufblühen« meine. Krishnamurti antwortete: »Schau in den Garten, betrachte dir die Blumen dort! Sie blühen, und nach ein paar Tagen welken sie dahin, das ist ganz natürlich. Und ich sage, man muß auch der Frustration die Freiheit geben, vollständig aufzublühen.

Deine Frage war doch: >Gibt es eine Selbstreinigungskraft, einen Antrieb, sich selbst zu reinigen und gesund zu erhalten?« Diese Kraft, diese Flamme, kann nur wirken, wenn wir allem die Freiheit lassen, aufzublühen, sich zu entfalten dem Häßlichen, dem Schönen, dem Bösen, dem Guten, dem Dummen -, damit auch nicht das Geringste unterdrückt wird, damit nichts unter der Oberfläche verborgen bleibt, sondern alles ans Licht geholt und verbrannt wird. Und das kann nur geschehen, wenn ich Frustration, Unglücklichsein, Trauer, Konflikt, Dummheit und Stumpfheit wirklich untersuche. Wenn ich mich nur rational mit diesen Zuständen auseinandersetze, werde ich niemals wissen, was sie wirklich bedeuten.«

Die Lehrer verstanden ihn nicht und stellten weitere Fragen. »Seht ihr«, erwiderte er, »für euch ist dieses >Aufblühen< nur eine Vorstellung. Der Verstand kümmert sich stets nur um die Symptome, nie um das Wesentliche. Er hat nicht die Freiheit, es wirklich herauszufinden. Er tut genau das, was für ihn charakteristisch ist, indem er sich sagt: >Es ist eine gute Idee, ich werde darüber nachdenken, und so ist er verloren, denn er beschäftigt sich nur mit der Vorstellung, nicht mit dem Realen. Er sagt sich nicht: >Laß es aufblühen und sieh was geschieht.< Dann würde er es wirklich herausfinden, aber er sagt: >Es ist eine gute Idee; ich muß die Idee untersuchen.<« Krishnaji sagte zu den Lehrern: »Die meisten Menschen bleiben im Unwesentlichen, in den kleinen Dingen gefangen.« Dann fragte er: »Kann ich das Symptom sehen, es bis zu seiner Ursache zurückverfolgen und die Ursache sich entfalten lassen? Aber ich will, daß es sich in eine bestimmte Richtung entwickelt, was bedeutet: Ich habe eine Vorstellung davon, auf welche Weise es sich entfalten soll. Können wir das noch ein wenig weiter verfolgen? Kann ich sehen, daß ich die Ursache am Aufblühen hindere, weil ich Angst habe, weil ich nicht weiß, was geschehen wird, wenn ich zum Beispiel meiner Frustration erlaube, aus dem Unbewußten aufzusteigen und Raum einzunehmen? Kann ich mir anschauen, wovor ich Angst habe? Ich kann sehen, daß kein Aufblühen stattfinden kann, solange die Angst da ist. Also muß ich mich zuerst mit der Angst auseinandersetzen. Nicht, indem ich mich mit meiner Vorstellung davon beschäftige, sondern, indem ich mich mit ihr als Tatsache auseinandersetze. Kann ich also der Angst erlauben, aufzublühen?

All das erfordert ein hohes Maß an innerer Achtsamkeit. Der Angst erlauben, aufzublühen - weißt du, was das bedeutet? Kann ich allem erlauben aufzublühen? Das heißt nicht, daß ich jemanden

umbringen oder ausrauben werde --, aber kann ich einfach das, >was ist<, aufsteigen und sich entfalten lassen?«

Als er sah, daß sie ihn noch immer nicht verstanden, fragte er: »Habt ihr schon einmal eine Pflanze gezogen? Wie macht man das?«

Ein Lehrer antwortete: »Man bereitet den Boden vor, düngt ihn...«

Krishnaji fuhr fort: »Benutze den richtigen Dünger und die richtige Saat, bringe sie zur rechten Zeit in die Erde, kümmere dich um den Schößling, achte darauf, daß nichts ihn zerstört, und gib ihm dann die Freiheit zu wachsen. Warum tust du nicht das gleiche mit - Eifersucht? Das Aufblühen der Gefühle ist nach außen nicht sichtbar wie eine Pflanze, aber es ist noch viel realer als die Pflanze, die du draußen auf dem Feld pflanzt. Weißt du, was Eifersucht ist? Sagst du in dem Moment, in dem du eifersüchtig bist, es ist nur Einbildung? Sie brennt in dir wie ein Höllenfeuer, nicht wahr? Du bist wütend, voller Zorn, warum schaust du es dir nicht an? Nicht rational, nicht als Vorstellung, sondern wirklich. Kannst du das Gefühl aufsteigen lassen, es anschauen und sehen, wie es wächst? So daß jedes Aufblühen zu seiner eigenen Zerstörung führt und deshalb am Ende kein >Ich< übrig ist, das fragen kann, wer die Zerstörung beobachtet? Darin liegt wahre Kreativität.«

Die Lehrer fragten noch einmal: »Wenn die Blume aufblüht, entfaltet und enthüllt sie sich selbst. Was genau meinen Sie, wenn Sie sagen: >Wenn Eifersucht aufblüht, wird sie sich selbst zerstören<?« Krishnamurti erwiderte: »Nehmt eine Knospe, eine Knospe, die an einem Busch wächst. Wenn man sie abknickt, wird sie niemals blühen, sondern schnell absterben. Wenn man sie aber aufblühen läßt, zeigt sie ihre Farbe, ihre feinen Blätter, den Pollenstaub. Sie zeigt uns ihr wahres Gesicht, ohne daß uns jemand sagen muß, sie ist rot, sie ist blau, es ist Pollenstaub. Sie ist da, damit wir sie anschauen können. Wenn ihr eure Eifersucht auf die gleiche Weise aufblühen läßt, dann zeigt sie euch, was sie in Wirklichkeit ist - nämlich Neid, Abhängigkeit, Verhaftung. Wenn man die Eifersucht also aufblühen läßt, dann zeigt sie all ihre Farben, alles, was dahintersteckt. Zu sagen, Abhängigkeit ist die Ursache von Eifersucht, ist reines Verbalisieren, aber wenn man der Eifersucht erlaubt, aufzublühen, wird die Tatsache, daß du von etwas abhängig bist, verhaftet bist, zu einer spürbaren Realität, einer emotionalen Realität, nicht zu einer intellektuellen, rationalen Vorstellung. Und so enthüllt jedes Aufblühen die Dinge, die du bisher noch nicht entdeckt hattest, und während jede dieser emotionalen Realitäten sich enthüllt, blüht sie auf, und du kannst dich damit auseinandersetzen. Du läßt sie einfach aufblühen, und sie öffnen andere Türen, bis du dich mit allen auseinandergesetzt hast, und dann verschwinden auch die Ursachen und die Motive.«

Krishnaji sah den Ausdruck auf den Gesichtern der Lehrer und sagte: »Schon im Akt eures Zuhörens beginnt das Aufblühen.«

Krishnajis Beziehung zu den Schulen veränderte sich grundlegend. Er sah sie nun als Oasen, in denen das Lehren und Lernen gepflegt und lebendig gehalten werden konnte - ganz gleich, wie sehr das Chaos und die Gewalt in der Welt auch zunehmen mochten. Eine neue Generation, ein neues Bewußtsein mußte entstehen, und dazu mußten nicht nur Lehrer und Schüler einen wachen Geist und Augen haben, die sehen konnten, ohne Identifikation oder Zersplitterung, sondern man mußte auch die Erde pflügen und die Saat pflanzen.

Radhika und ich fuhren mit Krishnaji von Rishi Valley nach Madras. Aldous Huxley und seine Frau reisten durch Indien und wollten sich Ende des Monats mit Krishnaji dort treffen. Ich hatte ihm versprochen, mich darum zu kümmern, daß die beiden im Vasant Vihar-Zentrum, in dem es normalerweise recht spartanisch zugeht, einen angenehmen Aufenthalt haben würden. Die Möbel mußten umgestellt und die Mahlzeiten anders arrangiert werden. In Madras fand ich jedoch ein Telegramm vor mit der Nachricht, daß mein Mann erkrankt war, und so fuhren Radhika und ich sofort weiter nach Delhi. Krishnaji kam später mit Madhavachari nach. Überwältigt von Kummer und Schmerz bat ich um ein Gespräch mit ihm. Er überschüttete mich mit seiner Zuneigung und hielt mein Gesicht, so daß ich seinem intensiven, forschenden Blick nicht ausweichen konnte. Wieder sprach er von meiner Abhängigkeit und den Illusionen und Hoffnungen, die ich nicht loslassen wollte. Plötzlich war es vorbei. Seine überströmende Energie hatte eine Blockade in meinem Innern weggeschwemmt.

In den folgenden Jahren traf ich ihn mehrmals allein, und meistens ging es bei diesen Treffen um die Schulen nur sehr selten kam ich noch mit einem persönlichen Problem zu ihm.

Im Jahre 1962 wurde ich von der Entscheidung Radhikas-meines einzigen Kindes-, einen jungen amerikanischen Philosophen zu heiraten, völlig niedergeschmettert. Ich hing sehr an ihr, und meine

Reaktion auf die bevorstehende Trennung war unvermeidlich. Mein Körper und meine Psyche revoltierten. Ich konnte es nicht ertragen, sie nach Amerika zu begleiten, wo die Hochzeit stattfinden würde. Ich brachte sie zum Flughafen und floh dann vor dem Rest der Familie in die Einsamkeit, ich wollte nur noch allein sein und nichts Vertrautes mehr sehen.

Als ich von Kalkutta nach Birbhum zurückkehrte, las ich in der Zeitung, daß in Indien der Notstand ausgerufen worden war. Die Chinesen hatten die indischen Verteidigungslinien durchbrochen und standen vor unseren Toren. Die Konfrontation der beiden Supermächte USA und UdSSR in der Kubakrise hatte die Welt erschüttert. Wir hatten fast den Punkt ohne Wiederkehr erreicht. Ich starrte auf die Schlagzeilen und hatte das Gefühl, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Ich mußte der Möglichkeit ins Auge sehen, meine Tochter niemals wiederzusehen.

Ich lag die ganze Nacht wach, beobachtete meine Verzweiflung, ließ zu, daß der Schmerz mein Bewußtsein überflutete, und verbot mir, mich in die Hoffnung zu flüchten. Angst, Hoffnungslosigkeit, Erinnerungen stiegen auf. Die Worte »nie wieder« begannen mich zu terrorisieren. Ich war wie gelähmt. Aber ich beobachtete diese Gedanken und ließ sie zu. Am Morgen war die Liebe zu meiner Tochter noch genauso stark wie zuvor, aber der Schmerz und die Angst, die ich bei der Vorstellung über das mögliche Ende unserer Beziehung gespürt hatte, waren verschwunden. Einer der Stützpfeiler, auf denen meine Abhängigkeit ruhte, war zusammengebrochen. Nun blieb nur noch meine Abhängigkeit von meinem Meister, aber auch diese wurde bald in Frage gestellt.

Im November 1967 traf Radhika sich mit Krishnaji in Gstaad, bevor sie in die Vereinigten Staaten weiterflog. Krishnaji schrieb mir aus Tannegg, daß sie einen langen Spaziergang miteinander gemacht hatten. »Es war gut, daß wir uns getroffen haben«, schrieb er. Er wußte, was ihre Abreise für mich bedeutete: »Es muß eine große Herausforderung für dich sein, Radhika weggehen zu sehen.«

Kapitel 23: »Glücklich ist der, der nichts ist.« Briefe an einen jungen Freund

Zwischen 1948 und den frühen sechziger Jahren war es relativ einfach, mit Krishnaji in Kontakt zu kommen. Viele Menschen suchten ihn auf, um mit ihm zu sprechen oder ihn um Ritt zu bitten. Diese Beziehungen entwickelten sich auf Spaziergängen, bei Gesprächen unter vier Augen und manchmal durch einen regen Briefwechsel. Die folgenden Briefe) schrieb Krishnaji an einen jungen Freund, der an Körper und Seele verwundet zu ihm kam. In diesen Briefen, die zwischen Juni 1948 und März 1960 geschrieben wurden, offenbarten sich Krishnajis Mitgefühl und seine außergewöhnliche Klarheit: Trennung und Distanz scheinen zu verschwinden, die Worte fließen aus seiner Feder, und doch ist nicht ein einziges Wort überflüssig --- in seiner Lehre liegt Heilkraft.

Sei geistig beweglich. Kraft liegt nicht darin, daß man unbeweglich und stark ist, sondern in der Anpassungsfähigkeit. Der biegsame Baum bleibt im Sturm stehen. Erwirb die Kraft eines flexiblen Bewußtseins.

Das Leben ist seltsam, so viele Dinge geschehen unerwartet, aber Dein Widerstand wird Dir nicht helfen, auch nur ein einziges Problem zu lösen. Man braucht unendliche Anpassungsfähigkeit und ein ruhiges Herz.

Das Leben ist wie die Schneide einer Rasierklinge; man muß versuchen, mit äußerster Achtsamkeit und Weisheit auf diesem Pfad zu gehen.

Das Leben ist so reich, birgt so viele Schätze, aber wir gehen mit leeren Herzen hindurch; wir wissen nicht, wie wir unsere Herzen mit dem überfließenden Reichtum des Lebens füllen können. Wir sind innerlich arm, und wenn uns das Leben seine Schätze anbietet, weisen wir sie zurück. Liebe ist eine gefährliche Angelegenheit, aber sie allein kann eine innere Umwälzung bewirken und uns wahrhaft glücklich machen. So wenige von uns wissen wirklich, was Liebe ist; so viele wollen die Liebe nicht. Wir lieben nach unseren eigenen Vorstellungen und Bedingungen und machen aus der Liebe ein Geschäft. Wir haben Krämerseelen, aber die Liebe läßt sich nicht vermarkten, sie ist kein Tauschgeschäft. Sie ist ein Seinszustand, in dem alle Probleme des Menschen sich auflösen. Wir gehen mit einem Fingerhut zum Brunnen, und so wird das Leben zu einer kümmerlichen Angelegenheit, ärmlich und dumpf. Die Erde könnte ein so schöner Ort sein; da ist soviel

Lieblichkeit, soviel Herrlichkeit, soviel unvergängliche Schönheit. Doch wir sind gefangen in unserem Leid und sind nicht einmal daran interessiert, unser Gefängnis zu verlassen, selbst dann nicht, wenn jemand uns einen Weg in die Freiheit zeigt.

Man muß vor Liebe lodern. Sie ist wie eine unzerstörbare Flamme. Man hat so viel davon, daß man sie mit jedem teilen möchte und es auch tut. Sie ist wie ein kraftvoller Fluß, der jede Stadt und jedes Dorf fruchtbar machen kann. Er wird verschmutzt, weil der Mensch seinen Abfall hineinleert; aber dieses Wasser reinigt sich selbst und fließt munter weiter. Nichts kann die Liebe zerstören, denn alle Dinge lösen sich in ihr auf - das Gute und das Böse, das Häßliche und das Schöne. Die Liebe ist das einzige, das seine eigene Ewigkeit in sich trägt.

Die Bäume sind so majestätisch; sie scheren sich nicht um die geteerten Straßen des Menschen und all seine Hast. Ihre Wurzeln reichen tief in die Erde, und ihre Äste strecken sich dem Himmel entgegen. Auch wir sind in der Erde verwurzelt, und das ist gut und richtig so, aber die meisten von uns kriechen über die Erde, nur wenige haben den Mut, sich aufzurichten und dem Himmel entgegenzustrecken. Sie sind die einzigen kreativen und glücklichen Menschen. Der Rest der Menschheit ist damit beschäftigt, sich gegenseitig zu zerstören und sich diese wunderbare Erde zur Hölle zu machen. Sei offen. Lebe in der Vergangenheit, wenn es sein muß, aber kämpfe nicht gegen sie. Wenn die Vergangenheit Dich einholt, dann schau sie Dir an, schiebe sie nicht weg, aber klammere Dich auch nicht daran. Die Erfahrung all dieser Jahre, die Schmerzen und die Freude, die harten Schläge und die Momente, in denen kurz das Gefühl der Distanz aufblitzte, das Gefühl, weit weg von allem zu sein, all das trug dazu bei, Dein Leben reicher und schöner zu machen. Was Du in Deinem Herzen hast, das allein zählt. Und da Dein Herz überfließt, hast Du alles, bist Du alles.

Achte auf Deine Gedanken und Gefühle und laß nicht einen einzigen Gedanken, nicht ein einziges Gefühl entweichen, ohne es Dir bewußt gemacht und seinen Inhalt verarbeitet zu haben. Verarbeiten ist nicht das richtige Wort; es geht darum, den gesamten Inhalt des Fühlens und Denkens zu *sehen*. Es ist so, als ob man einen Raum betritt und das gesamte Interieur des Raumes auf einmal sieht - seine Atmosphäre und seine Maße wahrnimmt. Das bewußte Wahrnehmen der eigenen Gedanken und Gefühle macht uns ungeheuer empfindsam, flexibel und achtsam. Verurteile und richte nicht, aber sei äußerst wachsam.

Aus dem Müll kommt pures Gold hervor. Wirklich zu sehen, »was ist«, ist eine ziemlich mühsame Angelegenheit. Wie kann man klar beobachten? Wenn ein Fluß auf ein Hindernis trifft, bleibt er nicht stehen; er muß weiterfließen. Er rebelliert, könnte man sagen, auf intelligente Weise gegen das Hindernis. Man muß auf intelligente Art rebellieren und das, »was ist«, auf intelligente Weise annehmen. Um das, »was ist«, wirklich wahrnehmen zu können, muß man ein intelligenter Rebell sein, aber wir sind meistens so begierig darauf, das zu bekommen, was wir wollen, daß wir gegen das Hindernis anrennen. Entweder wir zerbrechen daran, oder wir erschöpfen uns im Kampf gegen das Hindernis. Wenn man das Seil als Seil erkennt, muß man nicht mutig sein. Wenn man aber das Seil für eine Schlange hält, braucht man sehr viel Mut, hinzugehen und es anzuschauen. Man muß zweifeln, stets auf der Suche sein, das Falsche als das Falsche erkennen. Durch Achtsamkeit erlangen wir die Fähigkeit, klar zu sehen. Du wirst es feststellen. Man muß handeln. Der Fluß steht nie still, ist immer aktiv. Um handeln zu können, muß man sich in einem Zustand der Negierung befinden, denn dieses Negieren bringt seine eigenen, positiven Handlungen hervor. Wenn wir flexibel, biegsam und anpassungsfähig sind, gibt es kein falsches oder richtiges Handeln.

Man muß innerlich klar sein. Dann wird alles seinen richtigen Gang gehen, das versichere ich Dir. Sei klar, und Du wirst sehen, daß die Dinge sich in die richtige Richtung entwickeln, ohne daß Du etwas dazu tust. Aber das Richtige ist nicht unbedingt das, was man sich wünscht.

Es muß eine totale Umwälzung stattfinden - nicht nur im Großen, sondern auch in den kleinen, alltäglichen Dingen. Bei Dir hat diese Umwälzung bereits begonnen, aber Du solltest Dich damit nicht zufriedengeben. Geh weiter! Laß das innere Feuer nicht ausgehen.

Ich hoffe, Du hattest eine angenehme Nacht, einen schönen Sonnenaufgang vor Deinem Fenster und Muße, still in den Abendhimmel zu schauen, bevor Du zu Bett gehst. Wie wenig wissen wir doch über die Liebe, ihre außerordentliche Zartheit und »Macht«. Wie schnell und unbedacht benutzen wir das Wort »Liebe«. Der General benutzt es, der Metzger benutzt es, der Reiche und der junge Mann und das junge Mädchen benutzen es. Aber wie wenig wissen sie von der Liebe, von ihrer

Unendlichkeit, ihrer Unsterblichkeit, ihrer Unfaßbarkeit. Zu lieben heißt, sich der Ewigkeit bewußt zu werden.

Was ist Beziehung? Wie schnell lassen wir eine bestimmte Beziehung zu einer Gewohnheit werden, nehmen sie als selbstverständlich hin, richten uns in einer bestimmten Situation ein und tolerieren keine Abweichung. Wir lassen nicht die geringste Unsicherheit zu, nicht einmal für eine Sekunde. Alles ist so geregelt, so abgesichert, so festgefahren, daß nicht die geringste Chance besteht, daß ein frischer Wind, ein Frühlingshauch, unsere Beziehungen belebt. Das nennen wir Beziehung. Wenn wir aber genau hinschauen, sehen wir, daß eine Beziehung etwas viel Subtileres ist; flüchtiger als ein Blitz und doch unermesslich groß, denn Beziehung ist Leben, und Leben bedeutet Konflikt. Wir möchten unsere Beziehungen zu etwas Festgefügteten machen, möchten, daß sie leicht zu handhaben sind. Und so verlieren sie ihren Duft, ihre Schönheit. All das geschieht, weil wir nicht wirklich lieben. Zu lieben ist das Höchste von allem, denn in der Liebe müssen wir uns selbst völlig vergessen.

Das Frische, Neue ist das Wesentlichste; andernfalls wird das Leben zur Routine, zu einer Gewohnheit. Doch Liebe ist keine Gewohnheit, keine langweilige Angelegenheit. Die meisten Menschen haben völlig ihre Fähigkeit zu staunen verloren. Sie nehmen alles als selbstverständlich hin, aber dieses trügerische Gefühl der Sicherheit zerstört die Freiheit und das Staunen über die Unwägbarkeiten des Lebens.

Wir projizieren stets in die Zukunft, weit weg von der Gegenwart. Doch um das Leben zu verstehen, bedarf es der Aufmerksamkeit in der Gegenwart, und diese Aufmerksamkeit ist immer mit einem Gefühl der Unmittelbarkeit verbunden. Zu versuchen, die eigenen Intentionen und Motive klar zu sehen, ist eine mühevoll Aufgabe.

Unsere Intentionen sind wie eine Flamme, die uns ständig drängt, den Dingen auf den Grund zu gehen. Sei klar in Deinen Absichten, und Du wirst sehen, daß die Dinge sich von selbst regeln. Sei in der Gegenwart klar, mehr ist nicht nötig; aber das ist nicht so einfiich, wie es sich anhört. Man muß das Feld für die neue Saat bereiten, und wenn die Saat dann gesät wurde, bringt sie durch ihre eigene Kraft und Vitalität die Frucht und die neue Saat hervor. Äußerliche Schönheit kann niemals von Dauer sein, sie verfällt, wenn keine innere Schönheit und Freude da ist. Wir kultivieren das Äußerliche und schenken dem Inneren so wenig Beachtung, aber das Äußere wird stets durch das Innere bestimmt. Es ist der Wurm im Innern, der den Apfel zerstört.

Es erfordert hohe Intelligenz von einem Mann und einer Frau, miteinander zu leben, das Ego zu vergessen und sich doch weder für den anderen aufzugeben, noch zu versuchen, ihn zu dominieren. Beziehung ist die schwierigste Sache der Welt.

Die Atmosphäre, in der wir leben, beeinflußt uns so stark; man braucht eine freundliche Aufmerksamkeit, die warme Anteilnahme des anderen, in der man frei und natürlich aufblühen kann. So wenige von uns leben in einer solchen Atmosphäre. Die meisten werden am Wachstum gehindert, physisch und psychisch. Es überrascht mich, daß die Atmosphäre, in der Du leben mußt, Dein Wesen nicht pervertiert hat. Aber der Grund, weshalb Du nicht völlig verkrüppelt und zerstört wurdest, liegt vielleicht darin, daß Du Dich äußerlich so schnell wie möglich angepaßt und innerlich in ein Schneckenhaus zurückgezogen hast. Diese innere Empfindungslosigkeit war Deine Rettung. Wärest Du innerlich offen und empfänglich geblieben, hättest Du es nicht ertragen können und wärest an diesem Konflikt zerbrochen. Jetzt, da Dein inneres Wesen wieder erwacht und voller Klarheit ist, gibt es keinen Konflikt mehr zwischen Dir und der Atmosphäre, in der Du lebst. Es ist dieser Konflikt, der die meisten von uns pervertiert, aber Du wirst stets unverletzt bleiben, wenn Du innerlich wach und aufmerksam bist und Dich äußerlich den Gegebenheiten anpaßt.

Die unechten Dinge sind so vergänglich. Selbst wenn man nur wenig besitzt, kann man ein durch und durch weltlicher Mensch sein. Der Wunsch nach Macht, in welcher Form auch immer, die Macht des Asketen, die Macht eines reichen Geschäftsmannes, die Macht des Politikers, selbst die Macht des Papstes, ist weltlich. Die Gier nach Macht führt zu Rücksichtslosigkeit und stärkt das Ego. Die selbstexpansive Aggressivität ist in ihrer Essenz Weltlichkeit. Demut ist Einfachheit, aber die kultivierte Demut ist wiederum nur eine andere Form von Weltlichkeit.

Sehr wenige Menschen sind sich ihrer inneren Wandlungen, Rückschläge, Konflikte und Perversionen bewußt. Und selbst wenn sie es sind, versuchen sie, sie von sich wegzuschieben oder davor wegzulaufen. Tu das nicht. Ich glaube nicht, daß Du es tun wirst, aber es ist ebenso gefährlich, überhaupt keine Distanz zu den eigenen Gefühlen und Gedanken zu haben. Man muß seine Ge-

danken und Gefühle ohne Furcht, ohne Druck anschauen. Die eigentliche Revolution hat in Deinem Leben bereits stattgefunden. Nun solltest Du sehr genau auf Deine Gedanken und Gefühle achten - laß sie aufsteigen, zensiere nicht, halte sie nicht zurück. Laß sie an die Oberfläche kommen, die zarten wie auch die gewalttätigen, aber mache sie Dir bewußt.

Bist Du mit Deinen Wünschen beschäftigt, falls Du welche hast? Die Welt ist ein schöner Ort, und wir tun alles, ihr zu entfliehen - durch Andacht, Gebete, unsere Vorlieben und Ängste. Wir wissen nicht einmal, ob wir reich oder arm sind, denn wir sind noch nie tief in unser Inneres vorgedrungen und haben entdeckt, »was ist«. Wir leben an der Oberfläche, sind mit so wenig zufrieden; unser Glück oder Unglück hängt von so geringfügigen Dingen ab. Unser mittelmäßiger Verstand kreierte mittelmäßige Probleme und mittelmäßige Lösungen; so verbringen wir unsere Tage. Wir lieben nicht, und wenn wir lieben, ist unsere Liebe stets mit Angst und Frustration, mit Leiden und Sehnsucht vermischt.

Es ist so wichtig, unschuldig zu sein, eine innere Unschuld zu bewahren. Erfahrungen sind unvermeidlich, vielleicht auch notwendig. Das Leben besteht aus einer Reihe von Erfahrungen, aber das heißt nicht, daß wir die Last sämtlicher Erfahrungen mit uns herumschleppen müssen. Wir können jede Erfahrung auswischen und wieder unschuldig werden - unbelastet. Das ist wichtig, andernfalls können wir niemals geistig frisch, wach und flexibel sein. Die Frage, »wie« man geistig beweglich bleibt, ist unwesentlich, denn die Frage nach dem »Wie« bedeutet, daß wir nach einer Methode suchen. Eine Methode kann uns unsere Unschuld jedoch nicht wiedergeben. Sie kann uns methodisches Vorgehen lehren, aber sie kann uns weder Unschuld noch Kreativität geben.

Gestern nachmittag begann es zu regnen, und heute nacht goß es in Strömen. Ich habe noch nie etwas Derartiges erlebt. Es war, als ob der Himmel sämtliche Schleusen geöffnet hätte. Gleichzeitig war da eine außergewöhnliche Stille, eine gewichtige Stille, so als ob ein großes Gewicht auf der Erde abgeladen würde. Es ist immer schwer, einfach und klar zu bleiben. Die Welt betet den Erfolg an - je größer, desto besser, je größer das Publikum, desto bedeutender der Redner, wir brauchen immer größere Gebäude, Autos, Flugzeuge. »Einfachheit« ist ein Fremdwort geworden. Aber es sind nicht die Erfolgreichen, die eine neue Welt schaffen. Um ein echter Rebell zu werden, muß eine völlige Wandlung in Herz und Geist stattfinden. Doch nur wenige haben den Wunsch, sich zu befreien. Man schneidet die oberflächlich sichtbaren Wurzeln ab, aber um die tiefliegenden Wurzeln der Mittelmäßigkeit, des Erfolgsstrebens abzuschneiden, bedarf es mehr als Worte, Methoden oder Zwänge. Es scheint nur wenige zu geben, aber sie sind die wirklichen Erbauer; der Rest arbeitet umsonst.

Man ist ständig damit beschäftigt, zu vergleichen - was man ist, was man sein sollte, was andere erreicht haben, die mehr Glück hatten. Diese Sucht nach Vergleich ist wahrhaft verderblich, sie ist demütigend und pervertiert unsere Wahrnehmung, aber wir werden dazu erzogen, zu vergleichen. Unser Schulsystem, unsere gesamte Kultur, basiert auf diesem Prinzip. Und so tobt in uns ein ständiger Kampf, ein ständiger Versuch, etwas anderes zu sein als wir sind. Wenn wir verstehen, was wir sind, wer wir sind, wird unsere Kreativität geweckt; der Hang zu vergleichen dagegen führt zu Konkurrenzdenken, Rücksichtslosigkeit, Ehrgeiz - Eigenschaften, die angeblich dem Fortschritt dienen. Doch unser sogenannter Fortschritt hat bisher nur grausame Kriege und größeres Leid über die Menschheit gebracht. Eine wirklich gute Erziehung verschont die Kinder vor Vergleichs- und Konkurrenzzwängen.

Es erscheint mir so seltsam, so unnötig, über diese Dinge zu schreiben. Das Wesentliche ist hier, und Du bist hier. Mit den echten Dingen ist es stets das gleiche - es ist so unnötig, über sie zu schreiben oder zu sprechen. Wenn wir es doch tun, scheint etwas zu geschehen, das sie verzerrt, verdirbt. Wir machen so viele Worte, die am Echten vorbeigehen. Dieser Drang, etwas zu erreichen, der in so vielen Menschen brennt, im Großen und im Kleinen. Man kann diesen Drang auf die eine oder andere Weise befriedigen, aber diese Befriedigung bringt es mit sich, daß die tieferen Dinge, das Echte, verblassen. In den meisten Fällen ist es doch so, nicht wahr? Die Befriedigung von Wünschen ist eine so lächerlich unwesentliche Sache, ganz gleich, wie angenehm sie uns erscheinen mag. Dieser Art von Erfüllung folgt die Langeweile auf dem Fuße, und das Echte verschwindet. Es ist wichtig, daß das Echte bleibt, und das Wunderbare ist - es bleibt, wenn wir keinen Gedanken an Wunscherfüllung verschwenden, sondern die Dinge einfach so sehen, wie sie sind.

Wir sind so selten allein; ständig sind wir von Menschen umgeben, mit Gedanken beschäftigt, die unseren Verstand überschwemmen, mit Hoffnungen, die sich noch nicht erfüllt haben oder sich

erfüllen werden, mit Erinnerungen. Doch das Alleinsein ist sehr wichtig für den Menschen. Er muß sich von Zeit zu Zeit von sämtlichen Einflüssen befreien, muß sich innerlich reinigen. Doch für dieses Alleinsein scheint nie Zeit zu sein, man hat zuviel zu tun, zu viele Verpflichtungen und so weiter. Es ist notwendig, daß wir lernen, still zu sein, uns in unser Zimmer zurückzuziehen, dem Geist eine Pause gönnen. Liebe ist Teil dieses Alleinseins. Wenn wir einfach, klar und innerlich still sind, lodert diese Flamme in uns auf.

Das Leben ist vielleicht nicht einfach, aber je mehr man von ihm verlangt, desto angstbesetzter und leidvoller wird es. Ein einfaches, unbeeinflusstes Leben zu führen, obwohl alles und jedes ständig versucht, uns zu beeinflussen, ohne ständig wechselnde Stimmungen und Wünsche zu leben, mag nicht einfach sein, aber ohne diese tiefe innere Stille sind alle Dinge wertlos.

Wie klar der blaue Himmel ist, unendlich, zeitlos, ohne Raum. Entfernung und Raum sind eine Sache des Verstandes. »Hier« und »Dort« existieren zwar, aber mit dem Drang nach Wunscherfüllung werden sie zu psychischen Faktoren. Der Mind ist ein seltsames Phänomen. So komplex und gleichzeitig so einfach strukturiert. Seine Komplexität entsteht durch die vielen psychischen Zwänge. Sie sind es, die Konflikte und Schmerzen verursachen - die Widerstände und das Erreichenwollen. Es ist mühsam, sie sich bewußt zu machen, sie vorbeiziehen zu lassen, ohne sich darin zu verstricken. Das Leben ist wie ein unendlicher Fluß, und der Mind hält in seinem Netz die Dinge dieses Flusses zurück, behält sie oder verwirft sie. Da sollte aber gar kein Netz sein. Das Netz ist aus Zeit und Raum gewirkt; es ist dieses Netz, welches »Hier« und »Dort«, Glück und Unglück kreiert.

Der Stolz ist ebenfalls eine seltsame Sache. Wir sind stolz auf kleine Dinge, große Dinge, auf unseren Besitz, auf das, was wir erreicht haben, auf unsere lügenden, auf unsere Rasse, unseren Namen, unsere Familie, auf unsere Fähigkeiten, unser Aussehen, unser Wissen. Wir benutzen all das, um unseren Stolz zu nähren, oder wir versuchen es mit Demut.

Das Gegenteil von Stolz ist nicht Demut. Es ist immer noch Stolz, wir nennen es nur Demut. Das Bewußtsein der eigenen Demut ist nur eine andere Form des Stolzes. Wir können nicht sein, ohne etwas zu sein. Wir mühen uns ab, dies oder jenes zu sein, wir können einen Zustand des »Nichts« nicht ertragen. Wenn der Zustand des »Nichtseins« eine neue Erfahrung ist, dann müssen wir diese Erfahrung »haben«, und der Versuch, still zu sein, wird zu einem weiteren Erfolgsziel. Wir müssen jegliches Streben hinter uns lassen, nur dann...

Unsere Tage sind so leer; angefüllt mit Aktivitäten aller Art, Geschäften, Spekulationen, Meditation, Schmerz und Freude. Aber trotz all dieser Aktivitäten ist unser Leben leer. Nimm einem Mann seine Stellung, seine Macht, sein Geld - was bleibt? Er hatte alle diese äußeren Statussymbole, aber im Inneren ist er leer, hohl. Man kann nicht beides haben, den inneren und den weltlichen Reichtum. Der innere Reichtum übertrifft den äußeren bei weitem. Man kann der äußeren Dinge beraubt werden, äußere Ereignisse können alles zerstören, was wir uns mühsam aufgebaut haben, aber der innere Reichtum ist unzerstörbar, nichts kann ihn berühren, denn er wurde nicht durch den Mind erschaffen. Der Drang, etwas zu erreichen, Wünsche zu befriedigen, ist in den meisten Menschen sehr stark, und sie verfolgen ihn um jeden Preis. Dieses Jagen nach Wunscherfüllung auf jede Weise und in jeder Richtung hält die Menschen beschäftigt. Falls sie ihre Ziele auf die eine Weise nicht erreichen, versuchen sie es auf eine andere, aber gibt es überhaupt so etwas wie Erfüllung? Diese Art von Erfüllung mag eine gewisse Befriedigung mit sich bringen, doch schon bald, wenn der Reiz des Neuen verflogen ist, gehen wir wieder auf die Jagd. Wenn wir diesen Mechanismus einmal wirklich durchschaut haben, hört die Jagd nach Erfüllung auf. Unser Streben, unsere Wünsche sind das Verlangen, etwas zu sein, etwas zu werden; wenn wir jedoch aufhören, etwas werden zu wollen, endet der ständige Kampf, das ständige Jagen nach Erfüllung.

Die Berge müssen allein sein. Es muß sehr schön sein, wenn der Regen in den Bergen niedergeht und die Regentropfen auf die stille Oberfläche eines Bergsees fallen. Wie gut die Erde riecht, wenn es regnet. Dann kommen alle Frösche heraus und fangen an zu quaken. Wenn es in den Tropen regnet, wird ein eigentümlicher Zauber spürbar. Alles wird reingewaschen, der Staub von den Blättern gespült, die Flüsse werden lebendig, und überall hört man das Geräusch von fließendem Wasser. Die Bäume bringen grüne Triebe hervor, und wo ausgedörrte karge Erde war, schießt frisches, wildes Gras aus dem Boden. Tausende von Insekten scheinen aus dem Nichts aufzutauchen, und die durstige Erde wird getränkt. Die Sonne scheint für eine Weile weniger unbarmherzig herab, und die Erde ist grün geworden; ein Ort der Schönheit und des Überflusses. Der Mensch ist weiterhin damit

beschäftigt, sich seine eigenen Probleme zu schaffen, aber die Erde ist wieder lieblich und voller Zauber.

Seltsam - wie sehr die meisten Menschen nach Anerkennung und Ruhm streben. Sie wollen berühmte Dichter, große Philosophen sein. Sie suchen nach etwas, das ihr Ego aufbläht. Es verschafft ihnen große Befriedigung, aber im Grunde ist es bedeutungslos. Ruhm nährt unsere Eitelkeit, füllt vielleicht unsere Taschen - und dann? Er schafft eine Distanz zwischen uns und den anderen, und diese Trennung bringt ihre eigenen Probleme mit sich, die ständig größer werden. Obwohl sie uns Befriedigung verschaffen mögen, sind Ruhm und Anerkennung keine Werte an sich. Die meisten Menschen jedoch sind in ihre Sucht nach Anerkennung verstrickt, in ihr Bestreben, etwas zu erreichen und ihre Wünsche zu erfüllen. Da sind Mißerfolge und das daraus resultierende Leiden unvermeidlich. Man muß beides hinter sich lassen -- Erfolg und Versagen, Erfolg und Mißerfolg. Tu einfach, was Du gern tust, ohne Dich um das Ergebnis zu kümmern. Liebe kennt keine Belohnung oder Bestrafung. Es ist wirklich eine einfache Sache, wenn Liebe da ist.

Wie wenig Aufmerksamkeit schenken wir den Dingen, die uns umgeben; wir sehen und beobachten nicht wirklich, was um uns herum geschieht. Wir sind so ichbezogen, so mit unseren Sorgen und Befürchtungen beschäftigt und damit, unseren Vorteil herauszuschlagen - wir haben keine Zeit zu beobachten und zu verstehen. Diese ständige innere Überaktivität macht uns abgestumpft und müde, frustriert und ängstlich, und dann versuchen wir, vor den Sorgen davonzulaufen. Aber solange das Selbst auf diese Weise aktiv ist, sind Abgestumpftheit und Frustration unvermeidlich. Die Menschen verlieren sich in einem wahnsinnigen Rennen, im Schmerz ihres ichbezogenen Leidens. Dieses Leid erwächst aus tiefer Gedankenlosigkeit. Die Achtsamen sind frei von Leid.

Wie schön doch ein Fluß ist. Ein Land, das keinen lebendigen, breiten, schönen Strom besitzt, ist kein Land. Am Ufer eines Flusses zu sitzen und das Wasser vorbeifließen zu sehen, die sanften Wellen zu beobachten, zu hören, wie sie gegen das Uferplätschern; zu sehen, wie der Wind Muster aufs Wasser zeichnet, und die Schwalben zu beobachten, die mit ihren Flügeln die Wasseroberfläche streifen, die Insekten, die ins Wasser fallen - und von ferne, von der anderen Seite des Ufers, weht der Wind Stimmen oder den Klang einer Flöte herüber. An einem ruhigen Abend am Fluß zu sitzen, läßt allen Lärm im Innern verstummen. Das Wasser scheint uns auf wunderbare Weise zu reinigen; es spült den Staub der Erinnerungen hinweg und gibt uns diese Reinheit zurück, die ihm selbst innewohnt. Ein Fluß nimmt alles auf, die Toten, den Schmutz der Städte, durch die sein Weg ihn führt, und doch reinigt er sich stets innerhalb weniger Meilen wieder. Er nimmt alles an und bleibt doch er selbst und kümmert sich nicht um den Unterschied zwischen rein und unrein. Die Teiche, die kleinen Tümpel dagegen sind schon bald völlig verschmutzt, denn sie sind nicht lebendig, nicht fließend wie die großen, wohlriechenden Flüsse. Unser Verstand ist wie ein kleiner, morastig gewordener Tümpel. Es ist dieser kleine Tümpel, genannt Verstand, der urteilt, bewertet, analysiert und doch der kleine Krämer bleibt.

Das Denken hat eine Wurzel oder Wurzeln, es ist selbst die Wurzel. Reaktion ist unvermeidlich, solange wir leben, aber es geht darum, darauf zu achten, daß diese Reaktionen ihre Wurzeln nicht in der Gegenwart oder in der Zukunft verankern. Es ist unvermeidlich, daß Gedanken auftauchen, aber das wesentliche ist, sie zu sehen und ihre Wurzeln *unmittelbar* abzuschneiden. Über die Gedanken nachzudenken, sie zu untersuchen, damit zu spielen, heißt, sie zu nähren, ihnen zu erlauben, Wurzeln zu schlagen. Es ist wirklich wichtig, das zu verstehen. Zu sehen, wie der Verstand über die Gedanken nachdenkt, bedeutet, auf das Faktum zu reagieren. Die Reaktionen sind Traurigkeit und so weiter. Wir beginnen uns traurig zu fühlen, denken an zukünftige Ereignisse, zählen die Tage und so weiter. Das bedeutet, wir lassen die Gedanken, die sich um eine bestimmte Sache drehen, Wurzeln schlagen. Nun beginnen wir, darüber nachzudenken, wie wir uns wieder von ihnen befreien können. Das wird zu einem neuen Problem, einer weiteren Vorstellung. Über die Zukunft nachzudenken heißt, Wurzeln im Boden der Unsicherheit zu haben. Wirklich allein zu sein, sich nicht mit den Erinnerungen oder Problemen von gestern zu beschäftigen, allein und glücklich zu sein, ohne inneren oder äußeren Drang, heißt, einen freien, ungestörten Energiefluß zu erfahren. Allein sein. Einen Baum lieben. Wir verlieren unser Gefühl für die Bäume, deshalb verlieren wir auch die Liebe zu den Menschen. Wenn wir die Natur nicht lieben können, können wir auch die Menschen nicht lieben. Unsere Götter sind so klein und nichtssagend geworden - und unsere Liebe ebenfalls. Wir

leben ein mittelmäßiges Leben ohne Glanz, aber da sind die Bäume, da ist der weite Himmel und der unerschöpfliche Reichtum der Erde.

Dein Geist muß klar sein, frei und ungebunden; das ist das Wesentliche. Du kannst aber nicht klar und bewußt sein, wenn Du voller Angst bist. Angst blockiert Dich. Wenn wir uns nicht mit unseren eigenen, selbstgeschaffenen Problemen konfrontieren, können wir nicht klar werden, können keine Tiefe erreichen. Nur wenn wir wirklich unsere innersten Triebe und Motive erforschen, unsere eigene Widersprüchlichkeit sehen und ohne Widerstände anerkennen, können wir diese innere Klarheit und Tiefe erreichen. Es geht nicht darum, einen scharfsinnigen Verstand zu entwickeln, sondern eine suchende, forschende, tastende Geisteshaltung, die uns nicht urteilen, Schlüsse ziehen oder festgefügte Meinungen vertreten läßt. Dieses Tastende, Suchende, ist das Wesentliche. Wir müssen lernen, zu lauschen und zu warten; mit den Tiefen zu spielen. Es geht auch nicht darum, diese Geisteshaltung irgendwann einmal zu entwickeln, sie muß von Anfang an da sein. Vielleicht hast Du sie schon; gib ihr eine Chance aufzublühen. Man muß ins Unbekannte gehen, darf nichts als selbstverständlich hinnehmen, keine Vermutungen hegen; man muß sich die Freiheit nehmen, herauszufinden, wie die Dinge wirklich sind; nur dann kann man zu einem tiefen Verständnis gelangen. Andernfalls bleibt man an der Oberfläche. Es geht nicht darum, etwas zu beweisen oder zu widerlegen, sondern darum, die Wahrheit herauszufinden.

Jegliche Vorstellung von Wandel oder die Tatsache des Wandels offenbart sich, wenn man nur das, »was ist« betrachtet. Das, »was ist«, ist nicht vom Denkenden getrennt. Der Denkende ist das, »was ist«. Es ist nicht möglich, inneren Frieden zu haben, wenn irgendeine Ambition, irgendeine Hoffnung auf einen zukünftigen Zustand uns antreibt. Unsere Wünsche tragen unser Leiden in sich, und gewöhnlich sind wir voller Wünsche. Selbst ein einziger kann uns endlose Frustration bescheren, denn um sich nur von diesem einen Verlangen zu befreien, um es nur kennenzulernen, müssen wir sehr aufmerksam sein und sehr viel Energie investieren. Doch wenn wir einen Wunsch, ein Bestreben in uns entdecken, sollten wir kein Problem daraus machen. Das würde nämlich bedeuten, ihm Nahrung zu geben, indem wir ihn Wurzeln schlagen lassen. Laß ihn keine Wurzeln schlagen. Dieser eine Wunsch, dieses eine Verlangen kann die Ursache des ganzen Leides sein. Er verdunkelt das Leben, bringt Frustration und Schmerz mit sich. Mach Dir Deine Wünsche und Ambitionen einfach bewußt und laß sie nicht zu einem Problem werden.

Durch diese Landschaft fließt ein Fluß. Es ist kein ruhiges Wasser, das friedlich in den großen Strom mündet, sondern ein wilder, lebendiger Fluß. Das Land hier ist hügelig, und der Fluß hat viele Wasserfälle. An einer Stelle gibt es sogar drei Fälle nebeneinander. Da sie aus unterschiedlichen Höhen herabstürzen, entsteht dort ein ununterbrochenes Spiel der Klänge. Man muß intensiv lauschen, um die Musik zu hören. Es ist ein Orchester inmitten der Obstgärten, unter freiem Himmel, aber die Musik ist da. Man muß sie heraushören, muß lauschen, man muß Teil des fließenden Wassers werden, um seine Musik zu erkennen, muß Teil des Ganzen sein, um es hören zu können-Teil des Himmels, der Erde, der majestätischen Bäume, der grünen Felder und des fließenden Wassers -, nur dann kann man es hören. Das ist euch aber zuviel Mühe; ihr kauft euch eine Eintrittskarte und setzt euch in einen Saal, umgeben von anderen, und das Orchester spielt oder irgend jemand singt. Sie nehmen euch die ganze Arbeit ab; einer komponiert das Lied, die Musik, ein anderer spielt oder singt, und ihr bezahlt und hört zu. Außer einigen wenigen Dingen empfangen wir alles im Leben aus zweiter, dritter oder vierter Hand-unsere Götter, unsere Poesie, unsere Politik und unsere Musik. So bleibt unser Leben leer. Wir spüren diese Leere und versuchen, sie zu füllen - mit Musik, mit Göttern, mit Liebe, mit verschiedenen Formen der Flucht, und gerade dieses Füllen macht uns noch leerer. Schönheit ist nicht käuflich. So wenige von uns sind an echter Schönheit interessiert, die meisten geben sich mit den Dingen aus zweiter Hand zufrieden. Wirf all das Unechte fort, das ist die einzige, wahre Revolution. Nur dann kann echte Kreativität freigesetzt werden.

Es ist seltsam, wie sehr der Mensch in allen Dingen auf Kontinuität besteht; in Beziehungen, in seinen Traditionen, in der Religion, in der Kunst. Da gibt es kein Ende und keinen neuen Anfang. Wenn der Mensch keine Bücher, keine Führer hätte, niemanden, den er nachahmen, dem er folgen kann, wenn er völlig allein wäre und ihm all sein Wissen aus zweiter Hand nicht mehr zur Verfügung stünde, müßte er völlig von vorn anfangen. Natürlich müßte die Entscheidung, sich von all diesen Dingen zu befreien, seine eigene, spontane, freiwillige Entscheidung sein, andernfalls würde er verrückt, würde zum Neurotiker werden, denn nur wenige scheinen fähig, dieses absolute Alleinsein zu ertragen. Die Welt pflegt weiterhin ihre Traditionen-in der Kunst, der Musik, der Politik, ihren

Göttern-, die seit jeher nur Elend über die Menschen gebracht haben. Auch heute geschieht in der Welt nichts anderes. Es gibt nichts Neues nur Opposition und Gegenopposition. In der Religion herrscht weiterhin die alte Tradition von Angst und Dogma. In der Kunst bemüht man sich zwar darum, neue Wege zu finden, aber solange kein neues Bewußtsein herrscht, solange der Mensch das Neue mit seinen alten Ängsten vor dem Hintergrund seiner alten Traditionen und Erfahrungen sucht, ist diese Suche vergebens. Der Mensch muß zuerst ein neues Bewußtsein erlangen, sein Geist muß sich erneuern, und er muß sich vom Alten befreien, damit das Neue entstehen kann. Das ist die wirkliche Revolution.

Der Wind bläst vom Süden her - dunkle Wolken und Regen - alles ist in Bewegung und erneuert sich in einem fort.

Der Bauer, der hier lebt, hatte ein wunderschönes Kaninchen, ein munteres, lebendiges Tier. Seine Frau trug es im Artn zu ihm hin, und eine der Frauen sagte: »Ich kann nicht hinsehen«, und der Mann tötete es. Dem Tier, das noch vor ein paar Minuten lebendig war und mit leuchtenden Augen in die Welt geblickt hatte, wurde von den Frauen nun das Fell abgezogen. Die Leute hier sind daran gewöhnt, Tiere zu töten, wie überall in der Welt. Die Religion verbietet ihnen nicht zu töten. In Indien, wo man den Kindern, zumindest im Süden bei den Brahmanen, seit Jahrhunderten beibringt, daß man nicht töten soll, daß es grausam ist zu töten, gibt es viele Kinder, die später durch die Umstände gezwungen wurden, über Nacht ihre Lebensart zu ändern. Sie essen Fleisch, sie werden Offiziere, deren »Aufgabe« es ist, zu töten und sich töten zu lassen. Über Nacht ändern sich ihre Werte. Die Jahrhunderte einer bestimmten kulturellen Prägung werden über Bord geworfen, und ein neues Wertesystem wird angenommen. Der Wunsch nach Sicherheit in der einen oder anderen Form ist so stark, daß der Mind sich an jedes Muster anpaßt, das ihm Sicherheit verspricht. Aber es gibt keine Sicherheit, und wenn man das wirklich versteht, entsteht ein völlig anderes Bewußtsein, das seine ureigenste Lebensweise hervorbringt. Diese Lebensweise kann nicht verstanden oder nachgeahmt werden. Alles, was man tun kann, ist, sich den Wunsch nach Sicherheit bewußt zu machen und ihn zu verstehen. Das macht uns frei.

Die Erde ist schön, und je mehr man sich dessen bewußt ist, desto schöner ist sie. Die Farben - wie viele verschiedene Grüntöne es gibt, wie viele Schattierungen von Gelb! Es ist erstaunlich, was man entdeckt, wenn man allein ist. Nicht nur die Insekten, die Vögel, das Gras, die verschiedenen Blumen, die Felsen, die Farben und die Bäume, sondern auch die Gedanken, wenn man sie liebt. Wir sind niemals wirklich allein. Weder allein mit uns selbst, noch allein mit der Natur. Es ist leicht, mit einem Wunsch allein zu sein, ihm nicht durch einen Willensakt Widerstand zu bieten, ihn nicht in irgendeine Form von Aktivität umzusetzen, seine Erfüllung nicht zuzulassen, nicht sein Gegenteil hervorzurufen - durch Rechtfertigung oder Verdammung -, sondern einfach mit ihm allein zu sein. Das führt zu einem sehr ungewohnten Zustand; einem Zustand ohne Willensaktivität. Wenn wir mit einem Wunsch allein bleiben, transformiert er sich schließlich selbst. Spiel damit, und sieh, was geschieht; erzwingen nichts, sei einfach spielerisch.

Erziehung-was bedeutet das für uns? Wir lernen zu lesen und zu schreiben, erwerben Fähigkeiten, um unseren Lebensunterhalt zu verdienen, und dann werden wir auf die Welt losgelassen. Von Kindesbeinen an wird uns gesagt, was wir tun sollen, was wir denken sollen; wir werden bis ins Mark von unserer sozialen Umwelt konditioniert.

Ich habe mich gefragt, ob es möglich wäre, den Menschen nur in äußeren Dingen zu unterrichten und auszubilden, so daß sein inneres Wesen frei bliebe. Können wir dem Menschen helfen, innerlich frei zu sein und immer frei zu bleiben? Nur in Freiheit kann der Mensch nämlich kreativ und glücklich sein. Andernfalls wird das Leben zu einer solchen Qual, zu einem inneren und äußeren Kampf. Um innerlich frei zu sein, braucht man außergewöhnliche Achtsamkeit und Weisheit, aber nur wenige sind in der Lage, das zu erkennen. Wir sind nur mit äußeren Dingen beschäftigt und messen der Kreativität wenig Bedeutung bei. Wenn wir das ändern wollen, müssen zumindest einige von uns diese Notwendigkeit begreifen - Menschen, die bereits die innere Freiheit haben und ausstrahlen. Es ist eine seltsame Welt.

Was wir brauchen, ist ein radikaler Wandel im Unbewußten. Kein bewußter Willensakt kann das Unbewußte berühren; der bewußte Wille kann unsere un. bewußten Bestrebungen, Motive, Triebe und Wünsche nicht beeinflussen. Deshalb muß der bewußte Verstand in den Hintergrund treten, muß still werden und darf nicht versuchen, das Unbewußte in ein bestimmtes Handlungsschema zu zwingen. Das Unbewußte hat sein eigenes Aktionsmuster, es funktioniert innerhalb seiner eigenen

Gesetzmäßigkeiten. Diesen Rahmen kann keine von der Peripherie her gesteuerte Handlung durchbrechen, und der Wille ist eine periphere Eigenschaft. Wenn man diesen Mechanismus wirklich sehen und verstehen kann, wird der Verstand still, und da kein durch den Willen hervorgerufener Widerstand da ist, stellt man fest, daß das Unbewußte beginnt, sich von seinen eigenen Begrenzungen zu befreien. Nur dann findet eine radikale Transformation des gesamten menschlichen Wesens statt.

Würde ist etwas Seltenes. Ein bestimmtes Amt oder eine hohe Stellung verleihen einem Menschen Würde, aber es ist, als würde er einen Mantel anziehen. Der Mantel, die Maskerade, die Stellung verleihen ihm Würde. Nimmt man den Menschen diese Dinge weg, stellt man fest, daß nur sehr wenige jene echte Würde besitzen, die aus innerer Freiheit kommt, aus dem Bewußtsein »nichts« zu sein. Jeder ist begierig darauf, »etwas« zu sein, und dieses »Etwas« gibt ihm eine Stellung, die ihm gesellschaftliche Achtung einbringt. Ordne einen Menschen irgendeiner Kategorie zu - den Klugen, den Reichen, den Heiligen, den Wissenschaftlern -, wenn man ihn nicht einer Kategorie zuordnen kann, die von der Gesellschaft anerkannt wird, bleibt er ein Außenseiter. Würde kann man nicht einfach überstreifen; man kann sie auch nicht kultivieren. Sich der eigenen, durch äußere Dinge verliehenen Würde bewußt zu sein, bedeutet nur, sich seines Egos bewußt zu sein, und das ist eine triviale Angelegenheit. »Nichts« zu sein heißt, frei von dieser Vorstellung zu sein. Zu *sein* - nicht in einem bestimmten Zustand oder einer bestimmten Position - schenkt einem Menschen wahre Würde, die ihm niemand nehmen kann; sie ist immer da.

Wahre Bewußtheit heißt, den freien Fluß des Lebens zuzulassen, ohne irgendwelche Reste anzusammeln. Der Verstand des Menschen ist wie ein Sieb, das manche Dinge zurückhält und andere passieren läßt.

Was er zurückhält, sind seine eigenen Wünsche und Bestrebungen, und Wünsche, ganz gleich, wie tief, groß oder edel, sind unbedeutend, denn sie kommen aus dem Mind. Wahre Bewußtheit heißt, nichts zurückzuhalten, den Fluß des Lebens ohne Widerstand, ohne Wahl fließen zu lassen. Stets sind wir damit beschäftigt zu wählen, festzuhalten, die Dinge zu wählen, die für uns von Bedeutung sind, um auf ewig daran festzuhalten. Das nennen wir Erfahrung, und die Wiederholung von Erfahrung nennen wir den Reichtum des Lebens. Der Reichtum des Lebens liegt darin, frei zu sein von angesammelten Erfahrungen. Wenn wir an Erfahrungen festhalten, hindern wir uns daran, das Unbekannte zu erleben. Das Bekannte ist nicht der kostbare Schatz, aber der Mind hält daran fest und zerstört oder entwertet das Unbekannte. Das Leben ist eine seltsame Angelegenheit. Glücklich ist der, der »nichts« ist.

Wir werden - zumindest die meisten von uns ständig von Stimmungen beeinflusst; von vielen verschiedenen Stimmungen. Wenigen von uns gelingt es, diese Ebene hinter sich zu lassen. Bei einigen werden die Stimmungen hauptsächlich durch ihre körperliche Verfassung hervorgerufen, bei anderen ist es ein mentaler Zustand. Wir lieben dieses Auf und Ab, wir glauben, dieser Wechsel der Stimmungen sei Teil der Existenz. Oder man driftet von einer Stimmung in die andere. Nur wenige Menschen sind nicht in dieser Strömung gefangen, sind nicht in den Kampf des Strebens verstrickt. Diese wenigen besitzen eine innere Beständigkeit, die nichts mit dem Willen zu tun hat, nicht kultiviert wurde; diese Beständigkeit ist weder das Produkt konzentrierten Interesses an einer Sache noch irgendeiner anderen Aktivität. Sie wird uns nur dann zuteil, wenn die Willensaktivität aufhört.

Geld verdirbt den Menschen. Man findet diese besondere Art von Arroganz nur bei den Reichen. Mit sehr wenigen Ausnahmen strahlen die Reichen jedes Landes die Überzeugung aus, sie könnten alles nach ihrem Willen manipulieren, selbst die Götter - und sie könnten ihre Götter kaufen. Reichtum hat nicht nur mit Geld und Guthaben zu tun, sondern gibt dem Menschen die Möglichkeit, Dinge zu tun. Dieses Bewußtsein von Macht verleiht ihm ein pervertiertes Gefühl von Freiheit. Er hat das Gefühl, über anderen zu stehen, anders zu sein. All das gibt ihm das Gefühl der Überlegenheit. Er lehnt sich zurück und beobachtet, wie die anderen sich abmühen, er ist sich seiner eigenen Ignoranz, der Dunkelheit, die in seinem Innern herrscht, nicht bewußt. Geld und Macht bieten ihm eine gute Möglichkeit, vor dieser Dunkelheit zu fliehen, und Flucht ist letztendlich eine Form von Widerstand, die ihre eigenen Probleme mit sich bringt. Das Leben ist eine seltsame Angelegenheit. Glücklich ist der, der »nichts« ist.

Nimm die Dinge leicht, aber sei gleichzeitig innerlich wach und achtsam. Laß keinen Moment verstreichen, ohne Dir vollkommen bewußt zu sein, was innerhalb und außerhalb von Dir geschieht. Sei empfindsam - nicht nur für ein oder zwei Dinge, sondern für alles. Wenn man nur für die

Schönheit empfänglich ist und die Häßlichkeit ablehnt, erzeugt man einen inneren Konflikt. Wenn Du die Dinge beobachtest, wirst Du feststellen, daß der Verstand unablässig urteilt -dies ist gut und das ist schlecht, dies ist schwarz und das ist weiß. Du beurteilst Menschen, vergleichst, wertest, rechnest. Der Verstand steht nie still. Können wir aber auch schauen, beobachten, ohne zu urteilen, ohne zu werten und kalkulieren? Nimm die Dinge wahr, ohne sie zu benennen, schau, ob Du das kannst.

Spiele damit. Versuche nicht, es zu erzwingen, laß es sich selbst beobachten. Die meisten Menschen, die versuchen, einfach zu sein, beginnen mit Äußerlichkeiten, entsagen den weltlichen Dingen, aber in ihrem Inneren bleiben sie so verstrickt und gefangen wie zuvor. Wenn man jedoch innerlich einfach wird, beginnt das Äußere dem Inneren zu entsprechen. Innerlich einfach zu sein heißt, frei zu sein von dem »Verlangen nach mehr«, was nicht bedeutet, daß man sich mit dem, »was ist«, zufriedengibt. Von dem Verlangen nach »mehr« frei zu sein heißt, nicht in Begriffen wie Zeit, Fortschritt oder »Erreichen« zu denken. Innerlich einfach zu sein heißt, keine bestimmten Ergebnisse erzielen zu wollen, und das bedeutet, daß sich alle inneren Konflikte auflösen. Das ist wahre Unschuld. Wie kann der Mind einen ständigen Kampf zwischen dem Schönen und dem Häßlichen führen, am einen festhalten und das andere zurückweisen? Dieser Konflikt läßt uns unempänglich werden und engt unser Blickfeld ein. Jeder Versuch des Verstandes, eine Grenze zwischen beiden zu ziehen, ist noch immer Teil des einen oder Teil des anderen. Der Verstand kann sich nicht von den Gegensätzen befreien, denn es ist der Verstand selbst, der das Schöne und das Häßliche, das Gute und das Schlechte kreierte hat. Er kann sich nicht von seinen eigenen Aktivitäten befreien. Alles, was er tun kann, ist still sein, aufhören zu wählen. Wahl bedeutet Konflikt, und schon ist er wieder in seinen Verstrickungen gefangen. Die Stille des Verstandes ist die Freiheit von der Dualität.

Es ist so viel Unzufriedenheit in der Welt, und die Menschen glauben, eine Ideologie-Kommunismus oder irgendeine andere-könne alle Probleme lösen, könne selbst die Unzufriedenheit aus der Welt schaffen, was sie natürlich niemals kann. Weder der Kommunismus noch irgendeine andere organisierte religiöse Konditionierung kann die Unzufriedenheit vertreiben. Man versucht auf, jede erdenkliche Weise, sie zu ersticken, in bestimmte Bahnen zu lenken, mit Inhalt zu füllen, aber sie ist immer da. Wir denken, unzufrieden zu sein, sei ein Fehler, sei irgendwie nicht in Ordnung, und doch kann man die Unzufriedenheit nicht verbannen, man muß sie verstehen. Verstehen bedeutet nicht verurteilen. Gehe also wirklich hinein, beobachte sie ohne den Wunsch, sie zu verändern oder zu kanalisieren. Sei Dir ihrer bewußt, beobachte sie während des Tages, versuche, ihre Mechanismen zu verstehen und bleibe allein mit ihr. Freiheit ist nur dann möglich, wenn der Mind allein ist. Versuche, nur einmal zum Spaß, den Verstand still werden zu lassen, frei von allen Gedanken. Spiele damit, mach keine ernste Angelegenheit daraus, sei bewußt und laß den Verstand still werden, ohne zu kämpfen. Solange wir nach Erfüllung suchen, ist Frustration unvermeidlich.

Wir wünschen uns ständig das Vergnügen der Erfüllung und möchten, daß dieses Vergnügen nie zu Ende geht. Das Ende des Vergnügens bedeutet Frustration, und Frustration bedeutet Schmerz. Also suchen wir wieder nach neuen Möglichkeiten der Erfüllung und werden wieder frustriert. Diese Frustration ist die Strömung des »Ich-Bewußtseins«, die gleichbedeutend ist mit Isolation, Trennung und Einsamkeit. Aus diesen schmerzlichen Zuständen möchten wir wiederum in irgendeine Form von Erfüllung flüchten. Der Kampf um die Erfüllung bringt den Konflikt der Dualität mit sich. Nur wenn wir die Nichtigkeit oder das wahre Wesen der Erfüllung erkennen, die immer mit Frustration einhergeht, können wir in jenen Zustand des Alleinseins gelangen, aus dem es kein Entrinnen gibt. Nur dieser Zustand der Einsamkeit, aus dem wir nicht mehr flüchten, trägt die Befreiung davon in sich. Trennung existiert, weil der Wunsch nach Erfüllung existiert; Frustration ist Trennung.

Es dürfen jetzt keine psychischen Erschütterungen stattfinden, noch nicht einmal unbedeutende oder flüchtige. Diese psychischen Reaktionen beeinflussen den körperlichen Zustand - mit allen negativen Begleiterscheinungen. Sei innerlich sehr stark. Sei fest und klar. Sei vollständig; versuche nicht, vollständig zu sein, sei vollständig. Sei nicht von irgendjemandem oder von irgendeiner Sache oder Erfahrung oder Erinnerung abhängig; die Abhängigkeit von der Vergangenheit, ganz gleich wie schön sie gewesen sein mag, verhindert nur, daß Du in der Gegenwart vollständig bist. Sei achtsam, und laß diese Achtsamkeit nicht erlahmen - nicht einmal für eine Minute.

Schlaf ist sehr wichtig. Während des Schlafes scheinen wir in unbekannte Tiefen vorzudringen, Tiefen, die der bewußte Teil von uns niemals berühren oder erfahren kann. Obwohl man sich vielleicht nicht an die außergewöhnlichen Erfahrungen erinnert, die man in einer Welt jenseits des

Bewußten machte, haben sie doch ihre Auswirkungen auf das gesamte Bewußtsein. Das ist wahrscheinlich nicht sehr klar; lies es einfach und spiele damit. Ich glaube, es gibt einige Dinge, die man einfach nicht erklären kann. Es gibt keine angemessenen Worte dafür, und doch existieren diese Dinge.

Besonders für Dich ist es wichtig, einen Körper zu haben, der nicht für jede Krankheit anfällig ist. Du mußt freiwillig alle schönen Erinnerungen und Bilder aufgeben, damit Dein Bewußtsein frei ist, frei für das Echte. Bitte lies diese Zeilen aufmerksam. Alle Erfahrungen, alle Gedanken müssen jeden Tag, jede Minute enden, sobald sie auftauchen, damit der Mind nicht Wurzeln in der Zukunft schlägt. Das ist wirklich wichtig, denn es ist der Schlüssel zu wahrer Freiheit. Auf diese Weise befreist Du Dich von Abhängigkeit, denn Abhängigkeit bringt Schmerz mit sich, der den Körper beeinträchtigt und psychische Widerstände erzeugt und-wie Du schon sagtest- Widerstand schafft Probleme. Man will etwas erreichen, perfekt werden und so weiter. Diese Suche ist mit Kampf, Anstrengung, Bemühen verbunden, und dieses Bemühen führt ausnahmslos zu Frustration. Ich will etwas oder will etwas sein, und schon im Vorgang des »Bekommens« keimt die Gier nach mehr, und das »Mehr« ist nie in Sicht. So hat man ständig das Gefühl, um etwas betrogen zu werden, und das schmerzt. Also sucht man sich eine andere Möglichkeit der Erfüllung mit ihren unvermeidlichen Konsequenzen.

Dieser Kampf, dieses ständige Streben, führt zu immer neuen Konflikten und Verstrickungen, aber warum suchen wir? Weshalb ist unser Verstand unaufhörlich auf der Suche, was treibt ihn an? Weißt Du überhaupt, daß Du auf der Suche bist? Bist Du Dir dessen bewußt? Falls Du es bist, wechselt das Objekt Deiner Suche von Zeit zu Zeit? Kannst Du die Bedeutung dieses Suchens - mit all seinen Schmerzen und Frustrationen - erkennen? Kannst Du sehen, daß das Finden von etwas, das Dir Befriedigung verschafft, gleichzeitig zu Stagnation führt-mit allen Freuden und Ängsten, dem »Fortschritt« und dem Streben zu »werden«? Wenn Du Dir der Tatsache bewußt bist, daß Du suchst, kann der Verstand dann aufhören zu suchen? Und wenn der Verstand nicht sucht, was geschieht mit uns in dem Moment, in dem wir nicht mehr suchen? Spiele damit. Finde es heraus, aber erzwingenichts, laß nicht zu, daß der Verstand sich selbst in eine bestimmte Erfahrung zwingt, denn dann wird er sich in einer Illusion verlieren.

Ich sah jemanden, der im Sterben lag. Wie sehr wir den Tod doch fürchten! In Wirklichkeit aber fürchten wir uns ebenso vor dem Leben. Wir verstehen nicht zu leben, wir kennen nur das Leid, und der Tod ist in unseren Augen nur der Höhepunkt des Leides. Wir ziehen eine Trennungslinie zwischen Leben und Tod. Dann müssen wir den Tod natürlich schmerzvoll erleben - als Trennung, Einsamkeit, Isolation. Doch das Leben und der Tod existieren nicht voneinander getrennt, sie sind eine Strömung. Leben ist Sterben; es bedeutet, jeden Tag alles hinter sich zu lassen, um jeden Tag wieder neu geboren zu werden. Das ist keine theoretische Aussage, sondern eine Wahrheit, die gelebt und erfahren werden muß. Es ist der Wille, dieser ständige Wunsch, etwas zu sein, der das einfache »Sein« völlig zunichte macht. Dieses »Sein« hat absolut nichts mit dem illusionären Zustand der Befriedigung, Erfüllung oder den Schlußfolgerungen des Verstandes zu tun. Einfach zu »sein« bedeutet, sein Ego zu vergessen. Eine Droge, ein Objekt des Interesses, eine Beschäftigung, eine völlige »Identifikation« mit etwas kann einen gewünschten Zustand hervorrufen, aber auch in diesen Zuständen sind wir uns unseres Egos noch bewußt. Wahres »Sein« bedeutet, daß der Wille verschwindet. Spiele mit diesen Gedanken und experimentiere frohgemut.

Es ist ein wolkenloser Morgen, sehr früh, der Himmel ist so rein, so sanft und blau. Alle Wolken scheinen verschwunden, aber es kann sein, daß sie im Laufe des Tages wieder heraufziehen. Nach dieser kühlen Zeit, diesem Wind und Regen, wird der Frühling nun wieder mit Macht hervorbrechen; man spürte ihn schon die ganze Zeit, trotz des kalten Windes, aber nun werden jedes Blatt und jede Knospe aufatmen.

Wie schön die Erde ist, und wie schön die Dinge sind, die sie hervorbringt die Felsen, die Flüsse, die Bäume, das Gras, die Blumen, die unerschöpfliche Fülle. Nur der Mensch grämt sich, nur er vernichtet seine eigene Spezies, seine eigene Art, nur er beutet seinen Nachbarn aus, tyrannisiert und zerstört. Er ist das unglücklichste Lebewesen und leidet am meisten, er ist der Erfinderschste, der Eroberer von Zeit und Raum. Trotz all seiner Fähigkeiten, trotz seiner wunderschönen Tempel und Kirchen, Moscheen und Kathedralen lebt er in seiner eigenen Dunkelheit. Seine Götter sind Spiegel seiner eigenen Ängste, und seine Liebe ist sein Haß. Was für einen schönen Ort könnten wir aus

dieser Erde machen, ohne diese Kriege, ohne diese Ängste? Aber welchen Sinn hat es zu spekulieren? Gar keinen!

Das eigentliche Problem ist die Unzufriedenheit des Menschen, die unvermeidbare Unzufriedenheit. Sie kann auch etwas Wertvolles sein, ein kostbarer Schatz, doch wir fürchten uns davor, versuchen, sie zu verscheuchen, benutzen sie, um bestimmte Ergebnisse zu erzielen. Der Mensch fürchtet die Unzufriedenheit, aber sie ist ein Juwel von unschätzbarem Wert. Lebe mit ihr, beobachte sie Tag für Tag, ohne einzugreifen, ohne ihre Strömung hindern zu wollen; dann wird sie zu einer Flamme, die alle Schlacken verbrennt, und nur das Zeitlose zurückläßt. Lies diese Zeilen mit wachem Verstand.

Der Reiche hat mehr als genug, der Arme hungert und kämpft sein ganzes Leben lang ums Überleben. Einer, der nichts hat, macht vielleicht etwas aus seinem Leben, ist kreativ, während ein anderer, der alle Reichtümer dieser Erde besitzt, vielleicht verkümmert. Gib einem Mann ein Stück Land - er pflegt es, macht es fruchtbar, während ein anderer es vernachlässigen und absterben lassen würde, so wie er selbst innerlich abstirbt. Wir haben so unendlich viele Möglichkeiten, das Namenlose, Göttliche, zu finden oder uns die Hölle auf Erden zu schaffen, aber irgendwie scheint der Mensch es vorzuziehen, Haß und Feindschaft zu säen. Es ist so viel leichter, zu hassen und neidisch zu sein, und da die Gesellschaft auf der Gier nach »mehr« basiert, versuchen die Menschen, sich auf jede erdenkliche Weise so viel wie möglich anzueignen. So tobt ein immerwährender Kampf, der auch noch gerechtfertigt und als ehrenhaft hingestellt wird.

Wir könnten den unbegrenzten Reichtum eines Lebens ohne Kampf, ohne Willen, ohne Wahl genießen, aber unser Leben wird unendlich mühsam, wenn unsere gesamte Kultur das Ergebnis von Kampf und Willen ist. Für fast alle Menschen ist das Verschwinden des Willens gleichbedeutend mit Tod, und ohne irgendeine Form von Ehrgeiz hat das Leben für die meisten von uns keinen Sinn. Es gibt ein Leben ohne Willen, ohne Wahl, und dieses Leben beginnt, wo das vom Willen bestimmte Leben endet. Ich hoffe, es macht Dir nichts aus, all das zu lesen. Lies es leichten Herzens. Die Sonne versucht durch die Wolken zu brechen; wahrscheinlich wird es ihr im Laufe des Tages gelingen. An einem Tag ist Frühling, und am nächsten ist es tust wie im Winter. Das Wetter ist wie ein Spiegel der menschlichen Stimmungen - auf und ab, Dunkelheit und vorübergehende Helligkeit. Weißt Du, es ist schon seltsam, wie sehr wir uns Freiheit wünschen und doch alles tun, um uns zu versklaven. Wir verlieren jeglichen Antrieb. Wir schauen auf andere, die uns führen, uns helfen sollen, großzügig und friedvoll zu sein. Wir schauen auf die Gurus, Meister, Retter, Meditieren Jemand komponiert eine großartige Musik, jemand anders spielt sie, interpretiert sie auf seine Weise, und wir hören zu, genießen oder kritisieren sie. Wir sind das Publikum, das den Schauspielern oder Fußballspielern zusieht, wir sind die Leute im Zuschauerraum. Andere schreiben Gedichte, und wir lesen sie; andere malen, und wir glotzen auf die Bilder. Wir haben nichts, also wenden wir uns anderen zu, die uns unterhalten, inspirieren, führen oder retten sollen. Die moderne Zivilisation zerstört uns mehr und mehr, läßt uns all unserer Kreativität verlustig gehen. Wir selbst sind innerlich leer, und wir schauen auf andere, um bereichert zu werden. Unser »Nächster« nutzt das aus, um uns auszubeuten, und wir nutzen ihn aus.

Wenn man sich bewußt wird, welche Verstrickungen es mit sich bringt, ständig auf andere zu schauen, wird man frei davon, und diese Freiheit ist der Auftakt zur Entdeckung der eigenen Kreativität. Diese Freiheit ist wahre Rebellion und nicht die Pseudorevolution sozialer oder wirtschaftlicher Lösungen. Eine solche Revolution ist nur eine weitere Form von Versklavung. Unser Verstand baut sich kleine Burgen der Sicherheit. Wir möchten uns aller Dinge sicher sein - unserer Beziehungen, unserer Erfüllung, unserer Hoffnungen und unserer Zukunft. Wir bauen diese inneren Gefängnisse auf, und wehe dem, der versucht, uns dabei zu stören. Es ist seltsam, wie unser Verstand unablässig versucht, eine konfliktfreie Zone zu schaffen, in der uns nichts stören kann. Unser Leben besteht aus nichts anderem als dem ständigen Zusammenbrechen und Wiederaufbauen - in verschiedenen Formen - dieser Sicherheitszonen.

So stumpfen wir innerlich ab. Freiheit besteht darin, keine Sicherheit - welcher Art auch immer - zu haben.

Es ist wirklich eine außergewöhnliche Erfahrung, wenn der Verstand still ist, ohne die geringste Bewegung der Gedanken. Die Ruhe eines abgestorbenen Verstandes hat allerdings nichts mit der echten inneren Stille zu tun. Der Verstand wird mit Hilfe des Willens ruhiggestellt, aber kann er je eine echte tiefe Stille erreichen, die sein gesamtes Wesen umfaßt? Es ist wirklich sehr erstaunlich,

was geschieht, wenn der Mind auf diese Weise still ist. In diesem Zustand verschwindet jegliches Bewußtsein, das mit Wissen, mit Wiedererkennen zu tun hat. Die Erinnerung existiert nicht mehr, und es ist sehr interessant zu beobachten, wie der Verstand sein Bestes tut, um diesen jenseitigen Zustand einzukreisen-durch Denken, durch Verbalisieren, durch Symbole. Wenn dieser Prozeß aber zu einem Ende kommt - spontan und natürlich -, läßt man alles hinter sich, als ob man stürbe. Man möchte nicht sterben, und so findet ein ständiger unbewußter Kampf statt, und diesen Kampf nennen wir Leben. Es ist seltsam, wie sehr die meisten Menschen versuchen, andere zu beeindrucken durch ihre Errungenschaften, ihre Klugheit, ihre Bücher, durch irgend etwas, das ihr Ego stärkt.

Wie geht es Dir? Sind Deine Tage wie ein loderndes Feuer? Lebst Du tausend Jahre an einem Tag? Es ist seltsam: für die meisten Menschen ist Langeweile etwas sehr Reales. Sie müssen immer etwas tun, mit irgend etwas beschäftigt sein, einer Tätigkeit, einem Buch, der Küche, den Kindern oder Gott. Andernfalls wären sie mit sich selbst allein, und das langweilt sie sehr. Wenn sie mit sich selbst allein sind, werden sie entweder egozentrisch oder krank oder übellaunig. Ein unbeschäftigter Geist, nicht ein abgestumpfter, sondern ein achtsamer, passiver Mind, ein völlig leerer Mind, ist eine wunderbare Sache-birgt unendliche Möglichkeiten. Gedanken sind ermüdend, unkreativ und abstumpfend. Ein Gedanke mag schlaue sein, aber mit der Schlaueheit ist es wie mit einem scharfen Instrument: sie wird bald stumpf. Deshalb sind schlaue Leute meistens abgestumpft. Sieh zu, daß Dein Verstand still ist, unbeschäftigt, strenge ihn nicht an. Laß die Dinge geschehen, anstatt sie zu forcieren.

Lies diese Zeilen aufmerksam, und laß sie in Dich einsinken. Es ist wichtig, daß Du etwas über den unbeschäftigten Verstand hörst oder liest, und ebenso wichtig ist, wie Du es liest oder wie Du zuhörst.

Es ist wichtig, daß Du die richtigen Körperübungen machst, gut schläfst und daß Dein Tag erfüllt ist. Man gerät so leicht in eine Routine und funktioniert dann nach einem selbstgefälligen Verhaltensmuster oder dem Muster selbsterkorener Rechtschaffenheit. All diese Muster führen ausnahmslos zum Tod, zu einem langsamen Dahinsterben. Einen reichen, erfüllten Tag zu haben, der frei von Zwängen, Ängsten und Konflikten ist - einfach bewußt zu sein bedeutet, kreativ zu sein.

Weißt Du, wir sehen dies zwar sehr selten, aber der größte Teil unseres Lebens besteht aus verblässenden Erinnerungen, Frustrationen und vergeblichen Bemühungen, und das wirkliche Leben rauscht an uns vorbei. Der Schleier der Abgestumpftheit bedeckt alles, und das Echte verblaßt. Es ist schon ziemlich mühsam, durch diesen Schleier zu dringen, um in der einfachen Klarheit des Lichts dazustehen. Versuche einfach, das zu sehen; das ist alles. Versuche nicht, einfach zu sein. Ein solches Bemühen führt nur zu Verstrickungen und Elend. Das Versuchen ist Streben, und das Streben kommt immer aus dem Verlangen, dem Wunschdenken mit seinen Frustrationen. Es ist so wichtig, sich von allen emotionalen, psychischen Erschütterungen freizumachen, was nicht heißt, daß man sich innerlich verschließen soll. Diese Erschütterungen errichten allmählich verschiedene psychische Widerstände, die auch den Körper beeinflussen und die verschiedensten Krankheiten mit sich bringen. Das Leben besteht aus einer Reihe von Ereignissen (erwünschten und unerwünschten), und solange wir wählen, welche wir annehmen und welche wir zurückweisen sollen, muß unweigerlich ein Konflikt (der Dualität) entstehen, der die obenerwähnte Erschütterung verursacht. Diese Reihe von Schlägen verhärtet das Herz, es ist ein Prozeß, bei dem wir uns innerlich mehr und mehr verschließen, und schließlich leiden wir. Die Strömungen des Lebens zuzulassen, ohne Wahl, ohne eine bestimmte Bewegung, erwünscht oder unerwünscht, sie Wurzeln schlagen zu lassen, erfordert enorme Bewußtheit. Es geht nicht darum, unablässig zu versuchen, bewußt zu sein, was sehr ermüdend wäre, sondern darum, die Notwendigkeit der Bewußtheit zu sehen. Dann wirst Du bemerken, daß ein Prozeß einsetzt, der zur Bewußtheit führt, ohne daß Du Dich dazu zwingst. Man mag weit gereist sein, in den besten Schulen, in verschiedenen Ländern ausgebildet worden sein, die beste Nahrung, Anleitung, das günstigste Klima haben - macht uns all das intelligent? Man kennt solche Leute, aber sind sie intelligent? Die Kommunisten versuchen, wie andere auch (zum Beispiel die Katholiken), den Verstand zu kontrollieren und zu formen. Dieses Formen des Verstandes zeitigt offensichtlich einige Ergebnisse - höhere Effizienz, eine gewisse Schnelligkeit und Aufgewecktheit --, doch das ist nicht Intelligenz. Die hochgebildeten Leute, die sehr viel Wissen gespeichert haben, und jene, die wissenschaftlich ausgebildet sind-sind sie intelligent? Glaubst Du nicht, daß Intelligenz etwas völlig anderes ist? Intelligenz ist die völlige Freiheit von Angst. Jene, deren Moral auf Sicherheit in jeder Form, basiert, sind nicht moralisch, denn der Wunsch nach Sicherheit ist das

Produkt der Angst. Angst und der Zwang der Angst, den wir Moral nennen, hat in Wirklichkeit nicht das Geringste mit Moral zu tun. Intelligenz ist die völlige Freiheit von Angst. Sie hat nichts mit Ehrbarkeit und nichts mit den verschiedenen Tugenden zu tun, die auf der Basis von Angst kultiviert wurden. Das Verstehen der Angst bringt eine Qualität des Bewußtseins mit sich, die nichts mit Rationalisierungen des Verstandes zu tun hat.

Es ist gut, mit der Identifikation zu experimentieren. Wie experimentieren wir? Wir bewegen uns vom Einfachsten zum Kompliziertesten. Wir sagen: das ist mein - meine Sandalen, mein Haus, meine Familie, meine Arbeit, mein Gott. Identifikation kommt aus dem Bestreben, Dinge festzuhalten. Das wird zur Gewohnheit. Jede Störung, die diese Gewohnheit unterbrechen könnte, erzeugt Schmerz, und dann bemühen wir uns, den Schmerz zu überwinden. Die Identifikation aber, die Vorstellung von »mein« ist auf etwas Bleibendes gerichtet. Wenn man wirklich damit experimentiert, einfach bewußt ist, ohne den Wunsch zu verändern oder zu wählen, entdeckt man so viele erstaunliche Dinge in seinem Inneren. Der Mind ist die Vergangenheit, die Tradition, die Erinnerungen, die die Grundlage für die Identifikation bilden. Kann der Mind, so wie wir ihn kennen, ohne diesen Identifikationsvorgang funktionieren? Finde es heraus, spiele damit; sei Dir der Identifikation mit den alltäglichsten und den abstraktesten Dingen bewußt. Man entdeckt erstaunliche Dinge - wie das Denken verblaßt, wie es sich selbst zum Narren hält.

Laß die Bewußtheit Deinen Gedanken durch die Labyrinth des Verstandes folgen, laß sie aufdecken, nicht wählen. So wie wir beschatTen sind, ist es ganz besonders schwer, nicht zu wünschen, bestimmte Dinge oder Ereignisse nicht zu ersehnen; nicht zu vergleichen, aber ganz gleich, unter welchen Bedingungen wir leben, die Wünsche, die Sehnsucht, die Vergleiche hören nicht auf. Wir wollen immer mehr oder weniger, wünschen uns Dauerhaftigkeit eines Vergnügens und das Ausbleiben von Schmerz. Die wirklich interessante Frage aber ist; Weshalb kreiert der Mind ein Zentrum innerhalb seiner selbst, um das er kreist und existiert? Das Leben besteht aus Tausenden von Einflüssen, unzähligen Zwängen, bewußten und unbewußten. Aus dieser Vielzahl der Zwänge und Einflüsse wählen wir einige aus, verwerfen andere und kreieren so allmählich ein Zentrum. Wir lassen diese Zwänge und Einflüsse nicht einfach an uns vorüberziehen, ohne davon berührt zu werden. Jeder Einfluß, jeder Zwang, hat eine Wirkung auf uns, die wir als gut oder schlecht bewerten. Wir scheinen nicht fähig zu sein zu beobachten, uns der Zwänge bewußt zu sein, ohne auf die eine oder andere Art auf sie zu reagieren - sie abzulehnen oder willkommen zu heißen. Dieser Widerstand oder dieses Annehmen bilden die Basis des Zentrums, von dem aus wir handeln. Kann der Mind existieren, ohne dieses Zentrum zu kreieren? Die Antwort kann nur durch Experimentieren gefunden werden, nicht durch irgendeine Form von Zustimmung oder Verneinung. Experimentiere also und finde es heraus. Das Verschwinden dieses Zentrums bedeutet wahre Freiheit.

Man regt sich auf, ist ängstlich, manchmal voller Furcht. Diese Dinge geschehen. Es sind die Unfälle des Lebens. Das Leben ist einwolkiger Himmel. Vor ein paar Tagen war es klar und sonnig, nun regnet es; es ist bedeckt und kühl. Dieser Wechsel ist ein Teil des unvermeidlichen Wandlungsprozesses des Lebens. Spannungen oder Ängste treten plötzlich auf; es gibt Gründe dafür, versteckte oder halbbewußte, und mit ein wenig Achtsamkeit kann man diese Gründe aufdecken. Das Wichtigste jedoch ist, daß man diesen Ereignissen oder Vortillen keine Zeit läßt, Wurzeln zu schlagen, weder vorübergehend noch dauerhaft. Man erlaubt ihnen aber, Wurzeln zu schlagen, wenn man beginnt zu vergleichen, zu rechtfertigen, zu urteilen oder zu akzeptieren. Weißt Du, man muß stets innerlich auf den Fußspitzen stehen, ohne die geringste Anspannung. Spannung entsteht, wenn man ein bestimmtes Resultat wünscht, und das Ergebnis dieses Wünschens erzeugt wiederum Spannung, die unterbrochen werden muß. Laß das Leben fließen.

Es ist so fatal einfach, sich an alles zu gewöhnen, jede Unannehmlichkeit, jede Frustration, jede fortgesetzte Befriedigung. Man kann sich an alle Umstände anpassen, an Verrücktheit oder Asketentum. Wir lieben es, in vorgegebenen Bahnen, in Gewohnheiten zu funktionieren, und das nennen wir dann »Leben«. Wenn man das erkennt, bricht man aus diesen Bahnen aus und versucht, ein Leben zu führen, das keinen Sinn hat, keine Stützbalken, keine bestimmten Ziele verfolgt. Wenn man nicht sehr achtsam ist, können auch Interessen zu Gewohnheiten werden. In all dem wirst Du den Mechanismus des Willens erkennen, des Willens zu sein, etwas zu erreichen, etwas zu werden und so weiter. Der Wille ist das Zentrum des Wählenden, und solangeder Wille existiert, kann der Mensch nur in gewohnten Mustern funktionieren - selbstgewählten oder von außen auferlegten.

Das eigentliche Problem ist, vom Willen frei zu werden. Man kann verschiedene Tricks anwenden, um sich vom Willen, dem Zentrum des »Ichs«, dem Wählenden, zu befreien, aber er wird unter einem anderen Namen, hinter einer anderen Maske zurückkehren. Wenn man wahrhaft erkennt, was Gewohnheit bedeutet, was es heißt, sich an Dinge zu gewöhnen, zu wählen, zu benennen, ein Interesse zu verfolgen, wenn man sich all dessen bewußt ist, dann geschieht das eigentliche Wunder: der Wille verschwindet. Experimentiere damit, sei Dir all dessen bewußt, von Moment zu Moment, ohne Wunsch, irgendwo anzukommen.

Südliche Himmel und nördliche Himmel sind so außerordentlich verschieden. Hier in London ist zur Abwechslung einmal kein einziges Wölkchen am zartblauen Himmel zu sehen, und die großen Bäume fangen gerade an, das erste Grün zu zeigen. Hier erwacht der Frühling, doch die Stadt ist schmutzig, und die Leute sind nicht so fröhlich und lebendig wie die Menschen im Süden.

Ein ruhiger, doch sehr achtsamer, bewußter Mind ist ein Segen; er ist wie die Erde, reich, reich an Möglichkeiten. Nur mit einer solchen Geisteshaltung, die nicht vergleicht und nicht verdammt, kann man an diesem unermeßlichen Reichtum teilhaben.

Laß nicht zu, daß der Rauch des Alltäglichen Dein Feuer erstickt. Du mußt weitergehen, Dich losreißen, zerstören, darfst keine Wurzeln schlagen. Laß kein Problem Wurzeln schlagen; werde sofort damit fertig und wache jeden Morgen frisch, jung und unschuldig auf..

Geh weise mit Deinem Körper um, laß nicht zu, daß Gefühle Deine Gesundheit oder Dein Handeln beeinträchtigen. Es gibt so viele Einflüsse und Zwänge, die ununterbrochen auf Kopf und Herz einwirken, mach sie Dir bewußt, geh hindurch und laß Dich von ihnen nicht versklaven. Sei wach, sei wie eine Flamme.

Tritt Deiner Angst entgegen, lade sie ein, laß Dich aber nicht plötzlich unerwartet von ihr überfallen, sondern konfrontiere Dich täglich mit ihr; verfolge sie aufmerksam und entschlossen. Ich hoffe, es geht Dir gut, und all das beunruhigt Dich nicht zu sehr; wahrscheinlich kann es geheilt werden, wir werden uns darum kümmern. Fürchte Dich nicht davor.

Tief im Innern findet vielleicht eine Verkümmernung statt; Du bist Dir dessen vielleicht nicht bewußt, oder Du beachtest es einfach nicht. Die Welle des Verfalls ist stets drohend über uns, über jedem von uns, ganz gleich, wer es ist. Vor dieser Welle zu sein, ihr ohne Reaktion zu begegnen und auf diese Weise aus ihr herauszukommen, erfordert große Energie. Diese Energie wird Dir nur zuteil, wenn Du frei von Konflikten bist - bewußten oder unbewußten. Sei sehr wach.

Laß keine Probleme Wurzeln schlagen. Geh schnell durch sie hindurch, schneide durch sie hindurch wie durch Butter. Laß nicht zu, daß sie Narben hinterlassen. Schließe mit ihnen ab, sobald sie auftauchen. Du kannst nicht vermeiden, daß Probleme auftauchen, aber Du mußt sofort mit ihnen fertig werden. In Deinem Inneren hat ein spürbarer Wandel stattgefunden; Du bist vitaler, stärker und klarer geworden. Erhalte Dir diese Kraft, laß sie wirken, gib ihr Gelegenheit, sich auszudehnen und zu vertiefen. Was auch geschehen mag, laß Dich nicht von äußeren Ereignissen und Umständen erdrücken, auch nicht von der Familie oder Deinem Gesundheitszustand. Nimm gute Nahrung zu Dir, bewege Dich ausreichend, werde nicht träge. Du hast einen bestimmten Zustand erreicht - nun geh weiter, bleib nicht stehen, geh vorwärts, oder Du wirst regredieren. Du kannst nicht stehenbleiben. Du bist so viele Jahre auf der inneren Welle geritten-zurückgezogen, verinnerlicht, aber nun mußt Du nach außen gehen; geh mehr unter Menschen - dehne Dich aus.

Ich habe in letzter Zeit sehr viel meditiert, und es war sehr gut. Ich hoffe, Du tust es auch. Beginne damit, Dir jeden Gedanken, jedes Gefühl bewußt zu machen, den ganzen Tag lang. Das läßt die Nerven und das Gehirn zur Ruhe kommen

man kann es nicht durch Kontrolle erreichen-, und dann beginnt die Meditation wirklich. Tue es gründlich. Was auch geschieht- laß nicht zu, daß der Körper die Art des Denkens bestimmt, doch schenke auch dem Körper Aufmerksamkeit; nimm die richtige Nahrung zu Dir und versuche, einige Stunden am Tag allein zu sein. Geh nicht rückwärts und laß Dich nicht von den Umständen zwingen. Sei total, sei wach.

Teil 5: Neue Horizonte 1962 – 1977

Kapitel 24: »Menschen ohne Kreativität schaffen tote Institutionen.«

Krishnaji verließ Indien im März 1962. Eine Phase der Kommunikation mit seiner Heimat und seinen Freunden war zu Ende. Er würde nie mehr der gleiche sein. Der Krishnaji, der uns auf Spaziergängen begleitet, der mit uns gelacht und sich über die Schönheit der Natur begeistert hatte, der die Armen und Reichen gleichermaßen voller Mitgefühl betrachtet, Tausenden zugehört und vielen geholfen hatte, innerlich heil zu werden, der die Hand eines Freundes gehalten und ihn durch das Labyrinth des Verstandes geführt hatte, der erklärt, diskutiert und vielen die Last von Leid und Schmerz abgenommen hatte-dieser Krishnaji verschwand. Ein neuer Krishnaji kam zum Vorschein - ernst, ungeduldig, fragend. Alle seine persönlichen Beziehungen veränderten sich. Er war noch immer voller Mitgefühl, aber er war auch der Lehrer, der Antworten auf fundamentale Fragen verlangte. Die Zeit des Scherzens und Spielens war vorbei. Er flog von Bombay nach Rom, wo er von Signora Vanda Scaravelli erwartet wurde. Kurz nach seiner Ankunft erkrankte er an Mumps, bekam hohes Fieber und Nierenbeschwerden.

Die Beziehung zwischen Krishnaji und Rajagopal und den anderen Freunden in Ojai verschlechterte sich weiter. Die innere Distanz schien immer größer zu werden und Rajagopals Unzufriedenheit wuchs. Inzwischen hatte sich in Europa eine neue Gruppe gebildet, die lebhaftes Interesse an Krishnajs Person und seinen Lehren zeigte. Das erste Treffen in Saanen in der Schweiz, dem Rajagopal widerwillig zugestimmt hatte, fand 1961 statt und zog Menschen aus aller Welt an. Krishnaji spürte, daß im Westen eine neue Bewegung entstand, eine neue Bewußtseinsströmung erwachte, und er reagierte mit seinem ganzen Wesen darauf. Im Herbst 1962 kehrte er nicht nach Indien zurück. Bei seinen Gesprächen mit Vimla Thakkar in Gstaad und später in Rom sprach er von seiner Besorgnis über die Situation Indiens. Aus seinen Briefen ging hervor, daß der chinesische Angriff ihn zutiefst beunruhigte. Er machte sich Sorgen über die Zukunft seines Heimatlandes. Kurz nachdem er die Vorträge in Saanen beendet hatte, wurde er wieder krank. Er schrieb mir, er fühle sich ausgebrannt vom Reisen und den vielen Gesprächen und Vorträgen. Sein gesamter Organismus brauchte Erholung. Deshalb entschloß er sich, den Winter nicht in Indien zu verbringen, sondern das ganze Jahr in Italien zu bleiben, wo er sich ausruhen und neue Kräfte sammeln wollte. In der traditionellen Sprache Indiens ausgedrückt begab er sich in die Versenkung und erzeugte Tapas. Am 21. Oktober 1963, nach achtzehnmonatigem Aufenthalt in Europa, traf Krishnaji wieder in Delhi ein. Auf der Fahrt vom Flughafen in die Stadt sprach er von seinem zurückgezogenen Leben der vergangenen Monate, in denen er keinen Kontakt zu anderen Menschen aufgenommen hatte. Auch an Indien hatte er in dieser Zeit kaum gedacht, und man spürte bei seiner Ankunft, daß das spontane freudige Gefühl, das die Rückkehr nach Indien in all den Jahren jedesmal in ihm ausgelöst hatte, diesmal nicht aufzukommen schien. Er wirkte distanziert. Madhavachari war gerade in Delhi, und jeden Abend gingen wir mit Krishnaji im Buddha Jayanti Park spazieren. Ich fragte ihn, warum manche Leute seinen Lehren bis zu einem bestimmten Punkt folgen konnten-und nicht weiter. Er antwortete: »Das ist so«, und wirkte sehr ernst, wie er so in einiger Entfernung vor uns her ging.

Als er zu uns zurückkehrte, nahmen wir die Unterhaltung wieder auf. Krishnaji sagte, dem Menschen mangle es an innerer Achtsamkeit, an der Bewußtheit, sich auf einer Energieebene zu bewegen, auf der es keine Konflikte gibt, und an der Fähigkeit, das Ego hinter sich zu lassen.

Auf späteren Spaziergängen begann er, sich Fragen über seine eigene Entwicklung zu stellen. Wie war es geschehen? Wieso war es der Theosophischen Gesellschaft mit ihren Ritualen nicht gelungen, den empfänglichen, dummen Jungen zu konditionieren? Wieso hatte das Leben im Westen keine Konditionierung hinterlassen? Ich fragte ihn, ob er wüßte, wann die Erleuchtung stattgefunden hatte. Er antwortete: »Nein, aber wie geschah es? Ist es, wie die Theosophen sagen, daß der Körper Krishnamurtis das Vehikel Lord Maitreyas ist? Ist es Reinkarnation? Wieso blieb Krishnamurtis Wesen unschuldig, direkt? Wieso stellte er alles in Frage?«

Anfang der sechziger Jahre traf Buckminster Fuller in Indien mit Krishnaji zusammen. »Bucky«, wie er von seinen Freunden genannt wurde, war ein Designer, der alte Strukturen über den Haufen warf und seinen Teil dazu beitrug, eine neue Kultur und Lebensart zu kreieren. Er war gleichzeitig Philosoph und Wissenschaftler mit Weitblick, war kreativ, vital und hatte ein ganzheitliches Bild vom Menschen und seinen Bedürfnissen. Ich kannte Bucky gut. Er rief mich an, als er hörte, daß Krishnaji sich in Delhi aufhielt. Er wollte gerne einmal »diesem wundervollen, schönen, weisen Menschen« begegnen. Ich arrangierte ein Abendessen, zu dem ich die beiden einlud. Bucky betrat den Raum mit einem Jojo spielend. Krishnaji war scheu und zurückhaltend - seine übliche Reaktion in jenen Tagen, wenn er einem formidablen Intellekt begegnete. Bucky begann zu sprechen. Er

sprach vor dem Essen, er sprach während des Essens, er sprach nach dem Essen. Krishnaji hörte zu und sagte kaum ein Wort. Bucky redete immer noch. Nachdem Krishnaji gegangen war-er wohnte diesmal bei Kitty Shiva Rao -, wandte sich Bucky mir zu, dankte mir für das Treffen und sagte: »Was für ein herrlicher, wundervoller, weiser Mensch Krishnaji ist.«

Von Delhi aus fuhr Krishnaji weiter nach Rajghat Varanasi. Achyut, der nun schon seit einigen Jahren in Rajghat arbeitete, sprach mit Krishnaji über Vinoba Bhave und dessen Bhoodan-Bewegung - die Verteilung von kleinen Landparzellen an die Armen der indischen Dörfer. Achyut war voller Bewunderung für die Zielsetzung und den ethischen Anspruch von Vinobas Bewegung; für ihn gehörte das Engagement für die Armen und Unterdrückten untrennbar zu einem religiösen Leben. Deshalb erschütterte ihn Krishnajis Reaktion bis ins Mark.

Krishnaji sagte: »Wie kannst du nach all den Jahren ein solcher Idiot sein? Warum hältst du dich selbst zum Narren? Schau, mein Junge, wenn du mich nicht getroffen hättest, würdest du der Sarvodaya*-Bewegung angehören und die Hintern von Dorfkindern abputzen. Es kann richtig sein, das zu tun, aber du bist nicht in Rajghat, um das zu tun. Du versuchst, selbstgerecht die Gesellschaft zu ändern, aber die wirkliche, tiefe Veränderung muß im Inneren des einzelnen beginnen.«

Achyut verstand nicht, was Krishnaji damit sagen wollte und er erinnerte sich an Annie Besant, die einst zu ihm gesagt hatte: »Wenn du Krishnaji nicht verstehst, dann tu seine Worte für den Moment beiseite aber weise sie nie zurück.« Achyut hatte von Krishnaji gelernt, niemals » ja« zu etwas zu sagen, ohne die Wahrheit der betreffenden Sache selbst erkannt zu haben. So ließ er sich sechs Monate von seiner Arbeit in Rajghat beurlauben, ging in die Berge, nach Lohaghat, Pithoragarh, und fragte sich: »Bin ich zu abhängig von Krishnamurti und Rajghat?« Er begann auch, seine Motive für den Dienst an den Armen näher zu untersuchen. Jeden Morgen schrieb er seine Gedanken auf, und bald war er imstande, die Mechanismen seines Denkens klar und direkt zu durch schauen. Diese Art der Wahrnehmung brachte ihm Freiheit.

1964 kehrte Achyut nach Rajghat zurück. Im Winter desselben Jahres traf er sich wieder mit Krishnaji und besprach mit ihm seine unlösbaren Konflikte. Krishnaji sagte: »Die Arbeit in Rajghat hat nichts in dir bewegt. Rajghat hilft dir nicht zu wachsen.« Achyut verließ Rajghat im Jahre 1965 ohne Bitterkeit. Er zog sich in die Einsamkeit zurück, lebte eine Zeitlang in einem Haus am Rande von Bangalore, wanderte von Ort zu Ort und versuchte, seine Konflikte mit den Wurzeln auszureißen.

Sein Bruder Rao Sahib war aufgebracht. Er war der Meinung, man habe Achyut fallenlassen. Achyut hatte Rajghat und Krishnamurtis Werk dreizehn Jahre seines Lebens geopfert, und Rao Sahib hatte das Gefühl, Achyut sei mit leeren Händen weggeschickt worden. Rao Sahib entfernte sich allmählich von Krishnaji, obwohl er ihn insgeheim tief verehrte, sich zu ihm hingezogen fühlte und das Bedürfnis verspürte, in Krishnajis Nähe zu sein. Doch er widersetzte sich hartnäckig seiner inneren Stimme. Er wußte, daß etwas in seinem Innern erwacht war, aber er weigerte sich einzugestehen, daß Krishnajis Lehre ihm etwas sagte. In seinem Konflikt gefangen, zog er sich zurück, züchtete seine Rosen und weigerte sich, seine Verwirrung zuzugeben; aber man konnte seine Verletztheit, seinen tiefen Schmerz spüren. Allmählich beeinträchtigte die innere Spannung seine Gesundheit. Er bekam hohen Blutdruck und wurde herzkrank.

1963 begann Krishnaji, seine Unzufriedenheit mit der Situation in Indien auszudrücken. Er stellte Fragen, die noch viele Jahre nachwirkten. Krishnaji spürte, daß etwas geschehen mußte und forderte sich selbst und die Menschen seiner Umgebung unablässig und unbarmherzig heraus. Er sagte: »Seit dreißig Jahren spreche ich in Indien, und nichts ist geschehen. Da ist kein einziger Mensch, der die Lehre lebt.« Er wurde ungeduldig mit den Älteren und sprach von der Notwendigkeit, junge Leute um sich zu scharen. Auch Madhavachari, der sich hartnäckig weigerte, seine eingefahrenen Verhaltensweisen aufzugeben, mußte sich harte Kritik gefallen lassen. Der Kreis um Krishnaji war geschrumpft. Madhavachari führte die *Foundation* wie ein Feldwebel, Achyut und Rao Sahib verstrickten sich mehr und mehr in ihren Konflikten.

Den Dezember des Jahres 1964 verbrachte ich in Vasant Vihar, Madras. Achyut Patwardhan, Madhavachari, Nandini und Balasundaram waren ebenfalls gekommen. Nur Rao war in Poona geblieben. Krishnaji aß oft mit uns zu Abend. Eines Abends nach dem Essen fragte ich ihn: »Welcher letzte Schritt ist notwendig, damit ein innerer Durchbruch stattfinden kann? Wir haben nach innen geschaut, haben unser Selbst erforscht-da ist Selbsterkenntnis, Bewußtheit, die Augen sind offien, die Ohren hören, Kopf und Herz sind wach, und doch sind wir nicht zu dieser totalen

Wahrnehmung, diesem allumfassenden Mitgefühl, fähig. Mir scheint, es bedarf noch eines letzten, totalen Schrittes, um den Durchbruch zu schaffen.« Krishnaji sagte, das müsse so sein. Er fand, es sei eine gute Frage und schlug vor, wir sollten uns eingehender damit befassen. Am nächsten Abend versuchten wir herauszufinden, worin dieser eine, letzte Schritt bestand. Krishnaji fragte: »Wahrnehmung- kann die Wahrnehmung sich mit der Strömung des Herzens verbinden?«

»Eine direkte Wahrnehmung, die das Wesentliche erfaßt - wie kann man dahin kommen?« fragte ich. »Man muß ungeheuer einfach werden«, erwiderte Krishnaji. Dann schwieg er. Allein die Beschäftigung mit dieser Frage hatte eine hohe Energie im Raum erzeugt. Wie eine Flamme brannte sie sich durch die Schichten des Bewußtseins. Eine tiefe, grenzenlose Stille entstand. Es war zuviel für den Körper. Wir hatten die ganze Zeit aufrecht im Schneidersitz um Krishnaji herum gesessen. Mein Körper konnte die intensive Energie nicht mehr aushalten und suchte den Halt der Wand. Krishnaji saß aufrecht, sein Rücken war gerade, sein Kopf bewegte sich nicht. Still saßen wir da, und die Zeit hörte auf zu existieren.

Bei dem großen Treffen in Rajghat im Jahre 1963 fiel unter den zahlreichen Gästen ein kräftig gebauter, gutaussehender junger Mann auf. Er war Musiker, stammte aus Südafrika und hieß Alan Naude. Er hatte Krishnaji im Sommer 1963 in Saanen gehört und war ihm danach noch einige Male begegnet. Bald darauf hatte er seine Verbindung zu Südafrika abgebrochen. Im Winter 1964/65 war Naude Krishnaji nach Indien gefolgt, und Krishnaji eröffnete einigen von uns, daß er daran dachte, Naude zu bitten, sein Sekretär zu werden. Er sollte mit ihm um die Welt reisen, die Korrespondenz erledigen und junge Menschen ermutigen, zu Krishnajis Vorträgen zu kommen.

Im Herbst 1965, während eines gemeinsamen Aufenthaltes in Europa, nahm Naude das Angebot an. Als Krishnaji im Oktober desselben Jahres nach Indien zurückkehrte, wurde er von Mary Zimbalist, Naude und George Vithoukas, einem griechischen Homöopathen, der später noch sehr berühmt werden sollte, begleitet. Krishnaji hielt einige Vorträge in Delhi und fuhr dann weiter nach Varanasi.

Der Besuch in Rajghat wurde ein Desaster. Krishnaji hatte an Madhavaehßri geschrieben und in seiner Naivität vorgeschlagen, daß Madhavachari sich um die Unterkünfte für Mary Zimbalist, Naude und George Vithoukas, die Krishnaji als seine persönlichen Gäste mitbrachte, kümmern solle. Madhavacharis Vorstellungen von Komfort waren vorsintflutlich und sein ästhetisches Empfinden ebenfalls.

In Indien wurde die Toilette von jeher als Ort der Unreinheit betrachtet. Bei orthodoxen Hindus herrschte die Vorschrift, nach jeder Benutzung der Toilette ein Bad zu nehmen. Achyut Patwardhan hatte uns von Zeiten in Varanasi erzählt, in denen kein Brahmane sein Haus ohne einen zweiten Dhoti in der Tasche verließ, damit er, falls er im Hause eines Freundes die Toilette aufsuchen mußte, ein Bad nehmen und einen frischen Dhoti anziehen konnte. Schon seit Jahren versuchte ich, Madhavachari von der Notwendigkeit zumindest der einfachsten sanitären Ausstattung der Toiletten zu überzeugen, jedoch ohne Erfolg. Für ihn waren Wasserspülung und Waschbecken mit fließendem Wasser unnötiger Luxus; ein Eimer und ein Wassertopf aus Blech hatte indischen Ansprüchen seit Jahrhunderten genügt, und er sah keinen Grund, hier eine Veränderung vorzunehmen. In den sechziger Jahren gab es in Rajghat nur in einem einzigen Haus einigermaßen moderne sanitäre Anlagen, nämlich in dem Haus, das Krishnaji bewohnte.

Mary Zimbalist, ein Produkt der New Yorker Gesellschaft, in vornehmer Atmosphäre aufgewachsen und an den Luxus in den Häusern ihres Vaters und ihres Ehemannes gewöhnt, wurde in eine Unterkunft geführt, in der die Toilette keine Wasserspülung hatte, der Waschraum kein Waschbecken und die Fensterscheiben voller Farbspritzer waren, weil man den Raum kurz vor ihrer Ankunft noch geweißt hatte.

Als Krishnaji die für seine Gäste hergerichteten Unterkünfte persönlich in Augenschein nahm, explodierte er. Er war entsetzt. Schließlich zog Mary Zimbalist in Krishnajis Haus, aber Madhavachari ließ das alles kalt. Die Beziehung zwischen ihm und Krishnaji wurde zunehmend schwieriger. Seit Anfang der sechziger Jahre hatte sich Krishnajis Einstellung zu den Schulen und den dort arbeitenden Menschen grundlegend gewandelt. Erforderte eine kontinuierliche Veränderung. Überall nahm er den rapide fortschreitenden Verfall wahr. Die Schulen mußten aus ihrer Lethargie erwachen, die Stagnation mußte überwunden werden, doch noch immer war keine Strömung eines kreativen Wandels zu spüren. »Bewegt euch«, pflegte er zu den Mitgliedern der *Foundation* und den Lehrern zu sagen. »Wenn ihr stehenbleibt, wo ihr seid, werdet ihr regredieren

und versteinern.« Alles mußte ständig in Bewegung sein, sowohl innerlich als auch bei der Arbeit. In einem seiner Briefe an uns schrieb er: »Wenn ihr zu einem bestimmten Punkt gelangt seid, müßt ihr weitergehen. Bleibt nicht stehen. Geht vorwärts oder entwickelt euch zurück. Ihr könnt nicht bewegungslos verharren.« In Krishnajs Institutionen mußte eine Explosion stattfinden, damit konstruktive Veränderungen in Gang kommen konnten. In Indien bewegen sich Berge, wenn die Energie eines einzigen Menschen erwacht ist.

Im Sommer 1965 besuchte ich Krishnaji in Gstaad. Man hatte ihm einen Mercedes zur Verfügung gestellt, und er lud mich zu einer Spritztour ein. Trotz seiner mangelnden Fahrpraxis steuerte er mit meisterhafter Sicherheit durch Haarnadelkurven der Bergstraßen. Es war eine Freude zuzusehen, wie er den Wagen beherrschte.

Im Sommer 1966, auf der Rückreise von den USA nach Indien, verbrachte ich wieder einige Zeit in Gstaad. Krishnaji erzählte mir von den jungen Leuten in Amerika, die in steigender Zahl seine Vorträge besuchten. Naude hatte einige Vortragsabende an den großen Universitäten des Landes organisiert. Die jungen Menschen rebellierten gegen die vorherrschende amerikanische Kultur und wollten »Instant-Nirvana«. Von Krishnajs Ausstrahlung elektrisiert, scharten sie sich in Massen um ihn, doch sie waren nicht bereit, die Einsamkeit und harte Disziplin zu akzeptieren, die auf dem Weg zur Selbsterkenntnis unumgänglich sind. Krishnaji weigerte sich, ihnen psychedelische Erfahrungen in Aussicht zu stellen, und so wandten sie sich nach und nach willfährigeren Gurus zu, die ihnen Glückseligkeit versprachen. Auch in Saanen kamen anfangs viele junge Leute zu den Treffen, aber es war ein zusammengewürfelter Haufen, und nur wenige von ihnen waren bereit, nach innen zu gehen oder sich Krishnajs Arbeit anzuschließen. Dennoch wurden die Versammlungen in Saanen bald zu einem Treffpunkt für ernsthafte Sucher aus ganz Europa, für Menschen, die sich der enormen Herausforderung an die Menschheit bewußt waren und neue Wege finden wollten.

Naude begleitete Krishnaji weiterhin auf seinen Reisen und verbrachte den Winter 1966 mit ihm in Indien. Bei jedem Besuch wuchsen die Spannungen zwischen Krishnaji und Madhavachari, und die Kluft zwischen Krishnaji und dem indischen Zweig der *Foundation* schien unüberbrückbar zu werden. Man hatte Krishnaji in Europa zugetragen, daß die indische *Foundation* Rajagopal in seiner Haltung gegen Krishnaji unterstützte und eine engstirnige, selbstgerechte Kirchturmpolitik betrieb.

Krishnaji war ernst und herausfordernd. Seit dreißig Jahren sprach er in Indien, und was war geschehen? Er weigerte sich, Vergleiche mit anderen Ländern oder Situationen zu akzeptieren. Eine neue Frage tauchte auf: »Was wird geschehen, wenn ich sterbe? Wer wird da sein, um diese Einrichtungen weiterzuführen?« Niemand wußte eine Antwort, und in unserer Gruppe entstand ein enormer Druck. Es war eine absurde Situation. Dieser große Lehrer, der vom Podium herab mit Leidenschaft über ein Bewußtsein sprach, das keine Konflikte kannte, der selbst frei von Spannungen war, stellte Fragen, die enorme Spannungen in seinen engsten Vertrauten auslösten. Es dauerte einige Jahre, bis wir Krishnajs Fragen verstanden und uns der Energie bewußt wurden, die durch das tiefe Lauschen und Bewußtmachen der Fragen erzeugt wurde.

Im Januar 1967 kam es in Rishi Valley zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen Alain Naude und Madhavachari. Krishnaji war beunruhigt und sprach lange mit mir über seine tiefe Besorgnis. Vasant Vihar schien zu einem völlig leblosen Ort geworden zu sein. Es gab nur wenige Aktivitäten, und nur wenige Leute kamen, um zu lesen oder zu diskutieren. »Menschen ohne Kreativität schaffen tote Institutionen«, sagte Krishnaji.

Im folgenden Winter begleitete Alain Naude Krishnaji nicht nach Indien. Seit 1963 hatte Krishnaji versucht, Madhavachari klarzumachen, welche Veränderungen in der Struktur der *Foundation* notwendig waren. Nach seiner Ankunft in Madras im Winter 1967 bat Krishnaji Madhavachari, sich die Leitung der *Foundation* mit Galloway, einem Schotten, zu teilen, der erst kürzlich seinen Posten im Vorstand von Binnys, einer der größeren in Indien operierenden britischen Gesellschaften, niedergelegt hatte. Krishnaji schlug außerdem vor, Madhavachari solle sich von Smt. Jayalaxmi bei der Instandhaltung von Haus und Garten unterstützen lassen. Madhavachari blieb unverbindlich.

Smt. Jayalaxmi, eine südindische Iyengar-Brahmanin mit ausgeprägtem Geschäftssinn und einer ebenso bemerkenswerten Kenntnis der südindischen klassischen Musik, kam seit Anfang der sechziger Jahre regelmäßig nach Vasant Vihar. Sie trug stets einen roten Tilak auf der Stirn und drapierte ihre smaragdgrünen oder roten Saris im Iyengar-Stil. Hinter ihrer sanften Art zu sprechen verbarg sich eine energische, resolute Persönlichkeit. Wenn Krishnaji sich in Vasant Vihar aufhielt,

fuhr sie ihn allabendlich zum Strand von Adyar und wartete im Auto, bis er von seinem Spaziergang zurückkam.

1967 war für uns in Indien ein düsteres Jahr. Krishnaji war ungeduldig und kritisch. Seine Worte hatten etwas Unberechenbares. Man konnte spüren, daß größere Veränderungen in der Luft lagen. Am 9. Februar 1967 hielt Krishnaji eine an die *Foundation for New Education* in Bombay gerichtete Rede, in der er mit leidenschaftlicher Stimme seiner Besorgnis über den indischen Zweig der *Foundation* Ausdruck gab. Seine Worte schnürten mir den Hals zu. Wir waren erschüttert.

Krishnaji sagte: »Ich möchte bestimmte Dinge sagen, und was ich sage, kommt nicht aus einer kritisierenden oder verurteilenden Haltung. Ich habe wirklich kein Urteil in meinem Kopf oder Herzen; das möchte ich von Anfang an klarstellen.

Ich spreche nun seit über fünfunddreißig Jahren. Rishi Valley und Rajghat entstanden aus einer einzigen Motivation: sie sollten zu Zentren werden, in denen die Lehre gelebt wird und - falls ich dieses Wort gebrauchen kann, ohne mißverstanden zu werden - zu heiligen Orten. Ich glaube, es ist an der Zeit, daß wir eine Bestandsaufnahme machen und uns fragen, was wirklich geschieht, ob diese Orte wirklich zu Zentren dieser Lehren geworden sind und ob man dort wirklich das »Göttliche« spüren kann.

Ich habe einen Ausdruck gebraucht, der möglicherweise Anlaß zu Mißverständnissen gibt. Ich habe gesagt, die Schulen müßten »bewahrt« werden als Oasen in diesem Land; bewahrt vor dem Chaos, das sich ringsum ausbreitet, denn ich spüre und sehe - und es erschüttert mich, das zu sagen - verzeiht also, wenn ich nur zögernd spreche - ich spüre, daß an diesen Plätzen nach all den Jahren noch immer kein Wachstum stattgefunden hat.

Es ist möglich, daß ich nie mehr zurückkomme. Ich kann sterben. Und falls ich zurückkomme, wird es, wie ich Mama (Madhavachari) bereits sagte, nur für kurze Zeit sein; nicht für fünf Monate, wie früher. Ich bin körperlich nicht mehr dazu in der Lage, denn ich schlafe nicht sehr gut und werde zu müde.

Ihr müßt euch also darauf einstellen, daß ich nicht mehr da bin. Alles kann geschehen. Ich kann sterben. Es kann sein, daß die Entscheidung gefällt wird nicht von jemand anderem, sondern von mir allein - daß ich nie mehr zurückkomme oder nur für sehr kurze Zeiten. Ich weiß nicht, was in Zukunft geschehen wird, und ich meine das wirklich ernst. Ich frage also: Können diese beiden Orte bewahrt werden? Versteht ihr? Nicht vor Balasundaram oder jemand anderem oder vor Korruption oder ähnlichen Dingen, sondern bewahrt werden als Oasen?

Wie ich heute morgen schon zu Kitty und beim Mittagessen zu Pupul sagte: Wir müssen etwas sehr, sehr Drastisches tun. Ich weiß nicht, was ihr tun werdet. Meine Zeit ist begrenzt, vielleicht noch zehn Jahre oderweniger, und ich möchte alles, was ich noch habe, konzentrieren und meine Energie nicht verschwenden. Ich spreche mit klarem Kopf, emotionslos. Was können wir also tun, um diese Orte zu bewahren? Bitte versteht, was ich mit diesem Wort »bewahren« meine. Bewahren in dem Sinne, daß sie Oasen in dieser wahnsinnigen Welt sein können. Und wenn ich nicht zurückkomme, wenn ich sterbe, was wird dann geschehen?

Nach vierzig Jahren - was haben wir geschaffen? Ihr alle habt dieser Sache einen großen Teil eures Lebens gewidmet, und was ist geschehen? Wenn ihr sagt: »Wir tun unser Bestes« oder »Wir tun alles, was wir können«, dann ist das eben nicht mehr genug. Ich sage nicht, was ihr tut ist richtig oder falsch, aber was können wir tun?«

Eine lange Pause entstand.

»Das gleiche ist in Ojai geschehen. Ihr wißt velleicht, daß es Spannungen zwischen mir und der KW I., wie sie jetzt ist, gibt. Es gibt Probleme. Wir haben uns miteinander auf den Weg gemacht, um etwas Neues, etwas Tiefes, etwas Bleibendes zu schaffen, etwas Wertvolles, dort wie hier, aber dort kam es ebenfalls nicht zum Aufblühen.

Was können wir also hier tun? Was können wir tun, um diese Orte zu bewahren, so daß sie zu Oasen für diese Lehren werden? Wie können wir etwas daraus machen, das wirklich der Mühe wert ist? Ich habe oft mit Mama über diese Dinge gesprochen - schon seit vielen Jahren -, und ich frage mich nun: »Was können wir tun?« Madhavachari unterbrach Krishnaji mit Erklärungen und Rechtfertigungen, aber Krishnaji war nicht bereit, ihn anzuhören. »Ich verstehe alles, was du sagst«, fuhr er fort. »Wir haben wieder und wieder darüber gesprochen, in Rajghat, in Rishi Valley. Seit sieben Jahren diskutieren wir über dieses Problem. Und ich frage, was werden wir jetzt tun? Vergeßt die Vergangenheit, vergeßt, daß ich dieses sagte und ihr jenes. Vergeßt, daß wir unser Bestes tun. Die

einzigste Frage ist: »Was tun wir jetzt?« Glaub mir, Mama, ich kann morgen sterben. Ich habe nicht die Absicht, aber falls ich sterbe - was wird geschehen? Wirst du weitermachen wie bisher? Frage dich das einmal, Mama.«

Madhavachari sagte: »Ich glaube, wenn eine so große Krise kommt...«

»Sie ist da, Mama«, sagte Krishnaji.

Bei Krishnajis Rückkehr nach Europa, Anfang 1968, hörten wir, daß sich eine neue Gruppe von Menschen um ihn versammelt hatte. Krishnaji schickte ein Telegramm an Madhavachari und bat ihn, die Leitung von Vasant Vihar auf Galloway zu übertragen. Madhavachari erwiderte, daß er, obwohl er eine Vollmacht von Rajagopal habe, nicht berechtigt sei, Galloway mit der Leitung des Zentrums zu betrauen. Er schrieb weiter, Krishnaji habe zwar die moralische Autorität, aber die rechtliche Verfügungsgewalt liege bei Rajagopal. Krishnaji war sehr verärgert über Madhavacharis Antwort.

Balasundaram hielt sich in Paris auf und wollte in Kürze nach Saanen fahren, um sich mit Krishnaji zu treffen. Kitty Shiva Rao hatte Krishnaji geschrieben, sie könne alle Mitglieder der indischen *Foundation* dazu bewegen, zurückzutreten, falls er, Krishnamurti, dies wünsche. Krishnaji hatte nicht geantwortet.

Nachdem Balasundaram in Saanen eingetroffen war, gab Krishnaji bei einem Treffen eine öffentliche Erklärung ab, in der er offiziell alle Verbindungen zur K.W I. in Ojai abbrach und die Gründung einer neuen *Foundation* in Europa ankündigte, die seine Arbeit fortführen sollte.

Inzwischen hatte man Brockwood Park in England erworben, und bald darauf wurde die neue *Krishnamurti Foundation* in England gegründet. Bei einem Gespräch mit Balasundaram äußerte sich Krishnaji sehr kritisch über die indische *Foundation*. Naude war während dieser Unterhaltung anwesend und machte Notizen. Nach einigem Hin und Her einigte man sich darauf, daß Balasundaram den Posten des Sekretärs und ich die Präsidentschaft der indischen *Foundation* übernehmen sollte.

Bald darauf kehrte Balasundaram nach Indien zurück. Ende August 1968 fuhren wir gemeinsam nach Vasant Vihar und forderten Madhavachari auf, die Leitung des Zentrums entweder der *Foundation for New Education* oder Smt. Jayalaxmi zu übertragen. Madhavachari weigerte sich. Er verließ Vasant Vihar, schickte seine Vollmacht an Rajagopal zurück und übergab das Zentrum Rajagopals Anwälten.

Im Oktober 1968 traf ein aufrüttelnder Brief von Krishnaji ein, der die *Foundation* bis in ihre Wurzeln erschütterte.

An die Mitglieder der Foundation

Als Dr. Balasundaram mich in diesem Sommer in Gstaad besuchte, sprachen wir sehr ausführlich darüber, welche Veränderungen in der *Foundation for New Education* unbedingt notwendig sind, bevor sie der *Krishnamurti Foundation* in England angegliedert und so mit der Arbeit in Zusammenhang gebracht werden kann, die wir in der ganzen Welt tun. Mr. und Mrs. Moorhead kamen ebenfalls nach Gstaad, und wir sprachen mit ihnen die gleichen Punkte durch. Wir alle waren uns völlig einig, welche Veränderungen notwendig sein würden. Es scheint, daß zur Zeit innerhalb der *Foundation* einige Mißverständnisse über diese Punkte herrschen. Deshalb erschien es uns sinnvoll, sie noch einmal darzulegen.

Die *Krishnamurti Foundation* wurde am 28. August dieses Jahres in London gegründet, um die weltweite Verbreitung der Lehre zu koordinieren. Wir haben viele Monate gebraucht, die Statuten der *Foundation* zu formulieren, denn wir wollten sicher gehen, daß sie unseren Bedürfnissen genau entsprechen und daß keine Person oder Gruppe die *Foundation* jetzt oder später unter ihre Kontrolle bringen kann. Die *Foundation* ist mir gegenüber absolut verantwortlich und funktioniert gemäß meinen Wünschen. Ich möchte an dieser Stelle klarstellen, daß es sich bei der *Krishnamurti Foundation* lediglich um ein Büro handelt - ein effizientes Instrument auf der materiellen Ebene, Sie ist keinesfalls eine »Organisation« in dem Sinne, in dem ich das Wort so oft gebrauche, wenn ich Organisationen kritisiere. Sie ist keine psychologische Organisation und hat weder etwas mit Glauben oder Anhängerschaft noch mit Hierarchie zu tun. Es handelt sich um ein Komitee, das mir verantwortlich ist und die Aufgabe hat, dafür zu sorgen, daß die Lehren, Veröffentlichungen und so weiter gemäß meinen Wünschen verbreitet werden. Es ist ein internationales Komitee, und alle Mitglieder sind sich einig, daß sie nicht nur ihr eigenes Land, sondern alle betreffenden Länder vertreten.

Als Voraussetzung für diese Zusammenarbeit zwischen uns und den indischen Freunden, insbesondere der *Foundation for New Education*, müssen einige Bedingungen absolut erfüllt werden. Dies ist wahrscheinlich nicht der rechte Moment, sämtliche Fehler aufzulisten, die in der Vergangenheit gemacht wurden, aber die *Foundation for New Education* hat, wie ich schon so oft gesagt habe, nicht nach meinen Wünschen gehandelt, noch hat sie gemäß meinen Vorstellungen funktioniert. Deshalb habe ich mit Dr. Balasundaram und einigen anderen eine Liste der erforderlichen Änderungen zusammengestellt. Sie ist umfassend, exakt und authentisch. Er (Dr. Balasundaram) wird sie euch zeigen, falls er es nicht bereits getan hat.

Der wichtigste Punkt auf dieser Liste besagt, daß nur diejenigen Mitglieder der *Foundation for New Education* sein können, die aktiv und engagiert ihre Energie und ihre Zeit der Arbeit in den Schulen widmen; Menschen also, die tatsächlich in den Schulen arbeiten und »den Job erledigen«. Das hat weder mit bestimmten Personen zu tun, noch ist an dieser Stelle irgendeine Kritik an einer bestimmten Person beabsichtigt. Wir sind sicher, daß all diejenigen, denen die Lehren etwas bedeuten, sich nach unseren Statuten richten werden. Falls das bedeuten sollte, daß der eine oder andere zurücktritt, so ist das ebenfalls ein intelligenter Akt der Kooperation. Herzlichst J. Krishnamurti

Wir beriefen sofort eine Mitgliederversammlung in Rishi Valley ein. Rao Sahib Patwardhan, Achyut Patwardhan und Sunanda Patwardhan waren bereits zurückgetreten. Ihre Briefe wurden der Versammlung vorgelegt. Madhavachari beantragte seine Entlassung, und Balasundaram wurde, neben seiner Position als Leiter der Rishi Valley School, zum Sekretär der *Foundation* ernannt. Kitty Shiva Rao konnte die Spannungen nicht länger ertragen und trat ebenfalls zurück. Ich wurde zur Präsidentin der *Foundation* gewählt. Obwohl Kitty Shiva Rao und alle anderen den Antwortbrief an Krishnaji unterschrieben, blieb es mir überlassen, ihn zu formulieren. Es war eine schwierige Aufgabe. Er war der Lehrer, von allen geliebt und verehrt, doch die Herausforderung, die sein Brief für uns darstellte, ließ uns keine Wahl. Wir mußten ihm unsere Liebe zeigen und uns dennoch weigern, die unmögliche Situation zu akzeptieren, in die wir durch seinen Brief gedrängt wurden. Wir schrieben:

Lieber Krishnaji, die Mitglieder der F.N.E. haben sich bei ihrer Versammlung ernsthaft mit deinem Brief an die *Foundation* und den Punkten, die du uns durch Dr. Balasundaram und Mr. Moorhead mitteilen ließest, auseinandergesetzt. In Anlehnung an diese Punkte und als Ausdruck unseres eigenen tiefen Wunsches, die F.N.E. möge Deine Lehren repräsentieren und einen Rahmen bieten,

innerhalb dessen diese Lehren in den Köpfen und Herzen der Kinder Wurzeln schlagen und aufblühen können, wurde ein Konzept zur Reorganisation der Struktur und Arbeitsweise der F.N.E. entwickelt und akzeptiert. Wir werden es durchführen.

Die F.N.E. ist seit vielen Jahren mit Dir und Deinem Werk verbunden. Ihre Mitglieder haben oft mit Dir zusammen gegessen und voller Freude und Verehrung und Aufmerksamkeit dem gelauscht, was Du zu sagen hattest. Daß es ihnen nicht gelang, Deine Lehre im Bereich der Erziehung zu verwirklichen, offenbart allenfalls ihre Unzulänglichkeit, doch auf keinen Fall einen Mangel an Interesse oder Hingabe an Dich und Deine Lehren. Die beiden Zentren- Rishi Valley und Rajghat-wurden gegründet, um Deine Lehre im Bereich der Erziehung praktisch umzusetzen. Die F.N.E. ist zu keiner Zeit von dieser Motivation abgewichen und wird es auch in Zukunft nicht tun.

Deine letzten Mitteilungen an uns enthielten allerdings einige Punkte, die die Mitglieder der *Foundation* zutiefst verletzt haben. Duschneinst auszudrücken, daß die gegenwärtige F.N.E. nicht die Voraussetzungen erfüllt, mit der neugegründeten *Foundation* zusammenzuarbeiten, und daß die reorganisierte F.N.E. eine bestimmte Stufe erreichen muß, bevor sie mit der *Krishnamurti Foundation* und Deiner Arbeit in Zusammenhang gebracht werden kann. Wer wird diesen Test durchführen?

Wir bieten der *Krishnamurti Foundation* unsere Kooperation bei der Verbreitung Deiner Lehre an-eine Kooperation, die auf völliger Gleichheit basieren muß und der F.N.E. die Möglichkeit läßt, als freie und unabhängige Körperschaft zu fungieren. Gleichzeitig möchten wir noch einmal unsere ernsthafte und unerschütterliche Absicht zum Ausdruck bringen, alles nur menschenmögliche zu tun,

damit diese beiden Institutionen den Zweck erfüllen, zu dem sie gegründet wurden. Mit herzlichen Grüßen

Wir hatten Krishnaji unserer tiefen Verbundenheit mit ihm versichert, aber wir weigerten uns zu akzeptieren, daß irgendeine Organisation ein Urteil darüber fällen sollte, ob wir das Recht hatten, mit Krishnamurtis Werk in Verbindung zu stehen. Die Beziehung zum Meister war gespannt und mußte eine neue Ebene finden. Wir erhielten keine Antwort auf unseren Brief, aber wir erfuhren bald, daß in England eine *Krishnamurti Foundation* -mit Krishnamurti als Präsident -eingetragen und daß in Madras ein Krishnamurt-Zentrum gegründet worden war. Leiterin dieses Zentrums, das Krishnajs Werk in ganz Indien repräsentieren sollte, war Smt. Jayalaxmi.

Für mich begann eine Phase tiefer innerer Erforschung. Im Juni desselben Jahres flog ich in die Vereinigten Staaten. Ich hatte Krishnaji, der sich in Brockwood aufhielt, geschrieben und später telegraphiert, daß ich ihn gerne treffen würde. Ich erhielt keine Antwort. Auf meiner Reise in die USA machte ich in London Station und erfuhr später in New York von Freunden, daß Krishnaji sich einen Tag in London aufgehalten hatte, während ich dort war. Zutiefst verletzt sah ich der Tatsache ins Auge, daß der Guru verschwunden war. Die Intensität des Schmerzes, den dieser Vorfall ausgelöst hatte, offenbarte mir den Grad meiner Abhängigkeit von ihm. Ich fühlte mich verlassen, aber selbst in der Dunkelheit hielt mich die Saat seiner Lehre aufrecht. Ich erhielt keine Antworten, aber während ich unablässig beobachtete, was in mir vorging, spürte ich, wie ich innerlich gestärkt wurde und noch immer fähig war, unmögliche Fragen zu stellen. Ende Dezember 1968 schrieb ich Krishnaji in meiner Eigenschaft als Präsidentin der *Krishnamurti Foundation Indien* und lud ihn ein, in Indien zu sprechen. Am 16. Januar 1969 erhielt ich seinen Antwortbrief aus Kalifornien, in dem er sich für die offizielle Einladung bedankte. Er bat Kitty Shiva Rao und mich, die Organisation der Vorträge zu übernehmen und uns um die Fertigstellung und Verteilung des Bulletins zu kümmern. Er schrieb, er würde von Dezember 1969 bis Februar 1970 in Indien sein.

In seinen folgenden Briefen erwähnte er das Schreiben von 1968 mit keiner Silbe. Der Brief aus Ojai war der erste, den ich seit dem 7. September 1966 von ihm erhalten hatte. Am z. Juni 1969 schrieb Krishnaji einen weiteren Brief. Er bat uns, Geld für zwei Rückflugtickets - sein eigenes und Naudes von Europa nach Indien -aufzutreiben. Ojai konnte die Tickets nicht bezahlen, da die Mittel knapp waren.

Ende August 1969 erreichte uns die Nachricht, daß Krishnaji jegliche Verbindung zu Naude abgebrochen hatte. Wir waren völlig überrascht und konnten kaum glauben, daß Naude, der noch vor wenigen Monaten so großen Einfluß gehabt hatte, so plötzlich von der Bildfläche verschwinden konnte.

Anfang Sommer 1969 sah ich Rao Sahib in Poona, wo er sich niedergelassen hatte, zum letzten Mal. Er war todkrank, aber er erwartete mich auf der Schwelle seines Hauses und trug das weiße gestärkte Käppi auf seine unnachahmliche Weise. Als er mich erblickte, pflückte er eine Blume und reichte sie mir.

Ende August erlitt er plötzlich eine schwere Gehirnblutung. Achyut hatte mir mitgeteilt, wie ernst Raos Zustand war, und so war ich täglich darauf gefaßt, Nachricht über sein plötzliches Ableben zu erhalten. Dennoch brachte ich es nicht über mich, ihn im Krankenhaus zu besuchen und zu sehen, wie er, an alle möglichen Apparate angeschlossen, im Koma lag. Ich wußte, daß es seinen Stolz zutiefst verletzt hätte, in diesem Zustand von mir gesehen zu werden. Er lebte noch zwei Tage und starb am 29. August. Ich fuhr nach Poona, um an seiner Verbrennung teilzunehmen.

Ich war untröstlich. Ein geliebter Freund war von mir gegangen. Sein Tod bedeutete das Ende einer kostbaren Beziehung, und ich trauerte um ihn. Ein weiteres Kapitel meines Lebens war zu Ende.

Kapitel 25: »Es ist notwendig, Fragen zu stellen, auf die es keine Antworten gibt.«

Während meines Aufenthaltes in Poona bat ich Achyut und Sunanda, wieder in die *Foundation* einzutreten. Sunanda willigte ein, und Achyut erklärte sich bereit, uns auf jede mögliche Weise zu unterstützen, obwohl er der *Foundation* nicht mehr offiziell beitreten wollte.

Als Krishnaji im Winter 1969 nach Delhi kam, fuhren Achyut, Sunanda, Nandini und ich zum Flughafen, um ihn abzuholen. Durch Raos Abwesenheit erhielt diese Begegnung besonderes Gewicht. Krishnaji schaute uns an und sagte mit ernstem Gesicht: »So habt ihr mich also nicht alle verlassen.« Wir sprachen ihn auf die Zukunft der *Foundation for New Education* und ihre Verbindung zum Krishnamurti-Zentrum in Madras an. Jayalaxmi war ebenfalls in Delhi, und Krishnamurti zögerte. Schließlich wurde beschlossen, die *Foundation for New Education* in *Krishnamurti Foundation of India* umzubenennen. Damit sollte die strukturelle Veränderung der *Foundation* ausgedrückt werden. Sie sollte nicht länger nur eine Körperschaft sein, die sich um die Verwaltung der Schulen und anderer Ausbildungsstätten sowie um die Erhaltung des Landbesitzes kümmerte, sondern auch die Aufgabe übernehmen, die Lehre zu verbreiten. Diese Richtungsänderung würde nun die personellen und funktionalen Änderungen bestimmen. In England hatte Krishnaji sich bereit erklärt, die Präsidentschaft der *Krishnamurti Foundation* zu übernehmen, doch wir rieten ihm dringend ab, dies auch für die indische *Foundation* zu tun, denn es bedeutete, volle Verantwortung-sowohl ideell als auch juristisch-für die *Foundation* zu tragen. Wir waren der Ansicht, daß Krishnaji als der spirituelle Lehrer nicht so sehr mit organisatorischen Dingen belastet werden sollte. Wir kamen jedoch zu keiner endgültigen Entscheidung und vertagten das Gespräch auf einen späteren Zeitpunkt.

Auf seiner Reise nach Madras machte Krishnaji bei uns im Himmat Nivas Station. Eines Abends, als Nandini, Asit Chandmal und ich mit Krishnaji beim Abendessen saßen, begann er, über Annie Besant und die Theosophische Gesellschaft zu sprechen. Es war das erste Mal seit einundzwanzig Jahren, daß er mit uns ausführlicher über die Theosophische Gesellschaft sprach.

Krishnaji versuchte, das Mysterium zu ergründen, das die Entdeckung des Jungen Krishnamurti umgab. Er tastete sich langsam vor, lauschte aufmerksam unseren Kommentaren, um vielleicht gewisse Anhaltspunkte oder Einsichten zu bekommen. Seine Aussagen über die Theosophische Gesellschaft waren klar und präzise, aber er ließ offen, ob er diese Dinge für Realität oder Illusion hielt. Wir spürten die »andere Dimension« durch ihn hindurch, lauschten, stellten nur wenige Fragen und ließen ihn sprechen. Krishnaji sagte, die Meister hätten C. W. Leadbeater aufgetragen, einen Jungen zu finden, der aus einer guten Brahmanenfamilie stammte und ein »Gesicht wie beschrieben« hatte. Die Theosophische Gesellschaft hatte die Aufgabe, den Körper des Kindes zu schützen und für zwei Jahre eine Atmosphäre absoluter Sicherheit um ihn herum zu schaffen. Wenn der Junge dann vorbereitet und bereit war, würde Lord Maitreya in seinen Körper einziehen. Als Leadbeater Krishnaji am Strand von Adyar zum ersten Mal sah, entdeckte er in der Aura des Jungen nicht die geringste Spur von Selbstsucht oder Ichbezogenheit.

Krishnaji fragte sich, wie es möglich war, daß der Junge seine Unschuld bewahrt hatte, obwohl er alles bekam, was er wollte - vom Orangensaft bis zum Rolls Royce - und man ihn stets wie etwas Besonderes behandelte. Niemand durfte sich auf seinen Platz setzen oder seinen Tennisschläger berühren. Man tat alles, um sicherzugehen, daß sein Körper sensibel und empfänglich blieb. Es war ihm verboten, Alkohol zu trinken oder Fleisch zu essen oder mit groben, ungebildeten Menschen zu sprechen. Krishnaji untersuchte verschiedene Theorien, die erklären könnten, wieso der Junge von all dem unberührt blieb. Hatte sich das Kind vielleicht im Laufe vieler Inkarnationen zur Vollkommenheit entwickelt? Oder hatte Lord Maitreya den Körper beschützt, bis er die nötige Reife erlangt hatte? War der Junge ohne Charakter- oder Persönlichkeitsstruktur geboren worden, so daß er ungeformt bleiben konnte und ihn die Jahre mit seinem Vater, die Schule, die Lehren der Theosophischen Gesellschaft und der luxuriöse Lebensstil in England unberührt ließen?

Dann sprach Krishnaji über die Hierarchie der Theosophischen Gesellschaft - der »Herr der Welt« war die höchste Instanz, gefolgt vom Mahachohana, der wiederum über dem Buddha stand. Der Bodhisattva wurde mit dem Buddha auf eine Stufe gestellt. Auf der nächsten Stufe standen die Meister, von denen jeder einen charakteristischen Namen trug - einer war ein tibetischer Lama, ein anderer ein indischer Aristokrat und wieder ein anderer ein polnischer Graf.

Der Junge, der völlig unschuldig und unberührt war, mußte noch immer geschützt werden, damit keine negativen Kräfte ihm etwas anhaben oder von ihm Besitz ergreifen konnten. Plötzlich hielt Krishnaji mitten im Satz inne und sagte: »Wir sprechen über gefährliche Dinge. Wir können sie dadurch anziehen.« Seine Stimme klang seltsam fremd, sein Körper richtete sich auf. »Könnt ihr es spüren?« Die Luft im Zimmer vibrierte. Starke Kräfte waren in Bewegung. Krishnaji schwieg lange.

Als er wieder zu sprechen begann, hatte sich die Atmosphäre im Raum verändert-eine gute Energie breitete sich aus. Krishnaji fuhr fort.

Mrs. Besant hatte darauf bestanden, daß Krishnaji stets von zwei Eingeweihten begleitet und unterstützt wurde. Sie hatte zu ihm gesagt: »Da du im Inneren immer allein sein wirst, darfst du niemals physisch allein sein.« Die reine Energie des Jungen sollte nicht verunreinigt werden. Er sagte, er brauche selbst im Jahre 1969 noch Schutz, denn sein Charakter sei noch immer ungeformt. »Vor ein paar Tagen, als ich meditierte, konnte ich sehen, daß der Junge noch genauso existiert wie eh und je; das Leben hat ihn unberührt gelassen. Der Junge ist noch der gleiche, der er immer war. Es ist immer noch nötig, den Körper vor negativen Energien zu schützen.« Er machte eine Pause und sagte dann: »Ich fühle mich auch heute noch beschützt.«

Dann sprach er von den Zeiten, da der Körper des Jungen Krishnamurti zwei Jahre lang in absolut geschützter Atmosphäre wachsen mußte, sein Geist jedoch nicht beeinflusst werden durfte, denn »der Herr würde das übrige tun«. Krishnaji machte lange Pausen zwischen den Sätzen. Er sagte, der Körper mußte deshalb so große Schmerzen durchmachen (in Ojai und Ootacamund), weil noch immer einige geistige Unreinheiten vorhanden waren. Wir fragten ihn, wie es möglich war, daß im Laufe der Jahre auch so viele unerwünschte Menschen in seine Nähe kommen konnten. Asit Chandmal fragte: »Wieso erlaubt das Gute dem Bösen in Gestalt eines menschlichen Wesens, ihm nahezu kommen?« »Ich kann nichts und niemanden wegstoßen«, sagte Krishnaji. »Ich kann nicht sagen: >Geh weg<; es muß von sich aus gehen. Ist das nicht seltsam?« Dann fragte er: »Was ist das für eine Kraft, die etwas vollkommen beschützt, so daß es unschuldig und unberührt bleibt? Man muß außerordentlich vorsichtig sein, wenn man die Tür öffnet - sowohl das Gute als auch das Böse kann eintreten. Das Böse kann leicht eintreten, das Gute hat es schwerer. Das Böse ist nicht das Gegenteil des Guten«, wiederholte er. »Es besteht keine Beziehung zwischen beiden.«

Krishnaji sprach nun über die Einweihungen, die er in der Theosophischen Gesellschaft erhalten hatte. Gemäß der geheimen Lehren der Gesellschaft gab es drei Einweihungen. Nach den ersten beiden war immer noch eine Entwicklung zum Negativen möglich, aber nach der dritten konnte das Individuum von Aggression, Sex oder Geld nicht mehr berührt werden. Sie waren zu trivial geworden.

Es war fast Mitternacht, als Krishnaji zu Bett ging.

Von Bombay aus fuhr Krishnaji nach Madras. In den Vorträgen und öffentlichen Diskussionsrunden, die er dort hielt, warf er eine fundamentale Frage auf: Existiert überhaupt so etwas wie ein Individuum, oder ist der Mensch nur ein Produkt des Kollektiven? Das Kollektive setzt sich aus Traditionen, Glaubenssystemen und Bücherwissen zusammen. Krishnaji sagte, um das Individuum aufblühen zu lassen, müsse im Kollektiven, wie es sich in Wissenschaft und Tradition offenbarte, eine Revolution stattfinden, und deshalb müßte der Mensch seine eigene Unbestechlichkeit entdecken. »Es ist wichtig, Fragen zu stellen«, sagte Krishnaji. »Fragen, auf die es keine Antworten gibt, damit die Frage den Menschen auf sich selbst zurückwirft und er die Mechanismen des Verstandes erkennen kann. Die Hand, die etwas wegwirft oder zurückweist ist die gleiche, wie die, die festhält.«

Später, auf einem Spaziergang durch Bombay sagte er: »Der Akt des Sehens und Hörens aktiviert die Sinne. Direktes Sehen, dem nicht das Wort als Gedankenform im Wege steht, erzeugt Energie.«

Er sprach auch über die Notwendigkeit, »das Selbst zu kennen wie es ist nicht wie man es haben möchte, denn das ist Illusion, ein Ideal und fiktiv. Nur das, >was ist< kann transformiert werden, nicht das, was du gerne sein möchtest. Das Verstehen dessen, was man ist --- häßlich, schön, verschlagen, böse, dieses Verstehen ohne Verzerrung führt zur Tugend, und diese allein macht uns frei.«

Im Herbst 1970 bemerkte ich bei Krishnaji ein zunehmendes Interesse, die Spuren des traditionellen indischen Weges zur spirituellen Befreiung zu verfolgen. Er hielt sich einige Zeit in Delhi auf und sprach auf unseren Spaziergängen oder in Diskussionsrunden von der Zähigkeit der Hindus, denen es trotz vieler Angriffe und Unterdrückungsversuche gelungen war, die uralten Lehren lebendig zu erhalten.

Wir sprachen über die traditionelle Rolle des Brahmanen; über seine Arroganz, die sich in seiner Weigerung, Geld für die Weitergabe seines Wissen anzunehmen, äußerte. Seine Gabe des Lehrens mußte unentgeltlich sein. Als Brahmane konnte er nicht *Dukshina*, Almosen, annehmen. Er war überzeugt, daß er ein Recht darauf hatte, vom Staat unterstützt zu werden. Armut war sein Ge-

burtsrecht - wie das Lernen. Dieser Stolz hatte mit der Zeit eine besondere brahmanische Arroganz und Korruption hervorgebracht, die zu einer allgemeinen Degeneration des Brahmanentums geführt hatte.

Krishnaji liebte die indische Mythologie. Oft ließ er sich von mir die Legende von Narada, dem halb göttlichen, musizierenden Bettelmönch erzählen, der unablässig umherreiste und den Klatsch aus der Götterwelt unter den Göttern verbreitete. Begierig, etwas über das Geheimnis von Vishnus *Maya* zu erfahren, näherte er sich Vishnu, als dieser sich in einem Hain ausruhte. Nach der Begrüßungszeremonie fragte Narada den Gott der blauen Wasser nach dem Geheimnis seiner Maya, des Schleiers der Illusion, der die Welt des Menschen und seine Handlungen bedeckt. Vishnu willigte ein, Narada zu lehren, aber zuerst, so sagte er, solle Narada ihm etwas Wasser holen, denn er sei durstig. Narada ging in den Wald, um nach einem Gehöft Ausschau zu halten. Nach einiger Zeit kam er zu einem Haus und klopfte an die Tür. Eine bezaubernde schöne junge Frau öffnete und lächelte ihn aus ihren großen Lotosaugen an, während sie sich anschickte, das Wasser zu holen. Narada war betört und trieb sich tagelang in ihrer Nähe herum. Die Zeit verging. Narada heiratete die Angebetete, und Jahr um Jahr wurde ein Kind geboren. Narada lebte voller Glückseligkeit mit seiner Frau und seinen Kindern. Doch dann kam ein Jahr, in dem es unaufhörlich regnete. Der Fluß trat über die Ufer, und eine riesige Flutwelle riß Naradas Haus und die umstehenden Bäume weg. An einer Hand seine Frau, an der anderen ein Kind haltend und mit einem weiteren auf dem Rücken watete Narada durch das Wasser, um auf höher gelegenes Gelände zu kommen. Aber schon bald reichte ihm das Wasser bis zur Brust und schließlich bis zum Kinn. Eines nach dem anderen wurden die Kinder, die sich an ihn geklammert hatten, weggerissen, bis nur noch seine Frau übrig war. Es war Nacht, und die Dunkelheit trug noch dazu bei, sein Entsetzen zu steigern. Das Wasser stieg immer noch, und schließlich wurde auch seine Frau, die sich nicht mehr festhalten konnte, weggeschwemmt. Narada, nun ganz allein, erhob die Arme gen Himmel und rief verzweifelt nach den Göttern. Plötzlich hörte er eine Stimme: »Zehn Minuten sind vergangen. Wo bleibt mein Glas Wasser?«

Wir trafen uns im Haus von B. Shiva Rao in der Lodi Estate. Jeden Morgen diskutierten wir über traditionelles indisches Gedankengut, über Tantra, das Erwecken der *Kundalini*, Yoga, Schönheit, Wahrnehmung und die rückwärtsfließende Energie. Eines Morgens sprachen wir über den Tod. Shiva Raos Zustand war an diesem Tag besonders kritisch; die Ärzte waren bei ihm. Krishnaji hatte einige Zeit an seinem Bett gesessen und seine Hand gehalten. Shiva Raos Herz hatte mehrmals ausgesetzt; man war auf seinen Tod gefaßt.

An diesem Morgen war Krishnaji sehr ernst. Als wir begannen, über den Tod zu sprechen, sagte er, Shiva Rao würde nicht sterben, sondern sich wieder erholen. Ohne seiner Bemerkung besonderes Gewicht zu geben, fuhr er fort, es sei noch niemals jemand in einem Haus gestorben, solange er darin wohnte. Da er zum damaligen Zeitpunkt fünfundsechzig Jahre alt war, war seine Aussage doch reichlich verblüffend. Die Diskussion über den Tod begann mit der Frage: »Gibt es eine Möglichkeit zu lernen, wie man stirbt?«

Krishnaji sagte: »Wir verbannen den Tod hinter eine Mauer, trennen ihn vom Fluß des Lebens ab. Er ist etwas, das es zu vermeiden, zu fliehen gilt. Die Frage ist: Was ist Leben, und was ist Sterben? Die beiden gehören zusammen, sie sind nicht getrennt. Warum haben wir sie getrennt? Kann man etwas über das Leben und damit gleichzeitig etwas über den Tod lernen? Lernen geschieht stets in der unmittelbaren Gegenwart. Solange das Gehirn nicht direkt wahrnimmt, wird es niemals verstehen, aber da gibt es gar nichts zu lernen. Es gibt keinen Tod, wenn der Mensch sich vom Bekannten befreit hat.

Der Tod sagt, du kannst mich nicht fassen, du kannst mich nicht täuschen. Der Mind ist daran gewöhnt, Tricks anzuwenden, Erfahrungen auf bestimmte Weise zu interpretieren. Der Tod sagt, du kannst mich nicht erfahren. Tod ist eine ursprüngliche Erfahrung, ein Zustand, den ich nicht kenne, der mir schreckliche Angst macht.«

Die Diskussionen wurden fortgesetzt, und als Krishnaji nach Madras fuhr, versammelte sich eine andere Gruppe um ihn. Einer der Teilnehmer war George Sudarshan, ein junger Physiker, der an der Austin University in Texas lehrte. Sie diskutierten, in Sudarshans Worten, über »das zweite Gesetz der Thermodynamik«. Krishnaji sprach über die Zeit und erklärte, daß der Beobachtende und das beobachtete Objekt eins seien.

»Der Beobachter trennt sich selbst durch Bilder und Schlußfolgerungen ab und kreierte so Raum und Zeit. Kann der Beobachter betrachten, »was ist«, ohne den Beobachter, der Raum, Zeit und Entfernung kreierte? Der Beobachter ist Zeit.« George Sudarshan hatte Schwierigkeiten, Krishnaji zu folgen und die besondere Bedeutung, die dieser bestimmten Worten gab, zu verstehen. Er mußte erst noch mit Krishnajis Sprache vertraut werden, aber er war tief berührt von Krishnajis Ausstrahlung und hatte in seiner Gegenwart etwas »Göttliches« gespürt.

Auf der Fahrt nach Madras hatte ich einen Autounfall. Meine Wirbelsäule war angebrochen, und ich wurde, auf eine Tragbahre geschnallt, nach Bombay geflogen, wo ich drei Wochen lang bewegungslos im Bett liegen mußte. Ich konnte also nicht nach Rishi Valley fahren und an den Diskussionen mit Krishnaji teilnehmen, aber ich bestand darauf, bei den Gesprächsrunden dabeizusein, die später in Bombay stattfanden. Als ich Krishnaji in Bombay wiedersah, verblüffte mich seine Reaktion auf meinen Unfall. Er nahm mich bei den Schultern, schüttelte mich und sagte, ich solle gefälligst nicht so unverantwortlich mit meinem Körper umgehen. Ich holte einmal tief Luft und bereitete mich innerlich auf unsere Gesprächsrunde vor, in der es um Themen von außerordentlicher Tiefe und Vielschichtigkeit gehen würde. Nach zwei Stunden mußte ich mich zurückziehen und brach in meinem Schlafzimmer unter Schmerzen zusammen. Krishnaji mußte es bemerkt haben, aber er sagte nichts dazu.

Krishnaji war hochofregt über die Qualität der Gespräche, denn er spürte, daß wir uns seiner Lehre nun auf neue Art und Weise näherten. Als er Indien verließ, nahm er Kopien der Gesprächsprotokolle mit, denn er wollte diese Dialoge zur Grundlage seines neuen Buches machen. Sie wurden später unter dem Titel *Tradition und Revolution* in Indien veröffentlicht. Es war die erste umfangreiche Veröffentlichung von Krishnajis Dialogen. Das Buch betont die Bedeutung des Dialogs als Instrument zur Erweckung des Suchers in uns und die Tatsache, daß es auf die fundamentalen Fragen des Lebens keine Antworten gibt. Und doch kann man nichts anderes tun, als beharrlich fundamentale Fragen zu stellen, um die Intelligenz aufblühen zu lassen.

Im Frühjahr erreichten die Spannungen zwischen Indien und Pakistan einen Höhepunkt. Wie eine Flutwelle ergoß sich der Strom der Flüchtlinge-abgemagerte, dunkelhäutige Männer, Frauen und Kinder mit feuchten Augen - über die Grenze Ostpakistans nach Westbengalen. Ihre Anzahl reichte aus, das öffentliche Leben völlig zusammenbrechen zu lassen, und bis zum Oktober hatten zehn Millionen Flüchtlinge den Osten des Landes überschwemmt. Es war eine Katastrophe für Indien.

Im Juni 1971, kurz vor meiner Abreise in die Vereinigten Staaten, hatte ich mich mit meiner alten Freundin Indira Gandhi getroffen. Sie sagte: »Wenn die Amerikaner dich nach der Lage in Indien fragen, dann sage ihnen, Indira Gandhi habe in vollem Ernst gesagt, daß innerhalb eines Jahres kein einziger Flüchtling mehr auf indischem Boden zu finden sein wird.« Der Krieg war eine reale Bedrohung geworden, die Situation beängstigend.

Krishnaji wurde Ende Oktober aus Rom erwartet, aber am 19. Oktober schrieb er aus Paris, die Zeitungen seien voll von Nachrichten, die befürchten ließen, der Krieg zwischen Indien und Pakistan könne täglich ausbrechen. Freunde hatten ihm abgeraten, nach Indien zu reisen, denn sie waren der Meinung, er werde inmitten der überall im Lande herrschenden Kriegshysterie ohnehin keine offenen Ohren finden. Er bat uns, ernsthaft darüber nachzudenken, ob es wirklich angebracht sei, daß er zu diesem Zeitpunkt nach Indien komme. Bald folgten Briefe aus Rom. In einem Brief vom 28. Oktober schrieb er, die Zeitungen berichteten, in Indien läge »der Geruch des Krieges« bereits in der Luft. Er erinnerte mich daran, daß ich die Verantwortung übernommen hatte, »diesen Körper zu schützen«. »Und auch ich selbst trage Verantwortung für seinen Schutz. Die gegenwärtigen Ereignisse könnten unsere Arbeit in Indien gefährden. Ziehe also alle Umstände in Betracht, liebe Pupul, wir müssen eine weise Entscheidung treffen.«

Ich schrieb ihm einen Brief, in dem ich ihm versicherte, daß er selbst im Falle eines Kriegs das Land ohne Schwierigkeiten verlassen könnte. Am 3. November erhielt ich seine Antwort aus Rom:

...Krieg oder kein Krieg, mein Körper ist zur Zeit in schlechter Verfassung, und ich habe Dir bisher nichts davon geschrieben, weil ich hoffte, daß mein Zustand sich bessern würde. Schon seit den Vorträgen in Gstaad diesen Sommer spüre ich, daß mein Körper immer schneller ermüdet. Ich bin völlig erschöpft. Seit ich hier bin, muß ich mich täglich übergeben, kann kaum schlafen und verbringe die meiste Zeit des Tages im Bett. Ich mußte bereits zwei der hier angekündigten Vorträge absagen. Ich bin sicher, daß der Körper krank werden wird, wenn ich in diesem Zustand

nach Indien komme, und das würde niemandem nützen. Auch mit den Zähnen gab es Probleme. Ich hatte so sehr gehofft, daß mein Zustand sich während dieser drei Wochen in Rom bessern würde, aber leider war das nicht der Fall. Ich fühle mich eher noch erschöpfter. Deshalb glaube ich, daß es besser für mich ist, diesen Winter nicht nach Indien zu kommen. Es tut mir sehr leid, aber so ist es nun einmal. Dieser Körper muß solange wie möglich am Leben erhalten werden. Ich meine, daß wir dafür verantwortlich sind.

Ich werde von hier aus nach Brookwood und dann weiter nach Kalifornien fliegen. Mrs. Zimbalist hält sich zur Zeit bei ihrer Familie in Amerika auf. Ich werde ihr schreiben und anfragen, ob ich eine Zeitlang bei ihr in Malibu bleiben kann. Ich möchte an einen Ort gehen, an dem der Körper sich ausruhen und langsam »verschwinden« kann. Ich hoffe, Du verstehst das. Ich werde mit Dir in Verbindung bleiben, liebe Pupul.

Nandini und ich machten uns große Sorgen um Krishnaji, und am 8. November riefen wir ihn an, um uns nach seinem Befinden zu erkundigen. Bald darauf ging in Indien das Gerücht um, Krishnaji sei todkrank und läge im Krankenhaus. Wir riefen in Malibu an. Mrs. Zimbalist, bei der Krishnaji zu Gast war, beruhigte uns.

Im Herbst 1971 erlitt ich während eines Aufenthaltes in Bombay einen Herzanfall. Die Ärzte stellten fest, daß mein Blutdruck viel zu hoch war. Ich mußte drei Wochen im Bett bleiben. Auch meinem Mann, der in Delhi geblieben war, ging es sehr schlecht. Seine Lungen arbeiteten nicht mehr richtig, er litt an einem schweren Lungenemphysem. Wir veranlaßten, daß er zur Behandlung nach Bombay gebracht wurde, aber sein Zustand verschlechterte sich zusehends. Ich pendelte ständig zwischen Neu Delhi und Bombay hin und her. Am 23. Juli 1972 wurde sein Zustand plötzlich kritisch. In dieser Nacht schlief ich im Korridor vor seinem Zimmer. Kurz nach Mitternacht wurde ich hineingerufen. Jayakar war halb bewußtlos. Er sagte etwas, und ich mußte mich zu ihm hinunterbeugen, um ihn zu verstehen. »Hilf mir«, sagte er, »nimm meine Hand, hilf mir.« Ich weiß nicht, ob er mich erkannte. Ich nahm seine Hand, und in diesem Moment kam Nandini ins Zimmer und ergriff seine andere Hand.

Er lag still da und sagte nichts mehr, aber der Druck seiner Hände war noch spürbar. Im Zimmer war es ebenso still wie in meinem Inneren, und in dieser tiefen Stille nahm ich auf einmal eine Präsenz, eine Wesenheit wahr, die ihn einhüllte und ihm sanft über die Schwelle half. Plötzlich lockerte sich sein Grill'. Das erschöpfte Gesicht verlor den Ausdruck intensiven Leidens, er sah auf einmal jung und schön aus, so als wäre er nie krank gewesen. Wie konnte ich da traurig sein? Meine Tochter Radhika war ins Zimmer gekommen. Sie sah ihn »schlafend« daliegen, und es dauerte eine Weile, bis sie begriff, daß der Tod uns Gesellschaft leistete. Die Stille, die in dieser Nacht mein Wesen berührt hatte, begleitete mich auch noch an den folgenden Tagen. Auch als ich später nach Delhi zurückfuhr, konnte ich sie noch spüren.

Eines Nachts im Oktober wachte ich schweißgebadet auf. Das Fenster stand offen, und ich hatte das Gefühl, daß draußen in der Dunkelheit ein Wesen auf mich wartete. Die Angst schnürte mir den Hals zu. Ich machte Licht und lag die ganze Nacht wach, wagte nicht, die Augen zu schließen, denn mit der Dunkelheit würde auch das Wesen wiederkommen. Diese Erfahrung wiederholte sich in zehn aufeinanderfolgenden Nächten. Ich schlief ein und erwachte voller Grauen, denn ich spürte die Gegenwart des Wesens draußen in der Dunkelheit. Ich war so erstarrt, daß ich nicht einmal fähig war zu beobachten, was in mir vorging. Die Intensität der Angst erdrückte mich. Vierzehn Nächte hintereinander schlief ich kaum; ich fühlte mich wie ein Wrack.

Im Herbst 1972 kam Krishnaji nach Delhi, und ich ging zu ihm, um mit ihm zu sprechen. Er wollte alles über Jayakars Tod wissen, über die äußeren Umstände, den genauen Zeitpunkt des Todes und Jayakars psychische Verfassung im Moment des Todes. Wir sprachen darüber und saßen dann eine Weile schweigend beieinander und ließen das Gesagte auf uns wirken. Von diesem Tag an erwähnte Krishnaji Jayakars Tod nie wieder. Ein Kapitel meines Lebens war abgeschlossen. Ich mußte mich von der Vergangenheit lösen und weitergehen. Später erzählte ich ihm von der Angst, die in mir erwacht war und begonnen hatte, mich innerlich aufzureiben. Mit ernster Miene hörte er zu, hielt meine Hand und wartete, bis ich geendet hatte. So saßen wir lange schweigend beieinander.

Krishnaji nahm die Diskussionsrunden wieder auf, und an einem dieser Abende sprachen wir über das Phänomen »Angst«. Krishnaji sagte, Angst entspringe stets einem Gefühl von Isolation und absoluter Hilflosigkeit. Ich äußerte die Meinung, daß man zwar mit bewußten Ängsten umgehen, sie

sogar »aufblühen« und dadurch verschwinden lassen könne, den unbewußten Ängsten aber, den Urängsten, die den Menschen von Anbeginn seiner Existenz begleiten, hilflos ausgeliefert sei..

»Birgt das Unbewußte diese Ängste?« fragte Krishnaji. »Ist das Unbewußte empfänglich für diese Ängste, nimmt es sie aus der Umgebung auf, oder werden sie mit den Genen vererbt? Warum betrachten wir das Unbewußte als Reservoir der Angst?« »Die Angst ist immer da, doch wir nehmen sie nur in Krisenzeiten bewußt wahr«, sagte ich.

Während wir so sprachen, schienen die dunklen, namenlosen Ängste, die in unserem Inneren ihr Schattendasein führen, lebendig zu werden. Krishnaji spürte es und fragte: »Ist es so, daß die gesamte Struktur jeder Zelle Angst vor der Nichtexistenz hat? Ist Angst ein unabdingbarer Bestandteil der menschlichen Existenz? Wohnt sie der winzigsten lebendigen Einheit, der winzigsten Zelle, bereits inne? Und wenn es so ist, weshalb sollte es dann nötig sein, eine Krise zu kreieren, um sich mit der Angst auseinanderzusetzen?« Niemand wußte eine Antwort.

»Eine Geste, ein Gedanke, ein Wort, ein Blick, ein Flüstern, kann Angst auslösen. Die Angst ist hier, innen wie außen.« Und wie er so sprach, konnten wir die Gegenwart der Angst spüren - sie umgab uns und war in uns. »Warum nehmen wir nicht Kontakt mit ihr auf, bevor sie uns herausfordert?« fragte er. »Hat der bewußte Teil unseres Wesens Angst davor, der Angst ins Gesicht zu schauen?« Dann, als er die Atmosphäre im Zimmer spürte und die Hilflosigkeit auf unseren Gesichtern sah, sagte er: »Wir wollen langsam vorgehen, wir hantieren mit einer Bombe. Wir müssen die Frage einfach und direkt angehen.

Intellektuelles Analysieren hilft uns nicht weiter. Die Angst, nicht zu sein, aus. gelöscht zu werden, schlummert in jeder einzelnen unserer Zellen. Das ist unser Erbe. Ich sage, sie ist hier unter dem Teppich, hebt ihn hoch und schaut. Sie ist da. Wenn der bewußte Teil von uns erwacht ist, hat er keine Furcht. Weshalb sollte ich mich fürchten, wenn Angst Teil meines Wesens ist?«

Keiner von uns hatte irgend etwas Bedeutungsvolles beizusteuern. Krishnaji nahm den Faden wieder auf: »Kann der Mind völlig still sein? Nun laß die Angst kommen, laß sie aufsteigen. Wenn der Mind wach ist, was ist dann die zentrale Wurzel der Angst?« Während er so sprach, kam die aufsteigende Spirale der Angst zum Stillstand. Der Mind war still, der Körper ebenfalls.

»Bist du jemals in diesen Zustand gekommen?« fragte ich ihn. Wieder schwieg er eine Weile. »Mehrere Male, wenn der Mind völlig still ist, völlig in sich ruht, weder annimmt, noch zurückweist, weder rationalisiert noch flüchtet, wenn absolut keine Bewegung stattfindet. Wir sind zur Wurzel der Frage vorgedrungen, nicht wahr?«

Ich hatte zugehört, und ich begriff, daß Angstfreiheit nicht durch irgendeine innere oder äußere Aktion erreicht werden konnte, sondern nur dann möglich war, wenn der Verstand völlig still wurde. Die Ruhe, die das Gespräch in mir hervorgerufen hatte, begleitete mich, und in dieser Nacht schlief ich zum ersten Mal wieder ohne Angst. Auch später wurde ich nie wieder von dieser grauenvollen Urangst überfallen. Die wenigen Ängste, die seit diesem Diskussionsabend noch auftraten, bewegten sich stets an der Oberfläche des Bewußtseins, so daß ich mich leichter mit ihnen auseinandersetzen konnte. In den darauffolgenden Tagen sprach Krishnaji mit mir über das Alleinsein. Es war ein außergewöhnlicher Seinszustand - ein Zustand völliger Isolation. Der Mind ist gefangen im Wesen des Selbst, dem »Ich« mit seinem Netz von Worten und Vorstellungen. Er forderte mich auf, mich mit dem absoluten inneren Alleinsein zu konfrontieren, denn nur so konnte man die Angst hinter sich lassen. »Frei von Angst zu sein bedeutet, frei von der Zeit zu sein«, sagte er. Ich nahm diese Worte auf und bewahrte sie in meinem Inneren wie einen kostbaren Schatz.

Kapitel 26: »Liebe leidet nicht.«

1971 hielten der Krieg mit Pakistan und die Gründung des Staates Bangladesh den Subkontinent in Atem. Krishnaji sprach bei seinem Besuch im Jahre 1972 voller Besorgnis über diese Entwicklung. Er fragte uns, wieso wir nicht gegen die kriegerische Auseinandersetzung, diesen höchsten Ausdruck von Gewalttätigkeit, protestierten. Für ihn war klar, daß ein Krieg, ganz gleich, welche Umstände dazu geführt haben mochten, auf keinen Fall akzeptiert werden konnte. Wir versuchten, ihm zu erklären, welche Sprengkraft in der Anwesenheit von zehn Millionen Flüchtlingen auf indischem Boden lag, welche Probleme die Situation mit sich gebracht hatte, doch er wich nicht von seiner Meinung ab.

In den Gesprächsrunden fiel uns auf, daß sich seine Wortwahl und seine Sprache verändert hatten. Er versuchte, die ursprüngliche Bedeutung bestimmter Worte und Begriffe aufzuzeigen und zog klare Trennungslinien zwischen Gehirnfunktion, Mind und Bewußtsein. In einem seiner Vorträge in Delhi sagte er, die Gehirnzellen seien im Laufe von Tausenden von Jahren konditioniert worden, und wenn es uns nicht gelänge, diese Konditionierung zu durchbrechen, sei die Katastrophe auf diesem Planeten unausweichlich. »Die Welt steht in Flammen. Kann das Bewußtsein, die gesamte menschliche Struktur, eine radikale Wandlung durchmachen; ist ein Quantensprung möglich? Sind wir in der Lage, unsere fragmentarische Lebensweise durch eine ganzheitliche zu ersetzen?« Krishnaji wirkte sehr traurig. Am 19. November sagte er in Delhi: »Es ist eine der schmerzlichsten Erfahrungen, etwas aus tiefstem Herzen vermitteln zu wollen und nicht verstanden zu werden, zu spüren, daß es nicht »empfangen« wird. Das ist nicht nur für den Sprecher schmerzlich, sondern auch für euch, die Zuhörer.« Krishnaji ahnte bereits das Ausmaß der weltweiten Eskalation der Gewalt und sagte, der Mensch sei ein Gefangener der Gegensätze -Liebe, Haß; Gewalt und Friedfertigkeit. Aber die Realität war das, »was ist«, und das bedeutete Gewalttätigkeit.

Er untersuchte das Denken und die Muster, innerhalb dessen es sich bewegte. Das Denken war Vergangenheit in Form von Erinnerung, das Denken war Zeit.

»Kann der Mind, können die Gehirnzellen als Produkt der Zeit (im Sinne von Evolution), kann das gesamte innere Wesen, das alles Denken und Wünschen umfaßt, völlig still werden? Es kann nur dann still werden, wenn man verstanden hat, welchen Stellenwert das Denken einnimmt, wenn man verstanden hat, wo es wichtig und wo es unwichtig ist. Ohne ein Verstehen der Strukturen und Mechanismen des Denkens wird man diese Stille nicht auf natürlichem Wege erfahren können.

Doch diese Stille ist notwendig. Wenn man eine Wolke beobachtet und das Licht hinter dieser Wolke sieht, kann man die Schönheit dieses Schauspiel nicht wirklich erfahren, wenn der Verstand ständig plappert, ruhelos hin und her springt, spekuliert, verbalisiert. Der Verstand muß still sein, und er wird still sein, wenn man Kontrollen und Autoritäten hinter sich läßt, all das, was der Mensch sich zurechtgelegt hat, um die Wahrheit zu finden oder Erleuchtung zu erlangen. Alles, was der Mensch hervorgebracht hat, ist in der Zeit gefangen. Um das zu finden, was jenseits der Zeit existiert, was nicht gemessen, nicht benannt werden kann, muß der Mensch völlig still werden. Kann dieser Verstand also - bitte folgen Sie mir - der Verstand, der absolute Sicherheit sucht, weil er sonst nicht frei und effektiv funktionieren kann -, kann dieser Verstand so völlig sicher sein, daß er ohne Reibung arbeiten kann?

Wenn man das sehen kann, beginnt man, eine Klarheit zu entwickeln, klar zu beobachten und zu lernen, und das ist Intelligenz. Wenn man beobachten und erkennen kann, was falsch ist, werden die Gehirnzellen still, und so kann das gesamte innere Wesen des Menschen auf natürliche, einfache, schöne Weise - ohne jegliche Anstrengung - zur Ruhe kommen. Und in dieser Stille existiert die Zeit nicht mehr. Es hat jedoch keinen Sinn zu fragen: »Kann der Mind diese Stille aufrechterhalten oder kontinuierlich in dieser Stille verweilen?« Diese Frage ist Ausdruck eines aus dem Verstand kommenden Wunsches, denn der Verstand möchte diese Stille konsumieren wie alle anderen Vergnügungen.

In dieser Stille existiert kein Beobachter, keine Erfahrung-nichts außer dieser außerordentlichen Qualität völliger, totaler Stille. In dieser Stille öffnet sich die Tür, und was hinter dieser Tür liegt, ist unbeschreiblich, es kann nicht in Worte gefaßt werden.«

Den Sommer 1971 verbrachte ich in den Vereinigten Staaten. Radhika und ich machten Ferien in Kalifornien. Eines Tages erzählte sie mir von einem sehr ungewöhnlichen Vortrag, den sie in Toronto gehört hatte. Der Redner hieß Jvan Illich, ein ehemaliger Jesuitenpater, der mehrere Jahre in Südamerika gelebt hatte. Differenzen mit der Kirche in Rom hatten ihn schließlich, nach langem Hin und Her, bewogen, den Jesuitenorden zu verlassen und sich in Cuernavaca, Mexiko, niederzulassen. Dort gründete er ein spirituelles Zentrum, einen »leeren Raum«, wie er es nannte, wo sich Gleichgesinnte treffen konnten.

Den Vortrag in Toronto hatte er »Entschulung der Gesellschaft« genannt, und Radhika gab mir sein Buch zu lesen, dessen Originalität und Eindringlichkeit mich beeindruckte. Nach meiner Rückkehr nach Indien gab ich das Buch Indira Gandhi. Sie las es, fand, daß es für die indische Situation von Bedeutung war und sorgte dafür, daß Illich nach Indien eingeladen wurde. Er erzählte mir später einmal, er habe zunächst gezögert, einer Einladung aus Regierungskreisen zu folgen, sich

dann aber doch entschlossen, sie anzunehmen. Wir hatten eine gemeinsame Freundin, Dorothy Normann, und er brachte ein Empfehlungsschreiben von ihr mit.

Im Spätherbst 1972 kam Illich zum Abendessen in unser Haus in Delhi. Ich war beeindruckt von seiner starken Ausstrahlung und reagierte begeistert auf die Herausforderung, die in seinen Worten lag. Schon bald wurden wir gute Freunde. Indira Gandhi hatte mich gebeten, bei der Gestaltung seines Besuchsprogrammes zu helfen, und so hatte ich unter anderem einen Besuch bei Krishnamurti in Rajghat vorgeschlagen.

Am 27. November traf Illich in Rajghat ein. Er wurde in einem Zimmer über dem Gästehaus einquartiert, von wo er einen herrlichen Blick über den Ganges hatte. Die Mahlzeiten nahm er zusammen mit Krishnaji ein. Das erste Treffen zwischen den beiden fand an einem Nachmittag statt. Es war ein fruchtbares Zusammentreffen zweier großartiger Menschen. Krishnaji war lebendig, empfänglich, beobachtend, Illich rational, belesen, mit den wichtigsten Strömungen der westlichen Philosophie vertraut und doch bereit, Neues und Unbekanntes aufzunehmen. Der Ganges lauschte der Unterhaltung, wie er seit Jahrtausenden dem Klang der Stimmen, den Fragen und Antworten der Menschen gelauscht hatte.

Obwohl die Gedanken Krishnajis und Illichs zwei verschiedene Strömungen bildeten, trafen sie sich in ihrem leidenschaftlichen Eintreten für Transformation und Veränderung und waren sich einig, daß der Mensch sich von Illusionen befreien mußte.

Als ich Illich Krishnaji vorstellte, hatte ich seine kritische Haltung der Gesellschaft gegenüber und sein Engagement für ihre Umstrukturierung erwähnt. Krishnaji und Illich diskutierten über das im gegenwärtigen Erziehungswesen herrschende Chaos. Illich meinte, das Individuum müsse sich von falschen Vorstellungen darüber, was es der Gesellschaft schuldig sei, befreien. Krishnaji hörte ihm zu und versuchte, Kontakt mit dem Menschen, der sich hinter den Worten verbarg, aufzunehmen. Als er spürte, daß sie sich nicht trafen, deutete er auf den Fluß. »Dort fließt der Ganges. Er fließt, und ebenso werden alle Menschen von einem Strom vorwärtsgetrieben. Sicher, das Individuum tritt aus dem Strom heraus. Das Wort >Individuum< bezeichnet ein Wesen, das nicht teilbar ist, das ganz ist, nicht gespalten.« Der Fluß wurde bald zu einer Metapher, um die sich der Dialog spann; die beiden Stimmen trafen sich und trennten sich wieder.

Auch Illich versuchte, einen echten Kontakt herzustellen, und sich in diese neue Beziehung einzufühlen. Er erzählte, daß er einige Stunden am Flußufer verbracht und zugeschaut hatte, wie die Menschen dort badeten, beteten, mit dem Fluß lebten - unter den brennenden Ghats. Er hatte Menschen beobachtet, die aus dem Fluß gestiegen waren und sich still am Ufer niedergelassen hatten, hatte ihre Resignation gespürt, das Akzeptieren der Tatsache, daß der Fluß eines Tages auch ihre Körper oder was davon übrig war hinwegschwemmen würde. Dann sprach er über die moderne technokratische Gesellschaft, die auch in Indien die Menschen zu versklaven begann, so daß sie ihren Kontakt zum Leben verloren, und über die weltweit sich verbreitende Überzeugung, die moderne Technologie könne selbst Berge versetzen.

»Aber was nützt es, wenn sie Berge versetzt«, sagte Krishnaji, »bleiben es nicht dieselben Berge? Es gibt für den Menschen nur eine Möglichkeit, aus dem Strom herauszutreten, um nie wieder zurückzukehren oder einen neuen Strom zu bilden.«

Illich antwortete mit einem Gedicht der Navajo-Indianer Mexikos, dessen erste Zeile wiederholt wird und zum Nachdenken einlädt:

Nur für kurze Zeit hast du uns einander geliehen, Denn es ist dein Zeichenstift, der uns Form gibt.
Durch deine Malerei werden (wir) zu dem, was wir sind. Dein Lied an uns schenkte uns unsere
Stimmen. Aber nur für kurze Zeit hast du uns einander geliehen. Denn so, wie selbst die
Zeichnungen in kristallisiertem Obsidian verschwinden und die grüne Farbe der
Quetzalcoatlfedern verblaßt, und der Wasserfall während des Sommers verschwunden ist -so
verschwinden auch wir. Nur für kurze Zeit hast du uns einander geliehen.

Illich war an den Ufern des Ganges Zeuge einer Lebensbejahung geworden, die nicht in moderne Begriffe übertragen werden konnte. Er hatte das Gewichtige, die Tiefe und Verwurzelung einer Zivilisation gespürt, die der Fluß symbolisch widerspiegelte, und war besorgt darüber, wie schnell und radikal der Mensch die Verbindung zu seinen Wurzeln, seinen uralten Traditionen verlor. Der moderne Mensch, der Mensch der Industriegesellschaft, dessen Werte institutionalisiert worden

waren, war der Meinung, man könne die Menschen aus ihrer alten Strömung herausreißen und in eine neue Strömung versetzen; aber diese neue Strömung war leblos, illusionär und abstrakt. Er sprach über die moderne Erziehung, die versuchte, ein neues Bewußtsein zu schaffen, über die Illusion, man könne aus dem Fluß der Tradition aussteigen, um eine neue Strömung zu kreieren, die eine neue Menschheit hervorbringen würde.

Für Krishnaji symbolisierte der Fluß alle Traditionen, sowohl moderne als auch alte. Er war der Meinung, daß Traditionen, ganz gleich, wie alt oder hochstehend sie sein mochten, den Menschen konditionierten. »Wenn ich einen Sohn hätte- und ich betrachte sie als meine Söhne, in England, Frankreich oder hier -, würde ich versuchen, ihm zu helfen, sich von beiden Strömungen zu befreien.« War es nicht notwendig, fragte er, daß junge Menschen von allen Konditionierungen frei wurden? Krishnaji und Illich waren sich einig, wie wichtig es ist, daß der Mensch Mitgefühl entwickelt, daß es aber nicht notwendig ist, deshalb zu »dem oder jenem« zu werden. Illich hatte die starke Traditionsgebundenheit der indischen Frauen gespürt und machte eine Bemerkung darüber. Er fürchtete aber, auch sie würden diese Verbindung verlieren. Er selbst war dankbar für seine Wurzeln in bestimmten Traditionen und wollte die Stütze und Disziplin, die sie ihm gaben, nicht missen. Für Krishnaji jedoch war jede Disziplin oder Kontrolle eine Form von Gewalt. Nur wenn der Mensch sich selbst verantwortlich fühlte, konnte er frei und mitfühlend sein. Für Krishnaji waren Freiheit und Mitgefühl untrennbar. »Wir haben in den vergangenen fünfzig Jahren nichts anderes getan, als zu versuchen, ein paar Leuten zu helfen, aus dem Strom herauszusteigen - ohne Motiv herauszusteigenm Lernen, so sagte er, sei das wesentliche Instrument zur Befreiung des Geistes, und zwar eine Art des Lernens, die den Menschen immer wieder motivierte weiterzugehen, weiter zu lernen.

Am Flußufer begann ein Hund zu bellen; die Geräusche des abendlichen Varanasi drangen ins Zimmer. Krishnaji griff das Thema »Mitgefühl« wieder auf. Er fragte Illich, ob dieser sehen könne, daß Freiheit und Mitgefühl mit dem Gefühl, keiner Tradition anzugehören, zusammenhängen. Illich bejahte, denn die Zugehörigkeit zu einer Tradition gab ein gewisses Gefühl von Macht, während es Machtlosigkeit bedeute, für sich allein zu stehen. Krishnaji meinte, die Zugehörigkeit zu einer solchen Gruppe gäbe den Menschen das Gefühl, sie würden etwas tun, sich verändern, handeln. »Kann jemand sagen, ich gehöre nirgends dazu und dann sehen, was geschieht? Die meisten Menschen sind Katholiken, Buddhisten, Hindus, und diese Traditionen zerstören sie.« Illich sprach von der Möglichkeit, Enklaven zu schaffen, Kommunen, die außerhalb der allgemeinen Strömung existierten, aber die beiden waren sich einig, daß solche Lebensformen nicht funktionieren konnten, wie die Geschichte gezeigt hatte. Krishnaji sprach über die furchtbaren Dinge, die überall in der Welt geschahen. Er fragte: »Was können wir tun?« Illich meinte, vielleicht habe der Fortschrittsglaube der Elite fast aller Länder der Erde, der Glaube an das »Mehr« und »Besser« die gegenwärtige Misere herbeigeführt. Für ihn war die Vorstellung, alles müsse ständig »verbessert« werden, ein Irrweg des Verstandes.

»Wissen Sie, wir alle sind Menschen aus zweiter Hand. Alles Wissen ist aus zweiter Hand. Sich davon zu befreien heißt, nirgends dazuzugehören, kein Wissen anzuhäufen«, sagte Krishnaji. I Illich fragte, ob Krishnaji damit sagen wolle, man solle sich, statt Wissen anzuhäufen, auf die unmittelbare Erfahrung verlassen. Krishnaji jedoch sah das anders. Für ihn war Erfahrung eine gefährliche Sache. »Wenn der Mind völlig wach ist - wozu braucht man dann Erfahrung? Die ganze Welt strebt danach, Erfahrungen zu machen, Wissen zu erlangen, im Strom zu schwimmen und irgendwo dazuzugehören.«

Illich hingegen mochte diese kleinen Ströme, diese reichen Traditionen, die dem menschlichen Leben bestimmte Formen gegeben hatten, Formen, die, wenn man sie zu Göttern oder Hierarchien machte, zugegebenermaßen destruktiv sein konnten, so wie andere destruktive Strömungen auch. Er fühlte sich verantwortlich, anderen zu helfen, kritischer zu werden und schämte sich zuzugeben, daß auch er in diesen kleinen Traditionen verwurzelt war, selbst wenn das bedeutete, zumindest teilweise ein Mensch aus zweiter Hand zu sein.

»Einen Moment«, sagte Krishnaji, »nicht so schnell. Man möchte irgendwo dazugehören, weil man sich innerlich einsam fühlt, Angst hat. Es ist ein psychologisches Phänomen, es geht unter die Haut. Man möchte irgendwo dazugehören, zum großen Strom oder einem kleinen Strom, zum neuesten Ashram, zum neuesten Guru. Wissen Sie, was ich meine? Man geht wieder in die Kirche oder tritt dem Buddhismus bei. Man muß nach innen schauen, dann kann man vielleicht wirklich klar

sehen, daß man nirgends dazugehört und weist deshalb alle Dinge von sich, die der Mensch sich zurechtzimmert hat - Ideologien, Formeln, Konzepte, Glaubenssysteme -, denn sie sind alle Teil des Stromes.«

Krishnaji wandte sich dem für ihn wesentlichsten Punkt zu. »Man muß fähig sein, die Realität wahrzunehmen. Ich möchte den Menschen zurufen: >Schaut, schaut einfach, diskutiert nicht, interpretiert nicht, sagt nicht, dies ist richtig und das ist falsch. Fragt nicht, wie soll ich leben, wenn ich nirgends dazugehöre? Schaut einfach - mit unbestechlichen Augen.« Illich wollte den Leuten zeigen, was sie nicht tun konnten. Zu wissen, was man nicht tun konnte, bedeutete für Krishnaji, das Richtige zu tun. Das verstand Illich sofort. Das Gespräch bekam einen neuen Akzent. Illich meinte, er müsse das, worüber sie sprachen, mit möglichst klaren Begriffen in konkretes Wissen umsetzen. Krishnaji meinte, das habe Zeit. Zuerst mußte man aufhören, irgendeiner Gesellschaft, irgendeiner Nation anzugehören. Man mußte sich selbst befreien. Mußte frei sein, zu sehen, und diese Freiheit bedeutete Handeln.

Krishnaji sagte, der Nationalismus trenne die Menschen voneinander. Illich vertrat seinen Standpunkt ebenso bestimmt. Er betonte noch einmal, wie notwendig es sei, Wurzeln zu haben, was für ihn viel mehr bedeutete, als Nationalist zu sein. Krishnaji erwiderte, auch er selbst habe Wurzeln, da er in Indien in die brahmanische Tradition hineingeboren worden sei. Diese Wurzeln, die Tausende von Jahren alt sein mochten, waren seine Konditionierung; aber solange der Mind auf diese Weise konditioniert war, war er nicht frei.

Es war die Vergangenheit, die in den Köpfen der Menschen festsaß und sie schließlich voneinander trennte. Gedanken waren Wissen. »Wenn ich mit dir in Frieden leben will, muß das Denken zum Stillstand kommen. Das, worin ich meine Wurzeln habe, verhindert eine Beziehung zu dir.«

Für Krishnaji war das Sehen, das Beobachten dessen, »was ist«, ohne daß sich Gedanken zwischen den Beobachter und die Realität schoben, das Wesentlichste; das allein führte zu richtigem Handeln. Illich erwiderte, er beginne allmählich, Krishnaji zu verstehen. Das Problem lag darin, die richtigen Worte zu finden, um sich verständlich zu machen. Er sah aber eine Gefahr darin, daß die junge Generation, wie er meinte, die Fähigkeit verloren hatte, das Echte vom Falschen zu unterscheiden.

Krishnaji faßte die losen Fäden ihrer Unterhaltung zusammen und sagte: »Wenn ich aus diesem Strom heraustrete, bin ich nicht gespalten, nicht widersprüchlich; ich bin ganz. Das Ganze hat keine Wurzel.«

Illich war noch nicht bereit, loszulassen, er spürte noch immer die Notwendigkeit, Wurzeln zu haben. Krishnaji dagegen meinte, der Mensch könne nicht wachsen und aufblühen, solange dieses zentrale Problem nicht gelöst sei, aber der Mensch müsse aufblühen. Illich meinte, es gäbe wenig Hoffnung, das zentrale Problem zu lösen. Er war bereit, das zu akzeptieren und zu leben und zu sterben, ohne Vollkommenheit erreicht zu haben. An diesem Punkt trennten sich die Wege der beiden.

Für Krishnaji war Illichs Ansatz nicht akzeptabel. Plötzlich begann er, über die Beendigung des Leidens zu sprechen. Für ihn war das Leben nicht dazu da, ununterbrochen zu leiden. Illich dagegen glaubte, das Leiden müsse akzeptiert werden. »Warum«, fragte Krishnaji, »sollten die Menschen seelisch leiden?« »Weil Gott es akzeptiert hat«, sagte Illich. Krishnaji fragte unbarmherzig weiter. »Warum sollte der Mensch leiden?« Für ihn war das Akzeptieren seelischen Leidens gleichbedeutend mit absoluter Ignoranz. Warum sollten die Menschen leiden? Weil sie unbewußt waren? Weil sie voller Konflikte steckten? Weil sie in sich selbst widersprüchlich waren? Illich antwortete ebenso leidenschaftlich. Er war überzeugt, daß Leiden das Schicksal des Menschen war. »Ah, das ist es«, sagte Krishnaji. Illich spürte die Notwendigkeit, seine Konditionierung klar zu erkennen und zu akzeptieren, daß sie ihn formte, aber Krishnaji weigerte sich zu akzeptieren, daß Leiden ein unabdingbarer Bestandteil des menschlichen Schicksals sei.

Die beiden Meinungen prallten aufeinander. Illich fragte: »Welche Bedeutung hat dann Mitgefühl?« Die Antwort kam prompt: »Mitgefühl bedeutet *Gefühl für alles*. Liebe leidet nicht.« Sie trennten sich. Ich begleitete Illich bis zu seinem Zimmer, und als wir so schweigend nebeneinander hergingen, blieb er plötzlich stehen, pflückte eine Jasminblüte und reichte sie mir. Es war eine anmutige Geste. Am nächsten Tag traf er sich wieder mit Krishnaji, doch bei diesem Gespräch war ich nicht anwesend.

Kapitel 27: »Der Beobachter und das Beobachtete sind eins.«

Im Juni 1973 fand das erste internationale Treffen der *Krishnamurti Foundation* in Brockwood Park statt. Achyut, Sunanda, Balasundaram und ich vertraten die indische *Foundation*. Als Krishnaji uns den Mitgliedern der amerikanischen und englischen *Foundation* vorstellte, sagte er über Achyut: »Wie soll ich Achyut vorstellen? Er war einer derjenigen, die halfen, die Engländer aus Indien zu vertreiben.«

Wir sprachen über rechtliche Angelegenheiten, Copyright und Veröffentlichungen. Nach einigem Hin und Her wurde beschlossen, daß die englische *Foundation* weiterhin in Besitz des Copyrights bleiben solle. Die indische *Foundation* erhielt das Recht, Krishnajis Vorträge und Auszüge aus den Diskussionsrunden, die er in Indien hielt, zu veröffentlichen und alle drei Jahre eine internationale Schrift herauszubringen.

Krishnaji besaß nichts außer seinen Kleidungsstücken und seiner Armbanduhr. Er verkündete jedoch seinen letzten Willen: Er wollte nach seinem Tod an dem Ort verbrannt werden, an dem er gestorben war. Über seiner Asche sollte kein Gedenkstein errichtet werden. Als er unsere traurigen Gesichter sah, fügte er scherzend hinzu: »Falls ich in England sterbe, könnt ihr mich in Golders Green verbrennen und meine Asche dort verstreuen.«

Bei seinen Worten spürte ich einen Kloß im Hals. Ich sagte zu ihm, er solle nicht solche Scherze machen, sein Körper sei heilig, und niemand dürfe seinen Fuß auf den Flecken Erde setzen, unter dem seine Asche lag. »Wir werden die Asche in Indiens Flüsse streuen.« Sofort wurde er ernst, wandte sich den anderen zu und sagte: »Ja, dieser Körper ist heilig.« Es wurde also beschlossen, seine Asche nach Indien zu schicken und dort dem Wasser der Flüsse anzuvertrauen, das sie zum Ozean tragen würde.

Am 17. November 1974 traf Krishnaji in Delhi ein, von wo aus er direkt nach Varanasi weiterreisen wollte. Ich hatte mir einen Passierschein besorgt, damit ich ihn in der Lounge hinter der Zollbarriere treffen konnte. Plötzlich fiel mein Blick auf eine bekannte Gestalt: Mit einer Blumengirlande um den Hals und von Jüngern umgeben, stand da Maharishi Mahesh Yogi. Als ich neben Krishnaji in der Halle saß und wir auf sein Gepäck warteten, fragte ich ihn: »War der Maharishi im selben Flugzeug?« Krishnaji lächelte. Er war in Rom zugestiegen, und als er durch die Sitzreihen zu seinem Platz ging, hatte er im Vorbeigehen eine bärtige Gestalt bemerkt, die im Schneidersitz auf einem Tigerfell saß. Krishnaji wußte, daß er den Mann schon irgendwo gesehen hatte, aber er konnte sich nicht mehr genau erinnern, bei welcher Gelegenheit. Kurz darauf kam die Stewardess mit einer Rose in der Hand auf ihn zu und fragte, ob er J. Krishnamurti sei. Als er bejahte, reichte sie ihm die Rose und sagte, der Maharishi schicke sie ihm mit herzlichen Grüßen. Krishnaji ließ seinen Dank übermitteln. Als er wenige Stunden später auf dem Rückweg vom Waschraum an Maharishis Platz vorbeikam, sprang der Maharishi auf. Nachdem beide ihre Hände zum Namaskara zusammengelegt hatten (die traditionelle indische Form der Begrüßung zwischen Freunden, Fremden, jung und alt), deutete der Maharishi auf den freien Platz neben sich und schlug vor, eine Weile zu plaudern. Krishnaji setzte sich. Nachdem man einige Höflichkeiten ausgetauscht hatte, erzählte der Maharishi, er sei auf dem Weg nach Nepal, um den Beginn einer weltweiten Bewußtseinsrevolution anzukündigen. Er schlug vor, Krishnaji solle ihn begleiten und ihn bei seiner Arbeit unterstützen, denn er sei sicher, daß sie zusammen die Menschheit verändern könnten. Krishnaji lehnte höflich ab. Er habe eine Reihe von Verabredungen und Verpflichtungen und könne daher das Angebot des Maharishi nicht annehmen, doch der Maharishi bedrängte ihn noch eine Weile, denn er war der Meinung, seine Mission sei wichtiger. Nach einer guten Stunde hatte Krishnaji sich verabschiedet und war auf seinen Platz zurückgekehrt.

Im November 1974 kam Krishnaji wieder nach Varanasi. In einer Diskussionsrunde, die am 19. November in seinem Wohnzimmer stattfand, von dem aus man einen herrlichen Blick auf den Ganges hatte, fragte ich ihn: »Könnten wir einmal die Hauptpunkte der Lehre präzisieren?« Wir hörten ihm seit fünfundzwanzig Jahren zu, und viele von uns waren mit dem gesamten Gebiet der Selbsterkenntnis vertraut, doch die Frage: »Was ist die Lehre?« blieb bestehen.

Krishnaji war überrascht. Er schwieg, damit die Frage sich langsam entfalten konnte. Schließlich sagte er: »Ich weiß nicht. Ich kann es nicht in ein paar Worte fassen, nicht wahr? Ich glaube, es ist grundsätzlich nicht richtig, von einer Lehre oder von Schülern zu sprechen - zumindest für mich ist es so. Ich glaube, es ist mehr eine Sache des Teilens als des Lehrens, es geht eher darum, an etwas

teilzuhaben, als um Geben und Nehmen. Können wir also etwas teilen, das jenseits von Zeit, Verstand und Richtung existiert? Können wir teilen, oder sind wir alle so konditioniert, daß wir nicht mehr wissen, was es heißt zu teilen?«

Darauf folgte eine längere Diskussion über die Bedeutung von »Teilen«, »Teilhabe« und »Empfangen«. Krishnaji sagte: »Es gibt keinen Lehrer und keinen Schüler. Ist es eine Frage des Mitgefühls?« Kurz darauf, als die Energie im Raum durch das Gespräch spürbar gestiegen war, warf er plötzlich ein: » Du hast gefragt: >Was ist die Lehre?< Nicht wahr? Ich sage, der Kernpunkt der Lehre lautet: >Solange Du existierst, kann das *Andere* nicht existieren.«<

Ich lauschte Krishnajis klaren Worten, ohne zu denken, doch im nächsten Moment fing der Verstand wieder an zu arbeiten. Wir diskutierten über die Qualität des Zuhörens, das Reifen des Bewußtseins.

»Würdet ihr sagen«, fragte Krishnaji, » daß der Mind von jeder Bestrebung des Willens, des Ansammelns von Wissen, der Zielgerichtetheit, frei sein muß? Jede Bestrebung ist mit der Zeit verknüpft. Zeit ist Bewegung. Ich frage euch: Ist Zeit notwendig, um wirklich sehen zu können, oder ist sie nicht notwendig? Wie kann ein Mind, die gesamte Mindstruktur, die ein Produkt der Zeit ist, etwas sehen, das außerhalb der Zeit existiert? Könnt ihr das Paradoxe daran erkennen? Könnt ihr also all das, was ihr angesammelt habt - Vergnügen, Schmerz, Leid - hinter euch lassen?«

»Übst du das?« fragte ich. »Natürlich nicht. Solche Übungen, solche Praktiken sind trivial. Der Mind, der Verstand, hat sich im Laufe der Zeit entwickelt. Er ist ein Produkt der Zeit. Kann dieser Mind das sehen, was außerhalb der Zeit existiert? Offensichtlich nicht. Was ist es also, das fähig ist, etwas jenseits der Zeit Existierendes wahrzunehmen? Findet es heraus.«

Ein paar Tage später fand der erste gemeinsame Diskussionsabend mit den Buddhisten statt. Unter den Teilnehmern war auch Rimpoché Sandup, ein *Bhikshu* (Mönch) aus Tibet, der, in rötliches Orange gekleidet, mit ernsten Augen aus einem alterslosen Gesicht blickte. Er leitete das Institut für Tibetologie in Sarnath. Außerdem nahmen Pandit Jaganath Upadhyaya von der Sanskrit-Universität, ein Sozialist und Vertreter der Nagarjuna-Tradition, andere Pandits der gleichen Universität und Krishnajis Freunde an der Diskussionsrunde teil. Als Rimpoché Sandup später seine Eindrücke wiedergab, sagte er zu mir, er habe Krishnaji eine Frage gestellt. Krishnaji habe die Frage jedoch negiert und wiederum ihn (Rimpoché) herausgefordert. Krishnaji hatte ihn verwirrt, er konnte Krishnajis Ansatz nicht verstehen. Im Laufe der Jahre, in denen er immer wieder Krishnajis Vorträge und Diskussionsrunden besuchte, begann der Lama zu verstehen, daß es auf die fundamentalen Fragen des Lebens keine Antworten gab, daß man sie aber trotzdem stellen mußte. »Krishnaji«, sagte er, »liefert nie eine Antwort, legt niemals irgend jemandem etwas in den Mund, aber seine Art, dich herauszufordern, entzündet einen Funken in dir, der dir hilft, aufzuwachen und das, »was ist«, sich einfach entfalten läßt.« Rimpoché fuhr fort: »Wenn man einmal Krishnajis Mitgefühl gespürt hat, weiß man, daß es für ihn keine Grenzen gibt. Die Lehren der meisten Lehrer sind begrenzt, aber Krishnajis Ansatz ist allumfassend.« Krishnaji, seine Ausstrahlung und seine Worte, hatten ihn tief berührt. »Je mehr man versteht und versucht, sich Krishnaji zu nähern, desto mehr entzieht er sich, und desto tiefer sind seine Einsichten. Man kann ihn nie festhalten, sich ihm niemals nähern, denn es gibt keinen Endpunkt. Er ist grenzenlos.«

Rajesh Dalal war ein junger Wissenschaftler, der gerade sein Studium am *Indian Institute of Technology* in Kanpur abgeschlossen hatte. Er kam nach Rajghat, um Krishnaji sprechen zu hören. Von der Tiefe und Bedeutung der Lehre beeindruckt, war er einer der ersten jungen Akademiker, der von den üblichen Karrierevorstellungen abrückte und als Lehrer in einer von Krishnajis Schulen zu arbeiten begann.

Im November 1976 trafen sich die beiden zum ersten Mal in Rajghat. Rajesh war ziemlich aufgeregt, als er an Krishnajis Tür klopfte, denn die Vorstellung, dem »großen Meister« persönlich gegenüberzutreten, machte ihn nervös. Krishnaji empfing ihn an der Tür, nahm ihn bei der Hand und führte ihn auf die Veranda, von der aus man über den Garten und den Fluß blickte. Sie setzten sich, und Krishnaji sagte: »Bitte, mein Herr, seien Sie nicht schüchtern.« Er begann, Fragen über Rajeshs Leben zu stellen, über seinen Geburtsort, sein Heim, seine Eltern, die Schule, die er besucht hatte. Krishnaji wirkte so ermutigend auf Rajesh, daß dieser anfangs, munter drauflos zu plaudern. Er sprach über sein Leben und vergaß, wie er sagte, »mit wem ich sprach. Es war, als würde ich zu einem guten Freund sprechen. Als ich ihm erzählte, daß ich in der Schule und im College schon immer mit

Dingen, Menschen, Ideen, Zahlen und Worten gespielt hatte, schien ihm das zu gefallen, und er sagte: »Das ist gut.«<

Plötzlich war Krishnaji sehr ernst und still geworden. Rajesh spürte die außergewöhnliche Tiefe dieser Stille, die ihn im Innersten berührte. Auf einmal nahm er den Sonnenuntergang und »das rosa- und goldfarbene Glitzern der Wellen auf der Oberfläche des Flusses wahr.« Er spürte die Bewegung der Peepulblätter, als der Wind mit ihnen spielte, und lauschte dem Ruf der Pfauen. Sie saßen etwa fünf Minuten lang schweigend da. Rajesh schaute ein- oder zweimal zu Krishnaji hinüber, denn er erwartete, daß dieser das Schweigen brechen würde. Es fiel ihm schwer, diese Stille auszuhalten. Allmählich begann er, die Größe des Wesens, das hier an seiner Seite saß, zu erkennen, und das Gefühl der Vertrautheit wich einer tiefen Ehrfurcht. Er sah Krishnaji als Teil des Flusses, des Peepulbaumes und der Vögel, die darüber hinwegflogen. »Es war die Art von Ehrfurcht, die man spürt, wenn man etwas Unbekanntem, etwas sehr Großem gegenübersteht.«

Dann hörte er Krishnajis Stimme: »Schau, Rajesh, die Welt ist voller Dunkelheit, voller Wahnsinn. Die Gewalt, die du überall siehst, ist Ausdruck dieses Wahnsinns. Diese Orte - Rajghat, Rishi Valley, Brockwood Park und Ojai - müssen Zentren des Lichts werden. Die Älteren haben alles durcheinandergebracht. Sie haben es nicht geschafft. Die neuen Leute, die Jungen müssen es tun. Verstehst du? Ich hoffe, du bist nicht hierher gekommen, um ein oder zwei Jahre zu experimentieren, sondern bist wirklich bereit, dich einzulassen.« Als Rajesh versicherte, dies sei die einzige Sache, die ihm wirklich etwas bedeute, huschte ein sanftes und doch unergründliches Lächeln über Krishnajis Gesicht.

Inzwischen war es Zeit für Krishnajis Spaziergang geworden. Geschmeidig erhob er sich und ging ins Zimmer, um seine Schuhe zu holen. Rajesh beobachtete ihn - wie er sich bewegte, sich setzte und die Schuhe anzog, die Treppe hinunterging und sich in Marsch setzte. Er sah einen sehr achtsamen, vitalen Mann von einundachtzig Jahren, gegen den er selbst, dessen war er sich bewußt, sehr schwerfällig wirkte - und er war erst dreiundzwanzig. Rajesh erkannte mit einem Mal, daß er von diesem Mann sehr viel zu lernen haben würde. Als hätte er Rajeshs Gedanken gelesen, sagte Krishnaji: »Wir werden uns öfter treffen. Ich werde dafür sorgen, daß du nach Madras und Rishi Valley kommen kannst.« Rajesh fühlte sich gesegnet. Seine Sinne waren wach, er spürte eine ungewohnte innere Stille, und als er zu seinem Zimmer zurückging, nahm er alles um sich herum viel lebendiger wahr als sonst - die Rosen, die Boote auf dem Fluß, die spielenden Eichhörnchen. Er fühlte sich wacher als je zuvor in seinem Leben.

Bei einem Treffen der Lehrer von Rishi Valley, das Krishnaji 1979 arrangierte, war auch Rajesh anwesend. Krishnaji sprach über die Notwendigkeit, im Schüler Vertrauen zu erwecken. Rajesh, der zur Linken Krishnajis saß, war an diesem Tag besonders aufmerksam. Krishnaji erklärte, der gesamte Verlauf des Lernprozesses hänge davon ab, ob der Schüler Vertrauen zu seinem Erzieher habe. Er forderte seine Zuhörer heraus, warf sie auf sich selbst zurück, zwang sie, in die Tiefe zu gehen und ihre Antworten dort zu suchen.

Rajesh erzählte mir später: »Ich war aufmerksam, lauschte, beobachtete, Plötzlich wandte sich Krishnaji zu mir und fragte: »Was meinst du, Rajesh? Ich schwieg, denn ich hatte nicht das Gefühl, daß es notwendig sei zu antworten. Nach fünf oder zehn Minuten sagte Krishnaji noch einmal: »Meine Herren, wollen Sie bitte von ihren Sockeln herabsteigen und Ihren Schülern klarmachen, daß Sie genauso sind wie sie, daß Sie von Ängsten und Schmerzen geplagt werden, eifersüchtig sind und nicht wissen, was Sie tun sollen. Dann sehen Ihre Schüler, daß Sie ehrlich sind und vertrauen Ihnen. Wollen Sie das tun?« Ich hatte vielleicht etwas Bedeutungsvolleres erwartet, und außerdem war ich der Meinung, bereits eine solche Beziehung zwischen meinen Schülern und mir hergestellt zu haben; also sagte ich mit emotionsgeladener Stimme meine Meinung. »Sir, ich habe das bereits getan, aber das ist nicht genug. Man kann nicht immer nur sagen, daß man Angst hat und hilflos ist. Man muß frei von Angst sein, wenn man das Vertrauen der Schüler gewinnen will.«<

Rajesh fuhr fort: »Er drehte sich zu mir herum, hielt meine Hand und sagte: »Rajesh, tu es jetzt.« Bei seinen Worten und seinem Blick bekam ich ein Gefühl, als würde sich eine Schlinge um meinen Hals zuziehen. Es war eine seltsame Erfahrung, deren Intensität mich verwirrte. Ich konnte nicht sprechen. Er bemerkte es sofort, wandte sich von mir ab und begann, mit den anderen Lehrern zu sprechen, doch er fuhr fort, mir sanft über die Hand zu streichen, so als wolle er sagen: »Mein Junge, ich weiß, was du durchgemacht hast.«<

Als Krishnaji spürte, daß Rajesh durch seinen absolut abstinenter und keuschen Lebensstil zunehmend unter innerer Spannung litt, sprach er mit ihm über Sex. Er sagte: »Die Sexualität ist wie eine zarte Blume, eine intensive Flamme, empfindlich und kostbar. Sie muß genährt und gepflegt werden. Wenn sie nicht wie von der Natur vorgesehen gelebt wird, muß man besonders bewußt damit umgehen. Die Sexualität frei auszuleben heißt, seine Energien zu zerstreuen, sie brutal unterdrücken bedeutet, etwas Zartes und sehr Schönes zu zerstören. Betrachte deine sexuelle Energie also mit Wohlwollen und Wärme, laß sie sich selbst entdecken und entfalten, lehne sie nicht ab, aber mache dich auch nicht zu ihrem Sklaven.«

Immer wieder sagte Krishnaji zu uns: »Fordert mich heraus. Nehmt euch, was ihr braucht. Eure Herausforderung ist nicht groß genug.« Wir waren in Madras zusammengekommen, und Krishnaji sprach über die weltweit mit ungeheurer Geschwindigkeit voranschreitenden Umwälzungen. Seit Mitte der sechziger Jahre war im Westen ein allgemeines Unbehagen über den wachsenden Materialismus und Konsumterror zu spüren, das vor allem bei den jungen Menschen zu einer starken Gegenbewegung geführt hatte. In allen Lebensbereichen machte sich immer stärker das Gefühl der Leere und Sinnlosigkeit breit. Die junge Generation war nicht länger bereit, dem durch Umweltzerstörung und rücksichtslose Ausbeutung stetig wachsenden Druck standzuhalten oder eine Gesellschaft zu unterstützen, die der Natur ihre letzten Geheimnisse entriß, um sie auf dem Jahrmakel der Technologien feilzubieten. Das Abnorme war zur Norm geworden.

Die heranwachsenden Jungen und Mädchen wurden von einer Welle des Chaos und der Verwirrung überrollt und rebellierten. Immer mehr dieser »Blumenkinder« begannen, sich auf die Suche zu machen. Wie der Fakir oder der Bettelmönch waren sie zu den neuen barfüßigen Wanderern der Erde geworden. Sie kamen aus aller Welt nach Indien und trafen sich zu Tausenden in Nepal, Varanasi und Goa. Sie säten die Saat einer neuen Kultur, wie verschroben sie auch sein mochte, und versuchten, ihre Verbindung zur Natur und zu anderen Menschen wiederherzustellen. Sie experimentierten mit Drogen, mit Musik, mit Yoga, mit Sex. Sie waren gegen den Krieg, gegen Konkurrenzdenken und Heuchelei, gegen das »Mehr« der raffgierigen Gesellschaft und versuchten, die Liebe und das unmittelbare Sein zu erfahren. Sie überquerten Kontinente, und ihre Bewegung hatte, trotz ihrer zum Teil seltsamen Auswüchse, eine neue, sanfte Strömung, ein besorgtes Innehalten ob der menschlichen Situation auf diesen Planeten mit sich gebracht, aber sie waren eine verlorene Generation.

Wir diskutierten über die Kulturrevolution in China. Dieses Experiment, bei dem Millionen junger Menschen über ihre Umgebung hergefallen waren, entbehrte jeglicher Menschlichkeit, und die damit verbundene Rücksichtslosigkeit war erschreckend. Auch diese Revolution war gescheitert und hatte nichts als Unheil und Zerstörung angerichtet. Krishnaji fragte uns, was mit der jungen Generation Indiens los sei. Wir erzählten ihm von der Naxalite-Bewegung. Diese Bewegung junger Menschen hatte sich zunächst in den ländlichen Gebieten Westbengalens formiert und sich dann mit großer Geschwindigkeit ausgebreitet. Sie zog Studenten, arbeitslose Intellektuelle und Jungen und Mädchen aus wohlhabenden Familien an, die gegen den Status quo rebellierten. Ihr Ziel, die Zerstörung existierender Werte und ökonomischer Strukturen, verfolgten sie mit rücksichtsloser Aggressivität. Ironischerweise orientierten sich aber auch viele junge Akademiker und Angestellte aus dem gleichen Milieu am Westen, um an den scheinbar unbegrenzten Möglichkeiten westlicher Technologie und Wissenschaft teilhaben zu können. Sie wollten ihren Teil des großen Kuchens abhaben.

Selbst in den ländlichen Gebieten Indiens wehte ein neuer Wind. Neue Kastengruppen gewannen an Einfluß. Die sogenannten Hinterwäldler wurden sich allmählich bewußt, daß ihre Wählerstimme Macht bedeutete. In den Großstädten machte sich zunehmend Korruption breit.

Überall in Indien konnte man zerstörerische Gewalttätigkeit, Zersplitterung und eine zunehmende Abgestumpftheit beobachten. Krishnaji sagte, er habe diese Entwicklung vorausgesehen. Auf vielen seiner Reisen durch das Land hatte er einen allgemeinen Verfall der Werte und eine zunehmende Tendenz, Verantwortung zurückzuweisen, beobachtet. »Man liest das nicht nur in der Zeitung, sondern beobachtet es wirklich täglich in seinem sozialen Umfeld. Man sieht es an äußeren Ereignissen, aber auch an der inneren Entwicklung. Man sieht Desintegration, Überbevölkerung, Verhärtung und eine zunehmende Gleichgültigkeit gegenüber Mensch und Natur.« Mit unverminderter Leidenschaft trat er für eine Revolution an den Wurzeln des Bewußtseins ein.

In den Reden und Diskussionen in Madras warf Krishnaji eine fundamentale Frage auf: Gibt es so etwas wie ein Individuum, oder ist der Mensch nicht mehr als eine Tendenz des Kollektivs? Einblicke in die Natur des Kollektivs machen deutlich, daß es aus Traditionen, Überzeugungen und niedergeschriebenen Erfahrungen besteht. Krishnaji sagte, daß die Existenz eines Individuums eine Revolution im Kollektiv erfordere, die sich in Wissen und Tradition äußert. So kann der Mensch seine eigene Unverdorbenheit entdecken. Es ist notwendig, Fragen zu stellen: »Fragen, auf die es keine Antworten gibt, Fragen, die den Menschen auf sich selbst zurückwerfen und ihm zeigen, wie der Verstand arbeitet.«

Von Madras aus fuhr Krishnaji nach Bombay zurück. In dem Bewußtsein, daß der Mensch seit Tausenden von Jahren nach Freiheit, nach Befreiung im Inneren und Äußeren strebte, drang Krishnaji in das gesamte komplexe Problem des Lebens, Lernens und Beobachtens ein. Er sagte: »Zu lernen heißt, zu beobachten und zu handeln.« Er forderte seine Zuhörer auf, »die Dinge zu beobachten, wie ein Wissenschaftler, der durch ein Mikroskop blickt; sie zu betrachten, wie sie sind und sie nicht so hinzubiegen, daß sie Neigungen und Vorurteilen entgegenkommen.« Er sprach von der Sehnsucht des Menschen, frei von Leid und Gewalt zu sein.

Der Mensch versuchte seit undenklichen Zeiten, diesen Konflikt zu lösen den Konflikt zwischen Gewalt und Frieden, Aggression und Mitgefühl, Gut und Böse. Die Menschen lebten mit dieser Frage. »Warum?« fragte er. »Wir müssen diese Frage beantworten, aber nicht mit Worten, sondern in der Tiefe unseres Herzens. Wir dürfen sie weder wegerklären, noch Rechtfertigungen suchen, sondern müssen danach trachten, gewaltlos zu sein - in unseren Worten, unseren Gesten, unseren Handlungen.

Wenn ihr genau hinschaut, dann seht ihr, daß es den Menschen an Sinn für Schönheit mangelt, und ich spreche nicht nur vom Sinn für physische Schönheit, sondern für die Schönheit des Herzens und des Denkens. Sensitiv sein bedeutet, intelligent zu sein. Kann man die außerordentliche Schönheit der Erde wahrnehmen? Den Reichtum eines Reisfeldes, den Liebreiz eines Gesichts, eines Lächelns, die Traurigkeit der Tränen. Ohne diese Fähigkeit, nicht nur die äußere Schönheit, sondern auch die Schönheit, die sich durch eine klare, unverzerrte Wahrnehmung offenbart, sehen zu können, wird der Mensch niemals frei von Gewalttätigkeit werden. Um Gewalt zu verstehen, müssen wir von diesem Wort frei sein, und wir können nicht davon frei sein, wenn wir nicht empfänglich sind für die Schönheit von allem, was uns umgibt. Man muß frei sein, um herausfinden zu können, was Liebe ist. »Freiheit« ist ein gefährliches Wort. Für die meisten Menschen bedeutet es, tun und lassen zu können, was sie wollen - eine Freiheit von sozialen Einschränkungen oder gesellschaftlicher Moral.

Freiheit von etwas ist eine Sache, und Freiheit um der Freiheit willen eine andere. Durch Negierung können wir uns befreien. Wenn man etwas über Unordnung lernt, entdeckt man dahinter die Ordnung. Um etwas über Angst und Gewalt lernen zu können, müssen wir sehr aufmerksam, achtsam sein. Sterben führt zu neuem Leben. Man muß das Gestern sterben lassen, um heute zu leben, dann kann die Liebe gedeihen. Man hat euch ein Stück dieser Erde zur Verfügung gestellt. Was sollt ihr damit anfangen? Um etwas darauf wachsen zu lassen, müßt ihr Energie, Leidenschaft, Intensität investieren. Wenn man auf diese Weise lebt, wird der Schatz, den man entdeckt hat, immer leuchtender, vibrierender, lebendiger.

In der Gegenwart zu leben heißt, mikroskopisch klar und nicht gemäß meiner oder deiner Wunschvorstellung-- zu sehen, wie die Vergangenheit durch die Gegenwart fließt und in die Zukunft hineinexplodiert. Solange aber der Verstand in den Bildern der Vergangenheit gefangen ist, kann das Herz nicht in der Gegenwart leben. Und Liebe ist die Gegenwart - nicht das Morgen.«

Während er so sprach und ich völlig hingeeben lauschte, verschmolz mein Bewußtsein mit seinen Worten.

»Was habt ihr aus eurem Leben gemacht?« fragte er. »Sagt nicht: >Ich werde im nächsten Leben Erfüllung finden.< Es gibt nichts als die Gegenwart, die Schönheit und den Reichtum der Gegenwart. Du hast dieses Leben gehabt, dieses außerordentliche Phänomen, genannt Leben, in dem es Freude und Leid, Angst und Schuld und all die Qualen und die Einsamkeit und die Verzweiflung und die Schönheit gibt. Was hast du damit angefangen? Du hast es verzerrt, verunstaltet, in Stücke gerissen, gespalten, Gewalt, Zerstörung, Haß gesät, ein Leben ohne Liebe, ohne Mitgefühl, ohne Leidenschaft gelebt.

Die Frage ist gestellt, und die Antwort liegt nur in der Gegenwart, nicht im Morgen und nicht in der Vergangenheit, und daraus ergibt sich die Frage: Was tust du jetzt mit deinem Leben? Wenn du

diese Frage beantworten kannst, wirst du herausfinden, was Liebe ist.« Die Leidenschaft, die Intensität, mit der er sprach, war wie ein frischer Wind, der uns umstrich, während wir lauschten, und die Gehirnzellen aufweckte.

Krishnaji hielt wieder seine kleinen Diskussionsrunden. Einmal fragte er: »Hat die Religion in Indien versagt? In Indien ist *Sannyas*, sind *Ashrams* zu einer Art religiöser Revolte geworden. Fliegt auf den Mond, lebt unter dem Meer, verpflanzt das menschliche Herz-, ohne Mitgefühl und Liebe werden die Probleme des Menschen weiter existieren wie bisher. Ist es möglich, aus Augen zu blicken, die keine blinden Flecken haben, nicht durch Gleichgültigkeit verengt sind? Dazu - um das Ganze sehen zu können - bedarf es einer anderen Qualität des Bewußtseins.«

Wir sprachen wieder über das Wesen des Beobachters und seine Beziehung zum beobachteten Objekt, ein zentrales Thema in Krishnajis Lehre. Krishnaji sagte: »Schon beim Akt des Beobachtens beginnt der Vorgang der Benennung, der die Wahrnehmung verzerrt, und durch diesen Vorgang verändert sich das Wesen des Beobachters.« Er sprach von Einsichten, die im Innern des Beobachters aufsteigen. Wenn wir so aufmerksam werden, daß wir mit Verstand, Herz und Körper bei der Sache sind, verschwindet die Trennung zwischen religiöser Wahrnehmung und wissenschaftlicher Wahrheit. »Die Möglichkeit, über das Bekannte hinauszugehen, ist bereits in den Gehirnzellen angelegt. Wenn die Rillen verschwinden, ist das Gehirn lebendig. In diesem Zustand geschieht eine physische Transformation.«

In den Diskussionsrunden lehnte Krishnaji es ab, sich selbst als Lehrer und seine Zuhörer als Schüler zu bezeichnen. Er sprach vom »Lernen« als einem Zustand, in dem die Beziehung zwischen »Lehrer« und »Schüler« eine völlige Wandlung erfährt. Lernen erfordert Energie, lebhaftes Neugier und die Freiheit, uneingeschränkt zu forschen, und diese Bedingungen werden durch Beobachten geschaffen, denn in diesem Zustand lösen sich alle Autoritäten und Hierarchien, wie sie in unserer Vorstellung existieren, auf. Er bezeichnete sich selbst als einen Spiegel, in dem die Zuhörer sich unverzerrt und klar sehen können.

»Lernen ist Leben. Lernen ist ein innerer Seinszustand, eine Haltung, die wichtiger ist als das, was gelernt wird.« Oft beschäftigte er sich in seinen Vorträgen ausführlich mit den Themen der Diskussionsrunden. Über den Verstand und sein Bedürfnis nach Sicherheit sagte er: »Der Verstand verlangt nach Sicherheit und Ordnung. Er sucht die Harmonie. Ohne Harmonie gibt es keine Sicherheit. Harmonie bedeutet Ordnung, und der Verstand lebt-und lebte seit Jahrtausenden in Unordnung, das heißt, im Widerspruch. Daher befindet (er sich) im Konflikt, und dieser Konflikt ist nicht nur innerlich spürbar, sondern spiegelt sich auch in der Außenwelt. Doch der Verstand hat sich mit diesem Konflikt arrangiert, hat sogar eine gewisse Sicherheit darin gefunden. Er akzeptiert den Konflikt als eine Art zu leben und hat darin Sicherheit gefunden. Obwohl es große Disharmonie mit sich bringt, obwohl es Selbstzerstörung bedeutet, hat der Verstand dieses Chaos, diese Verwirrung akzeptiert, denn er sieht keine andere Möglichkeit. Dieses Gehirn, das seit Tausenden von Jahren konditioniert wird, Werte anzunehmen, die selbstzerstörerisch sind, hat diese Konditionierung akzeptiert und lebt in dieser Konditionierung, die es als Sicherheit empfindet. Seht«, fuhr er fort, »ihr habt den Nationalismus akzeptiert, nicht wahr? Wenn ihr aber genauer hinschaut, erkennt ihr, daß diese Art der Sicherheit Krieg verursacht. Wenn ihr Nationalismus akzeptiert, und ihr akzeptiert ihn, weil ihr Sicherheit darin gefunden habt, dann müßt ihr damit rechnen, daß diese Sicherheit völlig zerstört wird, denn Nationalismus führt unweigerlich zu Spaltung, und wo Spaltung herrscht, herrscht Konflikt. Euer Nationalismus, in dem euer Verstand Sicherheit gefunden hat, trägt also seine eigene Zerstörung in sich. Unser Gehirn, unsere Gehirnzellen, werden seit Tausenden und Aber-tausenden von Jahren konditioniert, und wenn es uns nicht gelingt, diese Konditionierung zu durchbrechen, wird es immer Gewalt und Leid geben, wird das Chaos bestehen bleiben und Harmonie nicht möglich sein.

Die Welt steht in Flammen. Das Haus brennt, und ihr müßt auf völlig neue Weise darauf reagieren. Eure Konditionierung wird euch nicht helfen. Deshalb stellt sich die Frage: Kann dieser Verstand, kann die gesamte menschliche Struktur eine Revolution, eine Mutation durchmachen, damit ein neues Bewußtsein entstehen kann?« Er machte eine Pause.

»Schaut euch diesen Mechanismus einmal genau an. Ihr habt das Ideal der Gewaltlosigkeit übernommen. Das ist einer dieser verblüffenden Tricks, mit denen ihr euch selbst täuscht, und alle Lehrer und Mahatmas haben endlos darüber gesprochen. Seht es euch also an, beobachtet es, geht tiefer hinein, lernt etwas darüber, versucht, es mit Herz und Verstand zu verstehen. Ihr wollt Si-

cherheit. Das ist die Grundbedingung des Verstandes. Also sucht ihr Sicherheit in einer Vorstellung oder einem Ideal der Gewaltlosigkeit. Daraus ergibt sich zwangsläufig eine Spaltung zwischen eurer Gewalt und dem Ideal; ein Widerspruch entsteht, der wiederum zu Heuchelei und damit zu Verstellung und Disharmonie führt. Wenn die Realität Gewalt ist, gebt ihr vor, es herrsche Gewaltlosigkeit. Aus der Unfähigkeit, mit Gewalt umzugehen, flüchtet sich der Verstand in ein Ideal, doch daraus ergibt sich eine Spaltung mit allen Widersprüchen und Konflikten. Ihr seht also, daß die einzige Sicherheit in der Wahrheit liegt, daß das Leben keine Sicherheit bieten kann, sondern ständig in Ilewegung ist, sich ständig wandeln muß.«

»Habt ihr etwas gelernt?« fragte er. »Wenn ihr diese Wahrheit begriffen habt, macht die gesamte Struktur, der gesamte Reaktionsmechanismus der Gehirnzellen eine totale Transformation durch. Dann lebt ihr in der Dimension des Wandels, der Bewegung, und zwar einer ganzheitlichen Bewegung. Für die Ordnung, die Harmonie bedeutet, gibt es keinen Plan. Diese Ordnung entsteht von selbst, wenn man frei von innerer Verwirrung wird. Das heißt, sie kann nur entstehen, wenn man bereit ist, das Chaos und die Verwirrung anzuschauen und zu verstehen. Aus diesem Lernprozeß - bei dem es nicht darum geht, zu lernen, wie man Ordnung in das Chaos bringt, denn dazu wären wir niemals fähig -, aus diesem Lernen über das Chaos entsteht die Ordnung.«

Krishnaji untersuchte die Begriffe »betrachten«, »beobachten«, »lernen«. »Ist der Beobachter, der Lernende, vom Objekt der Beobachtung oder des Lernens getrennt? Die Tatsache, daß da immer ein Beobachter und ein Objekt ist, bedeutet im Grunde Spaltung, Disharmonie. Solange der Beobachter, der Erfahrende, der Lernende da ist, derjenige, der sagt: >Ich lerne(und sich vom Beobachteten abtrennt, solange diese Trennung existiert, wird unweigerlich ein Konflikt entstehen-wie bei allen Spaltungen-und Verwirrung und Disharmonie mit sich bringen.«

Dann fragte er seine Zuhörer, ob sie Disharmonie und Chaos von außen, als Betrachter wahrnehmen oder sehen könnten, daß da gar kein Betrachter ist. »Könnt ihr sehen, daß ihr Disharmonie, daß ihr Chaos seid?« Er machte lange Pausen zwischen den Sätzen. »Wenn du der Beobachter bist und die Disharmonie in dir selbst und außerhalb von dir betrachtest, bist du von der Disharmonie getrennt, und deshalb bringst du, der Beobachter, der Harmonie schaffen will, die Disharmonie hinein, weil diese Spaltung existiert.

Es ist also von enormer Bedeutung, wie man die Unordnung oder Disharmonie wahrnimmt. Wenn man sie von außen betrachtet, so als hätte man nichts damit zu tun oder als könne man Ordnung schaffen, ist das >Ich< ein Fragment unter anderen Fragmenten. Ist das >Ich<, das die Unordnung betrachtet, von der Unordnung getrennt? Du bist Teil dieses Chaos, andernfalls würdest du es nicht kennen, nicht erkennen. Du bist Teil dieses Chaos - du, der Beobachter, bist der Schöpfer dieses Chaos.

Wenn man diese Wahrheit versteht, ist man frei, denn es ist die einzige Wahrheit, die nichts mit Freude und Leid zu tun hat. Das Sehen und Verstehen der Wahrheit befreit die Gehirnzellen von ihrer Konditionierung, und dadurch wird das Gehirn transformiert.

Könnt ihr die Schönheit erkennen, die darin liegt? So, wie man die Schönheit eines Palmblattes, das sich gegen den klaren Himmel abhebt, sehen kann -wirklich sehen, nicht als Beobachter, mit all diesem geborgten Wissen, sondern ohne den Beobachter, so wie man die außerordentliche Anmut der Bewegung dieses Palmblattes sehen kann, so kann man schauen, um zu lernen. Dieses Lernen umfaßt die gesamte Strömung des Lebens, in der es keine Zersplitterung gibt. So lebt man in großer Harmonie, und Harmonie bedeutet Liebe.«

Kapitel 28: »Der Kieselstein im Teich«

Nach der politischen Niederlage Indira Gandhis im Jahre 1977 zog ich mich aus dem Vorstand verschiedener Gremien und Organisationen zurück und siedelte von Delhi nach Bombay über, wo ich eine große alte Wohnung in Malabar-Hill mietete. Meine politische Laufbahn hatte lange vor der Unabhängigkeitserklärung begonnen; ich blickte auf ein über fünfunddreißigjähriges aktives Engagement in den verschiedensten Organisationen zurück. Nun hatte ich zum ersten Mal in meinem Leben nichts zu tun. Ich war noch immer Präsidentin der *Krishnamurti Foundation*, aber ich spürte bei einigen meiner Kollegen eine zunehmende Unzufriedenheit.

Im Frühjahr des Jahres 1978 bemerkte ich, daß meine Energien allmählich schwanden. Meine früher stets scharfe und konzentrierte Wahrnehmung war getrübt; ich verlor zunehmend an Vitalität. Ich begann zu schreiben, aber die Worte kamen nur schwerfällig aus meiner Feder. Ich schrieb an Krishnaji, der sich gerade in Malibu, Kalifornien, aufhielt. Seine Antwort kam prompt.

Liebste Pupul, da Du über Dich selbst geschrieben hast, möchte ich bestimmte Dinge ansprechen. Ich hoffe, daß Du mir meine Offenheit nicht übelnimmst. Ich glaube nicht, daß das Alter der Grund für Deinen Energie- und Vitalitätsverlust ist. Du hast viele seelische Traumata durchlitten, viele innere Wunden davongetragen, aber Du hast sie nicht geheilt, konntest nicht darüber hinaus sehen. Denke einmal ernsthaft über meine Worte nach. Du mußt jetzt zu einem tieferen Verstehen vordringen, aber nicht auf der intellektuellen Ebene. Du mußt lernen, Deinen Körper zu verstehen; Du hast ihn vernachlässigt. Du mußt darauf achten, was Du ißt und wieviel Du ißt. Du mußt Dich bewegen. Du mußt diesen Körper, den Du so vernachlässigt hast, trainieren, dann wird seine eigene Intelligenz die Führung übernehmen.

Du hast, falls ich das sagen darf, den Intellekt, die Arroganz des Intellekts kultiviert und die andere Seite, die Liebe und Mitgefühl heißt, vernachlässigt. Natürlich kann und soll man Liebe nicht kultivieren, aber man muß sich dieser Zusammenhänge völlig bewußt sein. Bitte schenke diesem Problem Deine ungeteilte Aufmerksamkeit und urteile nicht. Natürlich ist da das Alter mit all seinen Schwierigkeiten, aber die sind normal und natürlich und sollten auf keinen Fall den Geist und seine Schönheit beeinträchtigen. Es besteht zwar eine Wechselwirkung zwischen den körperlichen und seelischen Prozessen, aber der Geist ist dennoch unbegrenzt. Verzeih, daß ich Dir auf diese Weise schreibe, aber ich wollte so wenige Worte wie möglich machen, Ich bin sicher, Du wirst sie verstehen und weißt, daß sie mit Liebe geschrieben wurden. Laß es Dir gut gehen, Pupul. Auf bald. In Liebe J. Krishnamurti

Im Spätherbst 1978 kam Krishnaji aus England. In Begleitung von Mary Zimbalist fuhr er von Delhi aus direkt nach Varanasi. Ich folgte ihm nach Rajghat, wo ich mich in einem kleinen Landhaus, das am Rande einer Klippe stand, einquartierte. Von hier aus hatte man einen wunderbaren Blick über den Ganges, der gerade sehr tief stand. An den Ufern wuchs leuchtend gelber Senf. Die Sonnenuntergänge und -aufgänge ließen den Fluß wie verzaubert erscheinen. In den über das Wasser hängenden Ästen nisteten die Vögel, und von weitem hörte man manchmal Klänge von Tulsidas' »Ramayan«. Ich verspürte jedoch nicht mehr diese Freude und leidenschaftliche Liebe zum Leben, die der Fluß früher in mir ausgelöst hatte, und auch in den Gesprächen mit meinen Kollegen nahm ich eine gewisse Disharmonie wahr.

Krishnaji war bei unserem ersten Zusammentreffen sehr herzlich, aber selbst zu ihm verspürte ich eine Distanz. Ein paar Tage später ging ich zu ihm hinüber, um mit ihm zu sprechen. Nach anfänglichem Zögern erzählte ich ihm, daß ich das Gefühl hatte, alt zu werden. Mein Intellekt verlor seine Schärfe und die Fähigkeit, in die Tiefe zu gehen und komplexe Zusammenhänge zu erfassen. Ich hatte kaum neue Einsichten. Krishnaji saß mir in einiger Entfernung gegenüber und schwieg. Nachdem ich geendet hatte, herrschte eine ganze Weile Stille. Dann sagte er: »Mir ist aufgefallen, daß du mich während der letzten beiden Jahre nicht ein einziges Mal besucht hast.« Ich war den Tränen nahe. Als ich aufblickte, sah ich mein Spiegelbild in seinen Augen.

»Wenn die Gehirnzellen absterben, sind sie für immer dahin. Wenn eine Beziehung zerbrochen ist, kann sie nie wieder gekittet werden.« Er schwieg eine Weile, vielleicht um einer unausgesprochenen Antwort zu lauschen. Dann fuhr er fort: »Aber es muß eine neue Zelle entstehen, eine neue Beziehung geknüpft werden. Darin liegt die Erneuerung.« Ich hörte zu, ohne Reaktion, ohne Widerspruch. Nicht ein einziger Gedanke stieg auf, und ich verspürte nicht den Wunsch, irgendeine Frage zu stellen. Ich blieb noch eine Weile schweigend sitzen und ging dann in mein Zimmer.

Ich sprach sehr wenig in jenen Tagen in Varanasi, und bald darauf, es war Anfang Dezember, fuhr ich weiter nach Rishi Valley.

Eines Morgens erwachte ich aus tiefem Schlaf. Krishnaji war krank gewesen und ruhte in seinem Zimmer. Ich ging zu ihm hinüber und setzte mich an sein Bett. »Krishnaji, ich habe über das, was du mir in Varanasi gesagt hast, nachgedacht; ich habe mir auch Gedanken über meine Rolle als Präsidentin der *Krishnamurti Foundation* gemacht. Ich spüre im tiefsten Innern, daß du der Präsident sein solltest. Du weißt, daß ich immer dagegen war; schon Anfang der siebziger Jahre habe ich mich

dagegen ausgesprochen, denn ich wollte nicht, daß du die ganze Last der Verantwortung tragen mußt, aber jetzt habe ich das Gefühl, du solltest Präsident der K.F.I. sein.«

Er schloß die Augen, legte die Hinde auf seine Brust und lag eine Weile schweigend da. »Spürst du es aus der Tiefe deines Selbst?« »Ja.« »Dann laß es eine Weile ruhen; die Antwort wird sich offenbaren«, sagte er, ohne die Augen zu öffnen. Am nächsten Tag rief er alle Mitglieder der *Foundation*, die sich gerade in Rishi Valley aufhielten, zusammen und sagte. »Gestern kam Pupul zu mir und meinte, sie fühle tief im Innern, daß Krishnamurti Präsident der K. F.I. sein sollte. Ich habe noch nicht geantwortet, denn die Antwort wird auf ihre eigene, unerforschliche Weise zu mir kommen.« Er wolle jedoch, fuhr er fort, seinen Standpunkt in dieser Angelegenheit klarmachen.

»Im Jahre 1929 löste Krishnaji den *Order of the Star* auf und behauptete, daß alle Organisationen, ganz gleich, ob es sich um spirituelle, politische oder sozial orientierte handelt, den Menschen konditionieren und daß keine Organisation dem Menschen Freiheit bringen kann. Der Mensch ist immer mehr zu einem organisierten Lebewesen geworden.

»Was soll ich tun?« fragte er. »Ich bin kein organisierter Mensch. Ich passe in kein System. Worauf gründet sich unsere Beziehung? Muß es überhaupt eine *Krishnamurti Foundation* geben? Die Schulen haben die *Foundation* aufgesogen, nicht umgekehrt. Welche Funktion erfüllt die *Foundation*? Sind wir uns darüber im klaren, weshalb die *Foundation* existieren sollte? Ihre Aufgabe bestand darin, die Ländereien zu verwalten und darauf zu achten, daß die Schulen auf dem richtigen Weg bleiben.

Pupulji erinnerte mich daran, daß sie jahrelang dagegen war, daß ich Präsident der *Foundation* würde. Ich habe immer verstanden warum. Nun sagt sie, ich solle das Amt annehmen, und ich frage mich, was ist meine Funktion, welcher Art ist meine Beziehung zu der gesamten Struktur der indischen *Foundation*? Vergeßt nicht, daß Krishnamurti alle Organisationen, mit denen er verbunden war, aufgelöst hat. Er steht auf dem Standpunkt, daß Organisationen der Welt nicht weiterhelfen können. Rajesh sagte, die *Krishnamurti Foundation* in Indien sei keine Organisation, aber sie sei auch keine richtungweisende Kraft im eigentlichen Sinne. Was wird also geschehen, wenn Krishnamurti Präsident wird? Vergeßt nicht, daß ich nur drei Monate im Jahr im Lande bin. Ich kann nicht weggehen und sagen, >macht weiter< und dann zurückkommen und sagen: >Es läuft in die falsche Richtung.<

Welche Art von Beziehung besteht zwischen euch und mir? Vertrauen wir einander? Glauben wir, daß wir unter allen Umständen das Richtige tun Werden?« Ich antwortete, jeder einzelne von uns habe eine Beziehung zu Krishnaji, und deshalb seien auch wir miteinander verbunden.

Wir waren Krishnaji verantwortlich, aber wenn Krishnaji fort war, fühlten wir uns nicht füreinander verantwortlich.

Achyutji sagte: »Wir haben eine Verantwortung für die Lehre - sie ist die Quelle.«

»Ich glaube, wenn Krishnaji die Präsidentschaft übernehme, könnte die *Foundation* aus dieser Sackgasse herauskommen«, sagte ich. »Es gibt Hindernisse, die zu überwinden sind. Wir müssen aus dieser Sackgasse herauskommen.« Krishnaji sagte: »Geht heraus. Was hat Krishnamurti damit zu tun?«

Wir begannen über Kooperation zu sprechen, über kooperative Zusammenarbeit - nicht für ein Ideal, nicht für ein bestimmtes Ziel; es ging einfach um die Fähigkeit, zusammenzuarbeiten, zu kooperieren. Die Diskussionen zogen sich noch über die nächsten beiden Tage hin.

Als das letzte Treffen vorüber war, ging ich in sein Zimmer. Meine Augen strahlten, ich fühlte mich von jeglicher Last befreit. Ich sagte zu ihm: »Ist dir klar, daß mir absolut nichts mehr bleibt, wenn ich die Präsidentschaft der K.F.I. niederlege?« »Ja, ich weiß«, antwortete er und schweig. Ohne daß es jemals ausgesprochen wurde, entstand eine neue, vertrauensvolle Beziehung und grenzenlose Freundschaft zwischen Krishnaji und mir. Als wir einmal über Vertrauen sprachen, sagte er: »Es kann nur gedeihen, wenn der Verstand seine Lasten ablegt, wenn wir frei sind.« Bald darauf begann ich, an meinem Buch über Krishnaji zu schreiben. Ich erzählte es ihm, und er war voller Wärme und Ermutigung.

Im Zusammenhang mit meinem Buchprojekt fragte ich Krishnaji eines Tages (es war im Dezember 1978 in Rishi Valley), ob ich versuchen dürfe, die Hintergründe seines Fühlens und Denkens zu erforschen. Er willigte sofort ein. Ich stellte ihm also viele Fragen; er hörte aufmerksam zu, und seine Reaktionen und Antworten ergaben sich aus diesem intensiven Lauschen. Man konnte die Kraft und Intensität seines Geistes spüren und die Tiefe, aus der seine Worte kamen.

Ich sagte: »Ich habe mehr als dreißig Jahre lang deinen Worten gelauscht. Du sagst, es gibt keinen Weg zur Wahrheit, keine Methode; aber während ich dich beobachtete, habe ich bestimmte Strukturen erkannt. Ich möchte deinen Mind erforschen, weil ich glaube, daß ich dadurch Hinweise auf die richtige Art des Beobachtens und Fragens bekommen kann. Das ist der Punkt, an dem wir stets steckenbleiben. Wie gehst du also mit einer an dich gerichteten Frage um, wie nimmst du sie auf? Können wir über den Bewußtseinszustand sprechen, in dem du eine Frage empfängst?«

»Richtig. Wie nimmt Krishnamurti eine Frage auf? Wie kommt Krishnamurti zu einer Antwort, wenn ihm eine Frage gestellt wird? Ich glaube, er würde sagen: Die Grundbedingung ist ein Zustand der Unschuld, Unvoreingenommenheit. Das heißt, ein Zuhören ohne Schlußfolgerungen, ohne Widerstand; und weil in diesem Zustand keine Barrieren oder Hindernisse existieren, ist der Mind..., könnte ich das Wort >leer< benutzen? Der Mind ist leer in dem Sinne, daß er keine vorgefertigten Antworten enthält, keine Erinnerung an frühere Antworten und daher keine solchen Antworten gespeichert hat.«

Ich drang weiter in ihn. »Welche Funktion hat die Aufmerksamkeit in einem solchen Zustand? Die Aufmerksamkeit hat doch eine Funktion, nämlich das Suchen. Was geschieht mit der Frage, wenn die Aufmerksamkeit nicht sucht? Vielleicht empfängt der Mind die Frage in einem Zustand der Leere, aber was geschieht tatsächlich mit der Frage? Du reagierst ja auf sie?« Ich forderte ihn heraus.

Krishnaji antwortete: »Wenn eine Frage gestellt wird, dann wird sie aufgenommen, nicht nur mit dem Ohr, sondern auch noch auf einer anderen Ebene jenseits des gewöhnlichen Hörvorgangs. Es ist, als pflanze man ein Samenkorn in die Erde. Die Erde reagiert auf den Samen, und der Samen reagiert auf die Erde, und daraus geht allmählich eine Pflanze hervor, eine Blume und so weiter. Wenn mir also eine Frage gestellt wird, dann nehme ich sie außer mit dem Ohr noch auf einer anderen Ebene auf, und von dieser Ebene kommt die Antwort.«

»Wenn man dich beobachtet, bekommt man den Eindruck, daß deine Augen ebenfalls am Hörvorgang teilnehmen«, sagte ich. »Du hast ein >hörendes Auge<, wenn man das so ausdrücken kann. Du sagst also, dein Hören findet außer auf der gewöhnlichen noch auf einer anderen Ebene statt. Heißt das, daß sich ein neues Instrument gebildet hat? Ein Instrument, nicht im Sinne einer physischen Veränderung der Gehirnzellen, sondern in Form einer neuen Fähigkeit?« Ich hatte mit meiner Forschertätigkeit begonnen. »Ich glaube, so ist es, Pupilji. Ich würde gerne ein anderes Wort benutzen, >Einsicht<. Einsicht ist ein Bewußtseinszustand, in dem keine Erinnerung existiert, keine Schlußfolgerung, keine Vorstellung, keine Reaktion, doch dieses Wort umfaßt noch viel mehr. Wenn du nun also eine Frage stellst, dann höre ich sie mit dem Ohr, aber ich befinde mich gleichzeitig in einem Zustand, in dem keine Erinnerung, keine Vorstellung und keine gespeicherte Antwort auf diese Frage existiert, und deshalb hat meine Antwort niemals etwas mit früheren Antworten zu tun. Durch diese Leere, diese Freiheit von Erinnerung und Vorstellung ist echte Einsicht in die Frage möglich.« Krishnaji untersuchte sein eigenes Bewußtsein.

»Beginnt dieses Hören auf der anderen Ebene, wenn der normale Denkprozeß zum Stillstand gekommen ist? Oder ist es etwas anderes?«

»Wenn diese Art von Einsicht da ist, machen die Gehirnzellen tatsächlich eine Transformation durch. Diese Einsicht transformiert die Gehirnzellen.« Er nahm wahr, was in seinem Inneren vor sich ging, während er sprach.

» Du hast gesagt, daß du mit dem Ohr und außerdem auf einer anderen Ebene hörst und daß Einsicht eine Transformation der Gehirnzellen bewirkt. Entsteht die Einsicht aus diesem >Hören auf anderer Ebene<? Kann man dieses >Hören ohne Ohr< entwickeln?«

»Wir wollen sehen. Zunächst gibt es das Hören mit dem Ohr, das wir alle kennen, und dann das Hören auf der anderen Ebene, bei dem man sich in einem Zustand befindet, den man mit einem stillen Teich vergleichen könnte, einem See, dessen Oberfläche absolut still ist. Wenn man einen Stein hineinwirft, entstehen kleine, ringförmige Wellen, die gleich wieder verschwinden. Ich glaube, das beschreibt das Hören auf der anderen Ebene; es ist ein Zustand, in dem der Mind völlig still ist. Wenn die Frage auf einen Mind trifft, der sich in diesem Zustand befindet, ist die Antwort vergleichbar mit der Welle, der kleinen Welle. Ich weiß nicht, ob ich mich klar genug ausgedrückem

»Ist der Teich die Matrix des Mind?« fragte ich.

»Was meinst du mit Matrix?«

»Ist es nur Mind?«

»Ich sehe den Sinn deiner Frage nicht«, sagte Krishnaji, »ich muß sie näher betrachten. Was meinst du damit, wenn du fragst: >Ist es Mind?< «

Mein Verstand war zur Ruhe gekommen. Ich hatte zwar keine unmittelbare Klarheit erlangt, aber das Chaos in meinem Gehirn, das Gefühl einer ständig weiter zurückweichenden Flut hatte aufgehört. Ich konnte wieder die Bäume betrachten, konnte zusehen, wie die Felsen in der Sonne ihre Farbe wechselten, konnte den Kinderstimmen lauschen, die aus einiger Entfernung zu mir herübergetragen wurden, konnte Schmetterlingen zusehen, die über wilden Blumen tanzten; aber die Distanz zwischen mir und meinen Freunden und Kollegen blieb bestehen:

»Ist es die Summe all dessen, was war? Du hast einmal gesagt, daß Bewußtsein sein Inhalt sei.«

»Ja.« Krishnaji hörte aufmerksam zu.

»Das Empfangen in ...«

»Langsam. Schau es dir genauer an. Das Bewußtsein ist fragmentarisch, und wenn dieses fragmentarische Bewußtsein eine Frage aufnimmt, wird auch die Antwort fragmentarisch sein.«

»Wenn die Frage von einem Bewußtsein empfangen wird, das wie ein stiller Teich ist, heißt das, daß das gesamte Wesen die Frage aufnimmt?« Inzwischen war die Stille auf mich übergegangen, und meine Fragen ergaben sich aus Krishnajis Antworten.

»Ich glaube, das ist wirklich ein interessanter Punkt, den wir näher untersuchen sollten. Kann der Mind so außerordentlich empfänglich sein, daß er keine Grenzen mehr hat und die Vergangenheit nicht mehr hineinspielt? Stellt die Vergangenheit das Fragment dar?«, wollte ich wissen.

»Ja, die Vergangenheit ist das Fragment. Ist es überhaupt möglich, daß die Vergangenheit völlig aus dem Spiel bleibt?«

»Du sagst, es gibt ein Hören mit dem Ohr und ein Hören auf einer anderen Ebene. Hat dieses Hören die gleiche Qualität, wie das uns bekannte Hören? Oder ist es etwas anderes?«

»Es ist offensichtlich etwas anderes.«

»Worin besteht der Unterschied?« insistierte ich.

»Die Antwort oder Reaktion, die dem Hören mit dem Ohr entspringt, muß zwangsläufig fragmentarisch sein, nicht wahr? Das ist offensichtlich. Das Hören auf der anderen Ebene aber ist nicht fragmentarisch. Das Hören mit dem Ohr impliziert, daß etwas gespeichert wird und daß Erinnerungen an frühere Erfahrungen ins Spiel kommen. Die Frage wird auf der Grundlage von erinnerter Erfahrung beantwortet. Auf der anderen Ebene kommt die Erinnerung überhaupt nicht ins Spiel. Deshalb ist die Antwort nicht fragmentarisch. Ich glaube, das ist richtig.«

»Unterscheidet sich dieses >andere Hören< von dem empfangenden Zustand?«

»Ich kann dir nicht ganz folgen«, sagte Krishnaji.

»Eine Frage wird gestellt, sie wird mit dem Ohr empfangen; aber gleichzeitig geschieht das >andere Hören<. Ist dieses >andere Hören< identisch mit dem empfangenden Zustand?« Ich spürte, daß ich keine Orientierungspunkte mehr hatte, an denen ich mich festhalten konnte.

»Ja, natürlich. Ein Teich ist absolut still. Man wirft eine Frage hinein. Das Wasser des Teiches ist absolut rein, ohne die vom Menschen verursachte Verschmutzung, die man Vergangenheit nennt. Der Teich hat klares, sauberes Wasser, und in dieses Wasser wirft man einen Kieselstein, die Frage; und die entstehende Welle ist die Antwort. Ich glaube, so funktioniert das.«

»Gibt es auch ein >anderes< Sehen? Ein Sehen jenseits des Auges?«

»Ja«, antwortete er. »Wenn du das Wort >Auge< im visuellen, im optischen Sinne gebrauchst. Ja.«

»Können wir das einmal näher untersuchen?«

»Wir wollen sehen. Das >andere< Hören und das Sehen - das visuelle Wahrnehmen, ohne daß die Vergangenheit ins Spiel kommt - sind das gleiche. Beim Sehen, beim optischen Sehen, ist es das gleiche wie beim >anderen Hören<. Das Wesentliche dabei ist, daß die Erinnerung, die Vergangenheit, nicht ins Spiel kommt«, erklärte er.

»Man sagt, daß das nach außen gerichtete Sehen mit dem Bestreben nach Benennung einhergeht. Die optische Bewegung, die sich umkehrt, durchbricht den Prozeß der Benennung, löst ihn auf. Ist das so?« Ich war wieder bei der Erinnerung und beschrieb einen im Yoga bekannten Prozeß.

»Ich weiß nicht, ob ich die Frage richtig verstanden habe. Willst du damit sagen, daß das nach außen gerichtete, optische Sehen sich umkehrt und zu einem inneren Sehen wird?«

»Nein«, antwortete ich. »Es gibt das äußere Sehen, das wir alle kennen, und das mit Erblicken, Registrieren, Fokussieren einhergeht. Und dann gibt es noch eine andere Art des Sehens, die der

Sadhak, der Mensch, der wirklich sieht, beherrscht. Dabei wird das optische Sehen nach innen zurückgeworfen, und der Vorgang der Benennung, der Vorgang der Trennung und Spaltung wird aufgehoben. Es ist eine rückwärtsfließende Energie.«

»Eine vorwärts- und rückwärts gerichtete Bewegung?«

»Es ist nicht so, daß sich die nach außen gerichtete Bewegung umkehrt, sondern es handelt sich um zwei verschiedene Phänomene. Beim normalen Sehen bewegen sich die visuellen Impulse nach außen, und bei der anderen Art des Sehens tun sie das nicht.«

»Ich verstehe. Es ist nicht wie Ebbe und Flut. Es gibt nur eine nach außen gerichtete Bewegung.«

»Und eine völlig andere, bei der der visuelle Impuls nach innen gerichtet ist.«

»Das sagt also die Yoga-Tradition. Und was sagst du?« fragte Krishnaji.

»Das nach außen gerichtete Sehen konzentriert sich auf einen Brennpunkt.«

»Meinst du mit nach außen gerichtet das Betrachten eines Baumes?«

»Das innere Sehen hebt diese Fokussierung auf, es setzt das fokussierende Instrument selbst außer Kraft.« Ich versuchte, eine Art und Weise der Wahrnehmung zu beschreiben.

»Ich muß das ganz genau verstehen«, sagte Krishnaji. »Du sagst, dieses innere Sehen geschieht nicht mit der Bewegung des Auges, das schaut und die äußere Welt beobachtet. Es ist ein inneres Sehen, aber es ist nicht mit den Gezeiten vergleichbar? Wir sprechen vom Sehen, das sich nach außen richtet, und vom Sehen, das nach innen geht, aber ist das eine völlig andere Art, nach innen zu schauen?«

»Das innere Sehen ist nicht wie die Ebbe«, antwortete ich.

»Ist nicht die Ebbe?«

»Aber das >Nach-innen-Schauen< kann wie eine Ebbe sein.«

»Natürlich. Und das ist die Gefahr dabei. Die Flut geht hinaus, und die Flut kommt herein.«

» Du kannst mit der gleichen ...« Krishnaji unterbrach mich: »Ich weiß, es kann dasselbe Wasser sein. Dagegen sind aber das nach außen gerichtete, optische Sehen und das nach innen gerichtete Sehen zwei völlig verschiedene Phänomene. Ist es so? Weißt du, ich stelle die ganze Sache in Frage. Ich frage mich, ob es überhaupt so etwas wie ein inneres Sehen gibt. Können wir diese Frage einmal näher untersuchen?« Er machte eine Pause. »Ist das innere Sehen mit Denkprozessen verbunden?«

»Nein.«

»Wenn keine Gedanken auftauchen, was meinst du dann mit innerem Sehen?« Er hatte eine sehr subtile Art, ein Problem einzukreisen.

»Inneres Sehen bedeutet, das, >was ist(, in einem bestimmten Augenblick zu sehen. In diesem Augenblick gibt es kein Innen und Außen.«

»Das ist der Punkt. Wir müssen sichergehen, daß wir uns hier richtig verstehen. Du sagst, daß das >Nach-außen-Schauen(und das >Nach-innen-Schauen(nicht wie Flut und Ebbe sind. Das innere Sehen ist keine Reaktion auf das äußere Sehen. Das innere Sehen unterscheidet sich vollkommen vom äußeren Sehen. Du sagst, das >Nach-innen-Schauen(löst das gesamte Denkmuster auf. Das meinst du doch, nicht wahr?« Er machte eine Pause. »Ich stelle das in Frage.« Wieder schwieg er eine Weile. » Ich stelle in Frage, daß es überhaupt so etwas wie >inneres Sehen(gibt. Laß uns langsam vorangehen. Warte, ich möchte diese Frage erst einmal untersuchen, Pupul. Ich sage nicht, es ist so, oder es ist nicht so. Was bedeutet >nach innen schauen<? So wie du es ausdrückst, würde es bedeuten, daß man die gesamte Gedankenstruktur sehen kann, nicht wahr? Ist das >inneres Sehen<'?«

»Ich würde sagen, es ist inneres Sehen, denn es enthält auch ein physisches Schauen...«

»Ja, im äußeren Schauen.«

»... und ein nichtphysisches Schauen. Das heißt, das Schauen ist physisch, aber das, was gesehen wird, ist nichtphysisch. Gedanken kann man nicht sehen.«

»Jegliches Denken ist ein materieller Prozeß«, erwiderte Krishnaji, auf Genauigkeit bedacht.

»Aber man kann es nicht sehen.«

» Ja, aber es ist ein materieller Prozeß. - Die Erinnerung, das Speichern von Wissen; das sind materielle Prozesse.«

»Ja, aber es besteht ein Unterschied zwischen dem Sehen des Mikrophons und dem Sehen der blitzartigen Gedankenenergie.«

»Demnach stellen die blitzartigen Bewegungen der Gedanken materielle Prozesse dar.« Krishnaji war unbeugsam.

»Gut, in Ordnung. Es ist ein materieller Prozeß. Geschieht er innerhalb einer Dimension, die wir >das Innere(nennen?«

»Das Innere? Ich stelle das ganze in Frage.«

Die Diskussion hatte einen neuen Akzent bekommen, der die Illusion von »innen und außen« enthüllte.

»Irgenwo muß es sein.«

»Ja, aber warum sollte es innen oder außen sein?«

»Weil es nicht >außen< ist. Es ist nichts >außen< Sichtbares.«

» Du kannst es nicht sehen, wie du dein Gesicht im Spiegel sehen kannst. Gedanken können nicht mit dem Auge wahrgenommen werden, so wie man sein Gesicht im Spiegel wahrnimmt. Nennst du also das, was du nicht im Spiegel sehen kannst, das >Innere<?«

»Aber es existiert doch«, sagte ich.

»Ja, aber ich stelle in Frage, ob es überhaupt das >Innere< ist.«

»Du kannst das Wort >Inneres< durch ein anderes Wort ersetzen.« Ich forcierte die Herausforderung.

»Nein, nein.«

» Wo ist es?«

»Ich will dir etwas verraten. Ich glaube, die Eskimos meinen etwas Äußeres, wenn sie von Gedanken sprechen.«

»Ja.«

»... Betrachte dir das genauer, schau genau hin. Denk darüber nach.«

»Ich verstehe. Ich weiß, was etwas >Äußeres< ist. Es ist physisches Sehen. Das Wesen der Gedanken kann ich natürlich niemals mit dem gleichen optischen ...«

»Das ist sehr einfach. Ich kann mein Gesicht im Spiegel sehen, aber ich kann keine Gedanken im Spiegel sehen. Das ist einfach.«

»Wo sehe ich Gedankenstrukturen? Was ist dieses >Sehen< dann?« fragte ich.

»Das ist es. Ich glaube nicht, daß es dieses >Sehen< überhaupt gibt.«

»Aber du hast doch immer wieder betont, wie wichtig es ist zu >sehen<.«

»Sehen? Die Blume sehen«, erwiderte Krishnaji.

»Auch Wut zu sehen.«

»Nein, ich sagte nur >sehen<.«

»Du hast gerade in diesem Augenblick etwas gesagt. Du sagtest: >Ich glaube nicht, daß es dieses Sehen überhaupt gibt.< Können wir das einmal genauer untersuchen?«

»Diesen Punkt muß ich ganz klar herausstellen«, sagte Krishnaji. »Zunächst gibt es ein >Hören mit dem Ohr< und ein >Hören ohne Ohr<, ein Zustand, der mit der absolut stillen Oberfläche eines Sees vergleichbar ist. Kein Lufthauch kräuselt das Wasser. Wenn man die Frage hineinwirft, dann ist es, als werfe man einen Stein in einen stillen Teich. Die Wellen sind die Antworten.«

»Die von der Frage zurückgeworfen werden?«

»Ja, das haben wir ja anfangs schon gesagt. Wenn man die Frage unvoreingenommen hineinwirft, bringt schon dieses Hineinwerfen die Antwort hervor. Da ist niemand, der die Antwort gibt. Das ist sehr wichtig. Wenn wir davon ausgehen, daß man ein Gesicht klar in einem Spiegel sehen kann, Gedanken aber nicht sehen kann, was heißt dann >Gedanken sehen?«

»Was geschieht tatsächlich?« fragte ich.

»Das wollen wir ja gerade herausfinden«, antwortete Krishnaji. »Wir müssen uns zunächst einiges klarmachen. Man kann Gedanken nicht >sehen<, denn das würde voraussetzen, daß da ein Sehender ist, von dem getrennt die Gedanken existieren. Das Sehen des Gesichtes im Spiegel ist klar, aber der Spiegel kann keine Gedanken reflektieren. >Das Sehen(von Gedanken impliziert, daß ein Sehender und ein Gedanke existiert, aber der Sehende ist das Denken. Also existiert nichts als die Gedanken, die man nicht im Spiegel sehen kann. Also behaupte ich, es gibt kein >inneres Sehen(.«

»Was meinst du dann, wenn du davon sprichst, man müsse versuchen, zu sehen, >was ist(?«

»Mit >sehen, was ist(, meine ich nicht nur das Beobachten mit dem Auge, sondern auch das Hören dessen, >was ist(, ohne Ohr; >was ist< umfaßt all das ->sehen<, >hören<.«

» Aber du sagst doch, Gedanken kann man nicht sehen.« Ich versuchte, ihn in die Enge zu treiben.

»Nein. Gedanken können nicht mit dem Blick nach innen gesehen werden.« »Womit kann man dann Gedanken sehen?«

»Denken kann nicht sehen ...«

»Man kann es nicht mit dem Blick nach innen sehen; man kann es nicht sehen, wie man etwas in einem Spiegel sieht, und doch sprichst du von >sehen<.«

»Nein, ich würde nicht das Wort >sehen< benutzen«, sagte Krishnaji.

»Welches Wort würdest du dann benutzen?«

»Ich würde sagen, >Denken, das sich seiner selbst bewußt ist<.«

»Denken, das sich seiner selbst bewußt ist?«

»Seiner eigenen Aktivitäten bewußt ist.«

»Aber du hast doch in all diesen Jahren immer wieder vom >Sehen, was ist< gesprochen.«

»Ich sprach davon, zu sehen, was tatsächlich im Inneren vor sich geht, nicht davon, das, >was ist<, das, was geschieht, mit dem optischen Auge oder einem anderen Gedanken zu beobachten. Wenn du das Wort >sehen< benutzt, dann bekommt es diese Bedeutung.«

»Was ist das für ein Zustand?« fragte ich weiter.

»Genau das untersuchen wir gerade. Wenn du vom >inneren Sehen< sprichst, dann behaupte ich, daß du die Dualität hineinbringst. Nicht wahr?« Krishnaji drang subtil in die Frage ein,

»Gibt es ein >Sehen< jenseits der Dualität?« fragte ich.

»Ja, dieses >Sehen< impliziert einen Zustand, in dem es keine Gegensätze gibt.«

»Ist dieses Sehen mit dem stillen See vergleichbar?«

»Ja, und deshalb hat es etwas Künstliches, wenn du vom >inneren Sehen< sprichst. Das Denken muß still sein. Ich glaube, es ist wie mit dem See. Und wenn du aus diesem Zustand heraus eine Frage stellst, dann wird die Frage von dem See beantwortet.«

»Aber wenn Wut hochkommt, wenn Eifersucht aufsteigt-sind das materielle Phänomene?«

»Absolut.«

»Ich nehme etwas wahr, und schon ist es vorüber, denn ich kann das, was vorbei ist, nicht >sehen<.«

»Schau, du sagst, Eifersucht steigt auf, und du beobachtest sie.«

»Kann man den tatsächlichen Zustand, den Moment, in dem Eifersucht aufsteigt, beobachten? Wenn das so wäre, würde sie nicht aufsteigen.«

»Nein«, antwortete Krishnaji. »Tatsache ist, Eifersucht steigt auf. Eifersucht ist eine Reaktion, die wir benennen. Kannst du diese Reaktion beobachten, bevor du sie benennst? Nicht als Beobachter, der beobachtet-verstehst du, was ich meine -, sondern in einem Zustand des Beobachtens, in dem keine Gegensätze existieren? Kann man einfach die Reaktion sehen? Wenn ich sage, >die Reaktion sehen, dann meine ich das >Sehen<, das >Beobachten< ohne Auge und ohne Ohr. Das Beobachten dieser Reaktion während ihres Entstehens ist das Hören ohne Ohr, das Sehen ohne Auge. Klingt das verrückt? Wir wollen versuchen, uns klar auszudrücken«, fuhr er fort. »Wir sagen, eine Frage wird gestellt; diese Frage ist wie ein Stein, der in einen Mühlteich geworfen wird. Der Teich ist vollkommen still. Das Werfen des Steines bringt die Antwort hervor, ansonsten ist der Teich absolut still. Wir sprechen nicht von Gezeiten,-von Ebbe und Flut, sondern von der Beobachtung dessen, >was ist<, die nicht mit einer Erinnerung an eine vergangene Situation, an ein vorhergehendes >Was ist< gekoppelt ist. Das ist alles.«

»Dann ist es weder ein visuelles noch ein auditives Phänomen.« - »Genau.«

»Aber du hast doch das Wort >beobachten< gebraucht...«

»Beobachten in dem Sinne, daß eine solche Beobachtung keine Erinnerung an das beobachtete Objekt beinhaltet. Das ist richtig; ich will langsam vorgehen. Bei diesem Prozeß der Beobachtung gibt es kein Zentrum, von dem aus beobachtet wird - Zentrum im Sinne von Erinnerungen, Schlußfolgerungen, alten Verletzungen. >Es< wird nicht von einem Brennpunkt aus beobachtet. Richtig? Und diese Art von Beobachtung beinhaltet keine Schlußfolgerung, ist nicht mit früheren Ereignissen gekoppelt; das heißt, das >Betrachten< geschieht aus dieser Stille heraus, die wir von unserem Mühlteich her kennen. Das, >was ist<, ist die Herausforderung. Kann der Teich, der völlig still ist, reagieren, wenn die Herausforderung in ihn hineinfällt?« Das Kräuseln der Wasseroberfläche war die Reaktion.

»Das Kräuseln ist die Reaktion?« fragte ich.

»Das Kräuseln ist die Reaktion. Das ist eine wunderbare Sache.«

Ich fragte weiter: »Ich habe oft beobachtet, daß du mit der gleichen Aufmerksamkeit auf deine eigenen Reaktionen lauschst, wie du einer Frage lauschst, die dir gestellt wird. Ist es so? Lauschst du deinen eigenen Reaktionen?«

»Ich lausche ihnen, um herauszufinden, ob das Gesagte richtig ist.«

»Du lauschst deinen eigenen Reaktionen, und für dich spielen sich deine Reaktionen und die Reaktionen einer anderen Person auf der gleichen Ebene ab.«

Krishnaji sagte: »Aber wenn du ernsthaft sprichst und dem Fragenden und den Reaktionen lauschst, dann erhält das Lauschen eine besondere Qualität in beiden Richtungen -, nicht das Lauschen auf deine oder meine Reaktion, dann existiert nur noch das Lauschen.«

»Du lauschst«, erwiderte ich, »und wenn das Gesagte nicht richtig ist, dann entfernst du dich davon. Da ist eine absolute Flexibilität, wenn ich so sagen darf. Du hältst an keiner Antwort fest.«

»Wenn der Kieselstein sehr klein ist, sind die Wellen sehr klein«, erkl.,*irte Krishnaji, »aber wenn ein Felsbrocken ins Wasser geworfen wird, entstehen viele große Wellen. Das Lauschen gilt nicht nur der fragenden Person, sondern auch der aufsteigenden Antwort. Es ist ein Zustand totalen Lauschens. Man lauscht dem Fragesteller und dem Antwortenden. Wenn die Antwort nicht so ausfällt, wie sie sollte, zieht man sich davon zurück, weil man lauscht. Man verändert sich, man bewegt sich. Ich habe etwas herausgefunden. Es gibt kein inneres Sehen oder Hören. Es gibt nur Sehen und Hören.«

»Ich muß das noch genauer untersuchen. Im Augenblick nehme ich das Gesagte nur auf, ohne es genau zu begreifen.« Ich machte eine Pause.

»Was ist der Mühlteich?«

»Zunächst einmal-wessen Mühlteich?« fragte Krishnaji. »Dein Mühlteich, mein Mühlteich, oder der Mühlteich einer aufgeregten Person?«

»Wir sprechen von Krishnajis Mühlteich«, sagte ich, »denn wir wollen ja versuchen, deinen Mind zu erforschen.«

»Ich verstehe. Du fragst, in welchem Zustand befindet sich Krishnajis Mühlteich? Ich glaube nicht, daß Krishnaji sich seines Mühlteiches bewußt ist.«

»Wessen bist du dir bewußt?«

»Eines muß du wissen: Wenn Krishnaji sich seiner bewußt ist, ist es kein Mühlteich. Warte, warte. Ja, das stimmt.«

»Was ist also, wenn ich fragen darf, dein inneres Wesen?« Ich forderte Krishnaji heraus, denn ich wollte sehen, wie weit er sein Inneres enthüllen würde. Es entstand eine Pause. Dann sprach Krishnaji wie aus großer Tiefe. »Ich habe mich nie gefragt, was das innere Wesen von Krishnamurti ist. Wenn ich sage >nichts< - wäre das akzeptabel? Da ist nichts. Meinst du, du könntest die Beschaffenheit von Krishnamurtis innerem Wesen, das absolut *nichts* ist, verstehen? Das ist, als würdest du versuchen, das Unmeßbare zu messen. Ich sage nicht, mein Geist ist unermesslich, aber es ist, als würde man das Unmeßbare messen.«

Im Jahre 1976 starb meine älteste Schwester an einem Herzanfall. Meine Mutter konnte den Schock nicht verkraften. Sie brach psychisch und physisch zusammen und erlitt einen leichten Gehirnschlag. Krishnaji, den sie zutiefst verehrte und oft in ihrem Hause bewirtet hatte, schrieb ihr einige Zeilen, die er einem Brief an Nandini beifügte. Er fragte nach ihrem Zustand, wünschte ihr alles Gute und bedankte sich für die Gastfreundschaft und Herzlichkeit, mit der sie ihn all die Jahre empfangen hatte. Wir lasen ihr den Brief vor, und es gelang ihr sogar, ein wenig zu lächeln. Sie erholte sich nach und nach, aber sie blieb geschwächt.

Im Januar des darauffolgenden Jahres besuchte Krishnaji sie in Bombay. Sie war bettlägerig, und das Leben schien allmählich aus ihrem Körper zu weichen, aber sie hatte darauf bestanden, vor Krishnajis Besuch zu baden und einen frischen, weißen Musselinsari anzuziehen. Als sie Krishnaji erblickte, begann ihr Gesicht zu leuchten. Er hielt ihre Hand und sprach über eine Stunde lang Liebevoll mit ihr. Sie sagte: »Meine Tochter ist tot.« »Ich weiß, Amma«, erwiderte er. »Wir alle müssen sterben.« Nach dem Gespräch wurde sie ganz ruhig, und obwohl sie sich physisch nicht mehr erholte, hatte ihr seelisches Leid ein Ende. Sie starb leicht und sanft und verließ ihren Körper unbemerkt von ihren Kindern, die im Nebenzimmer saßen.

Im Frühjahr 1976 hielt die *Krishnamurti Foundation* in Arya Vihara, Ojai, ein Seminar für Wissenschaftler und Philosophen ab. Sunanda, ihr Mann Pama und Krishnajis Neffe Narayan nahmen daran teil. Balasundaram bekam kurz vor der Abreise Gelbsucht und mußte absagen.

In Ojai nahm Krishnaji sich viel Zeit für Sunanda. Sie machten Spaziergänge, führten lange Gespräche und diskutierten über die Arbeit in Vasant Vihar. Sunanda kam strahlend nach Indien zurück. Am 3. Juni hatte ich Krishnaji in einem langen Brief über den Zustand meiner Mutter und mein Treffen mit Sunanda berichtet:

»Ich bin seit zwei Wochen in Bombay, um meiner Mutter beizustehen. Es war eine schwere Zeit für sie. Sie hatte eine Blasenentzündung und Probleme mit der Lunge. Letzte Woche konnte sie kaum sprechen und weder Nahrung noch Getränke zu sich nehmen. Der Arzt meinte, die Speiseröhre sei teilweise gelähmt. In den letzten vierundzwanzig Stunden wurde sie durch eine Nasensonde ernährt und scheint sich nun etwas zu erholen. Es gelang ihr, ein paar Worte zu sagen, undeutlich zwar, aber ich habe sie verstanden. Es scheint, als habe sie die unmittelbare Vergangenheit völlig vergessen; sie fragt nach Unmöglichem. Aus ihren Fragen spricht eine gewisse Verzweiflung.

Sunanda und Pama besuchten mich auf der Durchreise. Wir hatten ein langes Gespräch miteinander. Ich bin sehr glücklich, daß die beiden nach Vasant Vihar gehen, und ich hoffe, daß sie sich dort wohlfühlen und die Arbeit ihnen Freude und Erfüllung bringt. Ich selbst fahre am 6. zum Treffen der *Krishnamurti Foundation* nach Madras. Bei meinem letzten Besuch besprach ich mit Radha die notwendigen Reparaturen, die Du vorgeschlagen hattest. Ich glaube, die Arbeiten wurden inzwischen begonnen. Ich bin wie Du der Meinung, daß der Sekretär der *Krishnamurti Foundation* und der Rektor der *Rishi Valley School* nicht ein und dieselbe Person sein sollte. Das wurde ja bereits bei Deinem Besuch vor einem Jahr beschlossen. Nachdem Balasundaram Dich letztes Jahr im Ausland besucht hatte, schriebst Du mir, Balasundaram habe Dir erklärt, daß es sich bei dem Posten des Sekretärs um eine rein formale Angelegenheit handele, und Du seiest der Ansicht, alle Aktivitäten der *Foundation* sollten nach Rishi Valley verlegt werden, das zum Zentrum der Bewegung werden sollte.

Ich habe den Brief nicht hier, aber wenn ich nach Delhi zurückkomme, werde ich Dir eine Kopie Deines Briefes schicken. Ich hatte Dich um Klärung gebeten und Dich gefragt, ob der Sekretär und der Rektor Deiner Meinung nach ein und dieselbe Person sein sollte, und Du hattest deutlich gemacht, daß Du das nicht wünschtest.

Als im letzten Jahr beim Treffen der *Foundation* die Ernennung des Sekretärs zur Sprache kam, wurde beschlossen, daß Balasundaram den Posten noch ein weiteres Jahr behalten sollte, weil er in diesem Fall der Hauptkläger war und alle Vollmachten in Händen hielt. Eine Änderung vor der Zeit hätte zu viele Komplikationen mit sich gebracht. Alle Mitglieder der *Foundation* waren mit dieser Regelung einverstanden. Ansonsten wird der Sekretär jedes Jahr beim Treffen im Oktober oder November neu ernannt. Ich besprach die Angelegenheit auch mit Balasundaram persönlich, und er selbst schlug vor, den Posten des Sekretärs abzugeben. Ich habe schon seit langem das Gefühl, daß Pama der Richtige für dieses Amt ist, und das war auch einer der Gründe, weshalb ich ihn überredete, der *Foundation* beizutreten.«

Im Dezember löste Pama Patwardhan Balasundaram als Sekretär der *Foundation* ab; Sunanda und Pama zogen nach Vasant Vihar. Das Haus war völlig heruntergekommen. Die beiden standen vor der schwierigen Aufgabe, es tust ohne Geld einigermaßen wieder herzurichten. Sunanda übernahm die Verantwortung für die Publikationen und brachte bald ein Bulletin heraus. In den folgenden Jahren wurde Vasant Vihar, das Hauptquartier der indischen *Krishnamurti Foundation*, zu einem Zentrum für die K.F.I. - Veröffentlichungen sowie die Archivierung und Verbreitung der Lehren. Titel wie *nadition and Revolution*, *Krishnamurti an Education*, verschiedene Reden und indische Ausgaben von Krishnamurtis Werk wurden in Vasant Vihar verlegt.

Kapitel 29: »Ich reite auf einem Tiger.«

Ich traf Indira Gandhi zum ersten Mal im Jahre 1931 im Anand Bhawan, dem Sitz ihrer Familie in Allahabad. Sie war damals vierzehn, ich sechzehn Jahre alt. Ich war verliebt und mein inneres Feuer hätte ausgereicht, diese ganze, uralte Stadt in Flammen aufgehen zu lassen. Indira habe ich aus dieser Zeit als zerbrechliches, zurückgezogenes und verschlossenes junges Mädchen in Erinnerung, das in seiner eigenen, für andere unzugänglichen Phantasiewelt lebte. Später traf ich sie hin und wieder im

Hause ihrer Tante Krishna Hutheesing. Dort brachte sie auch am 20. August 1944 ihren Sohn Rajiv zur Welt. Als ich 1955 nach Delhi übersiedelte, kamen wir uns näher.

Sie führte offiziell den Haushalt für ihren Vater, Premierminister Jawaharlal Nehru, mit dem sie im *Teen Murti House* lebte, der Residenz des Oberbefehlshabers vor der Unabhängigkeitserklärung. Indira zeigte nach außen weiterhin eine Fassade von Distanziertheit und Kühle, hinter der in Wirklichkeit eine sensible und engagierte Persönlichkeit steckte. Sie war gewohnt, ungewöhnliche Menschen zu treffen und mit ungewöhnlichen Situationen konfrontiert zu werden. Krishnaji und seine Lehren spielten damals für mein erwachendes Bewußtsein eine außerordentlich wichtige Rolle. So sprach ich oft mit Indira über die Bedeutung von Selbsterkenntnis und Wahrnehmung. Sie hörte aufmerksam zu, reagierte aber anfangs sehr zurückhaltend auf meine Schilderungen. Erst als der Bann gebrochen war, begann sie Fragen zu stellen. Schüchtern sprach sie über ihre eigenen, sensitiven Wahrnehmungen. Schon in frühester Jugend hatte sie sich selbst beim Sprechen beobachtet, konnte Dinge sehen, die sich hinter ihrem Rücken abspielten und wußte von Ereignissen, die sie unmöglich selbst gesehen haben konnte. Oft erlebte sie veränderte Bewußtseinszustände. »Kennst du Huxleys *Doorways of ~Perception?*« fragte sie mich. »Ich sah die Welt mit der gleichen lodernen Intensität, aber ich verbarg meine Wahrnehmungen vor den anderen, denn die Leute lachten mich aus und verstanden mich nicht.« Schon als kleines Mädchen hatte sie manchmal das Gefühl gehabt, »in Farben zu ertrinken«. Jahrelang wurde sie von bestimmten Farben überwältigt. Intensive Rot- und Orangetöne und pudriges Pink riefen tiefe Empfindungen hervor. Gelb und Grün erzeugten Energie, Blau löste ein Gefühl von Kühle und Distanziertheit aus. Nachdem sie 1966 das Amt der Premierministerin übernommen hatte, schwand diese Sensitivität allmählich.

Indira traf Krishnamurti zum ersten Mal Ende der fünfziger Jahre bei einem Abendessen in meinem Haus. Sie wirkte schüchtern und nahm nur zögernd an der Unterhaltung teil. Krishnaji war ebenfalls zurückhaltend, doch nach einer Weile begann er, Anekdoten zu erzählen. Eine Zen-Geschichte gefiel ihr besonders gut: Zwei buddhistische Mönche kamen zu einem Flußufer und sahen, daß es überflutet war und der Fluß nur unter großen Schwierigkeiten überquert werden konnte. Eine Frau, die am Ufer sitzend gewartet hatte, bat die beiden, ihr beim Überqueren des Flusses zu helfen, denn ihre Kinder seien allein und warteten darauf, daß sie etwas zu essen bringe. Der eine Mönch wies sie empört zurück, doch der andere nahm sie auf den Rücken und trug sie durch den Fluß. Nachdem sie am gegenüberliegenden Ufer angekommen waren und die Frau ihrer Wege gegangen war, machte der erste Mönch dem zweiten bittere Vorwürfe. Er war entsetzt. Ein Mönch durfte keine Frau anfassen, geschweige denn, auf seinem Rücken tragen. Der Gescholtene drehte sich um und sagte: »Du trägst die Frau also immer noch in deinem Kopf herum? Ich habe sie schon lange am Ufer zurückgelassen.«

Im Winter 1970 gab ich ein Abendessen für Krishnaji, zu dem ich auch Indira Gandhi, Karan Singh von Kashmir, meine Schwester Nandini, G. Parthasarathi und Jim George, den kanadischen Botschafter, einlud. Das Tischgespräch drehte sich um die Jugend der Welt. Die jungen Leute im Westen rebellierten, weigerten sich, die Wertmaßstäbe ihrer Eltern zu übernehmen, wiesen alle Sicherheiten zurück und waren zu Wanderern geworden. Sie reisten in ferne Länder, teilten ihre Habe, rauchten Haschisch, brachen alle Tabus, sahen und »kosteten« die Welt. Irgend jemand aus der Tischrunde fragte: »Warum sind die Jugendlichen in Indien so sehr auf Sicherheit bedacht?« Krishnaji sprach vom wachsenden Materialismus in Indien. Wir diskutierten darüber, daß die jungen Menschen Indiens ihre Wurzeln zu verlieren schienen und sich die Befriedigung ihrer äußeren und inneren Bedürfnisse in einer Hinwendung zu den reichen Ländern des Westens versprachen. Krishnaji fragte: »Warum erleben wir einen Verfall auf allen Ebenen der Gesellschaft?«

Indira hörte zu, aber sie beteiligte sich kaum an der Unterhaltung. Ein wenig boshaft fragte Karan Singh Krishnaji: »Ist es wahr, daß kein Politiker imstande ist, die Wahrheit zu erkennen?« Indira sagte nichts und schrieb mir später folgende Zeilen:

Danke für den anregenden Abend. Das Essen war köstlich wie immer. Diesmal habe ich sogar gegen meine eigene Regel, abends nur Salat zu essen, verstoßen und viel zu viel gegessen! Ich war sehr glücklich über die Gelegenheit, Krishnaji wiederzusehen. Seine Ansichten sind immer sehr anregend. Mir kam es nach einer Weile so vor, als würden wir alle ihn mit Fragen bombardieren, aber kann man die Situation der jungen Rebellen in Amerika oder Frankreich wirklich mit der Situation in unserem Land vergleichen? In diesen Ländern kommen viele dieser jungen Menschen

aus wohlhabenden Familien und können es sich gut leisten, am Strand zu sitzen und zu meditieren. In Indien herrschen andere Zwänge: Man muß seinen Lebensunterhalt verdienen, seine Familie unterstützen. Selbst meine eigenen Erfahrungen weichen völlig von denen normaler junger Inder ab, da ich unter so besonderen Bedingungen aufwuchs. Aber wenn ich das sage, könnte es den Anschein erwecken, ich wollte mich als etwas Besonderes darstellen. Ich habe nur laut gedacht.

Indira hatte bei Krishnaji offensichtlich keinen Eindruck hinterlassen. Er verlor kein Wort über ihr Zusammentreffen. Anfang Juni 1975 unternahm ich wieder eine längere Reise nach Europa und Amerika. Ich hielt mich gerade in Paris auf, als ich erfuhr, daß der Oberste Gerichtshof von Allahabad Indira Gandhis Wahl wegen eines angeblichen Formfehlers für null und nichtig erklärt hatte. Außerdem war sie für sechs Jahre von der Kandidatur ausgeschlossen worden. Die Londoner Times verglich das ganze in einem Kommentar mit einer »Parksünde«. Das Unglaubliche war geschehen, und niemand konnte vorhersagen, was die Zukunft bringen würde.

In England wohnte ich bei Krishnaji in Brockwood Park. Er machte sich große Sorgen über die Entwicklung in Indien, und wir führten lange Gespräche über dieses Thema. Indira Gandhi hatte das Urteil angefochten. Sie durfte weiterhin den Titel »Premierministerin« tragen, aber sie hatte keine Stimme im *Lok Sabha* (Hindiwort für »Parlament«, da sie nicht länger Parlamentsmitglied war. Die englische Presse spekulierte, ob sie noch vor der Anhörung zurücktreten würde.

Einen Tag nach meiner Ankunft in Amerika wurde in Indien der Notstand ausgerufen. Wir hörten von einer Verhaftungswelle. So weit von zu Hause entfernt, hatten wir kaum Zugang zu verlässlichen Informationen, doch es gingen Gerüchte um, daß ein Bürgerkrieg ausgebrochen sei. Ich fuhr zur Indischen Botschaft und versuchte, Indira Gandhi zu erreichen. Zu meiner Überraschung war sie plötzlich tatsächlich am anderen Ende der Leitung. Ich erzählte ihr von den beunruhigenden Gerüchten und bat sie um genauere Informationen. Sie versuchte, mich zu beruhigen, aber sie bestätigte, daß der Notstand ausgerufen und viele Menschen -darunter Ja] Prakash Narain und Morarji Desai -verhaftet worden waren. Sie erklärte mir, es drohe eine Welle der Gewalt, betonte jedoch gleichzeitig, daß der Ausnahmezustand bald wieder aufgehoben würde.

Auf der Rückreise fuhr ich diesmal nicht über Gstaad. Ich rief Krishnaji auch nicht von England aus an, denn ich war völlig durcheinander und wußte, daß er sehr unglücklich über die Ereignisse in Indien war.

In Delhi sprachen mich viele Menschen auf den Ausnahmezustand an. Wenige reagierten positiv, die meisten machten kein Hehl aus ihrer Wut über die Situation. Angst und Spannung wuchsen. Ich traf mich mit Indira im Parlamentsgebäude und erzählte ihr von der allgemeinen Stimmung in der Bevölkerung und meiner eigenen Trauer darüber, daß diese Dinge geschehen konnten, während sie Regierungschefin war. Sie hörte aufmerksam zu und erwiderte, ich sei mir weder über das Ausmaß der Gewalt noch über die Gefahren, die dem Land von innen und außen drohten, im klaren. Sie sprach über den Eisenbahnerstreik, der im vergangenen Jahr einer der Auslöser für Gewalttätigkeit und Chaos gewesen war und erwähnte Jai Prakash Narains Revolutionsbewegung, die eine große Anzahl junger Menschen in ihren Bann gezogen hatte.

Diese Bewegung, die ursprünglich Gewaltlosigkeit auf ihre Fahnen geschrieben hatte, war nach und nach von vielen unerwünschten Elementen unterwandert worden. Jai Prakash war in Indiras Augen ein Idealist, der sich nicht im geringsten über die reale Gefahr im klaren war. Sie meinte, wenn man diesen Elementen erlaube, ihre Position zu stärken, sei eine Katastrophe unabwendbar. Ich erwartete die Aufhebung des Notstandes zum 15. August, dem Unabhängigkeitstag, und fuhr zum *Red Fort*, um Indiras Rede anzuhören, doch kurz bevor sie aufs Podium trat, erreichte sie die Nachricht von der Ermordung des Premierministers von Bangladesh, Mujib-ur-Rehman und seiner Familie. Selbst seinen kleinen Sohn hatte man nicht verschont. Diese Tat brachte all ihre unterschwelligsten Ängste und Befürchtungen an die Oberfläche. Sie war sicher, daß die Mörder Teil eines großen Komplotts waren, mit dem der Subkontinent ins Chaos gestürzt werden sollte, und betrachtete sich selbst und ihre Familie bereits als die nächsten Opfer. So wurde der Ausnahmezustand aufrechterhalten. Das hatte sowohl für die Regierung als auch auf die Bevölkerung traumatische Folgen. Kurze Zeit später erhielt ich einen Brief von Krishnaji:

Ich schreibe Dir heute aus sehr ernstem Anlaß, und ich richte meine Worte nicht nur an Dich persönlich, sondern auch an Dich als Präsidentin der K . F. Indien. Wenn man den Berichten in

den verschiedensten amerikanischen, englischen und französischen Zeitungen glauben kann, ist Indien auf dem besten Wege, ein »totalitärer Staat« zu werden. Tausende werden ins Gefängnis geworfen, die Freiheit der Rede ist aufgehoben, die Presse mundtot gemacht. Ich weiß nicht, wie Du dazu stehst. Die *Foundation* ist apolitisch und mit keiner politischen Gruppierung - weder links- noch rechtsgerichtet

verbunden. Ich möchte von Dir wissen, wie Du die Lage im Hinblick auf einen Besuch von Krishnamurti einschätzt. Du weißt, daß er über Freiheit auf allen Ebenen sprechen wird, so wie er es immer getan hat-über Freiheit der Rede, Freiheit des Denkens, Freiheit des Ausdrucks. Wenn er öffentliche Reden hält, wird man ihm zwangsläufig bestimmte Fragen stellen, und er wird sie beantworten müssen. Er kann das, was er sagen will, unter gar keinen Umständen modifizieren oder einschränken, um eine Regierung oder irgendeine andere Gruppe von Menschen zufriedenzustellen. Er hat das in der Vergangenheit nicht getan und kann sich auch in Zukunft nicht dem Diktat irgendeiner Gruppe, ob politisch oder nicht, beugen. Ebensovienig kann er sich erlauben, ins Gefängnis geworfen oder am Verlassen des Landes gehindert zu werden. Ich möchte außerdem betonen, daß Krishnamurti weder spezielle Vergünstigungen akzeptiert noch möchte, daß in seinem Fall eine Ausnahme gemacht wird ... [sein Brief endete mit den Worten:] Bitte, Pupul ji - hier geht es um eine heilige Sache, und Deine Verantwortung ist entsprechend groß.

In meinem Antwortbrief gab ich ihm einen genauen Bericht über die politische Lage, aber ich versicherte ihm gleichzeitig, daß er niemals in Indien inhaftiert werden könnte. In der Tradition dieses Landes war die Stimme eines echten spirituellen Führers ein Licht, das nichts und niemand auslöschen konnte. Am 30. August erhielt ich einen weiteren Brief. Er war offensichtlich noch immer sehr besorgt und warf eine neue Frage auf: »Welchen Zweck, welchen Wert und welchen Nutzen hat mein Besuch in Indien?«

Abgesehen von persönlichen Gefühlen und Zuneigungen, die ihre besondere Bedeutung haben [sic], habe ich mir Gedanken darüber gemacht, wie ich die nächsten zehn bis fünfzehn Jahre am besten verbringen sollte. Der physische Organismus ist ja immerhin schon über achtzig Jahre alt. Wie ich wiederholt sagte und, ohne daß es mir lästig wird, nochmals wiederholen kann, habe ich in Indien mehr Zeit verbracht und mehr Vorträge gehalten als an irgendeinem anderen Ort der Welt. Es geht mir nicht um Ergebnisse oder darum, welche Wirkung die Lehre in Indien gezeitigt hat, wie tief die Wurzeln ins Erdreich gedrungen sind, aber ich glaube, man hat das Recht zu fragen und sollte fragen, so wie ich jetzt frage: Warum gibt es in Indien nach all diesen Jahren nicht einen einzigen Menschen, der diese Lehre völlig verstanden hat, der sie lebt und sich ihr total widmet? Ich gebe keinem von euch die geringste Schuld, aber ich möchte euch dringend bitten, dies einmal sehr ernsthaft zu überdenken.

Dann fragte er, ob ich mich tatsächlich bis zum März 1976 aus meinen anderen Ämtern zurückziehen würde, wie ich ihm mitgeteilt hatte. Sein Brief endete mit folgenden Worten:

Da es vielleicht immer schwieriger werden wird, in Indien frei zu sprechen, solltest Du Dir Gedanken darüber machen, auf welche Weise Krishnamurti den Rest seines Lebens von Nutzen für die Lehren sein kann. Ich habe diese Frage auch den Gruppen in Amerika und England gestellt. Betrachtet dies bitte nicht als persönliche Angelegenheit, sondern unter dem Gesichtspunkt, daß die Lehre das wichtigste ist. Ich fürchte, in Indien werden diese Angelegenheiten nach persönlichen Vorlieben geregelt, und das sollte nach vierzig Jahren nicht so sein.

Ich war sprachlos. Mir schien in diesem Moment, Krishnaji habe Indien und den Menschen, die so viele Jahre lang seine Gefährten waren, eine Absage erteilt. Nandini, mit der ich über den Inhalt von Krishnajis Brief sprach, war wie ich der Meinung, daß Krishnajis Dialog mit Indien zu Ende war.

In meinem Antwortbrief drückte ich meinen Schmerz aus und erklärte ihm, daß seine Worte mich völlig vor den Kopf gestoßen hatten. Balasundaram, der sich gerade bei Krishnaji aufhielt, als dieser meinen Brief in Empfang nahm, schrieb mir, Krishnaji sei völlig verblüfft gewesen und habe immer wieder gefragt: »Was hat Pupul vor den Kopf gestoßen?«

Krishnaji und Balasundaram hatten gerade darüber diskutiert, was sich in der indischen *Foundation* ändern mußte. Krishnaji entschied schließlich, im Winter 1975 nicht nach Indien zu kommen. Auch seinen jährlichen Besuch in Rom hatte er abgesagt und flog statt dessen nach Malibu, Kalifornien, wo er als Gast im Hause von Mary Zimbalist lebte. Von dort schrieb er mir einen langen Brief. Wie ein Kind fragte er: »Du schriebst mir aus Delhi, daß mein Brief, in dem ich unter anderem sagte, in Indien würden die Dinge nach persönlichen Vorlieben geregelt, Dich verletzt hat. In keinem Deiner Briefe erklärst Du, was Dich vor den Kopf gestoßen hat. Ich würde gern herausfinden, wieso Du so empfunden hast.«

Ich erwiderte, es sei der erste Eindruck gewesen, den sein Brief vermittelt hatte, der Eindruck, er habe Indien in Stich gelassen und beabsichtige nicht, jemals wiederzukommen. Es waren viele Fragen offen, aber es schien sinnlos zu sein, auf Einzelheiten einzugehen und zu versuchen, die Situation zu klären. Was zählte, war der erste Eindruck, den der Brief hinterlassen hatte.

Indien befand sich nun seit über einem Jahr im Ausnahmezustand. Obwohl ich wußte, wie sehr auch Indira darunter gelitten hatte, war mir auch bewußt, daß sie hart gewesen war und ihre Augen für viele Dinge, die ihr berichtet worden waren, verschlossen hatte. Zum ersten Mal hatte sie ihre intuitive Verbindung zum indischen Volk verloren. Sie war isoliert und mißtrauisch und duldete keinerlei Kritik, auch dann nicht, wenn enge Freunde ihr konkrete Beweise für Ausschreitungen von Regierungsbeamten brachten. Erst im Herbst 1976 drang etwas vom Zorn und der Angst der Bevölkerung zu ihr durch.

Etwa zu diesem Zeitpunkt fragte ich Indira, was sie davon hielte, wenn Krishnaji im Winter nach Indien käme, um Vorträge zu halten. Sie antwortete: » Er ist jederzeit willkommen und kann frei sprechen.« Sie wußte, wie leidenschaftlich Krishnaji für die Freiheit eintrat; er war ein religiöser Revolutionär. Für ihn war ein Leben ohne Freiheit gleichbedeutend mit dem Tod. Krishnaji traf im Oktober 1976 in Indien ein und wohnte bei mir in der King George Avenue Nummer 1.

Am 27. Oktober erschien Indira um 19.30 Uhr zum Abendessen in meiner Wohnung. Sie trug einen rosafarbenen bedruckten Sari. Die anderen Gäste waren Achyut, Nandini, Nandinis Tochter Devi und ihre Enkelin Aditi, eine junge, hervorragende Tänzerin, Sunanda und Pama Patwardhan und L.K. Jha. Indira erzählte uns, daß dies nach indischem Kalender ihr Geburtstag sei. Dann sagte sie, sie würde gern mit Krishnaji sprechen und blieb bis neun Uhr in seinem Zimmer.

Beim Essen war sie sehr still und nahm kaum wahr, was um sie herum geschah. Achyut, einer der vehementesten Gegner des Ausnahmezustands, schwieg ebenfalls und blickte ziemlich grimmig drein. L.K. Jha und Krishnaji bestritten die Unterhaltung. Krishnaji schaute Indira nicht an und richtete während des ganzen Essens nicht einmal das Wort an sie. Er spürte, daß sie in einem sehr verletzbaren Zustand war und wollte sie nicht bedrängen.

Um die gespannte Atmosphäre etwas zu lockern, begann Krishnaji während des Essens, ein paar seiner Anekdoten über Petrus und den Himmel zu erzählen. An eine erinnere ich mich besonders gut: Ein sehr reicher Mann, der zu Lebzeiten viel Geld für gute Zwecke gespendet hatte, starb. Als er an die Pforten des Himmels kam, traf er auf Petrus, der den Eingang bewachte. Der Mann zeigte seine Empfehlungsschreiben vor; Petrus sagte, er könne eintreten, aber vielleicht würde er ja gerne zuerst einmal sehen, wie es in der Hölle zugeht? Der reiche Mann sagte: »Sicher ist es nicht leicht, dorthin zu kommen?« Petrus antwortete: »Drück einfach auf den Knopf, und der Fahrstuhl bringt dich nach unten.« Er fuhr hinunter, und die Pforten der Unterwelt öffneten sich. Zu seiner Überraschung sah der Mann einen Garten voller Blumen mit kleinen Bächen und wunderschönen Frauen, die ihn mit erlesenen Weinen und köstlichem Essen erwarteten. Nachdem er einige Zeit in dieser wundervollen Umgebung verbracht hatte, fuhr er wieder hinauf und sagte zu Petrus, die Hölle sei viel schöner, es gäbe mehr Vergnügungen, und er habe sich entschlossen, dorthin zu gehen. Petrus antwortete: »Sicher, ich habe mir gedacht, daß du dich so entscheiden würdest.« Der reiche Mann drückte wieder auf den Knopf und fuhr in die Hölle. Als sich die Tür öffnete, sah er, daß der Garten verschwunden war. Statt dessen wurde er von zwei kräftigen Raufbolden erwartet, die sofort anfangen, ihn zu verprügeln. Der Mann versuchte, sie abzuwehren und japste zwischen zwei Schlägen: »Was ist Ios? Als ich vor ein paar Minuten herunterkam, wurde ich mit ollen Armen empfangen!« »Ja«, erwiderte der Schläger und setzte zu einem weiteren Hieb an, aber vorhin warst du Tourist.« Alles lachte, und selbst Indira konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen, obwohl sie in Gedanken weit weg zu sein schien. Sie begann nun, sich an der Unterhaltung zu beteiligen und erzählte die Geschichte von den Astronauten, die nach ihrer Rückkehr aus dem All bei Chruschtschow zu Besuch waren. Der

nahm sie beiseite und fragte sie im Vertrauen: »Als Ihr da oben im Himmel wart- habt ihr irgendwelche geheimnisvollen Lichter oder fremdartigen Wesen gesehen? Habt ihr eine große, geheimnisvolle, weißbärtige, von Licht umgebene Gestalt gesehen?« Die Astronauten sagten: »Ja, Genosse, das haben wir gesehen.« »Das habe ich befürchtet«, antwortete Chruschtschow und fügte hinzu: »Das muß unter uns bleiben, erzählt keiner Menschenseele davon.« Alle lachten, nur L.K. Jha schaute peinlich berührt drein, denn diese Geschichte hatte Krishnaji ihm erzählt. Er (L.K. Jha) hatte sie der Premierministerin erzählt, und nun war sie wieder zu Krishnaji zurückgekehrt.

Nach dem Essen, als alle gegangen waren, winkte Krishnaji mich in sein Zimmer und sagte, Indira mache eine sehr schwere Zeit durch. Sie hatten nach ihrem Gespräch noch lange schweigend beieinandergesessen, und er hatte gespürt, wie verstört sie war. Sie hatte zu ihm gesagt, die Situation in Indien sei explosiv. Krishnaji hatte etwas sehr Feines in ihr gespürt, das seiner Meinung nach durch die Politik zerstört wurde. Dann machte er noch eine Bemerkung über eine Aura von Gewalttätigkeit, die er um sie herum gesehen hatte.

Am nächsten Morgen erhielt ich einen kurzen Brief von der Premierministerin. Sie teilte mir mit, Krishnaji habe versprochen, sich wieder mit ihr zu treffen und bat mich, einen Termin zu arrangieren. Ich hatte gerade mit Seshan, ihrem Assistenten, telefoniert, als plötzlich um elf Uhr ein Wagen vor dem Haus hielt. Indira stieg aus. Sie hatte keine Sicherheitsbeamten bei sich, und das Begleitfahrzeug mit den aufgeregten Beamten traf erst einige Zeit später ein.

Das Gespräch zwischen Indira und Krishnaji dauerte über eine Stunde, und als sie aus dem Zimmer kam, liefen ihr Tränen übers Gesicht. Als sie sah, daß meine Großnichte Aditi im Wohnzimmer saß, versuchte sie schnell, ihre Fassung wiederzugewinnen, fragte nach dem Titel des Buches, das Aditi gerade las und unterhielt sich eine Weile mit ihr. Dann gingen wir schweigend zu ihrem Wagen. Krishnaji behielt Indira während seines gesamten Aufenthalts in Indien im Bewußtsein. Er stellte mir viele Fragen über ihre Jugendzeit. Ihre Fähigkeit zuzuhören, ohne zu reagieren oder sich zu verteidigen, hatten ihn tief beeindruckt. Er sagte, sie sei wahrscheinlich die einzige Person in dieser Position, die bereit sei zuzuhören. Die meisten anderen, die eine solche Stellung innehatten, waren entweder arrogant und deshalb nicht fähig zuzuhören, oder sie konnten ihren inneren Widerspruch nicht ertragen und brachen zusammen. Sie schien anders zu sein. Bevor er Delhi verließ, schrieb er ihr einen Brief.

Jahre später, nach dem Tod ihres Sohnes Sanjay, fragte ich Indira, ob es ihr leichtfalle zu weinen. Sie dachte einen Moment nach und sagte dann: »Nein, Trauer bringt mich nicht zum Weinen, aber wenn ich von etwas tief berührt bin, von großer Schönheit zum Beispiel, dann weine ich.« Sie sagte, sie hätte weinen müssen, als sie Kamakoti Shankaracharya von Kanchipuram* begegnete, und sie hatte hemmungslos geweint, als sie Krishnaji im November 1976 in der King George Avenue traf. »Ich schluchzte und konnte meine Tränen nicht zurückhalten. Ich habe seit Jahren nicht mehr so geweint.« Sie erzählte mir auch von der Unterhaltung zwischen ihr und Krishnaji. Sie hatten über die Ereignisse der letzten Monate gesprochen, und Indira hatte gesagt: »Ich reite auf einem Tiger, aber ich weiß nicht, wie ich wieder herunterkommen soll.« Krishnaji antwortete: »Wenn du intelligenter bist als der Tiger, dann wirst du richtig mit ihm umgehen können.« Sie fragte ihn, was sie tun solle, aber er weigerte sich, Ratschläge zu geben. Sie solle die Konflikte, Geschehnisse, das Unrecht als Ganzes betrachten und dann ohne Motiv handeln. Er sagte, er kenne zwar nicht die Einzelheiten, aber sie solle richtig handeln, ohne Angst vor den Konsequenzen zu haben. Ein paar Jahre später erzählte sie mir einmal, am 28. Oktober 1976, dem Tag, an dem sie Krishnaji zum zweiten Mal begegnete, sei in ihr vage das Gefühl entstanden, es sei richtig, den Ausnahmezustand zu beenden, ganz gleich, welche Konsequenzen sich daraus ergeben würden. Sie hatte eine Weile darüber nachgedrückt, mit wenigen engen Vertrauten darüber gesprochen und schließlich die Entscheidung getroffen, Wahlen anzuordnen.

Krishnaji war sehr glücklich darüber und sagte zu mir, er würde Indira gerne noch einmal sehen, bevor er Indien verließ. Er war sogar bereit, nach Delhi zu fahren, aber ich redete es ihm aus, denn ich wußte, daß Indira sehr mit dem bevorstehenden Kampf beschäftigt sein würde. Einen Tag vor seiner Abreise bat Krishnaji mich, ihn über Indira auf dem laufenden zu halten. Plötzlich fragte er: »Was geschieht, wenn sie verliert?«

Kapitel 30: »Sie ist sehr verletzlich.«

Die Nachricht von Indiras Niederlage erreichte Krishnaji in Ojai, Kalifornien. In einem Brief vom 22. März schrieb er: »Sie muß nun die politische Bühne verlassen, und ich frage mich, was sie tun wird. Grüße sie ganz herzlich von mir, wenn Du sie siehst.« Am 31. März schrieb er einen weiteren Brief: »Ich habe Deinen Brief nach der Wahl bekommen. Ich bin froh, daß Du bei ihr warst, als sie das Ergebnis erfuhr. Ich fühle eine gewisse Verantwortung in dieser Angelegenheit. Wie ich Dir schon in Bombay sagte, sah ich die Möglichkeit ihrer Niederlage voraus. Bitte grüße sie ganz herzlich von mir.« Auch in den folgenden Briefen fragte er jedesmal nach Indira.

Ich blieb bis Ende Mai in Delhi, obwohl ich mich bereits aus allen Ämtern zurückgezogen hatte. Indira war von der Residenz des Premierministers nach Willingdon Crescent Nummer 12 gezogen. Der Druck und die Spannungen wuchsen. An manchen Sommerabenden saß sie allein im Dunkeln auf der Veranda und blickte in den Garten hinaus. Ich setzte mich zu ihr, aber wir sprachen wenig. Manchmal teilte ich ihre einfache Mahlzeit und ging dann nach Hause. Eines Abends sah sie ungewöhnlich erschöpft aus. Ich wußte, daß sie sich mit einem der neuen Regierungschefs getroffen hatte und fragte, ob sie bei diesem Treffen große Feindseligkeit gespürt habe. »Ja«, sagte sie. »Ich bekam eine furchtbare Allergie, während er sprach. Ich spürte, wie alles in mir anschwellte. Ich hatte nicht genug Taschentücher; meine Nase lief ununterbrochen.«

An manchen Tagen kam sie plötzlich in meine Wohnung, » um still dazusitzen«. Sie schien überhaupt keine Angst um ihre Person zu haben, aber sie war voller Sorge um ihren Sohn Sanjay. Die wenigen Vertrauten, die noch bei ihr waren, hatten ihr gesagt, man würde ihn ins Gefängnis werfen und foltern. Ich wußte nicht, wie ich sie trösten sollte.

Anfang Juni fuhr ich nach Bombay, da ich nun in Delhi keine Wohnung mehr hatte. Bald nach meiner Abreise erfuhr ich, daß Indira verhaftet worden war. Sie mußte eine Nacht im Polizeigefängnis verbringen, aber der Magistrat ordnete am nächsten Tag ihre Freilassung an.

Krishnaji hörte die Nachricht von Indiras Verhaftung in London im Radio und erkundigte sich sofort bei mir, wie es um sie stand. Als der Druck auf sie und Sanjay weiter zunahm, schrieb sie an Krishnaji, aber da sie kein zuverlässiges Personal mehr hatte, wurde der Brief nur unzureichend frankiert und statt per Luftpost mit der gewöhnlichen Post geschickt. Als ich sie im August traf, erzählte sie mir, sie habe keine Antwort auf ihren Brief erhalten. Ich wußte, daß Krishnaji ihr geantwortet hätte und fragte brieflich bei ihm an, ob er ihren Brief bekommen habe. Er antwortete sofort, der Brief habe ihn nicht erreicht. Er erhielt ihn erst viel später in Indien, denn er war ihm von Brockwood aus nachgesandt worden. Am 21. Juni 1977 schrieb Indira ihm folgende Zeilen:

Verehrter Krishnaji,

Pupul hat mir Deine Adresse geschickt. Ich möchte Dir schreiben, aber ich weiß nicht, was. Ich dachte, ich hätte ein bestimmtes Maß an innerer Ruhe gefunden, aber es reicht offensichtlich nicht aus, um dem Druck, dem ich momentan ausgesetzt bin, standzuhalten. Bisher habe ich die endlose Verleumdungskampagne gegen mich und meine Familie lächelnd durchgestanden. Aber es ist kein Ende abzusehen. Im Gegenteil, wir werden ständig beobachtet, verfolgt und belästigt.

Dann schrieb sie über Sanujay und erzählte, daß man ihn zum Kriminellen abstempeln wolle. Der Brief endet mit den Worten: »Sanjay trägt all diese Härten und Demütigungen - Überfälle auf seinen Wohnsitz, CBI-Verhöre und all diese Dinge-mit Würde und Gleichmut.«

Menschen, die ihr während ihrer Zeit als Premierministerin nahegestanden hatten, begannen sich zurückzuziehen, was sie tief verletzte. Sie wußte nicht, was die Zukunft bringen würde. Ihr war klar, daß die Janata-Regierung danach trachtete, sich zu rächen und alles versuchen würde, sie zu demütigen. Sie machte sich große Sorgen um Sanjay.

Anfang November traf Krishnaji in Indien ein. Er sollte von Bombay nach Varanasi fahren, aber wegen Wasserknappheit mußte er seinen Besuch absagen.

Meine Wohnung in der Dongersey Road, in der Krishnaji während seines Bombay-Aufenthaltes wohnen sollte, war in einem erbärmlichen Zustand. Am Tag vor seiner Ankunft fiel ein großes Stück Verputz von der Zimmerdecke direkt neben meinem Bett zu Boden. Es hatte nur knapp meinen schlafenden Körper verfehlt. Es war unmöglich, einen Handwerker zu bekommen, der das noch vor

Krishnajis Ankunft reparieren würde. Zu allem Unglück begann am Morgen seiner Ankunft auch noch ein Trupp Arbeiter, die Straße vor meinem Gartenzaun aufzureißen, und alle meine Anrufe bei der Stadtverwaltung waren vergeblich. Niemand konnte mir sagen, wer dafür verantwortlich war, und ich war hilflos. So kam Krishnaji also in ein Haus, in dem der Putz von der Decke fiel und vor dessen Eingangstür ein großer Graben entstand. Die Arbeiter hatten eine Holzplanke über den Graben gelegt und die Veranda und die hintere Terrasse mit Holzbohlen gestützt, damit sie nicht zusammenbrachen.

Gleich nach seiner Ankunft fragte Krishnaji nach Indira. Er erzählte mir, er habe im Februar 1977, kurz vor seiner Abreise aus Indien, eine plötzliche Eingebung gehabt, die ihm sagte, daß Indira die Wahlen verlieren würde. Dann sagte er, die kommenden Jahre würden viel Leid und Not für sie bringen.

Ein paar Tage nach seiner Ankunft bekam ich einen Anruf aus Delhi. Indira wollte eigens von Bangalore nach Bombay kommen, um Krishnaji zu treffen. Es sollte ein privater Besuch sein. Sie stieg aus dem Auto, ging aufs Haus zu und amüsierte sich darüber, daß sie »über die Planke gehen mußte«, um in mein Haus zu gelangen.

Sie verbrachte über zwei Stunden bei Krishnaji, während der Polizeichef, der aus Sicherheitsgründen mitgekommen war, auf dem Korridor wartete. Als sie aus Krishnajis Zimmer kam, nahm sie mich beiseite und sagte, Krishnaji habe sie gebeten, noch einen Tag zu bleiben. Ob sie hier übernachten könne? Sie hoffe, es würde nicht zu viele Umstände machen. Mir war nicht ganz wohl dabei, aber ich willigte sofort ein und begann, die Einzelheiten zu planen. Der Polizeichef war entsetzt. Er erklärte mir, es gäbe keine Möglichkeit, diese Wohnung ausreichend zu sichern, denn sie lag im Parterre und hatte mehrere Fenster zur Straße hinaus. Er bat mich, Indira zu überreden, nach Delhi zurückzufahren. Er war sehr nervös und schien ernstlich besorgt. Inzwischen waren einige Kongreßmitglieder eingetroffen, die Indira sprechen wollten. Sie drängten sich im dritten Schlafzimmer, während Indira jeden einzeln im Wohnzimmer empfing. Schließlich wurde beschlossen, daß sie nach Delhi zurückkehren sollte, denn inzwischen hatte sich ihre Anwesenheit herumgesprochen, und draußen begannen sich die Leute zusammenzuroten. Bevor sie sich spät in der Nacht auf den Weg machte, aß sie mit Genuß meine Gurkensandwiches und *Patodi*, eine saftige Vorspeise, auf Gujarat-Art mit Grahammehl zubereitet. Später begleitete ich sie zum Flughafen.

Im Frühjahr 1978 machte ich mit Indira eine Rundreise durch Karnataka. Wir besichtigten Tempel und Klöster, und als wir in Mulabidri, einem alten Zentrum der Jain-Religion unser Mittagessen einnahmen, holten die Mönche eine riesige Sammlung von Tirthankarastatuen aus Smaragd, Rubin, Saphir, Kristall, Obsidian, Jade, Achat und anderen Halbedelsteinen aus den Schatzkammern, um sie der ehemaligen Premierministerin zu zeigen. Viele dieser Schätze waren von reisenden Kaufleuten im zehnten Jahrhundert als Opfergaben zu diesem uralten Heiligtum gebracht worden.

Endstation unserer Reise war ein zwischen Gärten und riesigen Bäumen gelegenes Rasthaus in Mercara. Hier schrieb Indira an ihrem Buch *Eternal India*. Oft verbrachte sie den ganzen Vormittag schreibend, aber manchmal machte sie eine Pause und diskutierte mit uns über bestimmte Passagen. Das Schreiben brachte viele Erinnerungen an die Oberfläche und half ihr, sich selbst besser zu verstehen. Einmal sagte sie zu mir: »Wenn ich eine Reise mache, beobachte ich alles um mich herum; alles, an dem mein Auto vorüberkommt. Manchmal hat das Auto keine Federn und ist unbequem auf den *Kuccha* oder schlammigen Straßen. Ich beobachte die Dörfer, die Art, wie die Leute sich kleiden, ihre Gesichter, ihren Ausdruck. Schon seit jeher habe ich die Angewohnheit, alles zu beobachten. Als Kind war ich sehr neugierig, alles interessierte mich: Vögel, Insekten und andere Tiere.« Sie liebte es, barfuß zu laufen, besonders in den Bergen. Sie sagte: »Gandhiji pflegte zu sagen, >läuft barfuß, denn die Armen haben keine Schuhe<, aber für mich bedeutet barfuß laufen, die Erde zu spüren.«

Anfang 1978 kehrte Krishnaji nach Indien zurück. Er kam diesmal direkt nach Delhi, ohne in Varanasi Station zu machen. Dann fuhr er über Kalkutta weiter nach Rishi Valley. Dort erhielt ich einen Anruf aus Neu-Delhi: Indira wollte nach Rishi Valley kommen, um Krishnaji zu treffen. Sie war nie im Valley gewesen und meinte, ein paar Tage Ruhe würden ihr guttun. Gerade hatte sie die heißumkämpfte Wahl in Chikmagalur gewonnen, und die Spannungen wuchsen, denn der Tag der Parlamentseröffnung rückte näher. Einen Tag vor ihrer Abreise erhielt ich einen weiteren Anruf: Die Bewegung ihrer Gegner, die versuchten, sie aus dem Amt zu treiben und verhaften zu lassen, hatte an Boden gewonnen. Die nächsten Tage würden kritisch werden. So war an die Reise natürlich nicht

zu denken. Ich flog nach Delhi und war im *Lok Sabha*, als die Schlacht geschlagen wurde. Indira wurde angeklagt, vom Parlament ausgeschlossen und bis zur nächsten Parlamentssitzung ins Gefängnis geschickt. Sie verbrachte eine Woche im Tihar-Gefängnis, aus dem mich folgende Notiz, auf ein zerknittertes fleckiges Stück Papier gekritzelt, erreichte:

Liebe Pupul,

Du hast wirklich krank ausgesehen, als ich Dich das letzte Mal sah, und ich mache mir Sorgen um Dich. Du sorgst Dich um mich-warum? Physisch und psychisch geht es mir gut. Meine Erkältung ist schon viel besser. Ich bin ganz allein in einer großen Baracke untergebracht, und zwei Aufseherinnen lösen sich bei der Wache ab. Es ist einigermaßen sauber, aber unbeschreiblich häßlich. Die Einrichtung ist unpraktisch und schlecht gearbeitet. Sie haben einen Waschraum für mich hergerichtet, und morgens gibt es heißes Wasser. Es ist ruhig und friedlich hier. Ich lese viel, und wenn ich in Stimmung komme, kann ich vielleicht ein wenig schreiben. Ich habe mir eine kuriose Büchersammlung mitgenommen - lauter Geburtstagsgeschenke.

Mußte schnell Schluß machen, weil mein Essen gerade kam. Liebe Grüße Indu

Kurz nach ihrer Entlassung beschloß sie, Krishnaji in Vasant Vihar, Madras, zu besuchen. Es wurden umfangreiche Sicherheitsmaßnahmen getroffen. Sie sollte mit Krishnaji zu Mittagessen, die Nacht im *State Rest House* verbringen und am nächsten Morgen nach Delhizurückfliegen. Auf dem Flughafen wurde sie von einer johlenden Menge empfangen. Sie wirkte müde, als sie aus dem Flugzeug stieg, denn sie kam gerade aus Karnataka, wo die Oppositionsparteien gewalttätige Steinwerfer angeheuert hatten.

Krishnaji empfing sie auf der Veranda und führte sie in sein Zimmer im ersten Stock. Ich wartete nebenan im Wohnzimmer. Nach einer Weile rief Krishnaji mich hinein. Indira sah traurig aus, aber sie lächelte, als sie mich sah. Sie sagte: »Krishnaji bat mich, der Politik den Rücken zu kehren. Ich antwortete ihm, ich wußte nicht, wie. Zur Zeit laufen achtundzwanzig Verfahren gegen mich.« Dann wandte sie sich Krishnaji zu und sagte, man habe sie angeklagt, zwei Hühner gestohlen zu haben und sie vor Gericht geladen. Sie machte eine Pause und suchte nach den richtigen Worten. »Ich sagte zu Krishnaji, daß ich nur zwei Alternativen habe - kämpfen oder mich wie eine duckende Ente abschießen zu lassen.«

Ich nahm sie mit in meinen Bungalow, damit sie duschen und sich vor dem Essen noch ein wenig ausruhen konnte. Sie erzählte mir, wie sie ihre Tage im Gefängnis verbracht hatte. Um fünf Uhr morgens wachte sie auf, machte einige Übungen, trank etwas kalte Milch, die ihre Schwiegertochter Sonia ihr am Abend zuvor gebracht hatte und legte sich bis sieben Uhr noch einmal ins Bett. Dann nahm sie ein Bad und las. Ironischerweise war sie im gleichen Trakt untergebracht, in dem einige Zeit zuvor George Fernandes* gesessen hatte. Sie wurde ständig von zwei Aufseherinnen bewacht, aber man hatte ihrer Schwiegertochter Sonia erlaubt, täglich selbstzubereitetes Essen zu bringen. Am meisten hatte Indira gestört, daß die Gefängnisleitung ihr nur eine begrenzte Anzahl an Büchern zugestand, aber sie hatte diese Zeit in guter Verfassung und ohne jegliches Selbstmitleid überstanden.

Am Ende unserer Unterhaltung sagte sie: »Als ich Krishnaji 1976 in Delhi traf, fragte er mich, ob ich mir im klaren darüber sei, daß ich die Konsequenzen zu tragen hätte, wenn ich richtig handelte. Man würde versuchen, mich zu vernichten.«

Gegen ein Uhr gingen wir hinüber zum Essen. Mary Zimbalist leistete uns Gesellschaft, und Krishnaji spielte die Rolle des Gastgebers mit rührender Besorgtheit, Er hörte aufmerksam zu, achtete darauf, daß das Essen richtig serviert wurde, sprach über internationale Politik und die Probleme, mit denen die Menschheit konfrontiert war.

Plötzlich fragte Mary Zimbalist: »Wie war es im Gefängnis?« »Nicht sehr bequem«, antwortete Indira. Sie erzählte, daß sie auf einem hölzernen Bettgestell ohne Matratze schlafen mußte und die Decken manchmal dazu benutzt hatte, die vergitterten Fenster zu verhängen. Sie hatte zwei anonyme Telegramme bekommen. Im ersten stand: »Lebe einfach« und in dem anderen gab ihr jemand den Rat, die Gitterstäbe im Fenster zu zählen. Sie hatte sie bereits gezählt.

An diesem Abend wollte M.S. Subbulakshini, eine der berühmtesten Sängerinnen Südindiens, deren melodische Stimme in Einklang mit ihrer aristokratischen Erscheinung stand, ein Konzert für Krishnaji geben. Krishnaji lud Indira dazu ein, und sie sagte, sie habe zwar einige Verpflichtungen

an diesem Abend, aber sie würde trotzdem versuchen zu kommen. Der Saal war ziemlich voll, und Krishnaji saß in einer der vorderen Reihen auf dem Boden. An den Wänden entlang hatte man Stühle aufgestellt. Subbulakshini hatte schon angefangen, als Indira hereinkam und sich auf einen leeren Platz in der Nähe der Tür setzte. Ich stand auf und setzte mich neben sie, denn ich hatte bemerkt, daß ihr Erscheinen Aufsehen erregt hatte und viele Augen sie verstohlen beobachteten. Auch Krishnaji hatte sie hereinkommen sehen, aber er blieb regungslos sitzen. Nach etwa einer Stunde stand sie auf und schlüpfte durch den Seiteneingang hinaus. Ich folgte ihr und traf auf Krishnaji. Er hatte bemerkt, daß sie den Saal verließ und war schnell auf die Veranda gegangen, um ihr Lebewohl zu sagen. Er war sehr herzlich, nahm ihre Hand und sagte: »Au revoir, Madame. Alles Gute. Wir werden uns wiedersehen.«

Im Jahre 1979 zeichnete sich eine neue Entwicklung ab. Die Unterdrückung und Verfolgung Indiras und ihrer Familie bewirkte allmählich das Gegenteil dessen, was damit bezweckt worden war. Zu Beginn des Notstandes hatte die Bevölkerung zwar gegen Indira rebelliert, aber sie war nicht bereit mitanzusehen, wie man sie mehr und mehr demütigte. Für das Volk war sie Jawaharlals Tochter und besaß einen Mut ohnegleichen. Eines Abends, nach ihrer Niederlage, sagte sie einmal zu mir, sie sei ein Überlebenskünstler. In ihrer Kindheit war ihr Leben so hart gewesen, daß sie bestimmte innere Überlebensstrategien entwickelt hatte. Sie konnte harte Zeiten und Entbehrungen durchstehen und, wenn nötig, sehr asketisch leben. Dieser Überlebensinstinkt bewirkte, daß sie alles Unwesentliche beiseite ließ und die Fähigkeiten ausbildete, die man in Gefahrensituationen braucht. Er gab ihr auch ein Gespür für die Stimmung im Volk. Als die Janata-Regierung* auseinanderfiel, erwachte die listige, intelligente Politikerin in ihr und trieb sie zu schnellem Handeln. Sie reiste kreuz und quer durch das Land und sprach vor kleinen und großen Menschenmengen. Drei Jahre erbarmungsloser Verfolgung und Isolation, in denen sie erkennen mußte, daß viele sie aus Furcht oder Opportunismus verrieten und es all ihrer Intelligenz bedurfte, sich selbst und ihren Sohn zu schützen, hatten sie vorsichtig und wachsam gemacht. Als Krishnaji Ende 1979 nach Indien zurückkehrte, waren die Wahlen bereits angekündigt. Sie schrieb ihm ein paar Zeilen und teilte ihm mit, daß sie ihn nicht treffen könne, da sie ständig unterwegs sei.

Ich erfuhr das Wahlergebnis im Flugzeug nach Delhi: Indira hatte mit überwältigender Mehrheit gewonnen. Am nächsten Morgen fuhr ich zu ihrem Amtssitz. Sicherheitsbeamte hatten hohe Barrikaden angebracht, vor denen riesige Menschenmengen warteten. Ich ging hinein und umarmte sie mit Tränen in den Augen. Obwohl sie gewußt hatte, daß die politische Strömung diesmal auf ihrer Seite war, hatte sie den Schock des Sieges noch nicht verdaut.

Am nächsten Tag flog ich nach Bombay und traf mich mit Krishnaji. Wir sprachen über Indiras Zukunft. Eines Morgens rief er mich in sein Zimmer. Er war ernst und still. Nachdem wir eine Weile schweigend dagesessen hatten, sagte er, Indira habe im kommenden Jahr eine sehr schwere Zeit vor sich, und ich solle mich so oft wie möglich in Delhi aufhalten, um in ihrer Nähe zu sein. Er sagte: »Es ist ein seltsamer Zufall, daß du einem Außenseiter wie mir so nahestehst und gleichzeitig mit der Premierministerin befreundet bist. Sei achtsam. Solche Situationen sind etwas Außergewöhnliches. Sei dir deiner Gedanken und Handlungen absolut bewußt.« Seine Worte berührten mich tief, aber ich konnte nicht antworten. Ich wußte, daß er einen dunklen Schatten über Indiras Haupt sah, aber er sagte nichts mehr.

Obwohl ich erst im September eine Stellung in der Regierung annahm, fuhr ich ab Februar regelmäßig nach Delhi. Den Juni verbrachte ich bei Gouverneur L.K. Jha in Kashmir. Hier erreichte mich die Nachricht von Sanjays Flugzeugabsturz. Ich machte mich sofort auf den Weg nach Delhi. Im Flugzeug traf ich Dr. Karan Singh, der mir mitteilte, er habe die Bestätigung von Sanjays Tod aus Delhi erhalten.

Ich schrieb Krishnaji und teilte ihm mit, was geschehen war. Er schickte Indira ein Telegramm und schrieb mir aus Gstaad: »Es muß ein schrecklicher Schock für sie gewesen sein. Ich hoffe, sie erholt sich wieder.« Ich hatte ihm vorgeschlagen, ihr zu schreiben, wie sie dem Tod begegnen solle, aber er antwortete: »Ich habe gerade in einem öffentlichen Vortrag über diese Frage gesprochen. Ich glaube, es wäre nicht richtig, ihr jetzt zu schreiben, wie sie dem Tod begegnen soll. Ich könnte mit ihr sprechen, aber das wäre etwas ganz anderes. Ich hoffe, Du verstehst mich.«

Die Tage vergingen und Indira, die den Tod ihres Sohnes aufrecht und ohne Tränen in den Augen aufgenommen hatte, begann ihren Schmerz zu zeigen. Mit aufgelöstem Haar und schwerem Schritt ging sie durchs Haus; ihr Mund, der früher oft die Wärme ihrer Augen Lügen gestraft hatte, verlor

jegliche Härte. Sie bekam viele Telegramme und Briefe. Manche Astrologen prophezeiten ihr schriftlich weitere Katastrophen und sahen Gefahren für Rajiv (ihren anderen Sohn) voraus. Einige behaupteten sogar, sie hätten Sanjays Todestag schon vor Monaten exakt vorausgesagt. Es war offensichtlich, daß diese astrologischen Prophezeiungen darauf abzielten, sie zu zermürben. Ich schlug ihr vor, die Briefe einfach aus dem Fenster zu werfen. Sie zögerte. Dann sagte sie mit gepreßter Stimme: »Wenn ich gestorben wäre, wäre es in Ordnung gewesen. Ich bin über sechzig und habe mein Leben gelebt, aber Sanjay war so jung.« Wir saßen beim Abendessen. Rajiv blickte finster drein, Sonia war in Tränen aufgelöst und Sanjays junge Witwe Maneka hatte sich auf ihr Zimmer zurückgezogen. Indira erhob sich; sie hatte an diesem Abend noch vier Stunden harter Arbeit vor sich. Als sie zur Tür ging, wirkte sie alt und müde.

Anfang November 1980 traf Krishnaji aus Brockwood ein. Über Madras fuhr er weiter nach Colombo, Sri Lanka, um vier Vorträge zu halten. In der letzten Novemberwoche kam er nach Rishi Valley. Die Mitglieder der amerikanischen und britischen *Foundation* trafen nach und nach zum Jahrestreffen ein. Im Dezember kündigte Indira ihren Besuch im Valley an. Sie wollte Krishnaji mit Rajiv und Sonia und den Enkelkindern Rahul und Priyanka besuchen. Krishnaji war erstaunt, daß eine Premierministerin eine so weite Reise machen wollte, um ihn zu sehen. Er sprach mit mir über die besondere Verbindung, die er zu ihr spürte. Vor zwei Jahren waren sie sich zum ersten Mal begegnet, und Indira hatte während dieser Zeit einen großen Triumph gefeiert und großes Leid erfahren.

Indira hatte deutlich gemacht, daß dieser Besuch privater Natur sein sollte, und sie wünschte keine Minister oder andere Regierungsvertreter auf dem Campus von Rishi Valley zu sehen. Auch den Sicherheitskräften hatte sie Anweisung gegeben, sich nicht auf dem Campus blicken zu lassen, denn sie wußte, daß Krishnaji auf Gewehre und Uniformen empfindlich reagieren würde. Der oberste Verwaltungsbeamte des Bezirks und der Polizeichef waren der Verzweiflung nahe. Die Sicherheitsbeamten mußten in ihrer Nähe sein, aber sie mußten so plaziert werden, daß sie unsichtbar blieben. Es wurde ein Spiel, herauszufinden, welcher Busch sich am besten als Versteck eignete, und ein stämmiger Polizeiinspektor versuchte sogar, sich hinter einem schlanken Eukalyptusbaum unsichtbar zu machen. Schließlich verbargen sich über fünfhundert Sicherheitsbeamte auf dem Campus.

Indiras Flugzeug landete auf der wenige Meilen entfernten Landebahn. Ich stieg zu ihr ins Auto, und wir fuhren gemeinsam zum Schulgelände. Am Tor hatten sich viele Dorfbewohner, Kinder und Lehrer mit Girlanden in den Hän. den zu ihrem Empfang versammelt. Sie bat den Fahrer anzuhalten, stieg aus und begrüßte die Menge. Dann führte ich sie zu Krishnaji, der auf der Treppe des alten Gästehauses wartete. Sie redeten ein paar Minuten miteinander, dann ging Krishnaji in sein Zimmer zurück. Wir zeigten Indira das Schulgelände, die verschiedenen Gebäude, die Farm, die Reisfelder und die Dorfschule. Sie betrachtete alles sehr aufmerksam, die riesigen alten Bäume, die reiche Ernte und die Häuser der Arbeiter. Am Kindergarten hielten wir an, und sie ging hinein und sprach mit den Kindern. Sie sagte nichts, aber ich sah, daß sie beeindruckt war. Zum Schluß fuhren wir zur Versammlungshalle, und sie und Rajiv pflanzten *Ficus Bengamina-Bäume*. Dann gingen wir in die Halle. Krishnaji kam herein und setzte sich neben Indira. Eine tiefe Stille erfüllte den Raum. Mit perfektem Einsatz begannen die Kinder Sanskrit-Shlokas zu chanten. Als sie geendet hatten, drehte Krishnaji sich zu Indira um und bat sie zu sprechen. Sie erwiderte, sie könne dies nicht vor ihm tun. Er setzte sich im Schneidersitz auf* das niedrige Podium und sagte ein paar Worte zu den Kindern. Als er geendet hatte, zog Indira ihre Schuhe aus, setzte sich ebenfalls auf das Podium und hielt eine einfache, kurze Rede.

Danach ging sie mit Krishnaji hinüber zum alten Gästehaus. Ich folgte mit ihrer Familie. In der großen, offenen Halle neben Krishnajis Zimmer wurden Tee, *Dosas* und *Jalebis* gereicht. Durch die Äste der riesigen Bäume, von denen einige bis in die Halle reichten, sah man in der Ferne den Rishi Konda. Parameswaran, der Küchenchef von Rishi Valley, war berühmt für seine *Dosas*, und Indira und ihre Familie aßen sie mit großem Genuß. Als Krishnaji bemerkte, daß Indira ihre Hände waschen wollte, bat er Parameswaran, eine Fingerschale zu bringen. In Ermangelung einer solchen brachte er einen mit Wasser gefüllten Suppenteller, in dem Indira ihre Hände wusch. Krishnaji schaute mich an; Indira bemerkte den Blick und lächelte. Dann fragte sie, ob sie mit Krishnaji sprechen könne, und er führte sie in sein Zimmer. Rajiv und Sonia wollten sich die Schule ansehen, und Rajesh Dalal machte mit den Kindern einen Spaziergang. Indira und Krishnaji sprachen lange

miteinander und machten sich dann auf einen »Querfeldein«-Spaziergang. Hinter jedem Busch entlang ihrer Route steckte ein Sicherheitsbeamter. Die beiden gingen durch die Mango-Haine in Richtung Rishi Konda. Die Sonne versank gerade hinter dem Hügel, und der Himmel verschwamm in einem Farbenmeer. Krishnaji ging schnell, doch Indira hielt leicht mit ihm Schritt.

Abends fand unter dem Banyan-Baum ein kleines Konzert statt, und danach wurde bei Kerzenschein diniert. Indira wirkte entspannt, erzählte Anekdoten und nahm interessiert an der Unterhaltung teil. Ich hatte ihr Zimmer liebevoll hergerichtet. Von einem Fenster aus blickte man durch wildwachsendes Gras hindurch auf den majestätischen Rishi Konda. Sie nahm die Pflanzen, den Berg und die Atmosphäre des Raumes wahr und machte eine Bemerkung über den Frieden und die unendliche Stille des Tales. Am nächsten Morgen nahm sie mit Krishnaji das Frühstück ein.

Sie war erst achtzehn Stunden in Rishi Valley, doch die Schwingung von Stille und Liebe, die Krishnaji stets umgab, hatte sie bereits umfassen. Ich weiß nicht, ob sie sich der zeitlosen Energien bewußt war, die von ihm ausgingen und Körper und Geist heilten. Ein Rigveda-Text spricht von dem Ort, »an dem man *Oshadies* oder Kräuter und Pflanzen findet; dort heilt der weise Mann Übel und Krankheiten.«

Ich begleitete sie zurück nach Delhi. Im Flugzeug fiel sie in tiefen Schlaf, aus dem sie erst bei der Landung erwachte. Es war ein heilsamer Schlaf. Indira hatte im Inneren die Stille und Liebe des Tales mit sich genommen, und man spürte bald, wie ihre Sinne wieder auflebten. Ein junger, verletzlicher Zug hatte ihr zerstörtes Gesicht verändert; ihr Gang war aufrecht und federnd.

Kapitel 31: »Behalte keine Erinnerungen an sie im Gedächtnis. Das bindet sie an die Erde. Laß sie gehen.«

Am 26. Oktober 1981 kam Krishnaji mit einer Lufthansamaschine aus Delhi an. Er war krank gewesen und fühlte sich sehr schwach. Asit begleitete ihn. Indiens Präsident, Shri Sanjeeva Reddy, ein ehemaliger Schüler der Rishi Valley-Schule, ließ Krishnaji eine Nachricht überbringen, in der er ihm mitteilte, er würde sich sehr freuen, wenn Krishnaji während seines Aufenthaltes in Delhi bei ihm zu Gast sein wolle. Berater hatten den Präsidenten jedoch davon überzeugt, daß das einige Probleme mit sich bringen könnte, und so hatte sich der Präsident entschlossen, lediglich ein Essen für Krishnaji zu geben.

Am Tag nach seiner Ankunft begann Krishnaji mit mir über Indira zu sprechen. Er wollte wissen, wie ihr Weltbild aussah. Hatte sie ein Empfinden für globale Zusammenhänge, dachte sie ganzheitlich? War sie sich der Krise bewußt, in der sich die gesamte Menschheit befand? Ich antwortete, ich sei davon überzeugt, daß sie Dinge in großen Zusammenhängen sehen und Probleme ganzheitlich erfassen konnte. Daraufhin fragte er mich, ob ich glaube, daß sie fähig sei, nationalistisches Denken aufzugeben. Ich erwiderte, das könne sie nicht tun, wenn sie Premierministerin bleiben wolle. Krishnaji begann, über das weltweite Wettrüsten zu sprechen. Er machte sich große Sorgen über die Gefahren, auf die die Menschheit zusteuerte. Auch über Indiras Schicksal hatte er gewisse Vorahnungen. Indien versank zunehmend in einem Sumpf von Korruption und Gewalt, und diese Gewalt würde eskalieren. »Wird sie in der Lage sein zu handeln und die Entwicklung unter Kontrolle zu halten?« fragte er. »Sie ist sehr verletzlich.«

Ich fragte ihn, weshalb er sich in den vergangenen Jahren so sehr um Indira gesorgt hatte. Was sah er in ihr? Er dachte nach, ließ die Frage auf sich wirken und sagte, dies sei eine neue Frage. Sie schien ihn zu überraschen. Er hatte Indira über lange Zeit hinweg in seinem Bewußtsein gehalten und gespürt, daß er ohne Worte mit ihr kommunizieren konnte. Wir wurden unterbrochen und konnten die Unterhaltung nicht zu Ende führen.

Indira hatte Krishnaji zum Tee eingeladen und wartete auf der Veranda. Sie sprachen über zwei Stunden miteinander. Danach trat Indira ins Wohnzimmer, wo ich mit Sonia und Maneka wartete, und fragte nach der Uhrzeit. Als sie hörte, daß es sieben Uhr dreißig war, lachte sie und sagte, sie habe völlig ihr Zeitgefühl verloren. Sie hatte zwei Besprechungen versäumt. Sie brachte die Kinder ins Zimmer und stellte sie Krishnaji vor. Kurz darauf begleitete sie uns hinaus. Auf dem Heimweg war Krishnaji sehr still. Später erzählte er mir, daß er in Indiras Baus eine starke Spannung wahrgenommen habe, starke unterdrückte Gefühle, versteckten Haß. Er hatte Indira gefragt, ob es Probleme in der Familie gäbe, und sie hatte geantwortet: »Die üblichen Streitereien, wie in allen

Familien«, aber Krishnaji war mit dieser Antwort nicht zufrieden. Er hatte eine gewalttätige Schwingung gespürt und das Gefühl gehabt, daß etwas in der Atmosphäre nicht stimmte.

Am z. November gingen wir zum Lunch ins Rashtrapati Bhavan, die Residenz des Präsidenten. Achyut, Narayan, Nandini und ich begleiteten Krishnaji, der einen rot eingefärbten *Dhoti* und ein *Kurta* aus grobgewebter, rindenfarbener *Tussahseide* trug. Ein *Angavastram* lag lässig über seiner Schulter. Aufrecht, still und ernst, doch mit vor Wärme und Mitgefühl glänzenden Augen betrat der strahlende Weise dieses Symbol imperialer Prachtentfaltung. Präsident Sanjeeva Reddy begrüßte Krishnaji mit großem Respekt, wie es in diesem Lande Tradition ist. S. Venkataraman, der Krishnaji schon seit Jahren kannte, begann eine Unterhaltung. Wenige Augenblicke später betrat Indira den Raum. Wie einjunges Mädchen rannte sie mit leuchtenden Augen auf Krishnaji zu, um ihn zu begrüßen.

Beim Essen bestand sie darauf, sich mit Krishnaji auf Französisch zu unterhalten. Krishnajis Französisch war perfekt, und seine elegante Ausdrucksweise entzückte Indira. Sie bemerkte, daß der Präsident neugierig wurde. Er beugte sich mehrmals herüber, um etwas von der Unterhaltung zu erhaschen und schien frustriert, da er nicht verstand, was gesprochen wurde. Nach dem Essen geleitete der Präsident Krishnaji zum Portal von Rashtrapati Bhavan. Es war ein denkwürdiges, amüsantes Intermezzo in Krishnajis Indienaufenthalt gewesen.

Anfang Dezember 1981 kehrte Krishnaji von Varanasi nach Delhi zurück. Indira kam zum Essen. Es war am Tag der Qutub Minar-Tragödie.** Auf der dunklen Wendeltreppe war eine Panik ausgebrochen, und der Turm war zur Todesfalle für fünfundvierzig Schulkinder geworden. Indira kam direkt vom Ort des Geschehens und stand noch völlig unter dem Eindruck der grauenhaften Bilder verstümmelter Körper und hysterisch schreiender Eltern. Sie hatte dunkle Ringe unter den Augen, und ihr Gesicht wirkte hart und verschlossen. Krishnaji hatte von dem Unglück gehört und empfing sie an der Haustür. Sie unterhielten sich etwa eine Stunde lang in seinem Zimmer, und als sie zum Essen herauskamen, waren Indiras Züge weich, aber die Augen spiegelten noch immer das Schreckliche wider, das sie gesehen hatte.

Das Tischgespräch drehte sich um außersinnliche und magische oder unerklärliche Phänomene und Ereignisse. Krishnaji erzählte eine Geschichte aus den frühen zwanziger Jahren, als er und sein Bruder Nitya in Varanasi gelebt hatten. Eines Tages war ein sehr ärmlich aussehender Mann in der Nähe ihres Hauses aufgetaucht. Nachdem er eine Weile mit den Jungen gesprochen hatte, bat er Krishnaji, eine Zeitung zu bringen. Diese legte er dann in einiger Entfernung auf den Boden und hieß die beiden, sie nicht aus den Augen zu lassen. Krishnaji beobachtete, wie die Zeitung immer kleiner wurde und schließlich verschwand. Der Zauberer wollte keine Geld für sein Kunststück und zog von dannen.

L.K. Jha erinnerte sich an einen Tantriker aus seinem Heimatort Darbhanga, den seine Familie als Guru verehrt hatte. Eines Tages wurde ein Diebstahl begangen, und der Guru rief L.K., der damals ein kleiner Junge war, zu sich. Er rieb ihm schwarzes *Kajal* (Collyrium) auf den Daumen und forderte ihn auf, intensiv auf das *Kajal* zu blicken. L.K. tat wie ihm geheißen. Nach einer Weile verschwand das Schwarze, und er sah einen Mann, der auf einen Heuschober zuging, um etwas darin zu verstecken. Der Mann drehte sich um, so daß L. K. sein Gesicht klar erkennen konnte. Er beschrieb dem Guru, was er gesehen hatte. Der Dieb wurde gefaßt und das Diebesgut im Heuschober gefunden.

Indira steuerte eine Begebenheit aus Willingdon Crescent Nummer 12 bei. Narain Dutt Tiwari (der gegenwärtige Ministerpräsident von Uttar Pradesh) brachte eines Tages einen einfach gekleideten Mann zu Indira, der als >Balti Baba< oder der >Eimermagier< bekannt war. Der Baba sagte, man solle ihm einen mit Wasser gefüllten Eimer bringen und forderte Indira auf, eine Frage auf ein Stück Papier zu schreiben. Da sie zögerte, schrieb Narain Dutt Tiwari eine Frage in Hindi auf das Papier, faltete es und legte es unter den Eimer. Dann bat Balti Baba um ein weiteres Stück Papier und etwas Milch. Er legte das zweite Papier in den wassergefüllten Eimer und goß die Milch darüber. Nach etwa zwei Minuten fischte er das Papier wieder heraus, das nun ebenfalls mit Hindiworten beschriftet war. Obwohl das Papier naß und die Schrift etwas verschmiert war, konnte man erkennen, daß es sich um eine klare Antwort auf die Frage handelte, die Narain auf das andere Blatt Papier geschrieben hatte. Balti Baba erklärte, diese Gabe oder *Siddhi* sei ihm geschenkt worden, ohne daß er eine Art von Meditation praktiziert habe. Es war der Wille der Göttin, und diese Fähigkeit konnte

ihm jederzeit wieder genommen werden. Er war sehr bescheiden und betonte, daß das, was geschehen war, nicht sein Verdienst sei.

Nun war ich an der Reihe. Ich erzählte von einer seltsamen Begebenheit, die sich im Himmat Nivas in der Dongersey Road zugetragen hatte, als Krishnaji einmal zu Gast war. Eines Morgens hatten zwei Männer in gelben Roben an die Haustür geklopft. Der eine war alt und stützte sich auf einen Stock; der andere war jung. Der junge Mann sagte, sie kämen von Rishikesh und wollten nach Rameswaram pilgern. Als sie in Bombay durch die Ridge Road kamen, hatte der ältere *Sannyasin*, der für seine außergewöhnliche Wahrnehmungsfähigkeit bekannt war, die Gegenwart eines >erhabenen Wesens< in der Nähe gespürt. So waren sie zu unserem Haus gekommen, denn die Energie des Wesens hatte ihm den Weg gewiesen. Er sagte zu mir, er würde gerne den Mahatma sehen, der sich im Hause aufhielt. Da ich von Krishnajis Sympathie für die Männer in den gelben Roben wußte, bat ich sie herein und sprach mit Krishnaji, der sofort aus seinem Zimmer kam und sich mit ihnen auf eine Matte setzte.

Krishnaji nahm die Hand des alten *Sannyasin*, und so saßen sie eine Weile schweigend da, bis der Alte sich zu mir herumdrehte und sagte: »Tochter, bring mir etwas Wasser.« Ich brachte eine Flasche mit Wasser und ein paar Gläser. Dann bat er mich, ein *Thali* (eine flache Schale aus Metall) zu bringen und das Wasser über seine Hände zu gießen, die er über das Thali hielt. Nun forderte er uns auf, das Wasser aus dem Thali zu schlürfen. Zu meiner Überraschung trank Krishnaji das Wasser tatsächlich. Das *Thali* wurde herumgereicht und jeder nahm einen Schluck. Es war pures Wasser. Dann sagte der *Sadhu*, ich solle das restliche Wasser über seine Hände gießen. Wieder forderte er uns auf, aus dem *Thali* zu trinken, und diesmal stellte ich fest, daß das Wasser den Duft und Geschmack von Rosenwasser hatte. Niemand machte eine Bemerkung darüber.

Nun wandte sich der Alte an mich und sagte: »*Dakshina do*, gib mir Almosen.« Das ärgerte mich, aber da Krishnaji, der alles genau beobachtete, neben mir saß, hatte ich das Gefühl, nicht nein sagen zu können. Also gab ich ihm 50 Rupien. Daraufhin sagte er: »Nein, gib mir hundert.« Jetzt war ich ziemlich wütend, denn ich fühlte mich übers Ohr gehauen. Aus den Augenwinkeln sah ich, daß Krishnaji mich beobachtete. Also gab ich dem Alten 100 Rupien, doch kaum hatte ich sie ihm überreicht, gab er sie mir mit der Bemerkung zurück: »Nimm es zurück, Tochter, ich wollte dich nur prüfen.« Sofort meldete sich meine indische Konditionierung, und ich erklärte ihm, daß einmal gegebenes *Dakshina* nie mehr zurückgenommen werden kann.

Der alte *Sadhu* erwiderte: »Du gefällst mir. Wünsche dir, was du willst. Das Angebot erschreckte mich, und ich sagte: »Es gibt nichts, das ich mir wünsche.« Daraufhin segnete er mich und wandte sich Sunanda zu. »Du hast keine Kinder -wünsche dir ein Kind.« Ich wußte, daß Sunanda sich ein Kind wünschte, aber auch sie erwiderte: »Swamiji, ich wünsche mir nichts.« Nun fiel sein Blick auf Balasundaram: »Du hast auch keine Kinder. Wünsche.« Balasundaram war ganz benommen und schüttelte den Kopf. Krishnaji hatte die ganze Zeit aufmerksam zugeschaut.

Nun drehte sich der alte *Sannyasin* zu Krishnaji herum, verneigte sich tief, bat um Krishnajis Segen, machte seine *Pranams* und sagte, er müsse sich nun wieder auf den Weg machen. Nachdem die beiden gegangen waren, fragte Krishnaji: »Hast du gemerkt, daß das Wasser nach Rosen schmeckte?« Alle bestätigten, daß sie den Rosenduft und -geschmack wahrgenommen hatten. Daraufhin meinte Krishnaji: »Wie hat der alte Knabe das gemacht? Ich habe ihn die ganze Zeit genau beobachtet. Er kann nichts ins Wasser getan haben.«

Nach dem Essen hatte Indira keine Lust zu gehen und blieb noch eine Weile bei uns sitzen. Doch es war spät, und so verabschiedete sie sich bald von Krishnaji und machte sich auf den Heimweg. Er lächelte und freute sich, daß es ihr gut ging.

Im Juni 1982 schrieb Indira an Krishnaji, doch der Brief ging verloren. Im Juli schrieb sie noch einmal.

Lieber, verehrter Krishnaji,

Pupul hat mir Deinen Brief vom 21. Juni geschickt. Es tut mir leid, daß Dich mein erster Brief nicht erreichte. Offensichtlich werden die Engländer ihrem Image von Zuverlässigkeit, das sie in Indien propagierten, doch nicht so ganz gerecht. Es stand nichts Besonderes in dem Brief. Ich habe nur versucht, meine tiefe Dankbarkeit für Deine Freundschaft auszudrücken, die ich im Moment mehr denn je brauche. Es ist eine schwere Zeit. Ist die Welt in eine Sackgasse geraten? Immer mehr Menschen erkennen, was im argen liegt, was getan werden könnte, und doch treiben wir in

die entgegengesetzte Richtung. Eine Handvoll Menschen hat die Macht, das Leben der Milliarden anderen, die diese Erde bevölkern, zu beherrschen. Diese wenigen sind zu sehr mit sich selbst und ihren unmittelbaren Interessen beschäftigt, und die vielen lassen sich willig hin- und herschieben und leben in der Illusion, daß sie frei sind und ihr Leben selbst bestimmen. Die Welt braucht Deine Art von Liebe und Mitgefühl und den Mut, nach innen zu schauen und entsprechend zu handeln. Mit herzlichen Grüßen Deine Indira

Indira plante eine Reise in die Vereinigten Staaten, doch zuvor machte sie noch einen kurzen Familienurlaub in Kashmir. Die Wolke der Verzweiflung schien sich aufgelöst zu haben. Sie schrieb mir: »Ich bin mit der Familie für ein paar Tage nach Kashmir gefahren. Eigentlich verlief nur ein einziger Tag ruhig und entspannt, aber es war eine wundervolle Abwechslung. Wir besuchten Dachigam - einen Tempel, machten lange Wanderungen und beobachteten einen wilden Bären im Wald. Die Schönheit des Tales wirkt allein schon als Lebenselixier. Ich traf mich zweimal kurz mit Pandit Lakshmanjoo. Beim ersten Mal bot er mir seine üblichen Paratha an. Einige *Bulbuls* (Anm. d. Übers.: Vogelart) kamen und setzten sich auf meine Schultern und Knie, um daran teilzuhaben.«

Anfang November 1982 war Krishnaji wieder in Delhi. Er traf sich mit Indira zum Dinner in der Safdarjung Road Nummer 11. Sie kam in Begleitung von Rajiv. Ein paar Tage zuvor hatte sie mir erzählt, daß sie seit Wochen nicht gut schlief und jede Nacht zwischen zwei und drei Uhr mit einem schrecklichen Gefühl erwachte. In Delhi ging das Gerücht um, ihre Gegner hielten alle möglichen Verschwörungen und schwarzmagischen Rituale ab, um sie zu vernichten. Drei Nächte hintereinander hatte sie geträumt, eine alte, furchtbare Hexe wolle sie töten, aber es gelang ihr nicht, weil sie (Indira) von einem leuchtenden Wesen beschützt wurde.

Indira wollte Krishnaji vor seiner drei Tage später geplanten Abreise noch einmal sehen, aber es war schwierig, das Treffen zu arrangieren, denn Krishnaji mußte an den folgenden beiden Tagen noch Vorträge halten. Schließlich einigte man sich darauf, daß er sie am Sonntag, nach seinem letzten Vortrag, in ihrer Residenz besuchen sollte. Wir waren sehr überrascht, denn normalerweise ging Krishnaji nach seinen Vorträgen nicht mehr aus. Indira erwartete ihn an diesem Sonntagabend und erzählte ihm, daß die Alpträume aufgehört hatten. Sie wachte auch nicht mehr mitten in der Nacht auf, sondern schlief wieder sehr gut. Die Atmosphäre im Haus war viel entspannter geworden, wie Krishnaji mir später berichtete. Krishnaji fragte sie, ob sie gut bewacht würde. Sie erwiderte, das ganze Haus stecke voller Sicherheitsbeamte, aber sie war ziemlich sicher, daß kaum einer von ihnen sein Leben riskieren würde, um sie zu schützen. Bald darauf fuhr Krishnaji nach Madras. Indira schrieb ihm und stellte Fragen über Wahrheit und Realität. Er antwortete umgehend. Ich weiß nicht, ob dieser Gedankenaustausch fortgesetzt wurde, aber es war offensichtlich, daß die Sucherin, die jahrelang in Indira geschlummert hatte, wieder zum Leben erwachte.

1983 war ein Schicksalsjahr für Indira. Sie spielte eine wichtige Rolle auf der internationalen politischen Bühne, aber in Indien braute sich ein unheilvoller Sturm zusammen; auch in den angrenzenden Staaten garte es. Während Indiras Horizonte sich erweiterten, wuchsen auch die Lasten und Verantwortlichkeiten, die außerordentliche Anforderungen an sie stellten. Um dieser Herausforderung gewachsen zu sein, unterwarf sie sich ab Juni 1983 einer rigorosen körperlichen Disziplin und aß karge Mahlzeiten, um ihren Körper von jedem überflüssigen Gramm Fett zu befreien. Ihre Energie war überwältigend; oft arbeitete sie bis zu achtzehn Stunden täglich. Sie wirkte außerordentlich gepflegt, und die zwei Silberstreifen in ihrem nach hinten gekämmten Haar verliehen dem schlanken, straffen Körper Würde und Eleganz.

Ihre Reden spiegelten ihre zunehmende Besorgnis. Im Bewußtsein der beispiellosen Krise, die die Welt zu vernichten drohte, gab sie ihrer unablässigen Forderung nach totaler Abrüstung eine leidenschaftliche Dringlichkeit. Aus in der Einsamkeit gereifter Einsicht rief sie die Menschen auf, jene wichtigen Verbindungen zu knüpfen, die die Welt und ihre Ressourcen zu einem ungeteilten Ganzen werden lassen könnten. Die Worte »Menschheit«, »Erbe«, »Ökologie« hatten für sie eine neue, realere Bedeutung bekommen; die schützenden Mauern, die sie in ihrer Kindheit um sich herum errichtet hatte, waren eingestürzt, sie war verletztlich und wach.

Im Winter 1983 begann sich das reale Ausmaß der Bedrohung abzuzeichnen. Die Konflikte im Punjab spitzten sich zu, Krishnaji und Indira hatten sich Anfang November zu einem langen Gespräch getroffen. In Rishi Valley gab er mir einen Brief und ein Päckchen mit Granatäpfeln für sie mit. Sie antwortete am 26. Dezember 1983:

Verehrter Krishnaji,

Pupul überbrachte mir Deine Grüße und die Granatäpfel. Stärkung für Körper und Seele! Danke, daß Du an mich gedacht hast. Ich weiß nicht, was ich schreiben soll, ich bin so angespannt. Manchmal fühle ich mich, als hätte ich mich auf einem fremden Planeten verirrt. Der Wunsch nach Macht hat uns seit Anbeginn der Welt begleitet - oder vielmehr seit der Entstehung der menschlichen Rasse -, aber nie zuvor in solchem Ausmaß und angesichts solcher Bedrohung für die Welt. Aber wie viele blicken über ihre unmittelbare Umgebung hinaus, wie viele versuchen zu verstehen. Es kommen so viele Menschen zu Deinen Vorträgen, aber was tun sie danach, zu Hause oder bei der Arbeit? Es ist wirklich schwer, nicht die Hoffnung oder den Glauben zu verlieren. Ich wollte Dich nur wissen lassen, daß ich Deine Zeilen erhalten habe und wieviel Deine Gedanken mir bedeuten. Verzeih, ich habe einfach so drauflos geschrieben, aber hier sind so wenige Menschen, mit denen man wirklich reden kann, und mit Dir braucht man nicht zu reden. Ich schätze unsere kurzen Treffen. Mit herzlichen Grüßen und guten Wünschen Indira

Mit der Unausweichlichkeit einer epischen Tragödie bewegt sich ihr Leben auf seine Bestimmung zu. Krishnaji, der sich vollkommen bewußt war, in welche Richtung sich die Dinge entwickelten, streckte seine Hände nach ihr aus, um ihr die Tiefe seines Mitgefühls und seiner Sorge zu zeigen. Erbot ihr an, sich jederzeit mit ihr zu treffen, falls sie das Gefühl hatte, daß ihr das helfen könnte.

Meine liebe Indira,

Ich habe mich so über Deinen Brief gefreut, den Pupulji mir vor ein paar Tagen mitbrachte. Es tut mir sehr leid zu hören, daß Du verwirrt und angespannt bist. Die Welt steht Kopf, es geschehen schreckliche Dinge: die Drohung eines Atomkrieges, Mord, Folter und all die unaussprechlichen Dinge, die vor sich gehen. Der Wahnsinn nimmt ständig zu, und ich mache mir große Sorgen darüber, daß Du in all das verwickelt bist. Ich hoffe, es macht Dir nichts aus, daß ich mit der Schreibmaschine schreibe, aber ich glaube, es würde Dir Schwerfallen, meine Handschrift zu entziffern.

Falls es Dir irgendwie, »irgendwie« helfen kann, komme ich nach Delhi. Ich habe mit Pupulji darüber gesprochen. Ich verlasse Indien am 15. Februar. Pupulji kann Dir mein Programm geben. Ich hoffe, es geht Dir gut. Alles Liebe J.K.

Ich brachte ihr den Brief. Sie legte ihn beiseite, um ihn später zu lesen, und wir unterhielten uns eine Weile. Ihre Energie hatte merklich nachgelassen, und sie sprach von den vor uns liegenden Gefahren. Sie hatte Vorahnungen, sah Katastrophen voraus und sprach von Kräften, die danach trachteten, das Land ins Chaos zu stürzen. Nach außen jedoch wirkte sie ruhig, und ich sagte ihr das. Sie erwiderte: »Manchmal ist die Oberfläche des Meeres ganz ruhig, aber tief im Inneren ist viel Bewegung.«

Die Trennung von ihrem Enkelsohn Varun, den sie nun seit mehr als einem Jahr nicht mehr gesehen hatte, schmerzte sie sehr. Nach Sanjays Tod hatte Varun zwanzig Monate in ihrem Haus gelebt und in ihrem Zimmer geschlafen. Ich hatte oft zugesehen, wenn sie mit dem Kind Fangen spielte, es herzte und, ganz in ihrer Großmutterrolle aufgehend, mit ihm in der Babysprache redete. Sie weigerte sich, es zuzugeben, aber in Wirklichkeit hatte Manekas Entscheidung, dem Kind jegliche Besuche bei ihr zu verbieten, Indira tief verletzt.

Am 29. Januar schrieb sie einen Brief, den ich mit nach Bombay nahm.

Verehrter Krishnaji,

Hab vielen Dank für Deinen Brief.

Es ist sehr freundlich von Dir, mir anzubieten, nach Dehli zu kommen. Ich bin überwältigt. Ein Treffen mit Dir ist immer eine besondere Erfahrung, aber ich hätte ein schlechtes Gewissen, Dich zu bitten, Dein Programm in Madras zu unterbrechen, um hierher zu kommen, noch dazu mitten in einer Kältewelle. Ich hätte wirklich Zeit für Dich finden sollen, aber in diesen beiden Monaten stehe ich besonders unter Druck. Ich muß so vielen formellen Verpflichtungen nachkommen, so viele offizielle Besucher empfangen. Es vergeht kein Tag ohne Nachrichten, die die Sorge um die Zukunft schüren. Der amerikanische Wissenschaftler Professor Morrison erklärte mir im Detail,

was ein »nuklearer Winter« bedeuten würde. Am Sonntag, den 12. und Montag, den 13. Februar muß ich zu einem Marineempfang nach Bombay. Falls es Dir paßt, könnte ich am 12. nach 20.00 Uhr oder am 13. nach 18.00 Uhr vorbeischauen. Ich hoffe, es geht Dir gut. Sei herzlich begrüßt
Indira

Indira besuchte Krishnaji am Abend des 13. Februar in den Sterling-Appartements in der Peddar Road in Bombay. Sie blieb über eine Stunde bei ihm, und er brachte sie danach hinunter zu ihrem Wagen. Beim Abschied nahm er ihre beiden Hände in die seinen. An diesem Abend sahen sie sich zu letzten Mal.

Der ständig schwelende Konflikt im Punjab explodierte; bald häuften sich die Morddrohungen gegen Indira und ihren Sohn Rajiv. Im Februar spitzte sich die Situation dramatisch zu, als Atwal, ein altgedienter Polizeioffizier, beim Verlassen des *Goldenen Tempels*, in dem er gebetet hatte, ermordet wurde. Anfang April hielt ich mich in Washington D.C. auf; Krishnaji war gerade in New York angekommen, wo er einige Vorträge halten sollte. Ich rief ihn an und berichtete ihm von der politischen Entwicklung in Indien.

Erfragte mich, ob er Indira anrufen solle. Mein Neffe Asit Chandmal war mit Krishnaji in New York, und nach einigen Schwierigkeiten gelang es ihnen, Indira zu erreichen. Krishnaji hatte nie gelernt, sich am Telefon unbefangen auszudrücken. So gedieh die Unterhaltung nicht sehr weit, aber er versicherte Indira seiner Zuneigung; sie reagierte aus tiefstem Herzen. Kurz nach dem Telefongespräch sprach ich mit ihr; sie dankte mir überschwänglich.

Anfang Juni sollte ich eine Delegation zu einem Kulturseminar nach Delphi begleiten. Am Abend vor meiner Abreise sah ich Indira im Fernsehen. Aus dem Ernst ihrer Worte und dem Ton ihrer Stimme schloß ich, daß das Land in naher Zukunft durchs Feuer gehen würde. Ich bat meine Sekretärin, die Reise nach Delphi abzusagen, denn mein Gefühl sagte mir, daß ich in Delhi bleiben mußte. Am nächsten Tag rief mich Dhawan, Indiras persönlicher Assistent, an. Er sagte, die Premierministerin wolle wissen, weshalb ich den Flug nach Athen abgesagt hatte. Ich erwiderte, ich würde es ihr bei unserem Treffen am Abend erklären.

Als wir uns an diesem Abend trafen, bestand sie darauf, daß ich die Reise antrat. »Es ist alles in Ordnung, Pupul«, sagte sie, »fahre«. Sie hatte einen Brief an den Präsidenten von Griechenland geschrieben und wollte, daß ich ihn mit ihren guten Wünschen überreichte. Am Abend vor meiner Abreise trafen wir uns noch einmal. Sie wirkte losgelöst und ruhig. Ich hatte das Gefühl, daß eine wichtige Entscheidung gefallen war. Nun trat sie einen Schritt zurück und wartete, was geschehen würde, denn die Zukunft unterlag nicht mehr ihrer Kontrolle. Wir saßen in ihrem Zimmer und sprachen über Griechenland, seine Kunst, sein transformierendes Licht und die Schönheit seiner Landschaften. Später aß ich mit der Familie zu Abend. Bei meiner Ankunft in Rom am nächsten Tag hörte ich, daß Truppen den Goldenen Tempel besetzt hatten.

In Delhi ist der Oktober ein lieblicher Monat. Die feuchte Hitze weicht einem milden Winter. Aus nach Nelken duftenden Schubladen kommen warme Schals zum Vorschein; die Ernten der weiten Felder des fruchtbaren Hinterlandes werden mit fröhlichen Festen gefeiert.

Ich sah Indira im Oktober 1984, dem letzten Monat ihres Lebens, noch mehrmals. Wir saßen in ihrem Arbeitszimmer, und ich spürte, daß sie Frieden mit sich geschlossen, ihre Lasten und Barrieren hinter sich gelassen hatte. Während der letzten Wochen hatte sie wieder begonnen, sich mit Wissenschaftlern, Philosophen und Schriftstellern zu treffen. Am 3. November war sie zu einem Essen in meinem Haus eingeladen, an dem Krishnaji und der Dalai Lama teilnehmen würden. Für Indira war der Oktober eine Gelegenheit zum Atemholen, eine Zeit der Erneuerung, denn im November würden die Vorbereitungen zur Wahl beginnen. An diesem Abend sprachen wir über Symbole, und ich erzählte ihr von dem Bhadrakali-Schrein in Nord-Canara (der lokale Name für die Westküste Karnatakas und Nordkeralas), in dem es keine Statuen und keine Abbildungen gab. Die Energie der großen Mutter wurde symbolisch durch einen glänzend polierten Bronzespiegel im Innern des Schreins dargestellt, in dem die Besucher und Betenden ihr eigenes Gesicht sahen. Das sollte sie ermutigen, sich auf den Weg der Selbsterkenntnis zu machen, auf eine Reise, die durch Entsagung und Alleinsein führte, denn »der Andere«, ob Gott oder Guru, existierte nicht.

Diese Symbolik brachte etwas in ihr zum Klingen. Sie reagierte spontan und schien diese Begegnung mit einer neuen Strömung wie eine frische Brise zu genießen. Durch meine Worte war eine Erinnerung in ihr erwacht, die sie mit uns teilte: ein Tag, an dem sie eine unaussprechliche, überwältigende Freude verspürt hatte, die ganz ohne äußeren Anlaß über sie gekommen war, aber so

intensiv in ihrem Innern explodierte, daß sie das Gefühl hatte, die Erde würde sich öffnen und sie verschlingen. Die Ekstase hatte ihr Gesicht verwandelt, und die Menschen in ihrer Umgebung hatten Bemerkungen über ihr strahlendes Aussehen gemacht. Das Gefühl, von der Erde verschlungen zu werden, war kein Todeswunsch gewesen. Sie sagte, sie habe den Tod zu keiner Zeit ihres Lebens gefürchtet. »Ich habe das Sterben immer als natürlichen Vorgang, als Teil des Lebens betrachtet. Man lebt eine bestimmte Anzahl von Jahren, und dann stirbt man.« Sie hatte keine Angst. Sie sprach davon, wie wichtig es sei, zu den eigenen Wurzeln zurückzukehren, zum indischen Gedankengut, das uns beständig darauf hinweist, daß »das Licht in unserem Innern ist«, und betonte stets, wie notwendig es ist, einen Weg zu diesem Licht zu finden.

Am Abend des 26. Oktober sah ich sie zum letzten Mal. Sie mußte am nächsten Morgen nach Srinagar abreisen. Sie war noch nie im Herbst dort gewesen und freute sich darauf zu beobachten, wie die Blätter der Chinar-Bäume ihre Farbe wechselten. Sie wollte in der Sonne liegen und zuschauen, wie die grünen Blätter sich rostbraun, zinnoberrot und golden färbten und schließlich zur Erde fielen. Vielleicht war es diese Vorstellung von den sterbenden Blättern, die sie über den Tod nachsinnen ließ, denn auf einmal sagte sie: »Mein Vater liebte die Flüsse, aber ich bin eine Tochter der Berge, und ich habe zu meinen Söhnen gesagt,« - einen Moment lang schien sie vergessen zu haben, daß Sanjay tot war- »daß meine Asche über den schneebedeckten Gipfeln des Himalaya verstreut werden soll.« Als ich aufbrach, rief sie mir nach: »Denke an meine Worte, Pupul, denke an meine Worte.«

Krishnaji und Mary Zimbalist kamen spät am gleichen Abend an. Er sollte am 4. November einen öffentlichen Vortrag halten - vom gleichen Podium aus, von dem der Dalai Lama sprechen würde. Das hatte sich in vielen buddhistischen Zentren im In- und Ausland herumgesprochen, und so wurden viele buddhistische Mönche erwartet. Am Abend des 30. Oktober bat Krishnaji mich nach dem Abendessen, ihm aus dem Buch vorzulesen, das ich über ihn schrieb. Mary Zimbalist las den ersten Teil über seine Geburt und frühe Kindheit vor.

Dann löste ich sie ab. Krishnaji hatte die ganze Zeit still zugehört, bis ich zu der Stelle über Alcyone kam. Ich hatte geschrieben, » Alcyone« bedeute »Besänftiger des Sturmes«. Er unterbrach mich: »Nein, es bedeutet >der hellste Stern der Plejaden<!« Während ich mit dem Lesen fortfuhr, schien das Zimmer auf einmal lebendig zu werden, so als sei plötzlich ein »Wesen« im Raum und lausche. Nach einer Weile wurde diese »Präsenz« so stark spürbar, daß ich unwillkürlich aufhörte zu lesen. Krishnaji wandte sich zu mir: »Spürst du es? Ich spüre den Wunsch, mich zu verneigen.« Er zitterte, als er über die »Wesenheit« sprach, die uns zuhörte. » Ja, ich kann mich vor dem, was hier ist, verneigen.« Plötzlich wandte er sich ab, erhob sich und ging allein in sein Zimmer.

Indira Gandhi wurde am Morgen des 31. Oktober um 9.20 Uhr auf dem Weg von ihrer Wohnung zu ihrem Büro von zwei ihrer Sicherheitsbeamten niedergeschossen. Ihr tödlich verwundeter Körper brach neben dem Beet mit den Kadamba-Schößlingen zusammen, die sie im Juni, nach der Punjab-Tragödie, gepflanzt hatte. Als ich von dem Anschlag erfuhr, eilte ich zu ihrem Haus, aber überall waren Absperrungen angebracht worden. Indiras Enkelkinder Rahul und Priyanka waren allein, in der Obhut einer Freundin der Familie. Sie wußten nicht genau, was geschehen war, aber ich erfuhr, daß Sonia Indira ins Krankenhaus gebracht hatte. Die Atmosphäre im Haus war geladen, man spürte eine unterschwellige Strömung von Gewalt und Angst. Sharada Prasad, Indiras Pressereferent, war in seinem Büro, und er schilderte mir, was geschehen war. Bevor ich ins Krankenhaus fuhr, ließ ich Krishnaji die Nachricht überbringen, daß Indira niedergeschossen worden war. Als ich spät am Abend nach Hause zurückkehrte, wartete Krishnaji bereits ungeduldig auf mich. Er führte mich sofort in sein Zimmer und fragte nach Einzelheiten. Meine Familie erzählte mir später, Krishnaji habe, nachdem er meine Nachricht erhalten hatte, den ganzen Tag im Wohnzimmer gesessen und in den Garten hinausgeblickt. Er hatte die Bäume und Vögel beobachtet, war kaum ansprechbar gewesen und hatte fast nichts gegessen. Um vier Uhr nachmittags hatte er Indiras Gegenwart gespürt und gesagt, es sei wichtig, daß der Mind still sei, damit sie Frieden finden könne. Ich sah, daß er tief bewegt war. Am nächsten Abend sagte er zu mir: »Halte keine Erinnerungen an Indira fest. Das bindet sie an die Erde. Laß sie gehen.« Er machte eine Geste, als lasse er einen Vogel fliegen.

Teil 6: Die Summe der Lehre 1978 – 1985

Kapitel 32: »Kannst du die vergangenen dreißig Jahre von heute aus betrachten - nicht von den dreißig Jahren aus auf das Heute blicken?«

Den Frühsommer des Jahres 1978 verbrachte ich in Brockwood Park. In dieser Zeit führte ich zwei Dialoge mit Krishnaji. Bereits Anfang der siebziger Jahre war mir aufgefallen, daß Krishnajis Lehre sich wandelte. Seine Kontakte mit wissenschaftlichen Kreisen in Diskussionen und Seminaren hatten seine Ausdrucksweise beeinflusst, sie war präziser geworden. Er erforschte die ursprüngliche Bedeutung von Worten und definierte sorgfältig seinen Gebrauch von Begriffen wie »Verstand«, »Mind«, »Bewußtsein«. Probleme wie Angst, Eifersucht und Wut untersuchte er nicht mehr wie früher Schritt für Schritt. Redewendungen, die er in den späten vierziger und frühen fünfziger Jahren gebraucht hatte - »Der Denkende und die Gedanken sind eins« oder »Es ist notwendig, die Gedanken zu beobachten, sie aufsteigen und verschwinden zu sehen und sie bis zu ihrem Ende zu verfolgen« oder »Den Augenblick in dem der Gedanke aufsteigt, wahrnehmen« - tauchten nach Mitte der siebziger Jahre nicht mehr in seinen Vorträgen auf. 1978 sprach er von der Totalität der Wahrnehmung, von ganzheitlichem Sehen. Ich sagte zu ihm, daß ich ihm nun seit dreißig Jahren zuhörte und eine Veränderung in seiner Lehre wahrgenommen hatte. »Kann die ganzheitliche Wahrnehmung ohne schrittweises Beobachten des Bewußtseins entstehen?« fragte ich. »Hast du deine Richtung geändert? Hat sich etwas verändert, oder hat sich etwas Neues entfaltet?«

Krishnaji dachte über meine Frage nach und sagte dann: » >Entfaltet< ist das richtige Wort. Die Lehre zielt weiterhin in die gleiche Richtung; sie ist eher holistisch, geht nicht mehr so sehr ins Detail. Sie ist direkt, einfach und umfassend.«

Ich fragte ihn, ob der totale Stillstand des Mind, von dem er jetzt sprach, ohne vorheriges Beobachten, Fragen und Forschen möglich sei. Krishnaji lauschte aufmerksam, wie immer während eines Dialogs. Er antwortete: »Stillstand bedeutet, daß das Denken völlig aufhört, es herrscht Stille; das Denken als Zeitvorgang muß zum Stillstand kommen.«

Ich fragte ihn: »Wenn die Zeit den Prozeß des Werdens darstellt- kann dieser Prozeß zum Stillstand kommen, ohne daß man ihn bewußt beobachtet? Könnte dieser Prozeß des Werdens ohne diese dreißig Jahre des Zuhörens, des Beobachtens von innen und außen, zum Stillstand kommen? Hat sich die Lehre hier nicht grundlegend gewandelt?«

Krishnajis Antwort verblüffte mich. Er sagte: »Kannst du von heute aus auf diese dreißig vergangenen Jahre zurückschauen? Nicht von den dreißig Jahren aus das Heute betrachten?«

Einen Moment lang war ich verwirrt; ich konnte den Unterschied nicht sehen. »Kann man ohne das Gestern auf Gestern zurückschauen?«

»Wenn du dir das Gestern von heute aus betrachtest, dann schaust du aus einer anderen Perspektive, mit Augen, in denen du das Gestern nicht hältst«, sagte er. »Ich hatte eine Vergangenheit«, sagte ich, »deshalb kann ich von heute auf die Vergangenheit zurückblicken.«

»Wie schaust du von heute auf die Vergangenheit zurück?« fragte Krishnaji. »Das impliziert holistisches Sehen. Dieses Sehen und Lauschen von heute in die Vergangenheit ist >Stillstand<. Die Gegenwart enthält die Totalität der Vergangenheit. Ist das so?« fragte er. »Und was meinen wir mit Gegenwart? Ist es möglich, einen unmittelbaren Einblick in das Ganze zu haben?« Krishnaji stellte sich diese Frage selbst, während die Antworten aus seinem Innern aufstiegen. »Wie ist das möglich, ohne das schrittweise Vorgehen, ohne Selbsterkenntnis, Selbsterforschung, Erforschung des Bewußtseins?« Ich weigerte mich, von meiner Position abzurücken. Dann verstand ich es plötzlich. Die dreißig Jahre von heute aus zu sehen bedeutete das Ende des linearen Denkens. Es hieß, tief in die Tiefe zu schauen. Zurückzuschauen oder von den dreißig Jahren aus auf das Heute zu blicken, bedeutete lineares oder schrittweises Sehen, bei dem die Zeit das Maß war.

»Wie sollen wir also vorgehen?« fragte Krishnaji. »Vor dreißig Jahren nahmst du uns bei der Hand und erforschtest mit uns das Bewußtsein. Heute hast du deine Hand weggenommen«, sagte ich. »Wir sind reifer geworden«, erwiderte Krishnaji. »Was hat diese Reife hervorgebracht? Die dreißig Jahre?« fragte ich. »Nein, nein, nein.«

Ich erklärte ihm, daß ich in seiner Lehre drei verschiedene Phasen erkennen konnte. In den Anfangsjahren hatte er von Selbsterkenntnis gesprochen, davon, daß der Denker und die Gedanken

eins seien, von Freiheit, von Urteil und Verdammung. In den sechziger Jahren war er dazu übergegangen, das Individuum nicht mehr separat vom allgemeinen menschlichen Strom zu betrachten. Er war von der individuellen Beobachtung abgerückt und betonte nun die Notwendigkeit einer Bewußtseinsrevolution, deren Strömung die gesamte Menschheit erfassen mußte. Er sprach nicht mehr über spezielle Probleme wie Gier oder Haß. Früher waren Worte wie »Gehirn«, »Verstand«, »Mind«, »Bewußtsein« bei ihm austauschbar gewesen. Er hatte die Vergangenheit, die Erinnerung damit bezeichnet. In den siebziger Jahren war seine Ausdrucksweise präziser geworden. Er untersuchte den Vorgang des Beobachtens und die Illusion, die der Spaltung zwischen Beobachter und beobachtetem Objekt zugrunde lag. 1978 schien er sich hauptsächlich mit globalen Phänomenen und einer holistischen Wahrnehmung auseinanderzusetzen.

»Wenn Krishnaji behauptet, daß eine ganzheitliche Wahrnehmung >jetzt< möglich ist, was löst sie aus? Was verleiht dem Auge und dem Ohr diese Reife zu sehen und zu hören, ohne die Entwicklung der dreißig Jahre?« fragte ich. »Wie kann ein blinder Mann Licht sehen?« fragte Krishnaji zurück. »Ist eine holistische Sichtweise ohne Vorbereitung möglich? Kann man die Totalität der gesamten Existenz erfassen, ohne die Details zu erforschen? Kann man die Ganzheitlichkeit des Bewußtseins sehen? Ich sage, ja, es ist möglich.«

»Heißt das, daß die Aussage, die du vor dreißig Jahren machtest, nicht richtig war?« fragte ich. »Das würde ich nicht sagen«, erwiderte er. »Die Aussage war damals richtig.« »Handelte es sich also bei der Wahrnehmung, daß der Denkende und die Gedanken eins sind, um eine ganzheitliche Wahrnehmung, so wie heute?« fragte ich.

»Aber ich frage mich, ob Krishnaji wirklich durch all das hindurchging. Was er damals sagte, kam ebenso wie das, was er heute sagt, aus einer umfassenden Wahrnehmung. Diese detaillierte Betrachtungsweise kam aus einer Totalität der Wahrnehmung« sagte Krishnaji.

Ich war noch nicht zufrieden und fuhr fort, Fragen zu stellen. »Kann jemand, der deiner Lehre heute zum ersten Mal begegnet, verstehen, was »Werden« bedeutet, ohne diesen Prozeß in seinem eigenen Bewußtsein erforscht zu haben?«

»Du fragst mich, ob man zur Schule, zum College gehen muß, bevor man die Schlußprüfung ablegen kann?« erwiderte er.

»Ich weiß, du wirst antworten: >Prozeß ist Zeit<, aber ich sage, es war damals ebenso total wie heute. Wenn du behauptest, daß man direkt in holistisches Sehen eintauchen kann, wie du uns damals lehrtest, kannst du es uns auch heute zeigen?« Ich forderte ihn heraus.

Krishnaji fragte: »Kann man beobachten, ohne daß die Vergangenheit ins Spiel kommt? Kann man eine Einsicht haben - ohne das Gewicht von Gestern. Einsicht ist etwas Unmittelbares, Plötzliches. Die Wahrnehmung der Totalität ist eine unmittelbare Wahrnehmung. Wenn das richtig ist, wozu brauchen wir dann eine Vorbereitung?« Man konnte die starke Energie des »stillen Teiches« spüren. »Einsicht ist nur im Augenblick möglich, und der Augenblick ist nicht im Prozeß der Zeit enthalten. X kann das nicht sehen. Er sagt: >Sage mir, was ich tun soll?< Krishnaji antwortet: >Betrachte den Denkenden und die Gedanken als eins. <Hört X wirklich zu oder findet ein Prozeß der Abstraktion statt, durch den X sich von der unmittelbaren Wahrnehmung wieder entfernt?«

»Du kannst die dreißig Jahre verleugnen, aber sie sind da. Das Bewußtsein, das dir dreißig Jahre lang gelauscht hat, ist fähig, das aufzunehmen, was du heute sagst.«

Krishnaji fragte: »Was heißt >zuhören?< Warum begreifen die Leute nicht, wenn dieser Mensch sagt: >Unmittelbare Wahrnehmung bedeutet Totalität?<«

»Es ist, als würde man dich bitten: >Gib mir Einsicht<, erwiderte ich.

»Niemand kann einem anderen Einsicht geben. Du fragst: >kannst du sie mir geben?< Wie reagierst du auf die Feststellung: >keine Zeit, keine Evolution kann sie dir geben?< «

»Ich glaube, daß das richtig ist«, antwortete ich.

»Krishnaji sagt: Hör zu, niemand kann sie dir geben! Wenn du wirklich zuhörst, muß das eine ungeheure Wirkung in dir hervorrufen. Deine gesamte Aufmerksamkeit sammelt sich im Zuhören, und im Zuhören existiert die Zeit nicht.«

»Glaubst du, es ist möglich, so zuzuhören, ohne nach innen zu gehen, ohne in der Tiefe zu forschen?« fragte ich.

Krishnajis Stimme klang dringlich und leidenschaftlich. »Das Eintauchen in eine Tiefe bringt dich nicht zu dieser Art von Zuhören. Was geschieht mit deinem Mind, wenn du zuhörst? Es bedeutet, ich

muß alles hinter mir zurücklassen. Die ganze Abhängigkeit, die ich seit undenklichen Zeiten kultiviert habe.«

»Würdest du sagen, daß deine Lehre sich überhaupt nicht verändert hat?« fragte ich. »So ist es, sie hat sich überhaupt nicht verändert«, erwiderte er. -Im Zimmer herrschte Stille. Dann fragte ich: »Hat in all diesen Jahren in deinem Inneren eine Veränderung stattgefunden?« Ich hatte diese Frage sehr zögernd gestellt. Es entstand eine lange Pause. Krishnaji schien nach innen zu schauen. »Laß mich sehen. Diese Frage ist mir noch nie gestellt worden. Hat seit Beginn oder seit dreißig Jahren eine innere Veränderung stattgefunden? Nein«, sagte er. »Ich glaube, es gab keine grundlegende Veränderung. Das ist Stillstand.«

Wieder entstand eine längere Pause. Dann wandte Krishnaji sich an seinen Arzt, Dr. Parchure, der ebenfalls an der Diskussion teilnahm, und an G. Narayan und fragte: »Was meinen Sie zu der Behauptung, daß ganzheitliche Wahrnehmung ein Phänomen des Augenblicks ist, daß Zeit dabei keine Rolle spielt und keine Vorbereitung nötig ist? Würden Sie fragen: >Was soll ich tun? Wie lautet die nächste Anweisung?«, würde ich antworten: >Zuhören<. Haben Sie meiner Aussage genau zugehört? Zeit, Vorbereitung, der gesamte Entwicklungsprozeß ist unnötig. Wenn Sie so zuhören, haben Sie die ganzheitliche Wahrnehmung.« Er wandte sich mir zu. »Tatsache ist, Pupulji, daß unsere gesamte Sichtweise auf Entwicklung basiert- Werden, Wachsen, Erreichen, zum Ziel gelangen. Ich glaube, diese Grundannahme ist absolut falsch.«

»Ich kann die Wahrheit deiner Worte erkennen. Ich kann ihnen lauschen, ohne daß sich die geringste Welle auf dem See meines Bewußtseins bildet«, sagte ich.

»Was geschieht, wenn du so zuhörst?« Ich empfand eine tiefe Stille. Krishnaji sprach wie aus weiter Ferne: »Was geschieht, wenn Buddha zu mir sagt: >Die Glückseligkeit des Mitgefühls ist das Ende allen Leidens? Ich bin einer seiner Zuhörer. Ich untersuche diesen Satz nicht. Ich übersetze ihn auch nicht in meine Denkweise. Ich befinde mich nur im Zustand absoluter Aufmerksamkeit, totalen Lauschens. Nichts anderes existiert, denn dieser Satz birgt eine überwältigende Wahrheit. Das ist genug. Dann sage ich vielleicht zu Buddha: >Ich bin nicht fähig, so intensiv zuzuhören. Bitte hilf mir!(Und er antwortet: >Höre zuerst, was ich sage. Da ist keine äußere Kraft, die der Mind oder die Gedanken erfunden haben.< Aber ich habe Angst, denn ich begreife, daß ich alles loslassen müßte, woran ich festhalte. Also frage ich: >Wie kann ich mich lösen?< In dem Moment aber, in dem ich >wie< frage, bin ich verloren. Er sagt: >Sei losgelöst(, aber ich höre nicht zu. Ich verehere ihn sehr, aber ich höre nicht zu, denn die Abhängigkeit hat einen hohen Stellenwert in meinem Leben. Also sagt er: >Wirf sie weg. Wirf sie in einem einzigen Augenblick weg.(« Krishnaji machte eine lange Pause. »In dem Moment, in dem man Einsicht in etwas hat, ist man davon befreit.«

»Geht es um das ganzheitliche Sehen der Aussage des Buddha: >Sei losgelöst(- ohne die Worte?« fragte ich.

»Natürlich; das Wort ist nicht die Sache. Die Aussage, das Aufblühen ist nicht die Sache. Man muß von den Worten frei sein. Die Intensität des Zuhörens ist das Wesentliche«, sagte Krishnaji.

»Was verleiht einem Menschen diese Intensität?« fragte ich.

»Nichts.« Die Aussage war absolut. »Unsere gesamte Denkweise basiert auf >Werden<, >Entwickeln<. Das hat absolut nichts mit Erleuchtung zu tun.«

»Unser Denken ist stark konditioniert. Wir hören nicht zu. Krishnaji sagt etwas absolut Wahres. Etwas Unverrückbares, Unwiderlegbares, und es hat ungeheures Gewicht, wie ein Fluß mit Tonnen von Wasser; aber X hört nicht zu, hört diese Aussage nicht. Du fragtest: >Hat seit den dreißiger oder vierziger Jahren eine Veränderung in Krishnaji stattgefunden?< Ich sage nein. Die Ausdrucksweise hat sich sehr verändert. Wenn du also intensiv zuhörst, dann mußt du, wenn eine Aussage gemacht wird, Zeit, Evolution, Entwicklung und Wissen hinter dir lassen. Hörst du, was ich sage? Wenn ja, dann läßt du sie tatsächlich hinter dir, denn totales Hören und Sehen sind wie ein Gewitter, das alles zerstört. Den ganzen Prozeß durchzumachen heißt nicht, diese Unmittelbarkeit zu verleugnen.«

»Genau- gerade hast du es gesagt.« »Was?« fragte Krishnaji. » Es bedeutet, durch das Ganze hindurchzugehen, ohne die Augenblicklichkeit zu verleugnen«, sagte ich. »Das heißt nicht, daß Zeit eine Rolle spielt.« »Aber die Menschen übersetzen es als Zeit«, erwiderte Krishnaji.

Am nächsten Tag diskutierten wir über die Möglichkeit, seine Begriffe zu definieren, damit unter seinen Zuhörern keine Verwirrung entstand. Viele der von ihm benutzten Worte hatten im Laufe der Jahre ihre Bedeutung geändert. Wir begannen mit den Worten »Bewußtsein«, »Denken«, »Verstand« und »Mind«. Wir sprachen über das Bewußtsein, und er fragte: »Wie definiert ihr es?« Ich sagte,

Bewußtsein bedeute, sich seiner Existenz, seines Seins, bewußt zu sein; sich bewußt zu sein, daß man »ist«. Dann untersuchten wir die Beziehung zwischen Bewußtsein und Denken. »Das Denken erfaßt nicht die Totalität des Bewußtseins, sondern nur Teile davon«, sagte Krishnaji.

»Aber ist es nicht so, daß sich das Bewußtsein durch Denken offenbart? Ein Teil enthüllt sich im >Jetzt< als Fragment«, erwiderte ich.

»Enthüllt das Denken einen Teil? Denken ist ein Fragment. Kann das Denken, das selbst fragmentarisch ist, die Totalität des Bewußtseins erfassen? >Ich fühle mich verletzt(; dieses Gefühl ist ein Teil des Bewußtseins. Gedanken sind umhertreibende Bruchstücke. Dieses Fragment, dieser Gedanke kann nicht das Ganze sehen. Der Verstand fühlt nicht, daß er verletzt ist; er sagt: >ich bin verletzt.< « Krishnaji spielte mit der Frage. »Aber das ist eine Gedankenform«, sagte ich. »Der Name - die Form - die Umgebung bilden die Struktur des >Ich<. Der Verstand sagt nicht, daß er verletzt ist.«

»Wer sagt es?« insistierte ich. »Schau es dir genau an«, erwiderte Krishnaji. »Ich bin verletzt-während der Verstand diesen Schmerz erklärt, glaubt er, er sei von der Struktur, die er selbst geschaffen hat - dem Schmerz - getrennt. Der Verstand kann niemals den gesamten Inhalt des Bewußtseins erfassen. Er kann nur Bruchstücke wahrnehmen. Was ist der gesamte Inhalt des Bewußtseins? Du sagst, Bewußtsein impliziert Existenz. Was gibt dem Bewußtsein eine holistische Bedeutung?« fragte Krishnaji.

»Hat es eine holistische Bedeutung?«

»Bewußtsein ist die Totalität des Lebens. Nicht nur meines Lebens und deines Lebens, sondern des Lebens aller Tiere und Pflanzen; die Totalität allen Lebens«, sagte er.

»Du gebrauchst das Wort »Bewußtsein« auf eine völlig andere Weise als in den fünfziger Jahren.«

»Ja, ich entferne mich von dem, was ich früher gesagt habe.«

»Ist das Bewußtsein die Totalität des Lebens?« fragte ich noch einmal.

»Ich taste mich vor. Ich frage: Ist Bewußtsein die Totalität des Lebens? Ich glaube, Bewußtsein kann allumfassend sein, aber es ist immer noch begrenzt.« Krishnaji untersuchte die Frage.

»Was du sagst ist völlig neu. Können wir es näher untersuchen? Bewußtsein ist die Totalität des Lebens. Unterscheidet es sich von meiner Erfahrung des Lebens?«

»Deine Erfahrung ist die Erfahrung eines jeden menschlichen Wesens. Sie ist vielleicht anders gefärbt, aber sie geht in die gleiche Richtung. Dein Leben ist das Leben des Menschen, der Menschheit, und du unterscheidest dich nicht grundsätzlich von der Menschheit. Dein Bewußtsein ist das Bewußtsein der Menschheit. Die Menschheit geht durch Mühe und Leiden; muß nicht alles mühevoll wachsen - das Tier, die gesamte Natur?«

»Meinst du, Bewußtsein umfaßt das gesamte Phänomen des Lebens, der Existenz?«

»Was meinst du mit Phänomen?« Krishnaji untersuchte die Frage noch immer.

»Das, was man mit den Sinnen wahrnehmen kann.« »Das ist nur ein Teil davon«, sagte Krishnaji. »Was ist der andere Teil?« fragte ich.

»Alles angehäufte Wissen, alle Erfahrungen, die seelischen Schmerzen des Menschen, die du nicht anfassen oder schmecken kannst. Psychische Probleme, Ängste, können den Organismus von Menschen und Pflanzen beeinträchtigen. Es ist der Entwicklungsprozeß der Menschheit. Er ist global. Es ist das gemeinsame Schicksal der Menschheit.«

»Wie kann der Verstand die Totalität des Bewußtseins erfassen?«

Krishnaji schwieg eine Weile, um die Frage auf sich wirken zu lassen. »Wenn der Verstand es nicht erfassen kann, was ist es, das die Totalität wahrnimmt? Es muß ein Faktor ins Spiel kommen, der die Totalität wahrnehmen kann. Wenn es nicht die Gedanken sind, ist es der Mind? Sind es die Gehirnzellen?«

»So wie sie heute existieren, tragen die Gehirnzellen Erinnerungen mit sich herum. Das Gehirn, so wie es ist, kann die Totalität des Bewußtseins nicht wahrnehmen«, antwortete ich.

»Die Gedanken können es nicht fassen. Das Gehirn ebenfalls nicht. Kann der Mind die Totalität wahrnehmen? Was ist denn der Mind? Pujaji, laß uns ein wenig subtiler vorgehen. Wir wollen versuchen herauszufinden, ob es da noch etwas jenseits des Bewußtseins gibt. Verstehen wir die Gedankenenergie als eine Aktivität des Gehirns? Ist es so, daß ein Teil des Denkvorganges innerhalb des Gehirns eine Wahrnehmung produziert, die über dieses Bewußtsein hinausgeht? Ich glaube nicht, daß es das, so wie es >jetzt< ist, wahrnehmen kann.« Er machte eine Pause. »Was ist der

Mind? Ist der Mind Intellekt? Ein Teil davon ist natürlich Intellekt. Kann der Intellekt wahrnehmen?»

»Ist der Intellekt vom Denken getrennt?« fragte ich.

»Nein. Der Intellekt ist die außergewöhnlichste Sache, die wir haben. Wir beten den Intellekt an, aber ist er fähig, die Totalität des Bewußtseins zu erfassen? Der Intellekt ist das Produkt des Verstandes. Kann der Mind die Totalität wahrnehmen?« Krishnaji war immer noch dabei, das Problem zu untersuchen.

»Du benutzt das Wort >Mind<, als ob es ein Instrument wäre. Du sagst, er kann wahrnehmen. Ist der Mind ein Instrument oder ein Energiefeld?«

»Ist der Mind ein Energiefeld? Ist er das ganze Feld - oder ein Teil des Feldes?«

»Umfaßt der Mind auch den Intellekt, und welche Rolle spielen die Sinne?« fragte ich.

»Ich glaube nicht, daß Emotionen - Sinnesempfindungen - zu einer Wahrnehmung des Ganzen führen können.«

»Würdest du sagen, daß die Sinne hierbei gar keine Rolle spielen?«

»Nein, das würde ich nicht sagen.«

»Werden sie auf falsche Weise eingesetzt?« fragte ich.

»Wenn das Denken sich mit der Sinnesempfindung identifiziert, entsteht das >Ich<«, sagte Krishnaji. »Du sagst, der Mind ist das Energiefeld, die Matrix. Ein Feld umschreibt einen bestimmten Bereich. Der Mind umfaßt das Gehirn, das Denken, Emotionen und den Intellekt. Ist die Zeit Teil des Energiefeldes - feil des Mind?« Krishnaji vergrößerte das Experimentierfeld. »Falls die Zeit nicht Teil meines Mind ist, ist die Sinnesempfindung Teil davon?«

»Sprechen wir von den Sinnen, die mit den Wünschen verhaftet sind und die Struktur des Selbst bilden, oder spielen die Sinne eine andere Rolle?« fragte ich.

»Ja, ich sehe den Kern des Problems. Wenn du etwas beobachtest, mußt du es mit *allen* Sinnen tun; in diesem Zustand gibt es keine Identifikation. Die Frage ist nur- kannst du mit *allen* Sinnen schauen?« »Kann man im gleichen Augenblick total schauen und lauschen?« fragte ich. »Ist es möglich, mit allen Sinnen zu beobachten und findet in diesem Zustand überhaupt eine Gedankenaktivität statt?«

Krishnaji drang weiter in die Tiefe des Problems vor und fragte: »Wenn Gedankenaktivität stattfindet, dann ist ein bestimmter Sinn aktiv. Kann man herausfinden, ob da noch eine völlig andere Dimension existiert, ein Zustand jenseits des Bewußtseins, wie wir es kennen?«

»Du hast alle Instrumente, die uns zur Verfügung stehen, untersucht und negiert. Das einzige Instrument, das du nicht negierst, ist die Sinnesaktivität.«

»Wie kann ich die Sinne negieren?« fragte Krishnaji.

»Gerade die Sinne könnten uns helfen, uns von der Illusion zu befreien.«

»Das ist nur möglich, wenn man den Zusammenhang zwischen den Sinnen und der Identifikation mit den Gedanken versteht. Dann produzieren die Sinne nicht die psychische Struktur, die wir das >Ich< nennen. Die Gedankenaktivität, Emotionen wie Angst, Haß, Abhängigkeit, werden vom Gehirn endlos reproduziert. Wir versuchen, Ordnung zu schaffen. Welches Instrument oder welche Tätigkeit kann uns helfen, aus diesen einengenden Bewußtseinskreis herauszukommen?« fragte Krishnaji.

»Diese letzte Frage ist sehr wichtig.«

»Ich versuche, euch klarzumachen, daß es eine vollkommene Ordnung geben muß, sonst könnte der Kosmos nicht existieren. Ich sehe, daß im täglichen Leben totale Unordnung herrscht. Ordnung ist notwendig. Was kann Ordnung schaffen?«

»Es gibt nur ein einziges Instrument, mit dem es möglich ist.«

»Die Sinne?« fragte Krishnaji.

»Nun, alle anderen Instrumente des Gehirns hast du ja blockiert.«

»Haben wir die Sinne nicht auch blockiert?« fragte er.

Meine Tochter Radhika war seit 1957 im Ausland - zuerst als Studentin und dann als Ehefrau eines amerikanischen Staatsbürgers. Später siedelten sie und ihr Mann nach Toronto, Kanada, um. Doch Radhika war im Innern tief verwurzelt in ihrer indischen Heimat und in den Lehren Krishnajis, denen sie zum ersten Mal mit zehn Jahren gelauscht hatte. Sie bewahrte die Essenz seiner Worte über die Jahre hinweg mit einer kindlichen Einfachheit in ihrem Herzen. Manchmal traf sie in Indien oder in den Vereinigten Staaten mit Krishnaji zusammen, aber sie hatte sich aus einer Art

Selbstschutz von ihm ferngehalten, um den Lebensstil, den sie gewählt hatte, beibehalten zu können. Sie war mit einem Professor verheiratet und lebte in einer Welt der Bücher und Wissenschaften, aber tief im Innern war sie sich der Mittelmäßigkeit ihres Lebens und ihrer Werte bewußt und spürte eine ungeheure Sehnsucht nach dem Leuchten, das mehr und mehr aus ihrem Leben verschwand.

Im Dezember 1978 kam sie mit ihren beiden Töchtern nach Rishi Valley, um bei Krishnaji zu sein, und auch im Winter 1979 zog es sie wieder in seine Nähe. Sie traf sich oft mit ihm und war überwältigt von seiner Ausstrahlung und tief bewegt von seiner Zuneigung.

1980 und 1981 begleitete ihr Mann, Hans Herzberger, sie nach Indien; sie lebte und lehrte in Rishi Valley. In dieser Zeit sprach sie mit Krishnaji über die Möglichkeit ihrer Rückkehr nach Indien. Ich hielt mich heraus, denn ich wollte nicht, daß meine Anhänglichkeit ihre Entscheidung beeinflusste. Ihr Mann, der die Schwingungen von Rishi Valley spürte, verstand ihren Wunsch und war einverstanden, ihr die Rückkehr nach Indien zu ermöglichen. Krishnaji beeinflusste sie nicht, aber er sprach lange mit ihr über ihr Leben und seine Lehren. Von Rishi Valley aus fuhr Radhika mit ihrer Familie nach Oxford, wo ihr Mann als Gastdozent am All Saints College lehrte. Sie besuchte Krishnaji mehrmals in Brockwood Park. Ihr Entschluß, nach Indien zurückzukehren, stand fest. Im Frühjahr 1982 machte sie ihren Doktor in Sanskrit und buddhistischer Lehre, und im Herbst desselben Jahres begann sie in Rishi Valley zu unterrichten. Ihr Mann hatte mit seiner Universität vereinbart, ein Semester zu unterrichten und im nächsten Semester in seinem eigenen Fach - Philosophie - zu forschen.

In den letzten Jahren kamen viele hochqualifizierte junge Menschen an Krishnamurtis Schulen - Rishi Valley; die Valley School in Bangalore; Rajghat Varanasi; die Schule in Madras und Bal Anand, die Schule für die Kinder der Armen in Bombay, die Nandini seit über dreißig Jahren leitete. Ein neues Bewußtsein ist erwacht.

Kapitel 33: »Energie ist Kosmos. Sie ist auch Chaos. Das ist die Quelle aller Schöpfung.«

Anfang November 1979 kehrte Krishnaji allein nach Indien zurück. Wir befanden uns an der Schwelle eines bedeutungsvollen Jahrzehnts, denn die achtziger Jahre bescherten der Welt traumatische Veränderungen. In den Herzen der Menschen und in ihrer Umwelt fand eine Revolution statt. Die Entwicklung künstlicher Intelligenz wurde zu einem Hauptzweig der technologischen Forschung; immer billiger produzierte Mikrochips revolutionierten das gesamte Kommunikationswesen. Rasche Fortschritte auf den Gebieten der Gentechnik und des Klonens überschatteten die Zukunft des Menschen und versprachen gleichzeitig großen Nutzen. Der Mensch hielt das Werkzeug für unaussprechliche Möglichkeiten zum Guten und zum Bösen in der Hand.

Ich fuhr zu Krishnaji nach Madras. Asit Chandmal, die Patwardhans, Rad ha Burnier und Ahalya Chari, eine bekannte Dozentin, die ihren Posten im Staatsdienst in den siebziger Jahren aufgegeben hatte, um in der *Krishnamurti Foundation* zu arbeiten, waren ebenfalls dort. In dem Augenblick, in dem ich Krishnaji gegenübertrat, spürte ich seine starke Energie, die wie eine unerschöpfliche Quelle zu fließen schien. Seine Worte kamen aus einem tiefen, stillen Ort in seinem Inneren. Mir war im Laufe der Jahre ein allmählicher Wandel in seiner Lehre aufgefallen: Der Schwerpunkt lag nicht mehr so sehr auf individueller Transformation, sondern auf der Notwendigkeit einer tiefgreifenden Revolution des kollektiven menschlichen Bewußtseins. Für Krishnaji war das Individuum jemand, der aus dem Strom heraustrat.

Nun hatte die Wahrnehmung alle Begrenzungen überwunden und erfaßte das gesamte Universum und seine grenzenlose Energie. Obwohl Krishnaji nonstop von London über Delhi nach Madras geflogen war, zeigte er nicht die geringste Spur von Müdigkeit und wollte sofort mit uns diskutieren. Am Nachmittag begannen wir mit unserer ersten Gesprächsrunde.

Die Frage lautete: »Was fordere ich in Anbetracht des allgemeinen Verfalls in Indien? Ist eine Lösung überhaupt möglich? Was ist der wesentliche Punkt?« Das Gespräch drehte sich zunächst darum, das Problem einzukreisen. Krishnaji sagte: »Indien hat jahrtausendlang in Vorstellungen gelebt. Es muß sich von diesen Vorstellungen, die keine Tatsachen sind, distanzieren und anfangen, die Realität zu sehen.« Dann fragte er: »Wie hat dieser Junge es begriffen?« Wir sahen, daß es

keinen Zweck hatte zu versuchen, etwas zu erklären. Wir sollten die Frage wirken lassen, ohne nach einer Lösung zu suchen.

Krishnaji stellte die Misere Indiens zur Diskussion, aber die Atmosphäre wurde so geladen, daß wir begriffen, daß jeder von uns Indien war und daß die Frage jeden einzelnen Zuhörer betraf, denn »wir« waren Indien.

Am 28. November 1979 fuhren wir nach Rishi Valley. Radha Burnier war von Madras gekommen, um ein paar Tage bei uns zu sein. Eines Morgens beim Frühstück fragte Krishnaji Radha, ob sie für die Präsidentschaft der Theosophischen Gesellschaft kandidieren wolle. Sie antwortete, sie wüßte es nicht. Er sagte: »Was heißt, du weißt es nicht?« - Plötzlich war eine neue Energie im Raum spürbar. Krishnaji sagte: »Mrs. Besant kaufte das Land in Adyar, damit die Lehre sich dort entfalten und ausbreiten konnte. Die Theosophische Gesellschaft hat versagt, der ursprüngliche Zweck wurde verfehlt.« Er sprach vom wahren religiösen Geist, der forschte, fragte und verwarf. Er sagte, Amerika besitze ihn nicht, Europa besitze ihn nicht, und in Indien sei er zerstört worden -, und doch seien seine Schwingungen hier noch zu spüren, warteten seine Wurzeln in der Erde darauf, wieder wachsen zu können. »Können wir etwas dafür tun?« fragte er. Zum ersten Mal ging es nicht vorrangig um das Individuum, sondern um das Land, die Erde - die reale Erde Indiens, die heilige Erde und ihr Potential, als Nährboden der Kreativität zu dienen. Es war, als ob Krishnaji etwas Kostbares entdeckt hätte; er strahlte eine große Freude aus, so als wäre ein lange herbeigesehnter Augenblick gekommen. Wir sprachen kaum. Er wandte sich, Bestätigung suchend, an uns. »Pupulji«, fragte er, »was fühlst du?« Als ich antwortete, dies sei eine neue Mystik, verneinte er es nicht. Später sprach er von der Theosophischen Gesellschaft und von Radha Burnier, die ihre Präsidentin werden sollte. Ich fragte ihn: »Einmal sagst du, daß Radha tief in der *Krishnamurti Foundation* verwurzelt ist, ein andermal sagst du, sie sollte für die Präsidentschaft der Theosophischen Gesellschaft kandidieren. Wie kannst du diese beiden Dinge vereinbaren?«

Er sagte: »Ich kann es sagen, andere nicht. Ich kann alles sagen.« Das erinnerte mich an einen Vers aus der *Brihadaranyaka Upanishad*, in der es über den Erleuchteten heißt: »Daher laß einen Brahmanen, nachdem er genug gelernt hat, wünschen zu leben wie ein Kind. Wenn er den Zustand des Kindes und des Lernens hinter sich gelassen hat, wird er zum stillen Meditier. Wenn er jenseits der meditativen und nichtmeditativen Zustände angekommen ist, wird er zum Brahmanen. Wie er sich auch verhalten mag, er bleibt das in der Tat.«

Krishnaji fuhr fort, über Indien als den Boden zu sprechen, auf dem sich wieder etwas Heiliges entfalten konnte, obwohl es von der Häßlichkeit der Politik, von Korruption und dem Verfall der Werte zerstört worden war. Indien war der Humus, auf den die Saat gesät worden war, und trotz allem, was geschehen war, existierte dieser Boden noch immer. Er sagte, er spüre, daß etwas warte. Ich fragte ihn, ob er von der physischen Erde spreche oder ob er etwas anderes meine? Er sagte, er meine die Erde und ihre Heiligkeit. Er spürte, daß sein Boden bereit war.

Die Atmosphäre im Raum war vibrierend und lebendig. Einmal sagte er: »Sie stellten mir zwei Engel zur Seite -, ich fand noch viele weitere im Laufe der Jahre.« Er lachte sein volles Lachen und sagte: »Ich bin völlig ernst.« Er hatte seit Jahren nicht mehr so gelacht. »Jetzt habe ich das Gefühl, daß ich einige von ihnen nicht mehr brauche.« Er wandte sich Radha zu und sagte: »Kann ich dir zwei abgeben?« Wieder lachte er voller Freude, und doch war da auch eine Ernsthaftigkeit spürbar, mit der er uns etwas mitteilte.

Er sagte, viele Leute hätten ihm abgeraten, nach Indien zu gehen, aber er habe schon immer das Heilige an diesem Land gespürt und sei immer wieder gern gekommen. Etwas Wertvolles war in Indien zerstört worden, aber das Land hatte ein Potential, das wieder zum Leben erweckt werden konnte. »Der Segen des Zeitlosen wartet, der Boden ist bereit. Können wir etwas schaffen, das diesen Segen hervorbringt?« Wir spürten die Tiefe, das Große in seinen Worten; es war eine Prophezeiung, daß eine heilige Energie auf indischem Boden wieder lebendig war.

Jeden Morgen beim Frühstück wurden Probleme diskutiert, Einsichten gewonnen. Wir suchten, lauschten nach innen, fragten. Krishnaji ließ uns an seinem Mysterium teilhaben. Eines Morgens versuchte er mit großer Eindringlichkeit, uns eine Art der Wahrnehmung zu vermitteln, eine Art der Reaktion, die aus einem Zustand jenseits des Mind, jenseits des Verstandes, der Erinnerung und jeglicher bekannter Reaktionen des Bewußtseins kam. »Ein Zustand, in den man gelangt, wenn man in großer Tiefe lauscht, wo die Aktivität des Bewußtseins keine Barriere mehr darstellt. Ein Zustand, in dem man ganzheitlich, allumfassend, nichtfragmentarisch sehen kann, in dem keine Bewegung

von oder zu einem Punkt stattfindet, ein Zustand jenseits des Rasters und jeglicher rassischer Erinnerungen des Menschen.« Krishn.I.fi sprach auch von dem inneren Zustand, der entsteht, wenn wir vollkommen vertrauen, und das ist nur möglich, wenn der Verstand jegliche Bürde abgelegt hat und frei ist. »Dieser Zustand bedeutet nicht das Ende des Denkens«, sagte Krishnaji. »Es ist nicht die Lücke zwischen den Gedanken, sondern ein Lauschen, das die gesamte Weite und Tiefe der Millionen von Jahren der menschlichen Existenz umfaßt und darüber hinausgeht. Ein Zustand, in den wir in jedem Augenblick gelangen können. Es ist, als würde man die Energie des Universums anzapfen.«

Wir sprachen über die Bedeutung des Gurus und fragten, ob diese Rolle überhaupt eine Berechtigung hatte. Wenn ich auf die vielen Jahre zurückblickte, konnte ich klar erkennen, daß Krishnaji für mich die Rolle des Gurus innegehabt hatte. Krishnaji unterbrach mich und fragte: »Was meinst du mit Guru?« Radha Burnier antwortete: »Der, der den Weg zeigt.« Die anderen gaben ebenfalls ihre Kommentare ab. Ich sagte: »Der, der uns aufweckt. Krishnaji hat mich aufgeweckt. Wir haben uns von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden. Eine solche echte Konfrontation ist selten.« Ich fragte: »Welche Rolle hast du 1948 gespielt? Hast du die Menschen nicht aufgeweckt?« Krishnaji erwiderte: »Die Vorstellung vom Erwecker und den Erweckten ist falsch. Wenn da ein Licht ist und ich mich in der Dunkelheit befinde und zum Licht hingehe, dann gibt es keine Trennung. Da ist nur Licht. Wo ist der Erwecker? Manche bleiben im Licht, manche entfernen sich davon, das ist alles.« Ein wenig später sagte er: »Ich sage nicht, ich bin das Licht.«

An einem anderen Morgen sprachen wir über das Gehirn und die Möglichkeit der Transformation des menschlichen Verstandes. Krishnaji sagte, er habe mit den Wissenschaftlern über das Gehirn diskutiert, und sie hätten gesagt: »Jede Zelle des menschlichen Gehirns trägt das Erbe von Millionen Jahren der menschlichen Existenz in sich.« Dann fragte er: »Kann man das total transformieren?«

In den folgenden Diskussionen sprach Krishnaji hauptsächlich über das Gehirn und seine Funktionen. Er fragte sich, ob die Erinnerungsaktivität der Gehirnzellen zum Stillstand kommen könne. Er betrachtete dies als Voraussetzung für die Entwicklung einer völlig neuen Art der Wahrnehmung.

Jemand fragte, ob Krishnajis Berührung die in einem Objekt gebundene Energie freisetzen könne und ob diesem Objekt dann heilende Kräfte innewohnten? Konnte es schützen und heilen? Krishnaji erzählte, daß er schon als Junge die Fähigkeit besessen hatte, Gedanken zu lesen und zu heilen. Man hatte ihm Objekte gegeben, die er magnetisieren, mit Energie aufladen sollte, aber der Junge Krishnamurti hatte kein Interesse an solchen Dingen.

Er sprach von einem ungeheuren Energiereservoir, das irgendwo existieren mußte. »Kann der Mensch damit in Kontakt treten und es für sich arbeiten lassen?« fragte er. Asit sagte: »Ein Junge, in dem nichts Böses war, kein Selbst, ist ein außergewöhnliches Wesen; er konnte diese Energie berühren; aber würden auch gewöhnliche Menschen dazu in der Lage sein?« »Ich glaube, es ist möglich, Sir,« sagte Krishnaji zögernd; er schien sich in einem anderen Bewußtseinszustand zu befinden. Mit dem »Göttlichen«, sagte er, könne man nur mit einem offenen, empfänglichen Bewußtsein, das nicht an Macht oder Status interessiert war, in Verbindung treten. Man müßte eine absolute geistige Reinheit besitzen. Ich fragte ihn, ob noch etwas anderes nötig sei, und welcher Art diese »Reinheit« sein müsse. Krishnaji erwiderte: »Die Reinheit meines Bewußtseins ist nicht die Reinheit >des Bewußtseins<. Die Reinheit *des Bewußtseins* ist das Bewußtsein des Universums. Das ist göttlich.« Daraufhin fragte ich ihn, ob ein Mensch, der diese geistige Reinheit besitzt, wie ein Gefäß sei, das diese Energie aufnehmen könne. » Da es möglich ist, ein Objekt mit Energie aufzuladen -, kann ein Mensch diese Energie übertragen, kann er sie einem anderen geben?«

Krishnaji sagte: »Nein. Ganz gleich wie rein es sein mag, das Gehirn ist noch immer Materie, Mind. Das andere ist das Universum. Es ist unermesslich.«

Krishnaji ließ sich nicht festnageln. Er fragte sich: »Gibt es etwas Absolutes, jenseits dessen nichts mehr existiert? Ein Urgrund, aus dem alles hervorgeht, hinter und jenseits dessen nichts ist- keine Ursache?« Später sprachen wir über die Atmosphäre von Rishi Valley. Ich sagte, in Indien kenne man den Begriff des *Punja Sthal* - des heiligen Ortes. Götter kamen und gingen, aber die heilige Schwingung eines Ortes blieb bestehen. Krishnaji sagte: »Ich spüre, daß die Erde von Rishi Valley diese besondere Qualität hat. Es ist«, sagte er ernst, »der *Sthal* der *Sthals*.«

Ich erwiderte, das ganze Tal sei ein heiliger Platz. Es war durchdrungen von Krishnajis Energie, seinen Worten, seiner Präsenz. Auch Rajghat hatte diese Atmosphäre. »Man muß achtgeben, daß

diese Schwingung nicht zerstört wird«, sagte Krishnaji. Er spürte, daß er gerne in Rishi Valley bleiben würde. Asit fragte, warum er nicht in Rishi Valley leben und dort Menschen aus aller Welt empfangen könne. Krishnaji schwieg eine Weile und sagte dann: »Mein Leben ist ein Leben der physischen Bewegung. Es ist wichtig für mich, hier zu sein, aber ich kann nicht bleiben. Geht achtsam mit diesem Flecken Erde um.«

Später sagte er: »Energie ist Kosmos. Sie ist auch Chaos. Das ist die Quelle der Schöpfung. Wut ist Energie, Trauer ist Energie ---, aber es gibt eine höhere Ordnung. Können wir sie in Rishi Valley entstehen lassen?«

Kapitel 34: Die Verneinung und der reife Geist

Im Januar 1980 hielt Krishnaji eine Diskussionsrunde in Vasant Vihar. Viele seiner alten Freunde waren anwesend. Wir sprachen über die Rishi Valley Schule, ihre Schüler und die Dinge, die dort zu tun waren. Plötzlich veränderte sich die Atmosphäre - man spürte eine Dringlichkeit und Leidenschaft hinter Krishnajis Fragen. Das Feuer seiner Worte brannte die festgefahrenen Vorstellungen, die das Bewußtsein trübten, hinweg. Er sprach von der totalen Negierung all dessen, was der Mensch je gedacht, gesagt oder getan hatte.

Es begann mit einer einfachen Frage: »Wie will Narayan den Schülern helfen - nicht einfach mit ihnen sprechen, sondern ihre Intelligenz erwecken, ihnen etwas vermitteln, das sie in der Tiefe ihres Wesens erreichen soll?«

Narayan antwortete: »Ich werde mich täglich in kleinen Gruppen mit ihnen treffen - mit den Schülern und den Lehrern.« Er wußte, daß Krishnaji damit nicht zufrieden sein würde, aber ihm fiel nichts Besseres ein.

»Wie willst du es machen? Indem du einfach mit ihnen redest oder diskutierst, wirst du nicht viel erreichen. Wie willst du ihnen helfen, empfänglich und achtsam zu werden?«

»Es muß eine grundlegende Ordnung und Achtsamkeit da sein«, Narayan redete weiter um den heißen Brei herum.

Krishnaji insistierte: »Es muß ein ganz neues Element hinzukommen. Ein außergewöhnlich guter Verstand ist nötig, aber das ist nicht genug - der Genius muß zum Vorschein gebracht werden. Wir brauchen Menschen, die einen guten Verstand haben, aber auch voller Liebe und Mitgefühl sind und darüber hinaus eine spirituelle Qualität besitzen, etwas ganz und gar Unweltliches. Wie hat Krishnamurti es bekommen? Versteht ihr meine Frage?«

»Du hast diese Frage schon mehrmals gestellt, aber ich habe ihre Bedeutung nie verstanden. Wir wissen nicht, auf welche Weise es Krishnaji zuteil wurde -, aber wie kann es einem von uns widerfahren?« warf ich ein.

»Ist Krishnamurti ein biologisches Wunder?« fuhr Krishnaji fort.

»Das kann ich nicht beantworten«, sagte ich. »Vielleicht ist es so. Ich finde, daß deine Fragen viel tiefer gehen als früher. Ist deine Lehre an einem neuen Wendepunkt angelangt? Früher sagtest du oft: >Wenn du auf dem Weg nach Süden bist - kannst du die Richtung ändern und nach Norden gehen?< Heute fragst du: >Kann Narayan, kann Sunanda grundsätzlich das gleiche Bewußt. sein haben wie Krishnaji?<«, entgegnete ich.

Krishnaji fuhr unbeirrt fort, seine Fragen zu stellen: »Können wir einem Jungen oder Mädchen ein Gefühl von Freiheit vermitteln, das Gefühl, daß sie >beschützt< sind; daß sie eine besondere Rolle im Leben spielen, daß sie besondere Menschen sind? Ich versuche herauszufinden, Pupul, was der Katalysator ist; was ist es, das das gesamte Bewußtsein, die gesamte geistige Struktur verändert? Ich frage: Können wir diese andere Qualität erreichen, diese andere Dimension, in der der Verstand und die Sinne wach sind?, so daß das Gehirn nie ruht, sondern sich weiter und weiter und weiter bewegt. Ich möchte, daß die Schüler diese Dimension erfahren können. Ich würde mit ihnen reden, würde mit ihnen Spaziergänge machen, würde still mit ihnen zusammensitzen. Ich würde alles tun, um diese Qualität in ihnen zu erwecken. Aber die Frage ist: Werden sie sich in Bewegung setzen? Oder ist die Materie, das Gehirn an sich so langsam, daß es nicht folgen kann? Kann Narayan, der hier in Rishi Valley Schüler ist, ein so außergewöhnliches Wesen sein, daß er die Bäume und die Erde wahrnehmen kann und einen außergewöhnlich wachen Verstand hat? Kann er etwas Wahres hören?«

Kann er einen Durchbruch zu seiner Vitalität, seiner Energie erleben? Ich möchte gerne, daß er das kann, und ich frage mich, was soll ich tun, und, kann ich etwas tun, damit er das erfahren kann?«

Er schwieg eine Weile und fragte dann: »Liegt es überhaupt in meiner Hand? Oder müssen wir beide eine Tür öffnen? Eine Tür, die weder seine noch meine Tür ist, die jedoch geöffnet werden muß. Ich spüre, daß da etwas wartet, das eintreten möchte, ein heiliger Geist wartet darauf, daß du die Tür aufmachst. Ich weiß nicht, ob ihr überhaupt begreift, wovon ich spreche.

Also, Narayan, tu all diese Dinge. Sitze still, schau, wie du reagierst, wie du einen Baum betrachtest, eine Frau -, geh durch all das hindurch. Aber das ist nicht genug. Da wartet ein großer Segen auf uns, und wir bewegen uns nicht in diese Richtung. Wir vergeuden unsere Zeit. Was du tust, ist notwendig, aber es ist nicht genug.

Was ist das für ein Bewußtseinszustand, der erkennt, daß das, was er tut, nicht genug ist? Das ist offensichtlich. Millionen haben meditiert. Die katholischen Mönche, die *Sannyasins*, aber sie haben keinen Segen gebracht.

Was kann ich in meiner Beziehung zu Narayan tun? Er ist mein Schüler. Er ist bereit, all das zu tun, wovon ich spreche - zu beobachten, still zu sein, zu sprechen, sich umzuschauen, die Schönheit der Erde wahrzunehmen. Aber da ist noch eine andere Qualität, die er nicht in diesem Reden, Diskutieren und Sehen finden kann. Und der Segen erreicht ihn nicht.«

Krishnaji's Intensität wirkte ansteckend. Narayan fragte: »Kannst du sagen, was du meinst, wenn du sagst, die Tür muß geöffnet werden?«

»Ich möchte, daß Narayan das erfahren kann«, sagte Krishnaji, »und ich frage mich, was ich tun kann, um ihm dabei zu helfen.«

»Vielleicht ist etwas in uns, das die Tür blockiert? Da ist diese unaussprechliche Energie, eine grenzenlose Energie in dir, und wir strecken unsere Hände nicht danach aus«, sagte Achyut.

»Ihr streckt eure Hände aus, aber es geschieht nichts. Vielleicht sind wir verdammt, und es ist nur sehr, sehr wenigen vorbehalten. Bei Buddha waren es nach fünfzig Jahren nur zwei - Sariputta und Mogallana -, das ist vielleicht das Schicksal der Menschheit«, sann Krishnaji.

»Ist irgendeine Art von Entsagung notwendig?« fragte Achyut.

»Ich glaube nicht, daß es etwas mit Entsagung zu tun hat. Der Mensch hat gehungert, hat allein in den Bergen gesessen; er hat alles getan, um diesen Zustand zu erreichen, aber offensichtlich ist das nicht der richtige Weg. Also meine ich, vielleicht sollte er schnell durch dieses Betrachten, Beobachten und Stillsein hindurchgehen und es zu Ende bringen. Und ich frage, was ist das Wichtigste? Ist es Energie? Der Missionar platzt vor Energie, wenn er umherzieht und predigt, und doch hat er diese Qualität nicht.« Krishnaji stellte die Fragen mehr sich selbst.

»Kann meine Leidenschaft Narayan transformieren? Wenn Narayan in meiner Nähe bliebe, allen Diskussionen und Vorträgen lauschte und ständig sein Inneres erforschte, würde das etwas bewirken? Versteht ihr?« Er schwieg eine Weile und sagte dann aus großer Tiefe: »Oder muß man alles verneinen, wie der Sannyasin, der Mönch, der sein ganzes Leben lang still sitzt? Muß man alles fallenlassen? Der Mensch bemüht sich seit Jahrtausenden, und doch ist >das Andere< noch nicht geschehen. Kann Narayan sagen: >Ich sehe all das und werde es nicht berühren. Ich bin mit allem fertig.« Plötzlich wurde er ungeheuer lebhaft. »Ich bin der Heilige, ich bin der Mönch, ich bin derjenige, der sagt, ich werde fasten, ich werde mich quälen, ich werde der Sexualität entsagen; ich bin dieser Mensch. Ich sage, ich habe mit all dem abgeschlossen, aber ich bin all das, denn mein Bewußtsein ist das menschliche Bewußtsein, das mit allen diesen Dingen experimentiert hat und doch keine Glückseligkeit fand. Deshalb werde ich all das aufgeben. Es hat keinen Sinn. Versteht ihr mich? Könnt ihr das tun? Verstehst du, was ich sage, Rajesh?«

»Ich höre einfach zu.«

»Das ist nicht genug. Man muß nicht für den Rest seines Lebens still sitzen. Trappistenmönche haben das getan. Warum sollte ich es tun? Ich sehe die Heiligen, die Leute, die hungern, die sich selbst quälen, die großartige Bücher lesen, die meditieren. Ich sehe, daß ich all das bin. Da sie es getan haben, ist mein Gehirn ebenfalls konditioniert. Deshalb habe ich es bereits getan, ich muß es nicht noch einmal durchmachen.« Die erwachte Einsicht forschte in der Tiefe.

»Kann man es mit der gleichen Leidenschaft negieren wie der Mensch, der sich den Büchern widmet und Gelübde ablegt? Kannst du es sehen und mit der gleichen Leidenschaft negieren, und, nachdem du alles negiert hast - bleibt die Leidenschaft bestehen?«

»Wenn wir alles negieren, negieren wir vielleicht auch die Leidenschaft. Was bleibt, nachdem man alles negiert hat?« fragte ich.

»Ich verstehe, was du sagen willst. Ich sehe alles. Der Mensch hat alles gesehen und getan vom Anbeginn der Zeit. Er hat alles getan, um diese Glückseligkeit, das Unnennbare, zu erreichen. Ich sehe es vor mir, und ich kann ihm nicht nahekommen. Ich kann nichts dafür tun.« Krishnaji war unbewegt.

»Du sprachst in all diesen Jahren auch von Selbsterkenntnis, vom Aufblühen dessen, >was ist«. Du sagtest: >beobachtet, untersucht, forscht<. Nun scheinst du auch das alles zu negieren.«

Mit leidenschaftlicher Stimme sagte Krishnaji: »Ich habe es negiert. Ich sehe, daß all das nirgendwohin führt. Versteht ihr, was ich getan habe? Ich habe alles negiert, was der Mensch je versuchte, um die Glückseligkeit zu erreichen.

Könnt ihr mir folgen? Und ich frage mich: >kann Narayan das tun?« er ist mein Schüler in Rishi Valley, und ich frage, kann er das tun?

Zeugt dieses Negieren von Reife, von einer großen Reife? Ist es echte Reife, zu sagen, all das, was der Mensch je versuchte, hat ihm keinen Segen gebracht, also werde ich nicht durch all das hindurchgehen. Ist es das, was fehlt? Zeugt es vielleicht von großer Reife, nicht durch all das hindurchzugehen? Ich sehe die Gurus und ihre Unreife. Ich sehe, daß ich ihnen nicht folgen sollte. Aber wenn ich das sehe - heißt das, daß ich mich zur Ruhe setze und mich rückwärts bewege? Werde ich nachlässig oder faul? Der Mensch, der sagt, >ch habe alles versucht und verworfen<, bewegt sich weiter. Wenn du dich nicht bewegst oder dich in einem engen Kreis bewegst und deine Zeit damit verschwendest, Krishnamurtis Worte mit den Worten des Buddha zu vergleichen, was bleibt zum Schluß übrig? Wir müssen das Wissen verwerfen, wir müssen alles verwerfen. Narayan, mein Schüler in Rishi Valley, kann ich dir diesen Akt totaler Verneinung deutlich machen?«

»Heißt das, ich verneine auch dich? Schau, was du sagst.« Ich konnte mich nicht zurückhalten, ihn zu unterbrechen.

»Ja, du mußt auch mich verneinen«, antwortete Krishnaji. »Ich sage, die Wahrheit kannst du nicht verneinen, aber du kannst alles andere verneinen. Ich verneine alles, was der Mensch je versucht hat, um dies zu erreichen. Ich lehne den Heiligen ab, der sich selbst quält, und die Trappistenmönche, die in absoluter Stille verharren. Sie haben alles getan, jegliche Disziplin versucht, und ich verneine, was sie getan haben. Könnt ihr so verneinen? Ist die Tür für euch verschlossen, weil ihr nicht total verneint?«

»Vor einigen Jahren, als du die Ordnung aufhobst und sagtest, es gibt keinen bestimmten Weg zur Wahrheit, war ich sehr verwirrt. Heute habe ich das gleiche Gefühl, denn ich spüre, daß kein Weg ans Ziel führen wird«, jammerte Achyut.

»Wir begannen mit der Frage, ob die Lehrer von Rishi Valley mit den Schülern kommunizieren und ihnen helfen können aufzuwachen. Narayan sagte, er würde mit ihnen in kleinen Gruppen diskutieren. Wenn nötig, würde er mit ihnen still sitzen, die Vögel beobachten, empfänglich sein. Aber ich weiß, daß das nicht diesen Duft hervorbringt. Seht euch an, was die Mönche und andere Menschen getan haben, um diese außerordentliche Intelligenz zu erlangen, aber sie haben sie nicht erreicht. Warum sollten wir also durch all das hindurchgehen? Ich verwerfe also alles, was der Mensch je versucht hat. Mein Mind, mein Bewußtsein, ist also frei von diesen Experimenten.« Krishnaji öffnete die Fenster seines Geistes. »Ich glaube, das ist der Schlüssel. Diese Leute haben Jahrelang in den Wäldern experimentiert, aber sie sind nirgendwo angekommen. Warum sollte ich all das durchmachen?«

»Du sagst also, der Mind muß in einem richtungslosen Zustand sein; keine Fragen, die es zu verfolgen gilt«, sagte ich.

»Schau Dir an, was der Verstand in diesem Zustand ist. Er befindet sich nicht mehr in einem Stadium des Experimentierens oder Forschens. Er sprach mit der gleichen Tiefe und Leidenschaft wie zuvor. »Die Menschen haben experimentiert und nichts erreicht. Sie haben es mit Alkohol, mit Sex, mit Drogen versucht. Ich weiß. Warum sollte ich durch all das hindurchgehen? Also sehe ich und verwerfe. Es ist kein blindes, wahlloses Ablehnen. Es kommt aus Einsicht, nicht wahr? Und daher ist mein Mind, mein Bewußtsein, absolut reif. Könnt ihr mir folgen? Befindet ihr euch in diesem Zustand? Bitte antwortet mir. Das ist eine Herausforderung. Ihr müßt antworten. Seid ihr noch mit Experimentieren beschäftigt?« Er machte eine Pause. »Ich verwerfe ebenso die Theosophen mit ihrer Hierarchie und ihren Meistern. Ich habe all das hinter mir gelassen.

Ist es diese totale Verneinung, die dem Jungen, dem Schüler, hilft zu sehen und aus allem herauszuspringen? In diesem Zustand ist der Geist absolut beständig, denn er schaut nicht in irgendeine Richtung. Er hat sich von allen Richtungen abgewandt. Was sagst du dazu, Narayan? Du bist mein Schüler in Rishi Valley

»Bei mir macht sich ein Mangel an körperlicher und geistiger Kraft bemerkbar«, sagte Narayan.

Krishnaji antwortete: »Ich bin fünfundachtzig, und ich sage, du mußt beginnen zu verneinen. Seit Jahrtausenden hat der Mensch versucht, seinen Körper zu beherrschen, damit er die spirituelle Entwicklung nicht stört. Kannst du all das verwerfen? Falls du es nicht kannst, dann frage ich dich, warum nicht.«

»Meinst du, Wissen, Diskussionen und so weiter?« Narayan wich aus, unfähig, sich mit der totalen Negierung zu konfrontieren.

Krishnaji erwiderte: »Das sind Trivialitäten. Mein Anliegen ist es, daß der Schüler nicht durch all diese Kämpfe geht, daß er geistig reif und lebendig ist. Kannst du das bei zehn Jungen oder Mädchen erreichen? Dann bringst du eine Gruppe von Jungen und Mädchen hervor, die vollkommen anders sind.«

»Wie soll man mit all den Problemen des Heranwachsens umgehen?« Wieder versuchte Narayan auszuweichen.

Krishnaji sagte: »Ein Junge, der seit seinem fünften Lebensjahr bei uns ist, fängt plötzlich mit dreizehn an, sich zu verändern. Ich möchte das verhindern. Ich will herausfinden, was geschieht. Ich will diese Vergrößerung verhindern.«

»Kein Lehrer hat das je getan«, sagte Narayan.

Krishnaji erwiderte: »Ich verwerfe alle Lehrmeinungen. Ich will etwas herausfinden. Ist es die Pubertät? Ist es Sex? Ist es die beginnende Männlichkeit, die ihn grob werden läßt? Du kannst die Veränderung in dieser Phase seines Lebens beobachten. Ich will es verhindern, und ich glaube, man kann es verhindern. Du kannst dafür sorgen, daß er physisch sehr, sehr langsam heranreift.«

»Was bedeutet das?« fragte Rajesh.

»Weißt du nicht, was es bedeutet? Warum hat ein Junge oder ein Mädchen bis zu einem bestimmten Alter eine feine, leichte Energie und wird dann grob? Ist es der physische Organismus, hängt es mit der Sexualität zusammen? Ist das der Grund für die Veränderung? Falls es so ist, kann das viel später im Leben stattfinden? Narayan, es tut mir leid, dich in die Enge zu treiben, aber kannst du alles verwerfen, was du weißt?«

»Ich würde trotzdem weiterforschen.«

Krishnaji sagte: »Forsche. Aber, nach vierzig Jahren weißt du, du bist, wo du bist, nicht wahr? Forsche, lebe enthalten, lege Gelübde ab; tu all das. Es wird dich nirgends hinführen. Warum sollte ich durch all das hindurchgehen? Ich bin Teil des menschlichen Wesens, das all dies bereits getan hat.«

»Ich glaube, Sir, daß all diese Dinge nur be~grenzte Wirkung haben. Sie werden mich nicht dorthin führen. Ich mache Übungen und so weiter, aber sie führen nicht dorthin«, sagte Achyut. Er fuhr fort: »Du achtest aufmerksam auf deinen Körper. Da herrscht eine Harmonie. Unter Verneinung verstehe ich, daß man etwas verwirft, aber all das hat eine Berechtigung. Es bringt eine große Disziplin hervor.«

Achyut versuchte, die konzentrierte Energie zu zerstreuen, aber Krishnaji blieb unerschütterlich. »Diese Disziplin hat nichts mit all dem zu tun. Mein Gehirn ist das Gehirn der Menschheit. Da bin ich absolut sicher. Wenn mein Gehirn also das Gehirn der Menschheit ist, dann hat es all das bereits getan. Ich muß nicht noch einmal hindurchgehen. Weißt du, was das bedeutet?«

In den *Veden* heißt es, daß der große Lehrer seinen Schüler wie einen Embryo behandelt. Drei Nächte hintereinander hält er ihn in der Dunkelheit des Inneren, und die Götter versammeln sich, um der Geburt beizuwohnen. In gewissem Sinne tat Krishnaji das auch mit uns, zog uns nahe zu sich hin und erlaubte uns, an seiner Energie und seinem Bewußtsein teilzuhaben, jegliche Trennung war aufgehoben. Krishnaji sagte: »Ich glaube, wir öffnen die Tür ein wenig. Seht ihr, was wir tun? Bewegt euch. Dieses Kapitel wurde bisher noch nicht aufgeschlagen. Krishnaji ist nicht durch all diese Disziplinen gegangen. Warum sollte er?«

»Woher bekommst du deine Einsichten?« fragte Narayan. »Indem ich nichts von alledem tue«, erwiderte Krishnaji.

»Bekomme ich es dadurch, daß ich nichts tue?« fragte Narayan.

Krishnajis Stimme schien aus der Tiefe der Ewigkeit zu kommen: »Nein. Das Gehirn selbst sagt, es ist so alt, und dieses Gehirn sagt, es wird alles Wissen hinter sich lassen. Kannst du sehen, was mit diesem Geist geschehen ist? Er ist wie ein unbeweglicher Fels. Er ist standfest, was nicht bedeutet, daß er stagniert. Er schläft nicht ein. Siehst du, was mit einem Verstand geschieht, der sagt: >Ich bin die Menschheit, und was die Menschheit getan hat, das habe ich getan.<? Ich sehe, daß es keinen Segen gebracht hat; deshalb hat alles, was getan wurde, keine Bedeutung.« Eine lange Pause entstand. Krishnaji sagte: »Was können wir aus all dem schließen? Seht, was mit dem Verstand geschehen ist. Er ist aus seinem Kreis ausgebrochen. Tut es jetzt. Brecht aus diesem Kreis aus, den die Menschheit um sich selbst gezogen hat. Kannst du das dem Schüler vermitteln? Kannst du etwas kreieren, das nie zuvor existiert hat?«

Ein paar Tage darauf nahm Krishnaji mich mit in sein Zimmer und sagte zu mir: »Ich wollte dir etwas sagen. In Rishi Valley ist etwas Seltsames passiert. Eines Nachts wachte ich auf und hatte das Gefühl, daß das gesamte Universum mit mir verschmolz. Alles floß in mich hinein, und die Reise ging tiefer und tiefer, in eine Tiefe ohne Ende.« Sein Gesicht war ganz ernst, aber es leuchtete, während er so zu mir sprach.

Kapitel 35: »Man berührte die Quelle der Energie aller Dinge.«

Vom Augenblick seiner Ankunft in Bombay an versprühte Krishnaji seine Lebendigkeit und Vitalität. Eines Morgens beim Frühstück fragte er: »Kann der Verstand, der aus Erinnerung besteht, völlig frei von der Vergangenheit werden? Existiert im Gehirn ein Mechanismus, der eine totale Selbsttransformation ermöglicht? Was löst eine solche Frage in euch aus?« Er schwieg eine Weile, und auch wir wurden still.

»Ist die Degeneration des menschlichen Geistes vielleicht darauf zurückzuführen, daß er unter der Last von Tradition und Vergangenheit zusammenbricht?« Wieder entstand eine Pause. Krishnaji schien sich tief in sich selbst zurückzuziehen, und aus dieser Tiefe kamen seine Worte: »Besitzt das Gehirn die Fähigkeit, seine eigene Struktur zu transformieren, so daß es sich selbst von der Vergangenheit befreit und lebendig und neu wird? Seit *Rishi valley*- und ich sage das nicht in einem persönlichen Sinn und ohne Übertreibung - erlebte ich jede Nacht einen >Durchbruch< des Bewußtseins und ein Eintauchen in etwas unendlich Großes. Ich habe das beobachtet, als würde ich bei einer Operation zuschauen, die an jemand anders vorgenommen wird.«

Ich spürte seine ungeheure Energie und bat ihn, laut zu meditieren. Er war einverstanden. Das war Ende Januar in den Sterling Appartements in Bombay. »In den vergangenen vier Monaten geschahen seltsame Dinge; es war, als ob das Gehirn reingewaschen würde, als ob eine Reinigung stattfände. Ich fragte mich, was es damit auf sich hätte. Als ich kürzlich in *Rishi Valley* war, geschah etwas Seltsames: Ein paar Nächte hintereinander berührte ich wirklich die Quelle der Energie aller Dinge. Es war eine außergewöhnliche Erfahrung; sie kam nicht aus dem Gefühl oder Verstand, sondern aus der Quelle selbst, und das geschah in Madras und hier. Es war so, als wäre man völlig isoliert - wenn man dieses Wort benutzen kann, ohne daß der Eindruck von Rückzug entsteht. Es war ein Gefühl, als existiere nichts als >das<. Es war ein Zustand, in dem der Mind, das Gehirn, nicht mehr zu arbeiten schien-nur diese Quelle existierte. Das hört sich vielleicht verrückt an, aber das ist es nicht. Ich sagte mir, daß ich sehr genau beobachten müsse, ob ich mir etwas vormachte oder einer Illusion zum Opfer gefallen war, ob dieser Prozeß vielleicht den Wunsch ausgelöst hatte, den Zustand zu wiederholen oder auszudehnen oder zu manipulieren. Ich habe sehr genau darauf geachtet, daß überhaupt kein Wunschdenken ins Spiel kommt, denn in dem Moment, in dem Wünsche ins Spiel kommen, wird der Zustand zu einer Erinnerung, und die Energie ist verpufft, das ursprüngliche Erleben ist zunichte. Deshalb achte ich sehr sorgfältig darauf, daß der Zustand rein bleibt. Das Wort >rein< bedeutet: klar, unbefleckt, unverfälscht. Es ist wie reines Wasser, destilliertes Wasser, ein Gebirgsbach, der noch nie zuvor von einem menschlichen Gedanken oder einer menschlichen Hand berührt wurde.

Ich habe diesen Vorgang sehr sorgfältig beobachtet, und ich stelle in letzter Zeit fest-ich muß hier sehr genau aufpassen, wie ich mich ausdrücke-, daß der Verstand seinen Eigenwillen, seine Eigenaktivität verliert. Hört einmal eine Minute lang genau zu. Ich weiß nicht, ob dies vielen Menschen widerfährt, aber ich habe in den vergangenen Jahren - soweit ich mich zurückerinnern

kann -immer wieder erlebt, daß ich drei oder vier Stunden lang spazieren gehen kann, ohne daß in dieser Zeit ein einziger Gedanke auftaucht. Das ist keine Einbildung und kein Wunschdenken. Und »das« ging weiter; wenn ich spazieren gehe, ist es immer da.

Der Mind, der Verstand, ist so daran gewöhnt, sich zu erinnern, Erfahrungen zu machen, Wissen und Erinnerungen anzusammeln. Er muß seine eigene innere Ruhe finden..., damit der Ursprung, der Anfang, nicht gestört wird. Die Bibel und andere religiöse Bücher sagen, daß am Anfang Chaos herrschte und daß aus diesem Chaos Ordnung entstand. Ich glaube, es ist anders. Vielleicht habe ich unrecht, aber ich behaupte, am Anfang war Ordnung. Der Mensch schuf das Chaos, denn die Schöpfung kann kein Chaos sein. Chaos bedeutet >Unordnung<, und in der Genesis heißt es, daß am Anfang Chaos und Unordnung herrschte. Es muß völlige Ordnung geherrscht haben; die Erdbeben, die Erdverschiebungen, die Vulkane waren alle Teil dieser Ordnung. Ich glaube, wir haben das Gespür für diese totale, vollkommene, ursprüngliche und gesegnete Ordnung verloren, und die Dunkelheit des Chaos wurde vom Menschen geschaffen.

Es ist nicht so, daß am Anfang Chaos herrschte. Das ist unmöglich. Selbst wenn es Gott gibt - ich gebrauche das Wort >Gott< hier im üblichen Sinn - und er das ursprüngliche Chaos und daraus Ordnung schuf, muß ursprünglich Ordnung geherrscht haben. Es konnte nicht Unordnung sein, aus der dann Ordnung geschaffen wurde. Am Anfang mußte Ordnung herrschen; der Mensch nannte sie Chaos und schuf daraus eine unglaubliche Unordnung. Nun versucht er, zu diesem Ursprung, dieser Ordnung zurückzukehren. Dieser Zustand muß außerordentlich beglückend sein, ein unermeßlicher, zeitloser, unverfälschter Zustand; andernfalls ist es nicht Ordnung.«

»Kann der Mensch also dahin zurückkehren?«

»Es kann nie erfahren werden, denn Erfahrung impliziert Wiedererkennen, Erinnerung. Es ist nicht etwas, das man erfährt im Sinne von)ich erinnere mich<. >Das< existiert jenseits der Ebene jeglicher Erfahrung, jenseits allen Wissens, völlig jenseits aller Bemühungen des Menschen. Aber der Mensch bleibt mit seinen Sinnen und seinen Wünschen und der ungeheuren Anhäufung von Wissen zurück, das in seinem Gehirn gespeichert ist. Die Frage ist also, kann man das, was sich in Millionen von Jahren angesammelt hat, einfach wegwischen?«

Ich glaube, es ist möglich, wenn alle Sinne völlig wach sind. Dann existiert kein Zentrum, von dem aus eine Erfahrung stattfinden kann. Solange ein Zentrum existiert, müssen Erfahrung und Wissen existieren. Wenn kein Zentrum existiert, befindet man sich in einem Zustand des >Nichterfahrens<, einem Zustand des Beobachtens. Wenn alle Sinne absolut wach und empfänglich sind, sind wir in einem Zustand, in dem kein Zentrum, kein >Ich< existiert. Es ist dieses Zentrum, dieses)Ich<, das Wünsche erzeugt. Dieses Zentrum kann den ursprünglichen Zustand - den Anfang - nicht erreichen.

Der Mensch kann sich nicht darum bemühen; kein Opfer und keine Disziplin werden ihm helfen, diesem Zustand auch nur näherzukommen. Was soll er also tun? Es ist sehr wichtig, den Mechanismus des Wünschens zu verstehen. Falls man ihn nicht vollkommen versteht, ist die subtile Kraft des Wunschdenkens sehr mächtig und kann uns unzählige Illusionen vorgaukeln.

Wunsch, Wille und Zeit müssen völlig zum Stillstand kommen. Das heißt, der Mind, der Geist, muß absolut rein sein - nicht im Sinne von >kein Sex, keine schlechten Gedanken -, sondern absolut frei von Wissen. Ein Zustand, in dem kein Gedanke entstehen kann, es sei denn, er ist notwendig. Dieser Gedanke trägt dann seine eigene Verantwortlichkeit in sich, so daß er nur in bestimmten Richtungen wirken kann.

Ein Geist, der frei von jeglicher Erfahrung und daher jeglichem Wissen ist, befindet sich jenseits der Zeit und ist daher am Ursprung aller Dinge angelangt. Man kann das nicht alles erklären, aber die Menschen sollten dennoch zuhören. Könnt ihr mir folgen?«

»Du meinst, die Sinne sind nicht schlecht, aber die Sinne erzeugen Wissen?« fragte Achyut.

Sunanda dachte laut: »Welche Beziehung besteht zwischen dem Zustand des Mind und diesem jenseitigen Zustand?«

»Dies kann nicht zu Jenem gelangen, zu Jenem, das jenseits der Zeit liegt. Der Mind, der frei von jeglicher Erfahrung ist, ein Mind, der nie erfahren hat, ist wie ein Gefäß; es kann Jenes aufnehmen, aber Dies kann Jenes nicht erreichen.«

»Welche Beziehung besteht zwischen dem Gefäß und Jenem?« fragte Sunanda.

»Keine. Wovon sprichst du?« Krishnajs Stimme klang erregt. »Die Wünsche der Sinne - Wünsche, die aus dem Ich-Zentrum kommen, müssen völlig eliminiert werden. Es findet keine

Bewegung in Richtung auf *Das* hin statt; das bedeutet, daß die Zeit aufhört zu existieren. Jede Bewegung in jede Richtung findet innerhalb der Zeit statt. Der Mensch hat große Anstrengungen unternommen, um *Das* zu erreichen. Es ist nicht möglich. *Das* Wünschen, das so subtil ist und daher Illusionen schafft, muß zum Stillstand kommen. Der Geist muß frei von Wünschen sein. Da darf kein Muster, keine Richtung, kein Wille, kein Wunsch existieren.«

Wir hatten einen wichtigen Punkt berührt, und ich sagte: »Das ist Schöpfung. Da existiert kein)Gewesen<. Da ist nur Anfang, nur der Zustand des Anfangs.«

»Oh, warte - schaut genau hin. Da ist immer ein Zustand des Beginnens, paß auf, paß auf, Pupilji, bleib dabei. Was bedeuten deine Worte für die, die zuhören?« Krishnaji blickte fragend in die Runde.

»Was bedeutet das? Das Ende ist immer der Anfang, nicht wahr? Was bedeutet das?« fragte Asit.

»Es bedeutet das Ende der Verhaftung, das Ende der Abhängigkeit. Das ist der Anfang. Schau, wenn ein Problem aufhört zu existieren, ist der Mind leer. Überhaupt kein Problem zu haben bedeutet, frei von Erfahrungen zu sein, aber ich bin ein)gewöhnlicher Mensch<. Ich habe alle möglichen Ängste und Wünsche. Ich schleppe sie mein ganzes Leben lang mit mir herum, und ich sage nie: »Kann ich eine Sache beenden? Abhängigkeit, Eifersucht.< «

»Der Kopf ist noch immer voller Gedanken«, sagte Asit.

»Der Kopf ist voller Gedanken, weil die Sinne nicht voll entfaltet sind. Die Sinne erzeugen die Gedanken; sie erzeugen Erfahrungen, die zu Wissen und Erinnerungen - Gedanken - werden. Was geschieht, wenn die Sinne sich voll entfalten? Dann existiert kein Zentrum im Sinne von Wunschdenken«, sagte Krishnaji.

»Was bedeutet das für mein tägliches Leben?« fragte Asit.

Krishnaji erwiderte: » In deinem täglichen Leben geht es hauptsächlich um die Frage, ob deine Sinne aufblühen können; all deine Sinne, nicht nur Sex, nicht nur das Sehen mit dem Auge, nicht nur das Hören mit dem Ohr. Kannst du mit all deinen Sinnen eine Frau betrachten? Dann verschwindet das Zentrum, es existiert keine Erfahrung. Nicht wahr?«

»Was hindert die Sinne daran, sich zu entfalten?« fragte Asit.

»Nichts. Wir haben den Sinnen einfach niemals erlaubt aufzublühen. Wir haben allein das Denken zur Basis unseres Handelns gemacht, aber wir haben nie wirklich nach dem Ursprung des Denkens gefragt. Wenn ich keine Sinne hätte, wäre ich ein Felsbrocken mit Schwingungen oder ein Klumpen Fleisch. Aber in dem Moment, in dem die Sinne anfangen zu arbeiten, kommt der Appetit, der Sex - ich fange an, mich in einer engen Spurrille zu bewegen. Du mußt tief hineingehen, so daß alle Sinne anfangen zu arbeiten. Die traditionellen Religionen verleugnen die Sinne, deshalb ist immer ...«

Asit unterbrach ihn: »In welcher Beziehung steht ein Felsbrocken, der keine Sinne hat, wenn ich fragen darf, zu der Funktion meiner Sinne? Felsen haben keine Sinne.«

»Ich bin gar nicht so sicher, daß Felsen keine Sinne haben; Materie ist nichts als Energie«, sagte Krishnaji.

»Hängt es mit der Fähigkeit, diese grenzenlose Energie aufzunehmen, zusammen? Ist es eine Frage, wieviel davon ein Felsen aufnehmen kann oder die halb oder voll erwachten Sinne? Ist die grenzenlose Energie immer da, bereit einzudringen? Ist die Menge, die aufgenommen werden kann, das Wesentliche?« fragte Asit.

»Es geht darum, herauszufinden, ob meine Sinne sich entfalten können, denn sie bringen alles hervor«, sagte Krishnaji.

Asit insistierte: »Stumpfen die Sinne durch mangelnde Aufmerksamkeit ab?«

»Du bist dir der Sinne nicht bewußt. Du bist die Sinne. Alle Verbindungen, die gestärkt wurden, werden sehr intensiv. Ist Liebe ein Produkt der Sinne?« fragte Krishnaji.

»Können die Sinne durch Aufmerksamkeit erweckt werden?« fragte Asit zurück.

»Aufmerksamkeit bedeutet Sorgfalt, Verantwortung, Liebe, Motivlosigkeit«, erwiderte Krishnaji.

»Also tägliches Leben«, sagte Asit.

»Wenn Probleme auftreten, arbeiten die Sinne nicht total. Wenn die Sinne voll erwacht sind, ist da immer ein Anfang und ein Ende. Im Zustand des >Nicht-Zentrums< existieren keine psychischen Probleme. Sag nicht: >ich muß bewußt sein<; dann bist du verloren. Gestern auf unserem Spaziergang erzähltest du mir von einem Computer. Der Geist hörte zu, aber er speicherte nichts. Es war ein fließendes Gefühl, so als ob etwas von oben ins Gehirn hineinströmt. In dem Moment, in

dem tatsächlich etwas geschieht, ist kein Gefühl da. Angst tritt erst eine Sekunde danach auf. In dem Moment, in dem du nichts wahrnimmst, ist die Angst da«, sagte Krishnaji.

»Irgend etwas muß da sein in diesem Zustand«, beharrte Asit.

»Darauf gibt es keine Antwort«, sagte Krishnaji.

»Findet da eine völlige Erneuerung statt?« fragte Asit.

»Eine Erneuerung des Gehirns? Ja, die Gehirnzellen werden gereinigt. Sie tragen nicht mehr den Ballast uralter Erinnerungen mit sich herum«, sagte Krishnaji.

»Dein Gehirn trägt keine Erinnerung mit sich herum? Die Millionen von Jahren sind einfach weggewischt?« fragte ich.

»Andernfalls existiert nur Dunkelheit«, erwiderte Krishnaji.

Ein paar Tage später beim Frühstück fragte ich, ob Krishnaji uns eine neue Art, mit den Sinnen umzugehen, vermitteln wolle. Wenn die Sinne voll erwacht sind, simultan funktionieren, hört das Zentrum auf zu existieren. Ich fragte ihn, ob sich in diesem Zustand der Zwang des »Ich-Bewußtseins« auflöst, der dem Mind Richtung gibt. Diese Totalität der sensorischen Intelligenz hob die Trennungslinie zwischen außen und innen, zwischen gestern und morgen auf.

»Sieh es, Pupulji, sieh es«, sagte Krishnaji. »Da ist nur Sein und Anfang.«

An den folgenden Tagen sprach Krishnaji wieder und wieder von dem, was jenseits der Schöpfung selbst liegt. Er sagte: »Ordnung ist der Anfang, die Quelle einer Energie, die nie versiegen kann. Um sie zu erforschen, muß man die Sinne und die Wünsche erforschen. Diese segensreiche Ordnung existiert, wenn wir frei von jeglichem Wunsch und die Sinne voll erwacht sind.« Ich fragte Krishnaji, ob er im Grunde nur in anderen Worten das gleiche sage, wie in den vergangenen Jahren; oder waren das ganz neue Einsichten? Er antwortete: »Dies ist etwas völlig anderes.«

Ich sah, wie sich sein Gesicht veränderte, wenn er von der Saat sprach, vom Millionen Jahre alten Gehirn des Menschen, vom Ursprung und von der Schöpfung.

Kapitel 36: »Zweifel als Grundlage der religiösen Suche«

Im November 1980 machte Krishnaji auf dem Weg von London nach Colombo in Madras Station. Mary Zimbalist begleitete ihn. Ihr Gepäck war unterwegs verlorengegangen, und so hatte Mary nichts als ihre Bordtasche bei sich. Krishnaji war bekümmert, sorgte sich um Mary, und sein sensibler Körper schien unter der Aufregung zu leiden. An diesem Abend ging er nicht zum Strand, sondern machte einen Spaziergang auf dem Rundweg, der um Vasant Vihar herumführt.

Am nächsten Morgen fand am Frühstückstisch ein interessantes Gespräch statt, das wieder einmal sein unermüdliches Forschen offenbarte. Krishnajis Frage drehte sich darum, ob in Indien ein allgemeiner geistiger Verfall stattfand. Achyut erinnerte an ein Treffen Krishnajis mit Jawaharlal Nehru und Acharya Kripalani* im Jahre 1931, an dem er (Achyut) teilgenommen hatte. Achyut sagte, Nehru und Kripalani hätten betont, »daß Indien politisch frei sein müßte, bevor eine Regeneration des indischen Geistes stattfinden konnte.« Krishnaji hatte damals gesagt, Indien würde seine Richtung verlieren, wenn man im Kampf um die Unabhängigkeit die innere Regeneration außer acht ließe... Nehru war damals noch sehr jung; sein wacher, lebendiger Geist verstand die Bedeutung innerer Regeneration, aber er bestand darauf, daß die politische Freiheit eine Voraussetzung für ein Aufblühen des indischen Geistes sei, der Raum zum Forschen brauchte. Damals war Achyut mit Nehru einer Meinung gewesen.

Krishnaji aber hatte Nehru entgegengehalten, daß Indien in der gesamten Geschichte Quelle des religiösen Geistes war. »Der Buddhismus verbreitete sich von Indien nach China, Japan, den gesamten Osten und den Fernen Osten. Welche Bedeutung hat diese religiöse Quelle Indiens heute für den Rest der Welt?« hatte er Nehru gefragt.

Achyut hatte sich in Erregung geredet. Krishnaji hörte ruhig zu, wandte sich dann an uns und fragte: »Ist die Quelle lebendig? Die westliche Welt, die christliche Welt, hatte eine Quelle, die auf Glauben beruhte. In Indien äußerte sich Religion in der Verneinung von allem außer *jenem*. Ist diese religiöse Quelle nun dabei zu versiegen? Falls sie noch existiert-wie reagiert sie auf den Westen und seine Werte?« Krishnaji sagte zu Achyut: »Du hast gesagt, dieses Land besitze einen anderen Nährboden. Die Alten benutzten das Wort *Tat* oder *Brahman*, um das auszudrücken. In alten Zeiten basierte Religion nicht auf Kasten oder Ritualen. Diese Beschäftigung mit der Quelle führte zu einer

anderen Art zu leben. Kann nun der Samen, der seit Jahrtausenden in der Erde schlummert, erwachen?«

»Dieser erwachende Samen ist das Leben, und das Leben reagiert; das Aufblühen des Samens ist die Antwort«, sagte ich. Dann erzählte ich von meinem kürzlichen Besuch in Varanasi. Bei dieser Gelegenheit hatte ich mit Pandit Jagannath Upadhyaya über Krishnaji und seine Lehren gesprochen. Er war ein Mahayana-Schüler der Nagarjuna-Tradition und hatte an mehreren Diskussionen mit Krishnaji teilgenommen. Bei unserem Gespräch hatte er gesagt: »Wir müssen die Dialektik Krishnamurtis verstehen, aber sein Wesen ist Schönheit-ein totales Überfließen des Seins.« Er fuhr fort, viele seiner Freunde, denen die gegenwärtige Entwicklung des Hinduismus Schwierigkeiten machte, hätten sich dem Buddhismus zugewandt und sich gefragt, was der Buddha sagen würde, wenn er heute unter uns weilte. Sie kamen zu dem Schluß, daß der Buddha das gleiche gesagt haben würde wie Krishnamurti.

Krishnaji hörte mir geduldig zu, aber er war nicht bereit, meine Worte zu akzeptieren. »Du antwortest nicht auf meine Frage«, sagte er. »Du verkörperst alle Inder, du bist dir der indischen Kultur bewußt. Du mußt diese Frage beantworten. Du bist dir bewußt, was in Indien geschieht; du weißt über die verschiedenen Gurus und Sekten Bescheid; außerdem mußt du ein Gespür für die Quelle haben, die Großes hervorgebracht hat. Was bedeutet diese Quelle, falls sie noch existiert, für den Westen und für westliche Religion und Kultur, die auf Glauben beruhen?« Dann fragte er: »Falls da keine Beziehung besteht- kann von diesem Punkt aus eine Regeneration stattfinden? Falls diese Quelle, dieses Zentrum, in Indien verschwunden ist; ist das der Punkt, an dem sich der Osten und der Westen treffen?«

»Offensichtlich«, sagte er. »Von Anbeginn an hatten die Menschen in Indien etwas Echtes, etwas Wahres. Sie waren tief religiös in der wahren Bedeutung des Wortes. Die Buddhas und die Bodhisattvas haben ihre Spuren in der indischen Erde hinterlassen. Ist unsere heutige Szenerie der Astrologen und Gurus wirklich mit dieser echten Religiosität vergleichbar? In der christlichen Welt hatte der Zweifel keinen Platz, aber hier war der Zweifel stets Teil der religiösen Suche. Ist uns diese konstruktive Fähigkeit des Zweifelns abhanden gekommen? Wird sie allmählich vom Glauben ersetzt?

Versteht ihr, daß der Zweifel als Teil der religiösen Suche einer der einzigartigsten Charakterzüge der Inder war? Das Christentum basierte auf Glauben

Zweifel, Skepsis, Infragestellen waren verpönt. Sie wurden als Häresie betrachtet. In Indien und der asiatischen Welt war der Zweifel dagegen eines der Prinzipien religiöser Erforschung. Verschwindet diese Haltung, übernimmt Indien die westlichen Werte? Oder, falls der Zweifel noch existiert; wird er allmählich erstickt, verliert er seine Kraft? Der Zweifel als Mittel der inneren Reinigung?«

»Der Zweifel wird zu einem Lippenbekenntnis«, sagte Rada Burnier.

»Ich spreche von echtem Zweifel - von der ungeheuren Energie, die er in sich trägt. Was meinst du, Pupalji? Du bist eine Mischung aus Osten und Westen.«

»Wenn du dieses Wort >Zweifel< benutzt, klingt es großartig, aber ich kann deine Frage, ob er noch existiert oder nicht, nicht beantworten«, sagte ich.

»Die Theosophische Gesellschaft und Amma besaßen anfangs diese Qualität. Dr. Besant kehrte dem Christentum den Rücken, sie verließ ihren Mann, sie zweifelte, und dann geriet sie in die Falle der Organisation und verlor ihre Vitalität. Aber der indische Geist, der ursprüngliche religiöse Geist, hat von jeher die Bedeutung des Zweifels betont. Der Zweifel reinigt mit seiner Klarheit, mit seiner ungeheuren Kraft, den Geist von Illusionen. Verliert Indien diese Qualität? Versteht ihr, was ich sagen will? Nur durch Zweifelnd erreichst du Brahman; nicht durch das Anerkennen von Autorität«, sagte Krishnaji.

»Das hat schon Buddha gesagt«, warf Radha ein.

»Verlieren wir das? Nicht die wenigen hier, aber der indische Geist im allgemeinen? Verliert er diese Qualität, dieses Verlangen nach Klarheit?« Krishnaji ließ nicht locker.

Radha erwiderte: »Ich glaube, daß der Zweifel in Indien noch existiert, aber er ist zu einer Tradition geworden. Unsere Fragen haben etwas Formales. Im Westen kleidet es sich in die Form wissenschaftlicher Forschung. Der Zweifel wurde nicht durch Experimente belegt. Der indische Geist hat sich der wissenschaftlichen Suche zugewandt.«

»Auch der westliche Konformismus hat sich ins indische Denken eingeschlichen«, fügte Achyut hinzu.

»Krishnaji hat seiner Lehre ein neues Element hinzugefügt: Zweifel, der sich nicht auf eine Antwort hin bewegt. Wenn du das Wort >Zweifel< innerhalb des indischen Kontext benutzt, bringt der Zweifel sofort die Suche hervor«, sagte ich.

»Was bin ich, wer bin ich?«- Das ist die indische Frage. Diese Frage hat keine Richtung«, bemerkte Achyut.

»Natürlich nicht. Wenn dein Zweifel eine bestimmte Richtung hat, bekommt er eine völlig andere Bedeutung«, sagte Krishnaji.

»Zweifel, auf den keine Suche folgt, existierte im indischen Denken nicht. Der Zweifel, von dem Krishnaji spricht, führt zu einem unmittelbaren Stillstand des Verstandes«, sagte ich.

»Ich möchte eine wirklich ernste Frage stellen. Ich möchte wissen, ob der indische Geist in der Welle des Materialismus untergeht. Diese Welle bedroht die westliche Welt, sie drückt sich durch Technologie, Materialismus und Nationalismus aus. Das westliche Bewußtsein bewegt sich nach außen und versucht, die Welt zu beherrschen. Verliert Indien eine Qualität, die es einst besaß? Nach allem, was man beobachten kann, scheint es sie zu verlieren.«

Mary Zimbalist fragte: »Fragst du, ob die andere geistige Strömung, die in Indien herrschte, versagt? Wie kann man das wissen?«

»Könnt ihr diese Frage beantworten? Könnt ihr sie erfühlen, sie untersuchen? Können Pupul oder Achyut spüren, was in diesem Land vor sich geht? Könnt ihr das Äußere als Maß nehmen und euch nach innen bewegen?« fragte Krishnaji. »Das >Andere< war immer da. Ich sage etwas sehr Einfaches. Indien hatte ein Zentrum, und dieses Zentrum strahlte über die ganze asiatische Welt aus - in Form von spiritueller Suche, Tanz, Musik und kulturellem Ausdruck. Die westliche Welt gründete sich auf Glauben, was sehr oberflächlich ist. Gewinnt diese Oberflächlichkeit, dieser Materialismus die Oberhand? Es ist wirklich wichtig, das zu sehen. Manifestiert sich dies in Indien in Form unserer Bürokratie, Technologie, Wissenschaft, Atomtechnik - Dinge, die wir dem Westen abgeschaut haben? Bedeutet das, daß dieses Land seinen ursprünglichen Kern allmählich verliert? Indien war um einen spirituellen Brennpunkt zentriert, und deshalb besaß es ein Feuer, das sich über die ganze Welt ausbreiten konnte. Was geschieht nun mit dem indischen Geist?« Krishnajis leidenschaftliche Frage und seine pfeilschnelle Energie rissen uns mit.

»Würdest du nicht sagen, daß der indische Geist sich dem anderen zugewandt hat? Er wurde verfälscht. Er hat keine vitale Kraft mehr. Worin besteht also nun der Unterschied zwischen Indien und dem Westen?« fragte Mary.

»Ich würde nicht sagen, daß diese Energie in den vergangenen Jahren zerstört wurde«, warf ich ein.

»Ich hoffe nicht. Aber ich kann deine Aussage nicht akzeptieren. Ich zweifle sie an. Ich möchte, daß Indien so ist. Deshalb sage ich, ich hoffe, daß es diese Qualität nicht verliert. Wenn sie verloren ist, ist sie verloren. Ich möchte nicht, daß es sie verliert, denn das wäre das absolute Ende.«

»Bringst du das, was du sagst, in einen Bezugsrahmen der Zeit und fragst, ob sich früher mehr Menschen mit dem Kern beschäftigten, oder fragst du einfach: Gibt es heute Menschen, die darin verwurzelt sind?« fragte ich.

»Gibt es außer denjenigen, die mit Krishnajis Energie in Berührung kamen, Menschen in Indien, die den Zweifel zur Grundlage ihrer spirituellen Suche machen?« fragte Achyut.

»Es gab Zeiten in der Geschichte dieses Landes, in denen sich die Energie in großartigen Manifestationen ausdrückte. Wenn du sagst, daß heute in Indien ein Verfall stattfindet; war der religiöse Zweifel vor hundert Jahren stärker vertreten, und wenn ja, wie äußerte er sich? Stelle die Frage also nicht im Rahmen linearer Zeit. Kann man diese Frage stellen? Gibt es heute Menschen, die das Potential haben, diese Frage zu stellen?« fragte ich.

»Es kamen auch noch verschiedene andere Faktoren ins Spiel, die zur Zerstörung dieser Geisteshaltung beitrugen. Die Bhakti-Bewegung mit ihrer Betonung auf Glauben und Hingabe, die schon seit Jahrhunderten existiert, könnte man mit dem Christentum vergleichen, und der moderne, wissenschaftliche Ansatz hat die gesamte Natur zu einem Experiment reduziert. All das trug dazu bei, die Pflanze an den Wurzeln abzuschneiden«, sagte Radha.

»Auch in der Vergangenheit gab es nur wenige Aristokraten des Geistes, deren Suche sich auf das Formlose konzentrierte«, sagte ich.

»Aber die Elite beherrschte die sich daraus entwickelnde Kultur«, sagte Achyut.

»Buddha stand auf und sprach. Das war dreihundert Jahre, bevor die Lehre sich etablierte«, sagte ich.

»Sage nicht, du kannst meine Frage nicht beantworten.« Krishnaji ließ nicht locker. »Ich stelle diese Frage seit Jahren. Als ich diesmal im Flugzeug nach Bombay saß, habe ich mir diese Frage gestellt: Überrollt der Westen den Osten? Der Westen hat die Fähigkeit zu organisieren, Menschen zusammenzubringen; er hat Technologie, Kommunikationsmittel und so weiter. Er hat es geschafft, großartige Systeme aufzubauen. Hier hatte man keine Organisation, kein System; die Menschen standen allein.«

»Es gibt ein Energiefeld des Guten und eines des Bösen. Die eigentliche Herausforderung besteht darin, zu sehen, was möglich ist, um dieses Energiefeld des Guten aufblühen zu lassen«, sagte ich.

»Nein, das Gute kann nicht aufblühen. Gut ist gut«, erwiderte Krishnaji.

»Nimm an, der Kern ist zerstört. Was kann man tun?«

»Dann können wir sagen, er existiert nicht mehr, laß uns etwas tun. Aber wenn du sagst, er existiert noch, machen wir einfach weiter«, sagte Krishnaji.

»Und wenn ich zugebe, daß er nicht mehr existiert?« fragte ich.

»Dann hat das, was zu Ende ging, einen neuen Anfang. Wenn es endete, dann geschieht etwas Gewaltiges«, sagte Krishnaji.

»Das ist der Hauptunterschied zwischen dir und anderen. Ich wuchs innerhalb einer Tradition auf, die an diese Quelle glaubte, und jeder versuchte, diesen Glauben aufrechtzuerhalten und sagte, sie existiere. Du bist der einzige, der fragt, ob die Saat lebendig ist oder nicht«, sagte Achyut.

Ich fügte hinzu: »Wie kann ich sagen, die Saat sei zerstört, solange Krishnaji da ist?« »Ich kann auch nicht sehen, daß der Zweifel völlig verschwunden ist und etwas Neues begonnen hat«, sagte Radha.

»Wenn etwas zu Ende gegangen ist, geschieht etwas Neues«, sagte Krishnaji.

»Du kannst fragen, ist das Zweifel in mir? Das kann ich direkt beantworten; aber wenn du mich fragst, ob diese Saat verdorben wurde, kann ich das niemals beantworten.«

»Ich fürchte, falls der indische Geist tatsächlich die Fähigkeit zum Zweifel verloren hat, dann ist das eine schreckliche Sache«, sagte Krishnaji. »Wenn ich die Saat verleugne, habe ich alles verleugnet«, sagte ich.

»Ich spreche nicht vom Verleugnen. Ich stelle dir eine Frage. Der Westen ist ungeheuer stark mit seiner Wissenschaft, seiner Technologie, seinen Organisationen, seinen Kommunikationsmöglichkeiten, seiner Kriegsmaschinerie und all diesen Dingen. Diese Stärke hat alles überrollt, was weniger stark ist, nicht wahr? Ist der Kern Indiens so stark, daß er diesen Dingen standhalten kann und sich nicht davon berühren läßt? Versteht ihr, was ich sage? Es ist keine Frage der Geographie. Ich spreche über den indischen Geist, der die *Upanischaden*, den Buddha, hervorbrachte. Indien beherbergte etwas sehr, sehr Großes. Der Westen, mit seinem Glauben und seinem Materialismus, ist dabei, diese Größe zu zerstören.«

»Ich kann deine Fragen nicht beantworten«, sagte ich.

»Du mußt antworten. Es ist eine Herausforderung, die du annehmen mußt. Es ist eine Herausforderung, die jeder Inder annehmen muß«, sagte Krishnaji. »Pupul, es ist sehr interessant; der menschliche Geist stellt sich diese Frage: >Gibt es einen unbestechlichen Geist?< Wird dieser Geist durch den Westen zerstört? Im Westen basiert die Religion auf dem Glauben, mit allen sich daraus ergebenden Konsequenzen. Sich im Glauben zu verlieren, bedeutet das Ende des Zweifels. In Indien basierte die religiöse Suche niemals auf Glauben, deshalb konnte sie sich in jede beliebige Richtung wenden. Da sie nicht auf eine Richtung festgelegt war, konnte etwas anderes entstehen; das ist die Essenz der Buddhas und der Bodhisattvas. Wird diese Essenz nun allmählich durch den Westen zerstört oder drückt sie sich jetzt aus? Nicht in Form des Buddha oder des Maitreya - das sind nur Namen -, aber, drückt sich diese Essenz durch sich selbst aus?«

Ich erwiderte: »Diese Essenz ist unbestechlich. Deshalb kann sie nicht zerstört werden. Das heutige indische Bewußtsein ist konditioniert. Das einzige, was man sagen kann, ist, daß dieses Bewußtsein dadurch, daß es Jahrhunderte lang auf das >Jenseitige< eingestimmt wurde, einen Hang zum >Jenseitigen< hat und daher die Möglichkeit zur Transformation besitzt. Ich glaube, dieser Mind hat ein größeres Potential zur Transformation. Das heißt nicht, daß man die Qualitäten des Westens zurückweisen muß. Wir sprechen nicht vom Osten und vom Westen als von Gegensätzen, wir sprechen von einer Qualität des Guten, die in keine bestimmte Richtung zielt.«

»Würdest du sagen, daß der konditionierte Mind nichts mit dem >Jenseitigem zu tun haben kann?« fragte Radha.

»Der konditionierte Mind kann nichts mit dem >Jenseitigem zu tun haben, aber das >Jenseitige< kann etwas mit dem >Diesseitigem zu tun haben. Deshalb frage ich: Kann der Geist Indiens - nicht dein Geist oder mein Geist, sondern der Geist, der sich im Laufe von fünftausend Jahren entwickelte-der Geist des Buddha - je konditioniert werden? Der indische Geist, der nach dem »Anderen« sucht, zweifelt, fragt? Du sagst, Pupul, das ist die Hauptströmung des indischen Geistes. Schwimmen wir in diesem Strom? Oder treiben wir in Worten, Symbolen, Mythen, Vorstellungen, Theorien?«

Am Abend des 4. November begann Krishnaji beim Essen über Wahrnehmung und Ganzheit zu sprechen. Ich sagte, ich hätte versucht, das holographische Modell zu verstehen, bei dem ein Teil das Ganze enthält.

Krishnaji erwiderte, die Ganzheit der Menschen läge in der totalen Wahrnehmung. Er sprach von der Wahrnehmung des Schmerzes, die zur völligen Befreiung vom Schmerz führt. Durch diese Art der Wahrnehmung konnte sich das menschliche Bewußtsein erneuern. Dann fragte er sich selbst: »Ist das so? Enthält eine Wahrnehmung des Schmerzes den gesamten menschlichen Schmerz?«

Wir begannen, ihm Fragen zu stellen, und er sagte: »Wenn ihr den gesamten Mechanismus von Vergnügen-sexuellem, sinnlichem-verstehen könnt, habt ihr den gesamten Inhalt des Bewußtseins verstanden.«

»Könnten wir uns so des Körpers und des Geistes bewußt sein?« fragte Achyut.

»Könnten wir den Begriff Aufmerksamkeit untersuchen?« fragte Krishnaji zurück. »Wir sagten, >sei aufmerksam. Aber wir haben nie die Bedeutung von Aufmerksamkeit untersucht! Was bedeutet es, aufmerksam zu sein?« Einige von uns boten Erklärungen an, aber Krishnaji fragte weiter.

»Was geschieht, wenn die Aufmerksamkeit sich selbst erforscht? Wenn du so aufmerksam bist, sind alle deine Sinne völlig wach. Nicht nur ein Sinnesorgan arbeitet, es geht um eine Totalität der Sinneswahrnehmung. Andernfalls kannst du nicht wirklich wach sein. Wenn ein Sinnesorgan kultiviert wird und die anderen vernachlässigt werden, kann man nicht aufmerksam sein. Totale sensorische Aktivität ist ein Zustand wacher Aufmerksamkeit. Partielle sensorische Aktivität führt zu Konzentration. Aufmerksamkeit hat kein Zentrum. Sie ist fließend, immer in Bewegung, steht nie still; sie fließt, bewegt sich, geht weiter. Aufmerksamkeit empfängt mehr und mehr -- nicht mehr im vergleichenden Sinne, sondern wie ein Fluß, der eine riesige Menge Wasser führt; eine ungeheure Menge Energie, Achtsamkeit, Welle für Welle jede Welle eine andere Bewegung. Wir haben nie untersucht, was jenseits der Aufmerksamkeit geschieht.

Findet da eine totale Summierung der Energie statt? Wissenschaftler hatten ihm gesagt, daß Energie und Materie eins seien. Die Welle war Energie, sie konnte nie stillstehen. Wenn die Wahrnehmung zu einer Welle der Energie wird, geschehen erstaunliche Dinge. Es ist ein ekstatisches Gefühl, ein Gefühl grenzenloser Weite, eine Explosion der Farben.« Er machte eine Pause. »Farbe ist Gott«; fuhr er fort, »nicht die Götter, die wir anbeten, aber die Farbe der Erde, des Himmels, die außergewöhnliche Farbe einer Blume.«

Zögernd fragte Asit: »Gilt das auch für den Duft?«

»Natürlich. Farbe ist Duft«, sagte Krishnaji. Er tastete sich vor. »Kann man total sehen - mit allen Sinnen? Nicht nur mit den Augen, sondern auch mit den Ohren - hören, schmecken, berühren. Da muß eine Harmonie entstehen. Das ist nur möglich, wenn kein Zentrum existiert, wenn alles still ist.

»Beobachtet euch einmal selbst«, sagte er zu uns. »Schaut ins Sonnenlicht und seht, ob ihr mit all euren Sinnen sehen könnt - völlig wach und frei. Das wird euch ein interessantes Phänomen offenbaren: Wo Disharmonie herrscht, ist das Selbst. Aufmerksamkeit bedeutet vollkommene Harmonie, und diese Harmonie bringt eine ungeheure Energie hervor. Sie ist wie der Ganges - eine Strömung zur Ewigkeit hin.«

Es war ein historischer Abend: Krishnaji betrat zum ersten Mal wieder den Boden der Theosophischen Gesellschaft in Adyar. Wir begleiteten ihn. Radha Burnier fuhr mit ihm im Wagen. Am Tor wurden sie vom Präsidenten der Theosophischen Gesellschaft empfangen. Krishnaji, der einen Kranz aus rosafarbenen Rosen um den Hals trug, ging mit Radha zum Strand hinter dem Hauptgebäude, in dem sich sein ehemaliges Zimmer befand. Auf dem Rückweg ging er am Fluß entlang. Es war ein schönes Fleckchen Erde. Unter den großen, alten Bäumen erholten die Menschen sich von den Mühen des Alltags.

Krishnajis Rückkehr hatte etwas Bedeutungsvolles. Während seines Aufenthaltes in Madras fuhr er täglich mit dem Wagen durch das Gelände der Theosophischen Gesellschaft bis zu Radhas Haus und ging von dort aus zum Strand hinunter. Eines Abends, als er von seinem Spaziergang zurückkehrte, erzählte er von zwei jungen Fischern - schlanken, großen, dunkelhäutigen Männern. Geschickt und voller Leichtigkeit ließen sie ihre Katamarane zu Wasser, drehten die Ruder seewärts, sprangen hinein und steuerten die Boote hinaus in die dunkle, unbekannte See. Krishnaji war tief berührt.

Später in diesem Jahr ging er zur Theosophischen Gesellschaft, um mit Radha Burnier zu Mittag zu essen. Sie führte ihn durchs Haupthaus, in dem Dr. Besant gewohnt hatte, und er betrachtete sein ehemaliges Zimmer, von dem aus man einen Blick über den Fluß und den Strand hatte. Er stand am Fenster und starrte auf die Stelle, an der der Fluß ins Meer mündete. Später sagte er, er hätte sich nicht an sein Zimmer erinnern können. Dann betrat er das Zimmer von Dr. Besant. Schweigend ging er durch den Raum und blieb andächtig vor ihrem *Chowki* mit dem kleinen Schreibtisch stehen. Plötzlich fiel sein Blick auf eine große Photographie von Leadbeater. »Das hing damals noch nicht hier«, sagte er. Radha Burnier erklärte, daß es erst viele Jahre später aufgehängt worden war. Krishnaji starrte auf das Portrait, hob plötzlich die Hand und sagte: »Pax, pax.« Dann wandte er sich Radha zu und ging mit ihr aus dem Zimmer.

Kapitel 37: »Plötzlich sah ich das Gesicht.«

Die Regierung von Sri Lanka behandelte Krishnaji wie einen Staatsgast, als er nach Colombo kam, um Vorträge zu halten. Mary Zimbalist, Nandini und ich begleiteten ihn auf diese grüne Insel und wohnten mit ihm im *Auckland House*, dem offiziellen Gästehaus der singhalesischen Regierung. Diese unternahm alles, um Krishnaji einen angemessenen Empfang zu bereiten. Der Präsident lud ihn zum Tee ein, der Premierminister bat um ein Gespräch, und die Zeitungen rissen sich um Interviews. Tausende kamen zu seinen Vorträgen - Mönche und Laien, Singhalesen und Tamilen, Minister und Beamte versammelten sich, um den Weisen sprechen zu hören.

Asit Chandmal kam aus Kalifornien, wo er mit vielen Wissenschaftlern und Technologen gesprochen hatte, die an der vordersten Front neuer Wissenschaften forschten. Krishnaji und er redeten viel über das elektronische Zeitalter, in das sich der Mensch hineinkatapultiert hatte, über die erstaunlichen Fähigkeiten und Kapazitäten der neuen Computer und über die Suche nach der Superintelligenzmaschine.

Die Computertechnologen suchten nach Möglichkeiten, künstliche Intelligenz zu erschaffen. Sie erforschten das menschliche Gehirn, um seine Funktionsweise zu verstehen und herauszufinden, ob man sie reproduzieren könnte. Japanische Wissenschaftler arbeiteten mit großem Eifer an diesem Projekt, und auch IBM hatte bereits mit entsprechenden Forschungen begonnen. Interessiert lauschte Krishnaji Asits Schilderungen; er erfaßte sofort die Dimension und Richtung dieser neuen Intelligenz, das Wunderbare des menschlichen Forschergeistes und die enormen Gefahren, durch die das Überleben der Menschen auf diesem Planeten bedroht war. Im Bewußtsein der Tatsache, daß die Menschheit in naher Zukunft Herausforderungen ungeahnten Ausmaßes zu bestehen hatte, bestürmte er Asit unablässig mit Fragen.

Später diskutierten wir über Computer und das menschliche Gehirn. Krishnamurti sagte: »Das Gehirn hat unbegrenzte Möglichkeiten, und diese ungeheure Kapazität wird für materielle Zwecke benutzt.« Er sah klar voraus, daß in absehbarer Zeit Maschinen bestimmte Gehirnfunktionen übernehmen würden.

»Würden diese Funktionen schrumpfen oder absterben, wenn man sie nicht benutzt?« fragte er sich. »Würde das Gehirn allmählich verkümmern? Entweder der Mensch erforscht auch das Innere, damit er in der Lage ist, diese neuen Instrumente richtig einzusetzen, oder die Wahrnehmung, das Mitgefühl und die Essenz des menschlichen Wesens, wie wir es heute kennen, werden aufhören zu existieren. Es gibt nur zwei Möglichkeiten: Entweder wir widmen unser Leben der gesamten Skala äußerer Vergnügungen oder wir wenden uns nach innen.«

Krishnaji setzte sich leidenschaftlich mit dieser Frage auseinander. Er stellte sie in Colombo zur Diskussion und beschäftigte sich auch später, in Rishi Valley und Madras, damit. Über zwei Jahre ließ ihn der Gedanke, Maschinen könnten die Prozesse und Funktionen des menschlichen Gehirns übernehmen, nicht los.

Eines Morgens bat ich Krishnaji um ein Gespräch, denn ich suchte nach Antworten auf verschiedene Fragen, die mich verwirrten. Er war in einem seltsamen Zustand, schien neben sich zu stehen. Ich fragte ihn nach seiner oft geäußerten Ansicht, daß es keine sicheren Wege zur Wahrheit gäbe. Ich sagte: »Die meisten anderen Meditationssysteme betonen die Notwendigkeit äußerer Unterstützung auf den unteren Stufen. Du hast wiederholt gesagt, es gäbe keine Stufen, keine Ebenen. Die erste Stufe sei die letzte Stufe. Aber wenn man sich deine Vergangenheit betrachtet oder hört, was du manchmal so nebenbei in Unterhaltungen sagst, dann sieht man, daß du durch alle *Kriyas*, alle Aktivitäten der spirituellen Tradition gegangen bist. Du hast dich selbst geprüft, du hast deine Sinne ausgeschaltet. Du bist tagelang mit einer Augenbinde herumgelaufen, um zu sehen, wie es ist, blind zu sein. Du hast tagelang gefastet, du bist 1951 über ein Jahr in die Stille (*Maun*) gegangen. Was war der Grund für diesen Rückzug in die Stille?«

»Wahrscheinlich wollte ich herausfinden, ob ich den Mund halten kann«, erwiderte Krishnaji.

»Hat es geholfen?«

»Kein bißchen«, kam die Antwort.

»Warum hast du es gemacht?«

»Ich habe verrückte Dinge getan - eine Zeitlang habe ich darauf geachtet, Eiweiß und Stärke getrennt zu essen; ich habe zuerst nur Gemüse gegessen, dann nur Eiweiß.«

»Fällt die Schweigeperiode für dich unter die gleiche Kategorie?« fragte Nandini.

»Du meinst, ich habe mit niemandem gesprochen-bist du sicher? Ich habe es nie ernst genommen. Hinter dieser Stille stand keine spirituelle Absicht.«

»Damals in Ooty hattest du noch Visionen. Hast du auch heute noch manchmal welche«, fragte ich.

»Nein.« Er war unsicher. »Warte; manchmal schon. Was meinst du mit Visionen-Bilder? Weißt du, es muß sehr seltsam gewesen sein, damals, als sie mich aufnahmen. Soweit ich mich erinnere, waren Meister K.H. und der Buddha irgendwie immer in meinem Bewußtsein präsent. Ihre Bilder folgten mir lange Zeit.«

»Einmal sprachst du von einem Gesicht neben dir, das mit deinem Gesicht verschmolz.«

»Das stimmt.«

»Und wenn ich dich heute frage: Ist das Gesicht noch bei dir?«

»Ja, manchmal. Ich muß nachdenken. Warum stellst du all diese Fragen?«

»Ich möchte einen genauen Bericht schreiben-nicht nur über Ereignisse; ich bin der Meinung, daß Ereignisse nicht sehr zuverlässig sind.«

»Schon ganz am Anfang hatten Amma und C.W.L. mir von dem Gesicht erzählt. Sie sagten, es sei vor vielen, vielen Leben geschaffen worden. Ich war zu jung, um zu verstehen, was sie sagten, aber das Gesicht schien sie ungeheuer zu beeindrucken. Sie sagten, es sei das Gesicht des Maitreya Bodhisattva. Sie wiederholten das öfter, aber für mich bedeutete das alles absolut nichts. Viele, viele Jahre später, nach dem Tod meines Bruders und viele Jahre danach -- ich weiß nicht genau, wann es war -, aber eines Morgens sah ich plötzlich das Gesicht; ein außergewöhnlich schönes Gesicht, das mich viele Jahre begleitete. Dann verschwand es allmählich. All das begann nach dem Tod meines Bruders.«

»Laß uns über die Visionen sprechen«, sagte ich.

»Viele, viele Jahre lang war ich nie ganz anwesend. Selbst heute bin ich nicht immer ganz da. Was in Ojai geschah, war völlig unabhängig von C. W. L., und in Ootacamund war es völlig unabhängig von Rajagopal und Rosalind. Nachdem ich Ojai verlassen hatte, nach 1947, passierten bestimmte Dinge; ich sah zum Beispiel dieses außergewöhnliche Gesicht. Ich sah es jeden Tag - während ich schlief, bei meinen Spaziergängen. Es war keine Vision. Es war so echt wie dieses Bild dort, ein Faktum.«

»Du sahst es sogar, wenn du wach warst?« fragte Nandini.

»Natürlich. Auf meinen Spaziergängen war es immer da.«

»Wir sahen es in Ooty. Dein Gesicht hatte sich völlig verändert«, sagte ich.

»Das stimmt.«

»Und du sagtest, der Buddha sei da. Du sagst, daß du gelegentlich noch Visionen hast.«

»Kürzlich in Madras wachte ich eines Nachts mit diesem Gesicht auf.«

»Also existiert es noch.«

»Natürlich.«

»Ich würde gerne einen Geschmack davon bekommen«, sagte ich.

»Ja. Das bedeutet, daß es keine Vision ist. Es ist keine Einbildung. Ich habe das überprüft. Es ist nicht etwas, das ich mir wünschte. Ich sage nicht: >Was für ein schönes Gesicht< - ich wünsche es mir nicht.«

»Was passiert, wenn du diese Visionen hast?«

»Ich schaue das Gesicht an.«

»Geschieht dann etwas mit dir?«

»Ich weiß nicht. Es ist, als würden der Körper, das Gesicht und die Luft gereinigt. Ich sah das Gesicht im Dunkeln, im Tageslicht, beim Spazierengehen. Vielleicht erscheint dir das alles verrückt, aber es ist Tatsache. Ich habe niemals irgend etwas aus irgendeinem spirituellen Grund getan.«

»Vor deiner mystischen Erfahrung in Ojai erwähntest du in deinen Briefen an Lady Emily, daß du täglich meditierst«, sagte Mary Zimbalist.

»Diese Meditationen geschahen auf Anweisung der Theosophischen Gesellschaft. Ich tat es, weil man es mir sagte. Es gehörte zum Glaubenssystem der Theosophen, aber es bedeutete mir nichts. Ich tat das ganz automatisch.«

»Dein Erwachsenwerden, dein >Erwachen<-geschah das plötzlich oder reifte es allmählich heran, ohne daß du es merktest?« fragte ich.

»Es geschah natürlich plötzlich. Ich hatte immer einen Horror vor Gelüben, Fasten, Zölibat oder dem Versprechen, nicht wütend zu werden. Ich habe nie irgendeinen Schwur getan. Wenn ich etwas nicht mochte, ließ ich es sein, und wenn mir etwas Spaß machte, machte ich weiter.«

»Wenn man das *Notebook* und dann die Reden von 1948 liest, sieht man, daß damals ein großer Sprung in der Lehre stattfand. Machst du immer solche Sprünge?«

»Ja, es geschieht laufend - in meinem Gehirn, in mir. Nach meinem letzten Flug von London nach Bombay und meiner Fahrt nach Madras spürte ich in der ersten Nacht in Madras, wie mein Gehirn explodierte; ich spürte eine außergewöhnliche Energie, ein Licht, Schönheit. Das geschieht immer wieder, aber nicht jeden Tag. Das wäre gelogen. Stille ist wichtig...«

»Mir fällt auf, daß diese Dinge geschehen, wenn du allein bist. Es geschah, als du offensichtlich sehr >krank< warst - 1959 in Srinagar und später in Bombay. Ich war nie wirklich sicher, ob du krank warst oder ob es etwas anderes war. Nach jeder schweren Krankheit hast du bemerkenswerte Vorträge gehalten.«

»Krankheit kann eine Reinigung sein«, sagte Krishnaji.

»Ich erinnere mich, daß ich zweimal dabei war, als du in Bombay krank wurdest. Die Atmosphäre verändert sich ganz merkwürdig, wenn du krank bist.«

»Ich erinnere mich auch an deine Erkrankung in Bombay«, sagte Nandini. »Du hattest Bronchitis. Wir mußten die Vorträge absagen. Du hattest hohes Fieber. Plötzlich sagtest du, du müßtest dich übergeben. Ich rannte ins Bad, um ein Gefäß zu holen. Ich hielt deine Hand und sah, daß du gleich das Bewußtsein verlieren würdest. Ich schrie auf, und du sagtest: >Nein, nein(. Deine Stimme hatte sich verändert. Die Person, die sich im Bett aufsetzte, war eine andere wie die, die in Ohnmacht gefallen war. Du warst mit einem Schlag gesund.

Du batest mich, den Körper nicht allein zu lassen. Ich sollte einfach nur da sein. Du sagtest: >Hab niemals Angst, wenn du bei mir bist. Sei nie besorgt und laß nicht zu viele Leute in meine Nähe. In Indien läßt man einen Kranken niemals allein(. Du batest mich, still dazusitzen, und dann sagtest du: >Ich muß dir etwas sagen. Weißt du, wie man einem Menschen hilft zu sterben? Wenn du weißt, daß jemand sterben muß, dann hilf ihm, still zu werden; hilf ihm, seine Lasten zu vergessen, sich von seinen Sorgen, seinen Problemen zu befreien, hilf ihm, all seine Verhaftungen und alles, was er besaß, loszuwerden.< Du warst eine Weile ganz still, und dann sagtest du: >Es ist einfach wie ein Schritt über einen Graben.< - Und dein Gesicht leuchtete auf. »Wenn du das nicht tun kannst, dann bist du, wo du bist und bleibst, wo du bist.«

Kapitel 38: »Ist es möglich, das Gehirn ganz jung zu erhalten?«

Am 14. Januar 1981 hielt Krishnaji einen öffentlichen Vortrag in Vasant Vihar. Er sprach über die Beschaffenheit des Gehirns und fragte: »Ist es möglich, das Gehirn ganz jung zu erhalten? Ist es möglich, daß das Gehirn sich verjüngt? Dieses Gehirn, das so alt ist, mit seinen unendlichen Möglichkeiten - ein Gehirn, das sich im Laufe der Zeit durch soziale und wirtschaftliche Zwänge entwickelt hat; das zu einem außergewöhnlichen Instrument wurde, jegliches Denken, jegliche Aktivität kontrolliert, alle sensorischen Wahrnehmungen steuert -, kann dieses Gehirn vollkommen unschuldig werden? Ich gebrauche das Wort >unschuldig< in dem Sinne, daß es nicht verletzt werden kann.« Er bat jeden einzelnen im Publikum, nicht einfach zuzustimmen, sondern den eigenen Mind zu beobachten, diesen Mechanismus, der so subtil arbeitet. »Können wir«, fragte er weiter, »das Gehirn selbst herausfordern, damit wir herausfinden können, ob es die Fähigkeit, die Energie, das Potential besitzt, die Kontinuität der Vergangenheit zu unterbrechen, so daß schließlich die Gehirnzellen selbst eine Transformation durchmachen?« Wie immer begann er tiefer zu schürfen.

»Denken ist ein materieller Prozeß. Gedanken sind das Produkt von Erinnerungen, Erfahrungen, Wissen, die in den Gehirnzellen, im Denkprozeß selbst, gespeichert sind. Es funktionierte immer in eine bestimmte Richtung, entwickelte sich ununterbrochen in eine Richtung. Gedanken, Erinnerungen sind ein Teil des Gehirns. Das Gehirn ist Materie; dieses Gehirn enthält Erinnerungen, Erfahrungen, Wissen, aus denen sich wiederum Gedanken formen. Das Denken hat eine Kontinuität, die auf Wissen basiert, das wiederum die Vergangenheit repräsentiert. Diese Vergangenheit ist ständig aktiv, verändert sich in der Gegenwart und setzt sich fort. In dieser Kontinuität haben wir enorme Sicherheit gefunden-durch Glaubenssysteme, Illusionen, Wissen. Dieser Glaube gibt uns ein Gefühl von >Beschütztsein<, so als befänden wir uns >im Schoße Gottes. Das ist eine Illusion. Jede Unterbrechung dieser Kontinuität ist eine Herausforderung, und wenn das Gehirn darauf nicht angemessen reagieren kann, spürt es, daß seine Sicherheit bedroht ist.« Er machte eine Pause, war still und lauschte nach innen.

Beobachtet das einmal in euch selbst. Beobachtet es genau. Wir fragen, ob das Gehirn - das das Gehirn aller menschlichen Wesen ist und sich in Äonen entwickelt hat und durch Kulturen, Religionen und wirtschaftliche und soziale Zwänge konditioniert wurde-, ob dieses Gehirn, dessen Entwicklung sich ohne Unterbrechung bis heute fortsetzte, das Ende der Kontinuität im Sinne von Zeit entdecken kann?« Er bat die Zuhörer, sich nicht von ihm beeinflussen zu lassen, denn das würde bedeuten, daß sie von ihm abhängig wären. »Dann wird der Redner zu eurer Autorität, eurem Guru. Es geht aber darum, daß ihr zu eurem eigenen Licht werdet und nicht das Licht eines anderen übernehmt.«

Er sprach über den Tod als totalen Stillstand, totale Zerstörung des Gehirns - das Ende einer Kontinuität des Lebens. »Können wir, um das zu verstehen, untersuchen, >was ist?<« fragte er. »Die Realität eures Lebens, eures täglichen Lebens? Seit jeher haben wir an einer Kontinuität des Lebens festgehalten. Wir haben uns nie gefragt, was >Tod< eigentlich bedeutet. Wir haben den Tod in Gegensatz zum Leben gestellt. Aber Kontinuität impliziert Zeit. Gedankenaktivität. Zeit bedeutet Bewegung. Von hier nach dort -, um psychisch von dem, was uns nicht schön erscheint, zu dem, was uns wünschenswert erscheint, zu gelangen. Kann man diese Kontinuität unterbrechen, um herauszufinden, was Tod ist? Kann das Gefühl der Dauer aufgehoben werden?« er machte eine Pause.

»Der Tod sagt zu euch >beende es<, laß deine Verhaftungen vollkommen los, denn das ist es, was geschieht, wenn du aufhörst zu atmen. Du läßt alles zurück. Der Tod bedeutet also das Ende von Verhaftung. Und nur im Ende liegt ein neuer Anfang. Nur dann kann das Gehirn eine Qualität der Existenz entdecken, die völlig frei von der Vergangenheit ist.«

Krishnaji stellte seinen Zuhörern eine Frage: »Wenn es kein Ende gibt, was geschieht dann mit dem Mind, mit dem gesamten Bewußtsein, eurem und meinem, mit dem Bewußtsein des Menschen? Was geschieht mit unserem täglichen Leben? Das Leben ist wie ein gewaltiger Fluß, der auch Schmerz, Leid und Angst in sich trägt. Wenn ein Teil stirbt, fließt der Strom weiter. Die Manifestation des Stromes bist du - mit deinem Namen und so weiter. Aber du bist noch immer Teil dieses Stromes. Und wir fragen: >Kann man diesen Strom zum Stillstand bringen?< Versteht ihr? Denn das >Ich< repräsentiert die Kontinuität. Das >Ich< ist der Anfang - nicht nur im genetischen Sinne, sondern der Anfang dessen, was seit Jahrtausenden von Generation zu Generation weitergegeben

wird. Es ist eine Kontinuität, und alles, was kontinuierlich ist, ist mechanisch. Ein Mensch beleidigt dich oder lobt dich. Das Gehirn registriert. Deshalb kannst du nie wirklich sehen. Dieses Registrieren gibt uns das Gefühl von Kontinuität.

Wir legen das Fundament zum Entdecken dessen, was Meditation ist. Das Verstehen unserer selbst ist Teil dieser Meditation. Durch das Verstehen von Leid, Schmerz, Angst sehen wir, daß Bewußtsein der Inhalt ist - als Tradition, Sorge, Name, Status. Kann dieses Bewußtsein, das Teil des Mind ist, kann dieses Bewußtsein seinen Inhalt erkennen, seinen Sinn für Kontinuität, und, indem es einen Teil seiner selbst als Verhaftung erkennt, diesen willentlich beenden? Das heißt: Kann man den Fluß der Kontinuität unterbrechen? Ist es möglich, nur das aufzunehmen, was nötig ist und sonst nichts?

Wissen ist immer begrenzt, aber der Verstand, der im Wissen Sicherheit gefunden hat, hält daran fest und interpretiert jedes Ereignis anhand der Vergangenheit. Das Beenden der Kontinuität bedeutet vollkommene Ordnung. Diese Einsicht bewirkt die Revolution in der Struktur des Gehirns.«

Krishnaji's Worte flossen. »Wenn man totale Einsicht in die Störung des Bewußtseins gewinnt, verändern sich die Aktivität und die Strukturen des Gehirns. Wenn man etwas zum ersten Mal sieht, bildet sich eine neue Funktion heraus. Eure Arme, diese Arme, entwickelten sich, weil sie funktional notwendig sind. Wenn also euer Gehirn etwas Neues entdeckt, bildet sich eine neue Funktion, ein neuer Organismus entsteht. Der Mind, das Gehirn maß sehr jung, frisch, unschuldig und lebendig werden, und das ist nur möglich, wenn keine psychische Registrierung stattfindet«, sagte Krishnaji.

Dann sprach er über Liebe und Meditation. »Hat Liebe eine Kontinuität? Ist Liebe Verlangen? Kann Liebe entstehen wie frischer Morgentau? Nein. Wenn Liebe Kontinuität hat, dann schaut euch das einmal genauer an. In euren Herzen ist keine Liebe. Das ist der Grund dafür, daß die Welt sich in einem solchen Chaos befindet. Damit sich Liebe entfalten kann, muß der gesamte Bewußtseinsstrom zum Stillstand kommen, Bewußtseinsinhalte wie eure Eifersucht, eure Antagonismen, euer Ehrgeiz, euer Verlangen nach mehr und euer Wunsch nach Macht. VVo auch nur ein Schimmer von Egoismus herrscht, kann das >Andere< nicht aufblühen; und der Prozeß der Registrierung trägt das Wesen des Egoismus in sich. Da, wo das Leid endet, beginnt Mitgefühl.

Können wir jetzt über Meditation sprechen? Meditation setzt bestimmte Dinge voraus. Sie erfordert Raum, Weite - nicht nur physisch, sondern Raum im Innern. Unsere Köpfe sind immer mit den verschiedensten Dingen angefüllt. Wir sind stets mit etwas beschäftigt-wie eine Hausfrau mit dem Kochen, mit ihren Kindern, wie ein Jünger mit seinem Guru, ein Mann mit seinem Beruf, seinem Sex. Der Mind ist so angefüllt und von bestimmten Dingen besetzt, daß kein freier Raum mehr existiert. Wenn deine Beziehungen zu deiner Frau und zu deinen Kindern nicht in Ordnung sind, kannst du Meditation vergessen. Doch absolute Ordnung kann eine Verbindung zur kosmischen Ordnung schaffen. Diese Ordnung steht in Beziehung zur kosmischen Ordnung. Zur kosmischen Ordnung gehören das Auf- und Untergehen der Sonne und des Mondes und der wunderbare Abendhimmel in all seiner Schönheit; aber das Beobachten des Kosmos, des Universums durch ein Teleskop bringt keine Ordnung. Die Ordnung muß hier, in unserem Leben bestehen, dann hat sie eine Verbindung zur kosmischen Ordnung.«

Eines Abends kam ein barfüßiger, bärtiger *Sadhu* in einem erdfarbenen Gewand und einem um den Kopf geschlungenen Tuch vorbei. Er sprach mit Achyut, und ein paar Tage darauf verlangte er Krishnaji zu sprechen. Er gehörte der uralten Siddha-Sekte an und lebte bei einem Guru im Distrikt Anantpur. Sein Guru, der sehr alt war, hatte zu ihm gesagt, er fühle die Präsenz eines großen mystischen Meisters, der die Menschen lehrte. »Ich werde bald sterben«, sagte er. »Deshalb soll von nun an er dein Guru sein, geh und suche ihn.« Der Jünger hatte sich also auf den Weg gemacht, um den wahren Lehrer zu finden. Fr besuchte alle *Ashrams*, aber er war nie zufrieden. In Madras hatte er von Krishnaji gehört und war zu den Vorträgen gegangen. Er spürte, daß er am Ziel seiner Suche angekommen war und machte sich auf den Rückweg, um seinem Guru davon zu berichten. Dieser bestärkte ihn und bat ihn, zu Krishnaji nach Madras zurückzukehren. Dort erfuhr der Sadhu einige Zeit darauf, daß sein Guru gestorben war. Dieser *Sannyasin* besaß ein erstaunliches Wissen über Pflanzenheilkunde und kannte viele Rezepte für Kräutermedizin. Er wußte, zu welcher Tages- und Nachtzeit man die Pflanzen sammeln mußte, wie man sie lagerte; er kannte die *Muntras*, die man beim Herstellen der Rezepturen chanten mußte. Er strahlte etwas Magisches aus, wenn er über Pflanzen sprach, die seiner Meinung nach Bewußtsein und Intelligenz besaßen. Sie offenbarten ihre Geheimnisse jedoch nur demjenigen, der sich ihnen mit der richtigen Haltung näherte. Einmal sagte

er zu Achyut: »Wenn man sich einer Pflanze auf falsche Art und Weise nähert-mit Gier oder Verlangen -, verschwindet sie, und man kann sie nicht finden. Man muß mit den Kräutern und den anderen Pflanzen sprechen. Man muß sie um Erlaubnis bitten, ehe man sie berührt, und man muß ihnen mit Bescheidenheit und Demut begegnen: >Darf ich dich anfassen, oder möchtest du, daß ich warte?< Denjenigen, die mit ihnen kommunizieren, schenken sie Duft und Licht.« Seine Worte erinnerten mich an die Hymnen des *Atharva Veda*, in denen das Mysterium der Pflanzen als Lebensspender, Beschützer und Energiequellen besungen wird. Krishnaji zeigte großes Interesse an diesem Mann und seiner sensitiven Beziehung zu den Pflanzen. Achyut schickte ihn auf Wanderschaft, um Krishnajs Lehren unter den Siddhas und wandernden *Sadhus* zu verbreiten.

Kapitel 39: »Das Wesen Gottes«

Anfang 1981 bat mich Indira Gandhi, den Vorsitz des Beratungskomitees zu übernehmen, das das *Festival of India* in England organisierte. So reiste ich im Mai nach England und besuchte, nachdem ich meinen offiziellen Auftrag erfüllt hatte, Krishnaji in Brockwood Park. Ich fragte ihn, ob wir unsere Dialoge fortsetzen könnten; er war einverstanden. Am ersten Nachmittag diskutierten wir über das »Wesen Gottes«. Einige Mitglieder der Brockwood Park-Schule waren ebenfalls anwesend.

Ich fragte Krishnaji, ob es möglich sei, »das Wesen - nenne es Gott oder Schöpfung - den Urgrund des Seins, zu erforschen.«

»Ich glaube, es ist möglich«, antwortete er, »wenn man den Mind von jeglichem Glauben - von jeglicher traditionellen Bedeutung des Wortes >Gott< und den damit verbundenen Assoziationen befreien kann. Kann das Bewußtsein vollkommen frei sein, um das zu erforschen, was die Israelis das >Namenlose<, die Hindus >Brahman<, das >Höchste Prinzip< nennen? Die ganze Welt glaubt an das Wort >Gott<. Könnten wir alle Glaubenssysteme beiseite lassen? Nur dann ist es möglich, es zu erforschen.«

»Aber Gott ist ein Wort, das mit einer ganzen Reihe unterschiedlicher Assoziationen besetzt ist. Was bedeutet es also wirklich, wenn der Mind sagt, er sei frei von Glauben?«

»Menschen sagen, sie glauben an Gott«, antwortete Krishnaji. »Gott ist allmächtig und allgegenwärtig, er existiert in allem. Das Wort »Gott« mit all seiner Bedeutung wird traditionell akzeptiert. Kann man sich von den Jahrtausenden dieser Tradition befreien-kann das Bewußte wie das Unbewußte frei von diesem Wort sein?«

»Auf einer Ebene«, sagte ich, »kann man sagen, daß man frei ist. Wenn du mmch fragen würdest, ob ich an G tt glaube, an Krishna, Rama oder Shiva, würde ich mit >nein< antworten. Aber das ist nicht das Endgültige.«

»Nein«, sagte Krishnaji.

Ich fuhr fort. »Da ist so ein Gefühl, daß Gott weit jenseits aller Worte existiert, daß *es* etwas ist, das dem Leben selbst innewohnt. Bevor ich versuche, den Ursprung dieses Wortes zu ergründen, muß ich zuerst die Einstellung hinterfragen, die mich veranlaßt zu sagen, die am Äußeren orientierten Glaubensvorstellungen seien bedeutungslos, denn im Grunde habe ich das Gefühl, daß nichts ohne es existieren könnte. Das ist der Urgrund.«

»Sollten wir über den Ursprung, aus dem alles hervorgeht, diskutieren?« fragte Krishnamurti. »Wie kann man ihn erforschen? Man kann ihn nur erforschen, wenn man absolut frei ist, andernfalls ist es unmöglich. Unser Bewußtsein ist so überladen, so vollgestopft.«

Ich fragte: »Gibt es einen Seinszustand, in dem das Bewußtsein frei von jeglicher Glaubensvorstellung ist; in dem der Glaube an irgendeinen Gott negiert wird?«

»Negiert man ihn verbal oder in der Tiefe seines Wesens? Kann man sagen, >ich weiß nichts< und an diesem Punkt innehalten?« fragte Krishnaji zurück.

»Ich kann nicht sagen, ich weiß nichts«, antwortete ich. »Aber ich kann sagen, daß ich nicht mehr die Tendenz und das Bedürfnis habe, an einen bestimmten Gott zu glauben. Deshalb gibt es für mich kein äußeres Glaubenssystem, das ich negieren müßte. Aber ich kenne trotzdem noch nicht den Zustand des >Ichweiß-nichts<, der sich vom außen orientierten Glauben völlig unterscheidet.«

»Wie soll man vorgehen?« fragte Krishnamurti. »Könnten wir alles Wissen total über Bord werfen? Alles, außer dem Wissen, das man braucht, um ein Auto zu steuern, oder allem technischen Wissen? Könnte man dieses Gefühl, daß man weiß, negieren? Die ganze angesammelte Erfahrung

der Menschheit, sowohl die Vorstellung, daß es einen Gott gibt, als auch die Aussagen von Propheten und Sehern, die behaupteten, Gott existiert nicht. Kann man das Wissen über all das, was man je gehört und gelernt hat, negieren?«

»Wir haben verstanden, auf welche Weise man das Entstehen solcher Gedankenmuster negieren kann.«

»Meinst du das Entstehen von Gedankenmustern in bezug auf Glauben?« fragte Krishnaji.

»Ja, aber wie dringt man zu den in der Tiefe schlummernden, unbewußten Mustern vor, der Matrix unseres Seins, die sich in Jahrmillionen geformt hat?«

»Können wir statt mit der Frage, ob es einen Gott gibt, mit einer anderen Frage beginnen? Warum hat der Mensch von jeher darum gekämpft, etwas zu werden? Nicht im äußeren Sinn, sondern innerlich? Ein Werden, das auf Wissen beruht, auf ständiger Bewegung, einer aufstrebenden Bewegung-dem Streben, jemand zu sein.«

Krishnaji begann tiefer in die Frage einzudringen.

»Stehen diese beiden Dinge in Beziehung zueinander? Wir begannen damit, das Wesen Gottes zu erforschen, und wir sprachen von der Matrix und dem Streben, etwas zu werden. Besteht da ein Zusammenhang?«

»Besteht da keiner?« fragte Krishnaji zurück. »Ich denke doch. Laßt uns genauer hinschauen. Vielleicht habe ich auch unrecht. Mein Sein gründet sich im wesentlichen auf das, was ich verstanden habe, nicht verbal, sondern auf mein Gefühl, daß da etwas ungeheuer Großes, etwas Unfaßbares existiert. Ich schaue mir diesen Teil meines Selbst an, dieses Wissen, diese traditionelle Konditionierung, die die Matrix bildet, diesen Boden, auf dem man steht. Solange das da ist, ist man nicht wirklich frei. Können wir das einmal ein wenig näher untersuchen?«

»Sir«, sagte Mary Zimbalist, »jedes menschliche Wesen trägt dieses Erbe in sich. Unterscheidet sich das vom menschlichen Instinkt, der ja mit der Vererbung zusammenhängt? Ist es nur Tradition, die von Generation zu Generation weitergegeben wurde oder ist es ein Wesenszug, der dem Menschen jenseits aller Beeinflussung im Innersten zu eigen ist?«

»Willst du damit sagen, es sei Teil der menschlichen Natur?« fragte Krishnaji.

»Existiert vielleicht in jedem Menschen eine Sehnsucht, die ihn auf die Suche nach einem unbekanntem Wesen gehen läßt? Nach etwas jenseits von allem, was ihm beigebracht wird oder was ihm durch Tradition vererbt wird?« fragte sie.

»Ist es vielleicht in den Genen?« fragte jemand anders.

»Dann käme die Zeit ins Spiel - Wachstum und Evolution. Können wir all das vergessen? Die Ansammlungen von Millionen von Jahren hinter uns lassen? Ich spreche von den tiefsten Wurzeln, von unbewußten Inhalten -, tiefe Dinge sind immer so. Ich meine, wenn wir wirklich forschen wollen, müssen wir auch das hinter uns lassen«, sagte Krishnaji.

»Kann man bis auf den Grund des Unbewußten vordringen?« fragte ich. »Ist es möglich, das Unbewußte hinter sich zu lassen, ohne es an die Oberfläche zu holen? Wie erfährt man das, was man nicht in Worte fassen kann? Das, was jenseits des Wissens jedes einzelnen Menschen liegt?«

»Habt ihr nicht das Gefühl -, führt euch diese Frage nicht zu der Einsicht, daß man alles total aufgeben muß, daß alles neu beginnen muß?« fragte Krishnaji.

»Ich verstehe, daß man alles negieren muß, was der Verstand produziert. Aber kann man auch die Schichten des Unbewußten, den Boden, auf dem man steht, negieren? Vielleicht stellen wir die falsche Frage. Vielleicht kann man das niemals negieren. Wie kann man das negieren?« Ich versuchte, zu verstehen.

»Einen Moment! Der Mensch hat das auf verschiedene Weisen versucht. Er hat gefastet, er hat sich selbst gequält, aber er ist immer an etwas gekettet.«

»Ja.«

»Von den meisten Ketten kann man sich befreien. Kann man sich auch von der Frage befreien?« fragte Mary.

»Oh ja, oh ja«, sagte Krishnaji.

»Wie kann Pupul dann eine solche Frage stellen?« wunderte sich Mary.

»Nein«, sagte Krishnaji. »Das ist der springende Punkt. Kann man das überhaupt tun? Kann man so völlig >unbewegt< sein? Andernfalls bedeutet Bewegung Zeit, Denken und all das. Das ist alles sehr kompliziert. Warum wollen wir überhaupt die Bedeutung Gottes, die Bedeutung hinter all dem, ergründen?«

Ich antwortete: »Weil ein Teil in uns immer noch auf der Suche ist.«

> Ja, das ist es. Wir sagen nie: >Ich weiß es nicht.< Das ist ein absolut unbewegter Bewußtseinszustand. Zu sagen: >Ich weiß nicht.< « Er schwieg eine Weile. »Ich glaube, das ist eine unserer Schwierigkeiten. Wir alle wollen wissen, und das bedeutet, Gott in den Bereich des Wissens zu holen.«

»Trägt nicht das hörende Ohr, das sehende Auge, das gesprochene Wort all die Vorstellungsinhalte dessen, was Gott ist, in sich? Muß man nicht die ganze Matrix auslöschen?« fragte ich.

»Kann man die Matrix auslöschen?« fragte Krishnaji zurück.

»Ich weiß nicht.«

»Was meinst du mit >Matrix?« fragte er.

»Ich weiß nur, daß jenseits der Horizonte meines Geistes, jenseits der oberflächlichen Vorstellungen - unendliche Tiefen in mir existieren. Irgendwann einmal hast du einen sehr bedeutsamen Ausdruck benutzt: >mit der Tiefe spielen, du weist also auf die Tiefen hin, die jenseits der Oberfläche liegen. Ist diese Tiefe im Bereich der Matrix?« fragte ich.

»Nein, nein - unmöglich«, sagte Krishnaji. »Deshalb frage ich ja. Warum will ich herausfinden, ob jenseits von all dem irgend etwas existiert?«

»Weil, Krishnaji, ich diese Matrix nicht loswerden kann«, sagte ich.

»Ich frage mich, was du mit >Matrix< meinst«, erwiderte er.

»Diese Tiefe, die ich nicht an die Oberfläche, nicht ans Tageslicht des Bewußtseins, der Wahrnehmung, der Aufmerksamkeit bringen kann. Diese Tiefe, die ich nicht mit den Augen und Ohren erfassen kann, die aber dennoch da ist. Ich weiß, daß sie da ist. Das bin >ich<. Ich kann es nicht sehen, nicht anfassen, aber ich habe das Gefühl, wenn man der Wahrheit auf die richtige Weise lauschen könnte...« Ich versuchte, mich verständlich zu machen.

»Laßt uns das ein wenig genauer anschauen. Ist diese Tiefe-wenn ich für den Moment diesen Ausdruck gebrauchen darf -, ist diese Tiefe meßbar?« fragte Krishnaji.

»Nein«, erwiderte ich.

»Warum gebrauchst du dann das Wort >Tiefe? Tiefe ist etwas Meßbares.«

»Ich benutze das Wort >Tiefe<, um etwas auszudrücken, das jenseits des mir Bekannten liegt. Weißt du, wenn es sich innerhalb der Grenzen meines Horizontes befindet, meinen Sinnen zugänglich ist, dann ist es meßbar. Wenn es mir aber nicht zugänglich ist, dann kann ich nichts tun. Ich habe keine Antennen, mit denen ich es erreichen kann.«

»Woher weißt du, daß diese Tiefe da ist? Ist sie nicht Einbildung? Ist es deine Erfahrung?« fragte Krishnaji.

»Ja.«

»Ah! Sei vorsichtig, sei vorsichtig.«

»Das Problem ist: Wenn ich >Ja< sage, gehe ich in die Falle, wenn ich >Nein< sage, gehe ich auch in die Falle.«

»Verzeih, Pupul, aber ich möchte sichergehen, daß wir beide die Bedeutung der Worte, die wir benutzen, verstehen.«

»Sicher. Ein Wort kann dahingesagt werden, aber es kann auch großes Gewicht haben. Ich sage, daß dieser Urgrund die gesamte Geschichte der Menschheit enthält. Kann ich das nicht sagen, ohne daß du mich fragst, ob es Einbildung ist? Kannst du diese Tiefe nicht spüren?«

»Ich verstehe, Pupulji, aber weißt du...« , er machte eine Pause. »Und diese Tiefe-ist es die Tiefe der Stille, in der der Verstand, der Mind, absolut unbewegt ist, nicht etwas, das kommt und geht?«

»Wie kann ich das beantworten?« fragte ich.

»Ich glaube, man kann das-falls man nicht damit verhaftet ist; falls nicht die Erinnerung ins Spiel kommt. Die ganze Welt glaubt an Gott. In Sri Lanka waren die Leute empört, als ich sagte, das Wort >Gott< sei ein Gedankenkonstrukt. Erinnerst du dich? Die ganze Welt glaubt an Gott. Unglücklicherweise weiß ich nicht, was Gott ist; ich werde es wahrscheinlich nie herausfinden.« Er machte eine Pause. »Ich bin auch gar nicht daran interessiert, es herauszufinden. Mich interessiert die Frage, ob der Mind, das Gehirn, vollkommen frei von angesammeltem Wissen, angesammelten Erfahrungen sein kann. Wenn nicht, wird es sich immer innerhalb seines eigenen, begrenzten Feldes bewegen; es wird sich ausdehnen, zusammenziehen - vertikal, horizontal -, aber immer innerhalb dieses Feldes. Es ist gleich, wieviel man ansammelt, es wird immer innerhalb dieses Feldes funktionieren. Wenn der Mind sich von diesem Feld wegbewegen will und sagt: >Ich muß etwas

herausfinden<, dann nimmt er dennoch das Alte mit sich. Ich weiß nicht, ob ich mich verständlich ausdrücke.« Krishnaji machte lange Pausen zwischen den Sätzen. Er fuhr fort: »Ich frage also, ob der Geist des Menschen von jeglichem Wissen frei sein kann. Das ist für mich von ungeheurer großer Bedeutung, denn falls es nicht möglich ist, wird der Mensch diese Grenzen niemals überschreiten, niemals.«

»Du sprichst von jeglicher Aktivität des Geistes - von jeglicher?«

»Ja. Jegliche Aktivität, die aus diesem Feld kommt, zeigt uns nichts anderes, als daß wir immer noch mit dem Wissen verhaftet sind und noch immer etwas über Gott wissen wollen. Ich frage also, ob der Mind völlig unbewegt sein kann. Wenn man eine solche Frage stellt, dann werdet ihr entweder sagen: >Es ist nicht möglich< oder: >Es ist möglich.< Aber was bleibt, wenn man sowohl die Möglichkeit als auch die Unmöglichkeit verneint? Könnt ihr mir folgen? Kann ich eine so tiefe Einsicht in den Funktionsmechanismus des Wissens bekommen, daß diese Einsicht den Mechanismus zum Stillstand bringt? Weder ich noch mein Verstand halten die Bewegung an. An diesem Punkt endet das Wissen, und etwas Neues beginnt. Deshalb bin ich nur daran interessiert, daß man das Wissen hinter sich lassen kann - umfassend und bewußt. Wenn man versucht, dieses Gefühl der Weite, das aus der Einheit, einer harmonischen Einheit, entsteht, zu simulieren, dann hat es keine Bedeutung, dann stärkt man nur sein Ego. Nicht wahr?« Wieder machte er eine Pause und lauschte. »Das >Ich< besteht aus nichts anderem als angehäuftem Wissen«, fuhr er fort. »Ich zweifle alles an, was der menschliche Geist sich erschaffen hat - mich selbst eingeschlossen. Diese Haltung hat etwas sehr Reinigendes. Wir beginnen mit dem außergewöhnlichen Gefühl, überhaupt nichts zu wissen. Wenn wir in der tiefsten Bedeutung des Wortes sagen können: >Ich weiß nichts<, dann ist es da; man muß überhaupt nichts dafür tun.«

Krishnaji forderte mich heraus. »Schau, Pupilji, nimm an, dieser Mensch wäre nicht hier. Wie würdest du dann an diese Frage herangehen? Wie würdest du mit diesem Problem - Gott oder Glauben - umgehen? Wie würdest du tatsächlich damit umgehen, wenn du dich auf niemanden beziehen könntest?«

»Ja, selbst das ist möglich«, erwiderte ich.

»Laß uns von diesem Punkt ausgehen. Jeder von uns ist absolut verantwortlich. Wir beziehen uns nicht auf vergangene Autoritäten oder Heilige. Jeder ist absolut selbst verantwortlich, sich diese Frage zu beantworten. Man muß sie beantworten.«

»Warum muß man sie beantworten? frage ich.

»Das will ich dir sagen: du bist Teil der Menschheit, und die Menschheit stellt diese Frage. Jeder Heilige, jeder Philosoph, jedes menschliche Wesen stellt sich tief im Innern diese Frage.«

»Sir, ist diese Frage nicht irgendwie, in gewissem Sinne, falsch?« fragte Mary. »Das habe ich bereits gesagt. Aber du mußt sie beantworten, ohne dich auf irgend etwas zu beziehen, das schon gesagt wurde oder noch nicht gesagt wurde. Ich komme mit diesen Fragen zu euch. Ich frage euch als menschliche Wesen. Für mich sind diese Fragen ungeheuer wichtig.«

»Darf ich dich etwas fragen? Wie läßt man eine solche Frage im Bewußtsein wirken?« fragte ich.

»Pupilji, entweder hast du nie darüber nachgedacht, oder du hast darüber nachgedacht und unzählige Informationen aus Büchern darüber gesammelt; aber vielleicht ist dies das erste Mal, daß du dich wirklich mit dieser Frage konfrontierst. Mach langsam, mach langsam.«

»Du hast eine Art, mit einer Frage umzugehen - du stellst sie und dann läßt du sie ohne die geringste Bewegung des Geistes in dir wirken.« Ich wollte ihn zwingen, auf meine Frage einzugehen.

»Ja, das ist richtig.«

»Das will ich wissen. Man stellt eine Frage und automatisch setzen sich die Gedanken mit dieser Frage auseinander. Bei dir scheint es jedoch so zu sein, daß keine Gedankenaktivität in bezug auf die Frage stattfindet.«

»Das stimmt. Willst du jetzt wissen, wie du das übernehmen kannst?« fragte Krishnaji.

»Ich weiß, daß ich es nicht übernehmen kann«, sagte ich.

»Nein. Du hast recht, diese Frage zu stellen.« Er wandte sich an alle.

»Habt ihr verstanden, was Pupilji sagen will? Ich frage euch als menschliches Wesen, und Menschen stellen diese Fragen seit Millionen von Jahren. Ich komme zu euch und stelle diese Frage. Seit ihr bereit zu antworten oder behaltet ihr die Frage still in eurem Inneren? Ich meine, haltet ihr

sie, versteht ihr? Aus diesem >Halten< - ohne jegliche Reaktion, ohne Versuch, zu antworten, entsteht die Antwort von selbst, nicht wahr?«

»Könntest du etwas über dieses >Halten< sagen?« fragte Scott Forbes, ein Mitglied des Lehrerkollegiums der Brockwood Park-Schule.

»Eine Tasse hält Wasser. Ein Teich ist eine Vertiefung, die Wasser hält-ohne Wellen zu schlagen, ohne Motiv oder Bewegung, ohne Drang, eine Antwort zu finden.«

»Sir«, sagte Mary, »die meisten von uns sind vielleicht in der Lage, nicht zu versuchen, eine Antwort zu finden und still mit einer unbeantworteten Frage im Bewußtsein auszuharren, aber früher oder später steigt eine Antwort auf, und diese Antwort kommt vielleicht nicht aus den tiefen Quellen des Unterbewußtseins, um diese Lücke zu füllen.«

»Ich weiß. Einen Moment! Ich stelle euch eine Frage: >Glaubst du an Gott?< Ich stelle diese Frage. Könnt ihr sagen, ihr wißt es nicht oder ihr glaubt es nicht, oder sagt ihr: >Vielleicht?< Könnt ihr euch die Frage anschauen, ohne irgend etwas dazu zu sagen? Könnt ihr das? Wenn man einen eingefleischten Christen fragt, wird er sofort antworten: >Natürlich glaube ich an Gott.< Wenn man jemanden in Indien fragt, bekommt man sofort eine Antwort. Es ist, als drücke man auf einen bestimmten Knopf. Ich selbst weiß wirklich nicht, ob es Gott gibt oder nicht.«

»Ist dieses >Halten< der Frage nicht auch eine Art Suche?« Das war Scott.

»Nun-wenn man das nichtwirklich versteht, können viele Mißverständnisse entstehen. Computer können von zehn verschiedenen Professoren mit einer Menge Wissen programmiert werden. Unsere Gehirne sind auf diese Weise programmiert-sie werden seit Jahrtausenden programmiert. Diese Gehirne reagieren unmittelbar auf eine Frage. Wenn das Gehirn nicht programmiert ist, dann beobachtet es. Kann unser Gehirn in einem nichtprogrammierten Zustand sein?«

»Aber dieses Beobachten ist nicht das gleiche wie das Halten? Kannst du etwas über das Halten sagen?« fuhr Scott fort.

»Sag du etwas darüber!« Krishnaji forderte ihn heraus.

»Ich habe nichts zu sagen.«

»Geh weiter, bleib nicht stehen«, sagte Krishnaji.

»Gibt es etwas in uns, das die Frage halten kann, so wie die Tasse das Wasser und die Erde den Teich hält?«

»Nein. Pupalji stellte mir eine Frage über die Tiefe. Ihr habt diese Frage aufgenommen. Wie habt ihr darauf reagiert?«

»Welche Frage?« fragte Scott.

»Aus der Tiefe - Schicht um Schicht, aus der Tiefe, dem Urgrund. Wie habt ihr darauf reagiert?«

»Weißt du, Krishnaji«, warf ich ein, »wenn man eine Frage stellt, ist es normalerweise so, als würde man Zucker auf den Boden werfen - von allen Seiten kommen die Ameisen angelaufen. Das gleiche geht im Kopf vor sich; wenn eine Frage gestellt wird, tauchen Gedanken und Reaktionen auf, die von der Frage angezogen werden. Die Frage ist nun: >Kann die Frage gestellt werden, ohne daß automatisch diese Reaktionen ausgelöst werden?< «

»Ohne die Ameisen, ja. Ich habe gehört, daß das Gehirn, wenn es nicht arbeitet- still ist-, eine andere Energieströmung hat. Wir sprechen von dem Mind, der ständig in Bewegung ist, dessen Energie Gedankenenergie ist. Ist das Denken das Problem? Wie wirst du mit dieser Frage umgehen? Kann man das Denken völlig in Frage stellen? Macht es nicht komplizierter als es ist. Ich stelle euch eine Frage. Antwortet nicht sofort. Betrachtet euch die Frage, haltet sie in eurem Bewußtsein. Das ist keine Prüfung. Ist es möglich, in einem Bewußtseinszustand zu sein, in dem man nicht sofort auf eine Frage reagiert? Kann die Reaktion hinausgezögert werden, die Frage vielleicht unendlich im Bewußtsein gehalten werden?«

»Laß uns zurückgehen, Pupalji. Gibt es einen Bewußtseinszustand jenseits der Zeit? Ist das ein Zustand tiefer Meditation? Eine Meditation, in der kein Bestreben, etwas zu erreichen, existiert, in der nichts existiert? Das könnte der Urgrund sein, der Ursprung aller Dinge-ein Zustand, in dem der Meditierende nicht existiert.«

»Darf ich fragen: >Ist der Meditierende nicht der Urgrund?< «

»Offensichtlich nicht.«

»Kann der Urgrund ohne den Meditierenden existieren?«

»Wenn der Meditierende existiert, existiert der Urgrund nicht.«

»Aber wie kann Meditation ohne den Meditierenden existieren?« fragte ich.

»Ich spreche von einer Meditation ohne den Meditierenden.«

»Meditation ist eine menschliche Aktivität«, sagte ich.

»Nein«, erwiderte Krishnaji. »Laßt uns diesen Punkt genauer untersuchen. Meditation kann nicht unabhängig vom individuellen Wesen existieren. Es kann keine Meditation ohne den Meditierenden geben. Du kannst vielleicht sagen, daß der Meditierende nicht der Urgrund sei.«

»Nein, warte. Solange ich versuche zu meditieren, existiert die Meditation nicht«, sagte Krishnaji.

»Ja«, stimmte ich zu.

»Daher existiert nur ein Gehirn, ein Mind, der im Zustand der Meditation ist.«

»Ja.«

»Das ist der Urgrund. Das Universum befindet sich in einem Zustand der Meditation, und das ist der Urgrund, der Ursprung aller Dinge. Das ist nur möglich, wenn der Meditierende nicht existiert.«

»Das ist nur möglich, wenn keine Anker, keine Stützpfiler mehr existieren.«

»Genau. Das ist der Zustand jenseits allen Leides. Dieser Zustand der Meditation existiert, wenn das Selbst vollkommen verschwunden ist. Die Ewigkeit ist vielleicht ein unaufhörliches Beginnen. Wie ist das möglich? Ist es überhaupt möglich, daß ein Gehirn, daß ein Mensch vollkommen frei von dem Meditierenden wird? Dann existiert auch die Frage, ob es Gott gibt, nicht. Dann ist diese Meditation die Meditation des Universums.« Er machte eine Pause.

»Ist es möglich, so absolut frei zu sein? Ich stelle euch diese Frage. Antwortet nicht; haltet sie in eurem Bewußtsein. Versteht ihr, was ich meine? Laßt sie wirken. Dadurch sammelt sich Energie an, und diese Energie wird agieren - nicht ihr. Versteht ihr?« Nach einer langen Pause fragte er: »Haben wir also das Wesen Gottes verstanden?«

Kapitel 40: »Die Bedeutung des Todes«

Am nächsten Morgen sprachen wir über den Tod. Ich eröffnete die Diskussion mit der Frage, die jeden Menschen im Innersten bewegt- die Frage »woher wir kommen und wohin wir gehen« - das Problem von Leben und Tod.

»Diese beiden zentralen Ereignisse-das Wunder der Geburt und die Furcht vor dem Tod - bestimmen im Grunde das Leben des Menschen. Auf einer bestimmten Ebene verstehen wir diese Vorgänge, aber es ist ein sehr oberflächliches Verstehen, wir glauben zu verstehen. Wir müssen jedoch lernen, die Bedeutung der Existenz, das, was zwischen Geburt und Tod liegt, die Ängste und die Dunkelheit, die das Ende von allem begleiten, auf einer tieferen Ebene zu verstehen.«

Wie immer lauschte Krishnaji mit jeder Faser seines Körpers und Geistes.

»Wieso gebrauchst du das Wort >Problem<?« fragte er.

»Geburt und Tod sind an sich kein Problem, aber der Verstand kann nicht anders, als sich immer wieder damit zu beschäftigen. Der Verstand klammert sich an das eine und lehnt das andere ab. Das Problem entsteht durch die Schalten, von denen das Wort >Tod< umgeben ist. Das Wort >Geburt<, das Entstehen, löst Freude und ein Gefühl von Erfüllung aus, und wir haben die Tendenz, um jeden Preis daran festzuhalten und das Wort >Tod< zu vermeiden.« Ich versuchte, das Problem einzukreisen.

»Das verstehe ich.«

»Daraus entstehen Schmerz, Leid, Angst und alle Begierden«, fuhr ich fort.

»Wie lautet also die Frage?«, fragte Krishnaji.

»Wie nähern wir uns dem Wort >Tod<? Wie können wir die Dunkelheit überwinden, die dieses Wort umgibt? Wie können wir den Tod einfach betrachten als das, was er ist?«

»Beinhaltet deine Frage auch die gesamte Spanne des Lebens, mit seinen Problemen, Verirrungen und Verwirrungen und das Ende dieses Prozesses? Möchtest du herausfinden, was das bedeutet - der Tod und diese lange Zeitspanne des Kampfes, der Sorgen, des Leides, an der wir festhalten? Bezieht sich deine Frage auf den gesamten Prozeß von Leben und Tod?« Krishnaji erweiterte die Frage, so daß sie alles einschloß.

»Die Existenz ist eine einzige Strömung, die Leben und Tod gleichermaßen umfaßt«, sagte ich. »Aber wenn du die Grenzen zu weit steckst, können wir nicht die Tiefe des Schmerzes, des Endes erfassen. Die Vorstellung, daß da etwa >ist<, das >aufhört zu sein<, ist mit so großen Ängsten

verbunden. Etwas, das schön ist, unser Leben erfüllt und im Hintergrund lauert stets die Furcht, der Schmerz, denn das, was ist, muß enden.«

»Was endet?« fragte Krishnaji.

»Etwas, das existiert und aufhört zu sein - in alle Ewigkeit«, antwortete ich.

»Warum benutzt du das Wort >Ewigkeit?« fragte er.

»Sir, etwas existiert, und im Wesen seiner Existenz liegt schon sein Ende, das Ende für immer und ewig. Für dieses Ende gibt es kein Morgen.« Ich lauschte aufmerksam.

»Einen Moment! Das Ende von was?« Das Forschen hatte begonnen.

»Das Ende von etwas Bestehendem. Der Schmerz wird durch das Ende des Bestehenden hervorgerufen.«

»Das Ende des Schmerzes; aber das Ende ist nicht Ewigkeit?« fragte Krishnaji.

»Nein, der Schmerz, der ausgelöst wird, wenn etwas, das so wunderbar war, endet.«

»Warte. Ist es wirklich so wunderbar?« fragte Krishnaji.

»Laß mich etwas direkter werden. Du bist, und in der Vorstellung, daß du nicht mehr sein wirst, liegt große Verzweiflung«, sagte ich.

»Man ist und ...«- Krishnaji zögerte, er wollte, daß ich das Problem absolut klar sah.

»Nicht >man< ist -- du, Krishnamurti, bist, und in dieser Vorstellung liegen die Angst und der Schmerz, daß Krishnaji nicht mehr sein wird«, sagte ich.

»Sprichst du von dem Schmerz über Krishnajis Ende oder über Krishnajis Tod? Kannst du mir folgen?«

Ich konnte ihm nicht folgen und fragte: »Warum machst du diesen Unterschied?«

»Der Tod ist für diesen Menschen unvermeidlich«, sagte er. »Ihm macht das nichts aus. Da ist keine Angst, keine Verzweiflung. Aber du schaust diese Person an und sagst: >Mein Gott, eines Tages wird er sterben.< Die Angst, die Verzweiflung ist also *deine* Verzweiflung«, sagte er.

»Ja, es ist meine Verzweiflung.« »Warum?«

»Es ist so. Weshalb fragst du warum?«

»Ich möchte wissen, warum. Wenn ein Mensch stirbt, egal ob schön oder häßlich – die gesamte menschliche Existenz ist davon betroffen -, stirbt er, und es ist unvermeidlich. Ich schaue diese Person an, ich liebe diese Person, sie stirbt, und ich bin verzweifelt. Warum? Warum bin ich verzweifelt, einsam, voller Schmerz? Ich habe diesen Menschen verloren, er war mir lieb und wert, mein Gefährte, und plötzlich ist sein Leben zu Ende. Ich glaube, es ist wirklich wichtig, dieses „zu Ende gehen“ zu verstehen, denn wenn etwas ein Ende hat, erscheint es plötzlich in einem völlig neuen Licht“, sagte Krishnanaji.

„Ist es nicht unvermeidlich – er war der Duft meiner Existenz“, sagte ich.

„Ja, ich liebte ihn. Durch seine Gegenwart fühlte ich mich erfüllt, reich. Und dieser Mensch hört auf zu existieren. „Ist das nicht Leid?“ „Doch. Mein Sohn, mein Bruder stirbt, das ist unsagbares Leid. Es ist, als würde die gesamte Existenz entwurzelt; ein wunderbarer Baum, der in einem einzigen Augenblick umstürzt. Ich weine, da sind Ängste, und mein Verstand versucht sich zu trösten, indem er sich sagt, ich werde ihn im nächsten Leben wiedersehen. Und nun frage ich mich: „Warum schleppt der Mensch dieses Leid mit sich herum?“ Weißt du, ich leide, weil ich nie wirklich verstanden habe, was „enden“ bedeutet. Ich habe vierzig, fünfzig, achtzig Jahre gelebt, aber ich habe in all diesen Jahren nie wirklich begriffen, was es bedeutet, wenn etwas endet. Das Ende von etwas, das mir sehr viel bedeutet hat. Das absolute, endgültige Ende-nicht ein Ende, das zu einer Fortsetzung auf andere Weise führt.«

»Wie kann der Mind etwas beenden? Was hindert ihn daran?« fragte ich.

»Angst natürlich. Kann man etwas ohne Motiv, ohne Wunsch, ohne festzuhalten, enden lassen? Kann man all die Erinnerungen, Erfahrungen, das Wissen loslassen? Der Tod kommt ..., und er bedeutet schließlich das Ende des Wissens. Das ist es, woran wir festhalten-zu wissen, daß ein Mensch stirbt, und ich habe mich um ihn gekümmert, habe ihn geliebt -, darin liegt der ganze Konflikt. Kann man die Erinnerung daran vollkommen, absolut, loslassen?« Er machte eine Pause. »Das ist Tod.« Krishnaji sprach sehr langsam, um sich Schritt für Schritt an diese bedeutungsvolle Frage heranzupirschen.

»Kann man, wie du einmal sagtest, >das Haus des Todes schon während des Lebens betreten?«

»Ja«, antwortete er.

»Was genau bedeutet das?«

»Es bedeutet, daß man den Tod einlädt, während man noch lebt. Es heißt nicht, Selbstmord zu begehen, eine Pille zu schlucken und sich davonzumachen. Ich spreche vom Beenden - tatsächlich mit etwas abzuschließen, an dem man sehr gehangen hat. Wir halten an der Erinnerung fest und leben in der Erinnerung. Wir pflegen sie und finden daher niemals heraus, was es heißt, wenn etwas wirklich endet. Das ist sehr bedeutungsvoll. Es geht darum, jeden Tag alles, was man psychisch angesammelt hat, hinter sich zu lassen«, sagte Krishnaji.

»Heißt das, jegliche Verhaftung muß aufgegeben werden?« fragte ich.

»Das ist Tod«, erwiderte er.

»Das ist nicht Tod«, gab ich zurück.

»Was würdest du Tod nennen? Wenn der Organismus aufhört zu existieren? Oder wenn das Bild, das ich mir von der sterbenden Person gemacht habe, sich auflöst?«

Wenn du es auf ein Bild reduzierst, dann würde ich sagen, das Bild das ich mir von dir gemacht habe. Aber es ist viel mehr als das«, sagte ich.

„Ja, da ist viel mehr, aber ich möchte etwas verstehen. Nehmen wir an, ich habe dich sehr geliebt, und dein Bild ist tief in meinem Inneren verankert. Du stirbst, und dieses Bild wird natürlich stärker. Ich stelle Blumen davor, schreibe ihm poetische Worte, und ich leide. Ich spreche vom „Enden“ dieses Bildes. Dieses Bewußtsein kann nicht in eine völlig neue Dimension eintreten, wenn da auch nur ein Schatten der Erinnerung zurückbleibt. Wenn mein Bewußtsein die Dimension des Zeitlosen, des Ewigen betreten soll, darf es kein Element der Zeit mehr enthalten. Ich glaube, das ist logisch. Was hast du dagegen einzuwenden?“

„Das Leben ist nicht logisch, nicht rational“, erklärte ich.

„Natürlich nicht; aber nur dadurch, dass alles, was du angesammelt hast – und das ist Zeit – endet, kannst du das Ewige, das Zeitlose kennenlernen. Der Mind muß frei von Zeit sein, und deshalb müssen die Dinge enden.“ Seine Worte trafen den Kern der Frage.

„Heißt das, daß es deshalb keine Möglichkeit gibt, das „Enden“ zu erforschen? Fragte ich.

„Oh doch“, erwiderte Krishnaji.

„Wie erforscht man es“, bohrte ich weiter.

»Was bedeutet es, wenn etwas endet? Das Ende der Kontinuität? Der Kontinuität eines bestimmten Gedankens, eines bestimmten Wunsches oder jener Prozesse, die dem Leben Kontinuität verleihen? In der langen Zeitspanne zwischen Geburt und Tod herrscht eine tiefe Kontinuität. Sie ist wie ein Fluß, und die Menge des Wassers läßt den Fluß zum Ganges, zum Rhein oder zum Amazonas werden. Aber wir leben an der Oberfläche dieses gewaltigen Stromes; wir können die Schönheit seiner Tiefe nicht sehen, wenn wir immer an der Oberfläche schwimmen. Das Ende der Kontinuität ist das Ende des oberflächlichen Lebens.«

Eine lange Pause entstand. Ich hatte das Gefühl, in große Tiefen hinabzugleiten, und von dort aus fragte ich: »Was stirbt?«

»Alles, was ich angesammelt habe - innerlich und äußerlich. Ich habe ein gutgehendes Geschäft aufgebaut, habe ein schönes Haus, eine nette Frau, liebe Kinder, und meine Lebensweise verleiht dem Ganzen Kontinuität. Kann man das beenden?« fragte Krishnaji.

»Heißt das etwa, daß mit dem Tod von Krishnamurtis Körper auch Krishnamurtis Bewußtsein aufhört zu existieren? Diese Frage hat große Bedeutung für mich«, sagte ich.

»Du sprichst von zwei Dingen - dem Bewußtsein Krishnamurtis und seinem Körper. Der Körper wird aufhören zu existieren, das ist unvermeidlich-durch Krankheit, einen Unfall und so weiter. Woraus besteht also das Bewußtsein dieser Person?« fragte er.

»Aus grenzenlosem, überfließendem Mitgefühl. Was ist, wenn ich es so nenne?« erwiderte ich.

»Das würde ich nicht als Bewußtsein bezeichnen.«

»Ich gebrauche das Wort >Bewußtsein<, weil dieses Energiefeld mit dem Körper Krishnamurtis in Verbindung steht. Mit fällt kein anderes Wort ein - oder kann ich sagen, der Mind Krishnamurtis?«

»Bleib bei dem Wort >Bewußtsein< und laß es uns gemeinsam betrachten. Das Bewußtsein eines menschlichen Wesens ist sein Inhalt. Der Inhalt besteht aus der gesamten Gedankenaktivität, der erlernten Sprache, Glaubenssystemen, Ritualen, Dogmen, Einsamkeit, einer verzweifelten Angst -, all das ist Bewußtsein. Wenn der Strom der Gedanken zum Stillstand kommt, existiert Bewußtsein, wie wir es kennen, nicht mehr.«

»Aber diese Gedankenaktivität, dieser Gedankenstrom im Bewußtsein, wie wir es kennen, existiert doch in Krishnaji's Mind nicht. Und doch ist da ein Seinszustand, der sich manifestiert, wenn ich mit Krishnaji in Kontakt trete. Deshalb - «

»Bewußtsein, wie wir es kennen, ist ein Strom von Gedanken; es ist ein Strom der Zeit«, unterbrach Krishnaji. »Das mußt du ganz klar sehen. Wenn die Gedanken zum Stillstand kommen - nicht in der materiellen Welt, sondern in der psychischen, dann existiert Bewußtsein, wie wir es kennen, nicht mehr.«

» Du kannst es nennen wie du willst, aber da ist eine Energie, die sich als Krishnamurti manifestiert. Welches Wort sollte ich benutzen?«

»Ich sage nicht, daß du ein anderes Wort benutzen sollst, aber ich sage, beispielsweise, daß du in echter Meditation an einen Punkt kommst, der absolut ist. Ich sehe ihn, spüre ihn, für mich ist das ein höchst außergewöhnlicher Zustand. Ich nehme Kontakt damit auf. Ich spüre diese Größe und Weite auch durch dich, und ich habe den Drang, das Bestreben, diesen Zustand einzut'angen. Du hast es, nicht >du<-, es ist einfach da, nicht Pupulji hat es, es gehört nicht dir oder mir, es ist einfach da«, sagte Krishnaji.

»Ist es da, weil du da bist?« fragte ich.

»Nein, es ist nicht da, weil ich da bin. Es ist einfach da.« Wieder entstand eine lange Pause. Wir berührten eine andere Dimension.

»Wo?« fragte ich. Krishnaji lauschte und ließ jegliche Zeit, die in der Frage enthalten war, zum Stillstand kommen.

»Es ist nicht an einem bestimmten Ort«, sagte er, »und vor allem ist es nicht >deins< oder >meins<.«

»Ich weiß nur, daß es sich in der Person Krishnamurti manifestiert. Deshalb kann ich nicht akzeptieren, wenn du sagst, >es ist nicht an einem bestimmten Ort<«, erwiderte ich.

»Weil du Krishnamurti damit identifiziert hast?« fragte er.

»Aber Krishnamurti ist das«, gab ich zurück.

»Vielleicht. Aber Krishnamurti sagt, es hat nichts mit Krishnamurti oder irgendeiner Person zu tun. Es ist einfach da, Schönheit gehört nicht dir oder mir. Sie ist da; in den Bäumen, in den Blumen.«

»Aber Sir, die Heilkraft und das Mitgefühl, die sich durch Krishnamurti manifestieren, sind nicht überall da draußen zu finden. Das ist es, wovon ich spreche«, sagte ich.

»Aber das ist nicht Krishnamurti.« Er deutete auf seinen Körper.

»Es manifestiert sich in Krishnamurti, und diese Manifestation wird eines Tages aufhören zu existieren«, sagte ich.

»Krishnaji's Antwort kam wie der Blitz: »Das stelle ich in Frage. Es manifestiert sich durch X, aber das, was manifestiert ist oder sich manifestiert, gehört X nicht.«

»Vielleicht gehört es ihm nicht«, begann ich.

»Es hat nichts mit ihm zu tun.«

»Es mag Krishnamurti nicht gehören, aber Krishnamurti und das sind untrennbar miteinander verbunden«, sagte ich.

»Ja, aber schau, wenn du das mit der Person identifizierst, geraten wir auf ein sehr heikles Gebiet.« Die Fühler streckten sich aus und tasteten das Terrain ab.

»Ich möchte langsam vorgehen. Also - nimm den Buddha als Beispiel was auch immer das Buddhabewußtsein gewesen sein mag, es manifestierte sich durch ihn, und es hat aufgehört zu existieren«, sagte ich.

»Ich bezweifle, daß das Bewußtsein Buddhas aufhörte zu existieren, als er starb. Es manifestierte sich durch ihn, und du sagst, es verschwand, als er starb.«

»Ich weiß nicht genug, um sagen zu können, es verschwand; aber man konnte nicht mehr mit ihm in Kontakt treten.«

»Natürlich nicht«, sagte Krishnaji.

»Was heißt >natürlich nicht<'?« fragte ich.

»Weil er erleuchtet war. Deshalb kam es zu ihm. Es war. Es bestand keine Trennung. Und als er starb, sagten seine Schüler: >Er ist tot, und mit seinem Tod ist die ganze Sache zu Ende.< Ich sage, sie ist nicht zu Ende. Das Gute kann nie zu Ende sein. So wie das Böse wenn ich dieses Wort gebrauchen kann, ohne zu viel Dunkelheit zu verbreiten in der Welt weiterbesteht. Nicht wahr'? Das

Böse ist vollkommen verschieden vom Guten. Das Gute manifestiert sich, es wird immer existieren, wie die Buse das nicht das Gegenteil des Guten ist-weiterbesteht.«

» Du sagst, daß großes, erleuchtetes Mitgefühl nicht verschwindet, aber kann ich jetzt damit in Kontakt treten?« insistierte ich.

» Ja, aber du kannst auch damit in Kontakt treten, wenn diese Person nicht mehr existiert. Das ist der springende Punkt. Krishnamurti hat nichts damit zu tun«, Sagte er.

» Du hast manchmal gesagt: 'Sei dir selbst ein Licht'. Geht es dabei darum, diese Energie zu kontaktieren, ohne mit einer bestimmten Person in Beziehung zu treten'.>«

» Nicht kontaktieren – sie empfangen, sie leben. Sie ist da, und du kannst dich dafür öffnen und sie empfangen. Aber das Denken, das Bewußtsein, wie wir es kennen, muß zum Stillstand kommen. Das Denken ist wirklich ein Hindernis dafür. Das Denken ist der Feind des Mitgefühls. Um dieses Feuer zu haben, muß man kein Opfer bringen, nicht dies und das tun, sondern eine wache Intelligenz besitzen, die den Mechanismus der Gedanken durchschaut. Diese Achtsamkeit beendet ihn. Das ist wahre Meditation.«

»Welche Bedeutung hat dann der Tod?« fragte ich.

»Keine. Er hat keine Bedeutung. denn du lebst die ganze Zeit mit dem Tod, da du alles sofort beendest. Ich glaube, wir begreifen nicht, welche Schönheit und Bedeutung im Beenden liegt. Wir sehen nur die Kontinuität mit ihren Augenblicken der Schönheit und ihrer Oberflächlichkeit.«

»Ich fahre morgen weg. Soll ich mich völlig von dir abtrennen?« fragte ich.

»Nein, du trennst dich von dieser Dimension der Ewigkeit, von diesem grenzenlosen Mitgefühl ab, w°ein du eine Erinnerung aus mir machst.« Er machte eine Pause. »Ich treffe den Buddha. Ich lausche ihm sehr aufmerksam. In mir ist nun die ganze Wahrheit seiner Worte gegenwärtig, und er geht. Er sagte mir sehr eindringlich: 'Sei dir selbst ein Licht'. Die Saat geht auf. Vielleicht vermisse ich ihn. Er war ein Freund: jemand, den ich sehr liebte. Das wirklich Wesentliche aber ist die Saat der Wahrheit, die er gesät hat. Durch meine Wachheit, meine Bewußtheit, mein intensives Lauschen wird diese Saat aufgehen. Welchen Sinn sollte es sonst haben, daß jemand >es< hat'? Wenn X in diesem außergewöhnlichen Zustand der Erleuchtung ist, diese Weite, dieses Mitgefühl ausstrahlt, wenn nur er >es< hat und dann stirbt- Welchen Sinn sollte das haben? Welchen'?«

»Darf ich dich etwas fragen'? Was ist dann der Grund für seine Existenz'?« fragte ich.

»Was ist der Grund für sein Sein, seine Existenz'? >Das< zu manifestieren.« Eine Pause entstand. Dann fuhr Krishnaji fort: »Warum sollte es einen Grund dafür geben, >das< zu verkörpern'? Eine Blume hat keinen Grund, Liebe hat keinen Grund, sie existiert. Ich versuche einen Grund zu finden und die Blume verschwindet. Ich versuche nicht, diese Dinge zu mystifizieren. Es ist für jeden da, jeder kann es empfangen. Also, Pupulji, Tod und Geburt - bewegende Ereignisse für eine Mutter und vielleicht auch für einen Vater- liegen weit auseinander, und das ganze Elend des Menschen liegt darin, daß er angestrengt versucht, eine Kontinuität aufrechtzuerhalten. Wenn die Kontinuität jeden Tag endet, leben wir mit dem Tod. Das ist eine totale Erneuerung. Deshalb ist es so wichtig, die Bedeutung des >Endens< vollkommen zu verstehen. Kann Erfahrung oder das, was wir erfahren und was als Erinnerung im Gedächtnis bleibt, enden?« Er machte eine Pause. »Können wir die Frage untersuchen, ob ein Mensch ohne Zeit und Wissen-abgesehen vom notwendigen physischen Wissen - leben kann'?«

Ich forderte ihn heraus. »Unsere Frage dreht sich doch um das Leben im Bewußtsein des ständigen >Endens<. das heißt, wenn der Mensch fähig ist, in diesem Bewußtsein zu leben, kann er Zeit und Wissen hinter sich lassen. Kann man nichts tun. um dahin zu kommen?.' Muß man lauschen und beobachten und nichts anderes tun?.' Ich komme nun an einen schwierigen Punkt. Nehmen wir den Strom des Wissens. Wenn ich frage: >Kann ich frei sein von diesem Strom'.><, stellt dann nicht ein Teil des Stromes diese Frage'?«

» Natürlich, natürlich«, antwortete Krishnaji.

»Welchen Sinn hat es dann? Der Strom des Wissens gibt die Antwort, weil er herausgefordert wird. Die einzig mögliche Reaktion besteht darin, der Antwort zu lauschen.«

»Aufsteigen, Lauschen. Aufblühen und Vergehen«, sagte Krishnaji aus großer Tiefe.

»Kann der Mensch außer dem bewußten Wahrnehmen dieses Aufstiegs noch irgend etw.,is anderes tun'?«

»Und das Vergehen? Fragst du, weil du wirklich verstehen willst, was das nennen wir es für den Moment „das Gute“ ist? Kann man irgend etwas tun?.' Ist das deine Frage? Ich bin da gar nicht so sicher.«

»Das ist es, was Ich wissen möchte. Sag es mir.«

'Ich kann nichts dafür tun< - ist das nicht eine sehr endgültige Aussage?« fragte Krishnaji.

»Nein. Sir, entweder kann ich etwas tun oder...«

»Laß uns versuchen, es herauszufinden«, gab er zurück. Er begann wieder, sich vorzutasten.

» Entweder kann ich etwas tun, dann lautet die nächste Frage: 'Was kann ich tun?< «

»Was veranlaßt dich zu sagen, du kannst nichts tun?« fragte er.

»Laß uns das gemeinsam untersuchen. Warum sagst du, du kannst nichts tun? Wobei kannst du nichts tun?«

»Gegen dieses Aufsteigen von Inhalten aus dein Strom. Entweder bin ich vorn Strom getrennt «

»Das bist du nicht«, sagte Krishnaji.

» Wenn ich genau hinschaue, sehe ich, daß ich es nicht bin.«

»Ich verstehe. Wenn du sagst: 'Ich bin der Strom des Wissens, und ich kann nichts dagegen tun<, dann spielst du mit Worten.«

»Was ist sonst noch möglich? Von welchem Bewußtseinszustand sprechen wir?«

»Das ist besser«, unterbrach Krishnaji.

»Von einem Bewußtseinszustand, in dem man das Aufsteigen und das Fallen wahrnimmt«, sagte ich.

»Wenn man es wirklich wahrnimmt, gibt es weder Aufsteigen noch Fallen«, sagte Krishnaji.

»Wir kennen diesen Zustand nicht - für uns sind diese Bewußtseinsinhalte Realität.«

»Kannst du nicht trotzdem etwas tun? Kannst du nichts tun, ohne zu versuchen, es zu verändern, zu manipulieren oder davor zu fliehen? Kann man das Aufsteigen von Wut nicht einfach sehen und sich seiner bewußt sein? Kann man die Wut >aufblühen< und vergehen lassen? Kann man beobachten, wie sie aufsteigt und dennoch nicht gewalttätig werden? Kann man ihre Energie beobachten, kann man zulassen, daß sie sich entfaltet, und sehen, wie sie wieder vergeht?«

»Sprichst du von der Fähigkeit zu beobachten, wie Wut überhaupt entsteht?«

»Vielleicht hat der Mind den gesamten Mechanismus der Gewalttätigkeit noch nicht verstanden«, sagte Krishnaji.

»Nun, wie kann man etwas beobachten ohne den Beobachter, oderbeobachtet man mit dem Beobachter?«

»Der menschliche Geist hat sich in den Beobachter und das beobachtete Objekt gespalten«, sagte Krishnaji.

»Ich kann beobachten, wie Wut aufsteigt, kann ihre Manifestation beobachten, ohne sie zu beeinflussen - und kann beobachten, wie sie wieder vergeht«, sagte ich.

»Daß du etwas tun kannst.«

»Das ist es, was das erwachte Bewußtsein tut.«

»Nur der Mind, der sieht, daß er nichts tun kann, ist unbewegt. Haben wir nun die Bedeutung des Todes verstanden?«

Kapitel 41: »Lerne, dich selbst völlig loszulassen.«

Am 22. Oktober 1981 traf Krishnaji zusammen mit Asit Chandmal wieder in Delhi ein. Einige Tage zuvor hatte er in Brockwood Park noch krank zu Bett gelegen. Er wirkte sehr zerbrechlich, war dünn geworden und ging wie ein alter Mann mit gebeugten Schultern. Am Nachmittag wollte er uns etwas Wichtiges mitteilen, und so setzten wir uns gegen 16.30 Uhr zusammen. Er erzählte Nandini und mir von seiner schweren Krankheit, die ihn fast einen Monat ans Bett gefesselt hatte. Eines Nachts war er mit dem Gefühl erwacht, vollkommen gesund zu sein. Jedes Organ seines Körpers fühlte sich gesund und vital an. In diesem Moment spürte er, daß die Pforte des Todes sich geöffnet hatte. Er trat hindurch-völlig wach und ganz ruhig; doch dann schloß sich die Tür plötzlich wieder. Er hatte sie nicht geschlossen, es war ganz von selbst geschehen.

Mit ernstem Gesicht sagte er zu mir: »Der Tod kann jeden Augenblick kommen.« Er fragte nach meinem Gesundheitszustand, und ich erzählte ihm, daß ich mich in letzter Zeit nicht besonders wohl

gefühlte hatte. Er sagte: »Du mußt dich wohlfühlen, du mußt mich überleben.« Dann sagte er etwas Seltsames: »Lerne, dich selbst völlig loszulassen.« Er wiederholte es zweimal. Sein Körper zitterte vor Schwäche, doch in seiner Stimme war die Kraft eines Löwen.

Von Delhi aus fuhr er weiter nach Varanasi. Seine erste Rede war außergewöhnlich. Er sprach über »die Lehre als Spiegel, der das, >was ist< reflektiert. Ich lehre die Wahrnehmung der inneren Realität.«

Krishnaji sagte: »Beobachtet; fragt, was ist Religion, was ist Denken? Beobachtet, wie die Gedanken aufsteigen - ohne das ist alles andere Illusion und sinnloses Streben. Der wahrhaft religiöse Mensch versucht zu entdecken und zu verstehen, was Wahrheit ist.

Beobachtet«, sagte er, »erforscht den Ursprung, den Ursprung der Gedanken, die in der Zeit wirken. Seit Jahrtausenden ist der Mensch in Verhaltensmustern, in Wissen gefangen. Diese Muster, dieses Wissen, können ihm keine Freiheit bringen.« Er sprach von der Zukunft des Menschen - von Computern, die die kreativen Fähigkeiten des Gehirns übernehmen würden. Wissenschaftler grübelten über der Erfindung der Superintelligenzmaschine - eines >Muttercomputers<, der weitere Computer konzipieren konnte. In Zukunft würden vielleicht sogar die Götter von Computern erschaffen, würden Intelligenzmaschinen Philosophien entwickeln. »Was wird der Mensch dann sein?« fragte Krishnaji. »Das einzige, was der Computer - im Gegensatz zum Menschen --- nicht kann, ist, in den Abendhimmel schauen.

Der Mensch hat nur zwei Möglichkeiten: entweder er widmet sich nur noch den äußeren Dingen -- Sport, Religion, Ritualen und Vergnügungen - oder er wendet sich nach innen. Das Gehirn hat unendliche Kapazitäten, die heute nur technologisch genutzt werden. Unser Gehirn ist fast ausschließlich mit der Materie beschäftigt. Wenn diese Funktionen von Maschinen übernommen werden, wird es schrumpfen. Einzig Religiosität kann eine neue Kultur hervorbringen; eine Religiosität, die völlig unabhängig von Aberglauben und Ritualen ist. Und deshalb muß man erforschen, was jenseits der Zeit, jenseits des Denkens liegt.«

Jagannath Upadhyaya kam zum Mittagessen. Er hatte gerade ein Stipendium der Nehru-Stiftung bekommen und bereitete sich auf seine erste Auslandsreise vor, die ihn in verschiedene buddhistische Zentren in mehreren Ländern führen sollte. Krishnaji fragte, wie er mit den Akademikern kommunizieren wolle, denn Panditji konnte Englisch zwar verstehen, aber nicht sprechen. Panditji erwiderte, er würde sich mit seinen Gesprächspartnern auf Sanskrit unterhalten. Krishnaji begann ihm Ratschläge zu geben, wie er sich in Europa kleiden solle. Panditji war sprachlos, als Krishnaji Achyut bat, eine Liste von Kleidungsstücken - einschließlich langer wollener Unterhosen - zusammenzustellen, die Upadhyaya mit nach Europa nehmen sollte. Krishnaji war besorgt, daß Upadhyaya unter dem strengen Winter im Ausland leiden könnte.

Dann sprachen wir über die morgendliche Diskussionsrunde. Upadhyaya erzählte, daß seine Freunde, mit denen er über diese Diskussionen gesprochen hatte, zum ersten Mal einen direkten Kontakt zu Krishnajis Lehre spürten. Anfang der fünfziger Jahre, als die Pandits von Varanasi anfangen, Krishnajis Vorträge zu besuchen, behaupteten die Buddhisten, er spreche wie ein Buddhist, die Vedanta-Anhänger dagegen sahen in seiner Lehre eine Strömung des Vedanta. Später meinte Upadhyaya, Krishnaji vertrete eher die Richtung Nagarjunas. Noch später glaubte er, daß Krishnajis Lehre ausdrückte, was Nagarjuna gesagt haben würde, wenn er heute unter uns lebte. Er fand, daß diese Worte unserer Zeit angemessen waren. Doch nach Krishnajis Besuch in Madras vor einem Jahr hatte Panditji seine Meinung erneut geändert. Er konnte nun keine definitive Aussage mehr über Krishnajis Lehre machen, denn er war noch dabei, sie zu ergründen. Krishnaji sagte, er habe über viele Themen gesprochen, und es existierten einige Bücher, die die Leute als »Krishnamurtis Lehren« bezeichneten. »Die Lehren sind nicht die Bücher«, sagte er. »Die einzige Lehre lautete: >Betrachte dich selbst. Erforsche dich selbst- und geh darüber hinaus.< Es geht nicht darum, eine Lehre zu verstehen, es geht darum, dich selbst zu verstehen. Krishnamurtis Worte sollen den Weg zeigen. Das Verstehen deines Selbst ist die einzige Lehre.«

Krishnaji wollte von Upadhyaya etwas über Nagarjunas Weg der Verneinung wissen. Nagarjuna hatte alle Lehren und Glaubenssysteme verworfen - einschließlich der Lehre Buddhas. Das gefiel Krishnaji. Später fragte er Upadhyayaji: »Wie gehst du an ein Problem heran?« Upadhyaya verstand nicht. Krishnaji erklärte: »In der Herangehensweise liegt schon die Antwort, nirgendwo anders.« Jagannath Upadhyaya sagte, er verstehe das nur verbal.

Am 24. November aßen Achyut, Rimpoché Sandup und ich mit Krishnaji zu Mittag. Der Rimpoché war sehr ernst. Wir sprachen über Tibet und die Möglichkeit der Rückkehr des Dalai Lama. Krishnaji stellte Fragen über die verschiedenen Schulen des tibetischen Buddhismus. Plötzlich sagte der Rimpoché:

»In den letzten Tagen bin ich durch tiefe Trauer gegangen. Ich habe meditiert -beobachtet, gelauscht, aber sie bleibt.« Er hatte Tränen in den Augen, und sein Gesicht zeigte tiefen Schmerz. Wir sprachen darüber, was es bedeutete, das Leid festzuhalten oder es zu überwinden. Krishnaji legte plötzlich die Hände über sein Herz und sagte: »Es ist hier.« Ich frage ihn, was er damit ausdrücken wolle, und er antwortete: »Zuerst muß man beobachten, man muß den Mind und seine Funktionsweise sehr genau studieren, man muß lauschen - innen und außen. Daraus entsteht Sensitivität, und diese Sensitivität bringt Einsicht. Nur diese Einsicht kann das Leid vertreiben.«

Am Vortag hatten wir in einer kleinen Gruppe über Zeit und Wissen diskutiert. »Kann das Gehirn frei von Zeit im Sinne psychischen Strebens sein, kann es sich von seiner Abhängigkeit von der psychischen Zeit befreien?« Ich erinnerte daran, daß Krishnajis Lehre sich anfangs hauptsächlich mit der Transformation des Individuums befaßt hatte. Krishnaji sprach vom menschlichen Geist, von der Millionen Jahre alten Geschichte des Menschen, die in den Gehirnzellen gespeichert war, von der Transformation der Gehirnzellen und von der Dringlichkeit einer Revolution des kollektiven Bewußtseins. In den letzten Jahren hatte Krishnaji dem Individuum kaum noch einen Platz eingeräumt; er war über den Menschen und das individuelle Bewußtsein hinausgegangen. Er sprach mit uns über das Universum, und man bekam das Gefühl, daß seine Lehre eine kosmische Dimension angenommen hatte. Er fragte: »In welcher Beziehung steht der Mensch zum Universum?«, und ich fragte ihn, wie schon öfter: »Hat sich deine Lehre gewandelt?« Er überlegte eine Weile, zeigte dann auf den Ganges und sagte: »An der Quelle ist dieser Fluß ein Tropfen - es ist der Ganges.«

Er sprach über die Meditation des Universums und bezeichnete sie als den Ursprung der Schöpfung. Meditation als ein Zustand grenzenloser Weite, in dem die Zeit stillsteht. Oft benutzte er den Ausdruck >zeitlose Ewigkeit<. Er brachte die Logik des Buddhismus in seine Lehre ein, und wenn er an ihre Grenzen stieß, tastete er sich auf unbekanntes Gebiet vor, wobei seine Intelligenz als Suchinstrument diente. »Wir dringen ohne alles in wortloses, endloses Sein vor.«

»Kann man das im Bewußtsein behalten?«, fragte er. »Was ist also Bewußtsein?« Auf einem Spaziergang sagte er zu mir: »Die innere Suche ist unendlich. Du mußt allein sein, alles hinter dir lassen, dann kannst du die Reise ins Unbekannte antreten.« Auch er selbst suchte und forschte noch immer, tastete sich vor und stellte Fragen.

Ein andermal sann er beim Essen über die Unermeßlichkeit der Zeit und ihre Auswirkungen nach. Er fragte: »Ist die innere, psychische Zeit ein Faktum? Existiert der Pfeil der Zeit auch im Innern?« Er sprach vom zerstörenden Aspekt der Schöpfung. »Im Leben gibt es sowohl Schöpfung als auch Zerstörung, und hier ist der Akt des Lauschens das eigentliche Wunder; er ist das Licht in der Dunkelheit. Er bringt Transformation. Kann man sich selbst erforschen, indem man einfach lauscht?« fragte er.

Während seines Aufenthalts in Rajghat sprach Krishnaji über Achtsamkeit. Er fragte uns: »Was bedeutet es, aufmerksam, achtsam zu sein?« Er erklärte, daß die »völlig bewußte Wahrnehmung eines Gedankens uns den gesamten Mechanismus des Denkens enthüllen kann.«

Ich erwiderte, um eine solche totale, umfassende Achtsamkeit zu erreichen, müsse der Mind Tiefe haben - jedesmal, wenn man achtsam war, vertiefte sich diese innere Qualität. Krishnaji stimmte nicht mir überein. »Es ist keine Vorbereitung notwendig«, sagte er.

Daraufhin fragte ich ihn: »Wie hast du diese Wachheit erreicht, woher stammt die Einsicht, daß ein Gedanke das gesamte Denken enthüllen kann?« Krishnaji erklärte, die Gehirnzellen müßten absolut still werden, worauf ich erwiderte, daß im Gehirn von Natur aus die Tendenz zur Bewegung angelegt sei. Seine Forderung, im Gehirn müsse absolute Stille herrschen, lief der Natur des menschlichen Gehirns zuwider.

»Mutation geschieht plötzlich«, sagte Krishnaji. »Die Frage ist nur, wodurch geschieht sie?«

»Biologisch gesehen wird Mutation dann möglich, wenn eine starke Notwendigkeit für eine solche Veränderung besteht oder wenn eine bestimmte Gehirnfunktion aufhört zu existieren, die Gehirnzellen absterben und sich neue Zellen bilden«, bemerkte ich.

»Die Notwendigkeit einer Veränderung schafft die biologische Voraussetzung, das Neue entstehen zu lassen. Da der Mensch durch Wissen nicht transformiert werden kann, frage ich: kann es eine Handlungsweise geben, die nicht auf Wissen beruht?«

Krishnaji's wachsame Energie drang ins Bewußtsein seiner Zuhörer. Ich sagte: »Ich muß den Verstand beobachten, um seine Fallen zu erkennen. Das ist Einsicht.«

Er unterbrach mich. »Nein, du bist eine Traditionalistin. Du meinst, es bedarf jahrelanger Vorbereitung, um das zu sehen. Ich sage, die Wahrnehmung dieses Musters ist Einsicht. Die Einsicht durchbricht das Muster.«

»Das Wort >Einsicht< ist ein interessantes Wort«, erwiderte ich. Es drückt aus: >Sicht in das, was innen ist<. Einsicht heißt, dein Gesicht vom Bekannten abzuwenden.«

Krishnaji erwiderte: »Ja; das Gehirn ist auf ein bestimmtes Muster konditioniert. Rein biologische Notwendigkeit bringt es dazu, das Muster zu durchbrechen. Für die Einsicht, die man braucht, um das zu erkennen, bedarf es weder Übung noch Zeit.«

»Ich spreche nicht von Zeitkontinuität, sondern von Einsicht als Reifungsprozeß des Mind.«

Krishnaji sagte: »Reifungsprozeß ist gleich Zeit. Achte darauf, was deine Worte bedeuten.«

»Du sprichst davon, daß der Mind völlig stillstehen muß. Wenn du eine solche Frage vor zwanzig-Jahren stelltest, bewegten sich meine Gedanken auf diese Frage zu. Das ist heute nicht mehr so. Das Bewußtsein ist still und lauscht. Diese beiden Zustände unterscheiden sich voneinander. Wie kannst du die dazwischenliegenden zwanzig Jahre einfach wegwischen?«

Krishnaji erklärte: »Zeit läßt das Gehirn mehr und mehr abstumpfen. Ich stelle die ganze Vorstellung, durch Zeit irgendwo hinzugelangen, in Frage. Ich akzeptiere >innere Zeit< nicht.«

»Ich meine es nicht im Sinne von >Üben <, sagte ich.

»Aber du betonst die Bedeutung des Zeitfaktors«, erwiderte er.

»Wie fließt der breite Strom dahin? Und doch sind schon die ersten paar Tropfen der Fluß.«

Achyut warf ein: » Du bist so klar und kompromißlos, deine Worte sind so gewaltig, und doch spüre ich, daß in mir etwas ist - eine Blockade, die mich daran hindert, dich zu verstehen.«

Krishnaji erwiderte: »Könntest du dir vorstellen, das Konzept der Zeit aufzugeben? Ich meine nicht den linearen Strom der äußeren Zeit, sondern die psychische Zeit, das innere Streben. Kannst du diese Zeit so vollständig loslassen, daß sie in deinem Gehirn zum Stillstand kommt? Wir sprechen von der psychischen Zeit, der Bewegung von hier nach dort.« Er machte eine Pause. »Kannst du still lauschen?« fragte er. »Kannst du Zeit als Sonnenaufgang und Sonnenuntergang verstehen und sagen, es gibt keine andere Zeit?« Wieder hielt er inne. »Sag nicht einfach >ja<. Kannst du sehen, daß das bedeutet, daß es keine psychische Zukunft gibt? Es bedeutet, daß die Vergangenheit ihre eigene Wirkung hat, aber nicht als zeitliche Bewegung, nicht im Sinne von >Werden<. Ich frage dich >jetzt<. Ich sage, es gibt keine Vorbereitung auf Bewußtheit, kannst du das verstehen? Kannst du es unmittelbar sehen, ohne daß Zeit ins Spiel kommt?«

Ich sagte: »Man kann sehen, daß die Gehirnzellen und die Gedanken eins sind. Seit Jahrtausenden wurden die Gehirnzellen konditioniert, sich in einem bestimmten Muster zubewegen. Vor ein paar Jahren sagte Krishnaji zu mir, die Gehirnzellen könnten sich nicht erneuern, neue Zellen müßten gebildet werden.«

Krishnaji erwiderte: »Transformation kann weder in der alten Zelle noch in den Gedanken stattfinden. Das Neue kann keine Beziehung zum Alten haben. Keine Veränderung, keine Bewegung von einer Ecke des Gehirns in die andere ist Erneuerung. Versucht herauszufinden, ob es möglich ist, die Konditionierung zu durchbrechen und etwas völlig Neues zu entdecken.«

»Das Alte wird durch totale Achtsamkeit transformiert«, sagte ich. »Ich kann nicht mit meinen Gehirnzellen in Kontakt treten, sondern nur mit den Gedanken. Die Aufmerksamkeit muß sich auf die Gedanken richten.« Dann fragte ich: »Wir haben festgestellt, daß der Verstand die natürliche Tendenz zur Bewegung hat. Kann dieser Verstand, der seit Jahrtausenden an Bewegung gewöhnt ist, unbewegt sein?«

»Ja, jetzt treffen wir den Punkt«, sagte Krishnaji. »Kann man die Gehirnzelle als Gedanke sehen? Kann man sehen, daß die Achtsamkeit nur auf die Gedanken gerichtet sein kann, daß Transformation

nicht durch Denken stattfinden kann und nicht damit in Beziehung steht? Das Alte muß verschwinden.«

Ich kehrte nach Delhi zurück. Am 31. Dezember 1981 holte ich Krishnaji und Achyut, die aus Varanasi kamen, vom Flughafen ab. Ich hatte ihnen angeboten, bei mir in der Safdarjung Road Nr. 11 zu wohnen. Es war das erste Mal, daß Krishnaji, Achyut und ich zu dritt in einem Haus lebten, und Krishnaji machte eine Bemerkung darüber.

Am nächsten Morgen gingen wir nach dem Frühstück ins Wohnzimmer, und Krishnaji begann über Mrs. Besant und Leadbeater zu sprechen. Aus seinen Worten sprachen Liebe und Achtung für Annie Besant. Er erzählte, er habe als Kind über außersinnliche Kräfte verfügt - die Fähigkeit Gedanken zu lesen oder zu wissen, was in einem ungeöffneten Brief stand. Er konnte Objekte materialisieren, die Zukunft vorhersagen und hatte Visionen. Er konnte auch heilen, aber er hatte diesen Dingen keine Beachtung geschenkt; sie interessierten ihn nicht. Achyut und ich versuchten, mehr darüber zu erfahren, als Krishnap plötzlich fragte: »Glaubt ihr an Mysterien?«

»Ja«, sagte ich. »Wenn wir mit dir zusammen sind und mit dir sprechen, entsteht eine mystische Atmosphäre.«

Krishnaji antwortete: »Ja, das ist so.«

»Es fühlt sich an, als ob man von einer unsichtbaren Präsenz berührt wird -, man kann es physisch spüren«, sagte ich.

»Es ist im Raum«, sagte Krishnaji. »Ich weiß nicht, ob ihr es spürt -,was ist das?« Erhalte einen seltsamen Ausdruck in den Augen. »Ich muß sehr vorsichtig mit diesen Dingen Umgehen.« Plötzlich hielt er inne, und kurz darauf sagte er: »Fragt ihr, ich werde nicht fragen.«

Ich sagte: »Was ist es?«

»Sei vorsichtig. Wenn wir über diese Dinge sprechen, stellen wir sie uns entweder vor oder...«

»Was geschieht da, hat es etwas mit dir zu tun?«

»Oftensichtlich.« Krishnaji's Stimmung schien sich zu ändern; seine Worte kamen nun aus großer Klarheit, so als ob sie schnell unermessliche Räume in seinem Innern durchquerten. »Ich glaube, es existiert da eine Kraft, mit der die Theosophen in Berührung gekommen waren; aber sie versuchten, sie zu konkretisieren, zu definieren. Sie waren mit etwas in Kontakt gekommen und versuchten dann, das Unfaßbare in ihre Sprache und Symbolik zu übersetzen. Dadurch verloren sie es. Dieses Gefühl begleitete mich mein ganzes Leben hindurch -, es hat nichts ...«...mit dem Bewußtsein zu tun«, ergänzte Achyut. »Nein, nein. Wenn ich darüber spreche, geschieht etwas Gewaltiges. Ich kann nicht danach fragen«, sagte Krishnaji.

Eine wunderbare Stille entstand.

»Alle deine Krankheiten waren irgendwie sonderbar. Nach jeder schweren Erkrankung schien eine neue Energiequelle aus dir hervorzusprudeln«, sagte ich. Wieder entstand eine lange Pause.

Plötzlich fragte Krishnaji: »Wovon sprechen wir?«

»Ist es etwas außerhalb von dir? Etwas, das dich beschützt?« fragte ich zögernd.

»Ja, ja-gar keine Frage-absolut.«

»Ist es jedesmal anders?«

»Nein, nein...«

»Wird es intensiver?« fragte ich.

»Ja, es wird intensiver.« Danach schwiegen wir lange.

Langsam, so als sträube er sich, diese Dinge in Worte zu fassen, sagte Krishnaji: »Kommt es von außen und geschieht innen? Das Universum strömt hinein

und der Körper kann nicht zu viel davon aushalten. Jetzt, während ich spreche, ist es sehr stark, und vor fünf Minuten war es noch nicht da. In meiner Jugend sagten sie zu mir: >Sei wie ein offener Kanal, leiste keinen Widerstand.<

Erst später begann ich, mich zu fragen, wer >sie< waren.«

»Hat es irgendeine Beziehung zu dem Wort Maitreya Bodhisattva?« fragte Achyut.

»Ist der Maitreya Bodhisattva eine Fiktion? War er eine Erfindung von C W, Leadbeater? Lebte der Junge mit diesem Namen im Unterbewußtsein? Oder ist es etwas ganz anderes - etwas, das mit ihrer Indoktrination gar nichts zu tun hat?« Für eine Weile schienen diese Fragen Krishnaji völlig in Anspruch zu nehmen.

»Hat das Wort Maitreya irgendeine Bedeutung für dich?« fragte ich.

»Nein«, antwortete Krishnaji.

Ich insistierte: »Warum sagst du >nein<? Du, der du behauptest, es existiere kein psychisches Gedächtnis, wieso haben die Worte >Maitreya Buddha< eine Wirkung auf dich?«

»Erinnerst du dich an Abanendranath Tagores >Buddha<? Dieses Bild wirkte außerordentlich stark auf den Jungen. Er wußte nicht, was Buddhismus ist.« Nach einer Pause fuhr er fort: »Aber die Schwingung des Buddha war immer da. Ein Gefühl von Größe und Weite.«

»Ein Gefühl von Größe und Weite? Können wir einmal dabei bleiben? Ist diese Schwingung außerhalb von dir, oder ist sie in deinem Innern? Ist der Körper nicht in der Lage, sie auszuhalten?«

»Denkt nicht, daß ich verrückt bin. Nie zuvor habe ich mich gefühlt wie jetzt -, der Kosmos ist so nahe, daß ich das Gefühl habe, mein Kopf steckt darin. Klingt das verrückt?« fragte Krishnaji schüchtern.

»Willst du damit sagen, daß alle Grenzen verschwunden sind?«

»Wißt ihr, die Worte >Buddha< oder >Maitreya< haben ihre Bedeutung verloren. Ich glaube, jegliche verbale Definition ist verschwunden.«

»Du sprachst davon, dem Universum ganz nahe zu sein?«

Krishnaji lachte. » Ja, mein Kopf steckt darin.«

»Das hört man aus deinen Vorträgen heraus. Deine Lehre scheint sich in eine kosmische Dimension zu bewegen«, meinte ich.

Daraufhin sagte er etwas Sonderbares: »Vielleicht hat es überhaupt nichts zu bedeuten. Vielleicht strecke ich nur meine Fühler aus und taste ein wenig herum. Ich weiß es letztendlich nicht. In diesem Moment ist der Raum von dieser Energie erfüllt. Was immer >es< ist, es ist lebendig, es pulsiert. Je mehr ich es beobachte, es ist da-dieses Feuer. Ich könnte hier bei euch sitzen und explodieren. Laßt es auf euch wirken; es ist ein Mysterium. In dem Moment, in dem man ein Mysterium versteht, ist es kein Mysterium mehr. Man kann es nicht verstehen, es ist unfaßbar. Es ist, als würde man versuchen, um die Ecke zu schauen. Versteht ihr?

Ich würde dieses Erlebnis gerne ergründen. Versteht ihr? Und doch zögere ich, mich ihm zu nähern. Man kann es nicht berühren. Es ist einfach da. Es ist ein Mysterium. Auf dem Podium ist es etwas anderes - oder vielleicht ist es das gleiche.«

Kapitel 42: »Die Grenzen des Verstandes«

Ende Januar 1984 wohnte Krishnaji in den Sterling Appartements in Bombay. Eines Sonntags, als Nandini und ich mit ihm beim Essen saßen, begannen wir, über Krebs zu sprechen, und ich sagte, daß ich, falls bei mir einmal Krebs in einem späten Stadium entdeckt werden sollte, den Ärzten nicht erlauben würde, meinen Körper mit diesen neuen Behandlungsmethoden zu quälen, die meiner Ansicht nach zerstörerischer waren als die Krankheit selbst. Ich würde mich in so einem Fall auf den Tod vorbereiten. Krishnaji sagte, in einigen westlichen Ländern hätten die Menschen Gesellschaften gegründet, die für das Recht des Menschen, sterben zu dürfen, eintraten. Es gab sogar eine Broschüre, die über die einfachsten Methoden, Selbstmord zu verüben, informierte. Darin würde empfohlen, eine große Dosis Schlaftabletten einzunehmen, und dann eine Plastiktüte über den Kopf zu stülpen und mit einem Gummiband am Hals abzudichten. Die Person konnte das Gummiband ein wenig lockern und Luft in die Plastiktüte lassen, wenn sie Erstickungsgefühle bekam, aber wenn die Tabletten anfangen zu wirken, würde die Hand herunterfallen, und am nächsten Morgen wäre alles vorbei. Nandini wurde plötzlich ganz bleich, und geistesabwesend sagte sie: »Nein, nein.« Wir schauten sie an, und ich fragte sie ein wenig scharf, weshalb sie so reagierte. Hatte sie je daran gedacht, Selbstmord zu begehen? Sie zögerte, nahm sich zusammen und sagte nach einer langen Pause: »Einmal. Als Krishnaji vorhin sprach, bekam ich Erstickungsgefühle.«

Wir begannen über Angst zu sprechen. Ich fragte Krishnaji, ob er je Angst verspürt hätte. Er dachte eine Weile nach und sagte dann: »Nachts kann viel geschehen; die Dunkelheit lädt viele Dinge ein.« Er hatte in seinem Leben keine Furcht gekannt, aber das »Böse« kannte er wohl. Das Böse existierte und wartete stets darauf, einen kleinen Spalt zu finden, durch den es eindringen konnte.

Krishnaji sagte: »Angst zieht das Böse an, und wenn man darüber spricht, lädt man es ein.« Plötzlich veränderte sich sein Gesichtsausdruck, er wirkte völlig abwesend. Er schlang die Arme um sich selbst und zog sich ganz in sich zusammen. Dann sagte er: »Spürt ihr es im Raum?« Die

Atmosphäre im Zimmer war geladen. Dann sagte Krishnaji: »Bevor wir schlafen gehen, muß ich es austreiben. Dieser Ort muß geschützt werden.« Er sagte nicht, was er tun würde, aber es mußte etwas getan werden. Kurz darauf stand er auf und ging in allen Zimmern umher. Inzwischen waren Devi und Ghanshyam, Nandinis Kinder, nach Hause gekommen. Sie spürten, daß etwas in der Luft lag und kamen nicht ins Eßzimmer, wo wir saßen. Ein wenig später kam Krishnaji zurück. Er wirkte ruhig, sein Gesicht sah sehr schön aus, und seine Augen waren klar. Was auch immer im Raum gewesen sein mochte, es war vollkommen verschwunden.

Nandini und ich hatten im Laufe der Jahre oft über Krishnajis Einstellung zu Gut und Böse gesprochen. Er hatte zu uns gesagt: »Das Böse ist Realität. Liebt euch nicht damit ab. Ihr solltet nicht einmal in Gedanken damit spielen, Darüber nachdenken heißt es einladen. Haß und Eifersucht ziehen das Böse an, Deshalb ist es wichtig, daß Körper und Geist still sind und daß ihr, falls starke Gefühle in euch aufkommen, ständiger Beobachter bleibt. Das Zerstörerische ist immer nur einen Schritt entfernt. Ganz gleich, wer ihr seid.« Im Laufe der Jahre hatte ich beobachtet, daß Krishnaji immer auf ganz typische Weise reagierte, wenn Menschen in seiner Nähe starke Gefühle ausdrückten, oder wenn über das Böse gesprochen wurde: Seine Stimme veränderte sich, seine Augen blickten nach innen, sein Körper zog sich zusammen, und die Atmosphäre wurde schwer, um sich jedoch schon wenige Augenblicke später wieder vollkommen zu entspannen.

Für ihn gab es so etwas wie eine Quelle des Guten, aber das Dunkle lauerte ebenfalls. Er sagte, diese beiden Kräfte stünden nicht miteinander in Beziehung. Das Böse versuchte ständig an Boden zu gewinnen, und deshalb war es wichtig, achtsam zu sein. »Habt ihr schon einmal eine Katze beobachtet, die vor einem Mauseloch lauert? Beobachtet jedes starke Gefühl auf diese Weise, ohne die Augen abzuwenden«, pflegte er zu sagen.

Im Sommer 1982 hielt ich mich zum *Festival of India*, an dessen Organisation ich beteiligt war, in London auf. Später fuhr ich nach Brockwood Park und verbrachte eine Woche bei Krishnaji. Einmal diskutierten wir über Einsicht und Bewußtsein. Er sprach über den indischen Geist - den Hort der Mythen. Ich sagte: »Das Denken des modernen Menschen hat kein Gewicht, keine Tiefe.« Er erwiderte: »Man muß ein spirituelles Bewußtsein besitzen, kein oberflächliches westliches oder östliches Denken. Einsichten stärken den Verstand. Die meisten Menschen sind überzeugt, einen starken Verstand zu haben, aber mit einem starken Verstand kann man nicht suchen. Es geschehen seltsame Dinge. Ich wache nachts auf, und in meinem Innern findet eine ungeheure Aktivität statt. Ich spüre jede Zelle meines Körpers leben, tanzen, pulsieren.«

Ich fragte Krishnaji, ob er die Vorstellung akzeptiere, daß es ein indisches Bewußtsein gibt. Der indische Mind mag die gleichen Tendenzen, die gleiche Gier, Eifersucht und Wut in sich tragen wie der westliche Mind, und dennoch waren die beiden von Grund auf verschieden. Ich sagte, daß der Osten und der Westen sich durch ihre unterschiedlichen Konditionierungen ergänzten.

Krishnaji erwiderte, er habe in Indien einen ständig wachsenden Materialismus beobachtet. Dann fragte er mich: »Was liegt den Menschen im heutigen Indien am Herzen?« Ich antwortete, das sei schwer zu sagen. Die vergangenen Jahre hatten große Veränderungen mit sich gebracht. Die Gewalttätigkeit nahm ebenso zu wie der Materialismus; das Konsumdenken und das technologische Zeitalter waren ins indische Bewußtsein vorgedrungen und begannen, auch unsere Umwelt zu verändern.

Dann fragte Krishnaji, worin sich meiner Meinung nach der grundlegende Unterschied zwischen westlichem und östlichem Denken zeige. Das indische Denken hatte seit Jahrtausenden in der Tiefe geforscht, aber es besaß nicht diese Präzision, diese Fähigkeit, eine Abstraktion in eine konkrete Lösung umzuwandeln. Der westliche Verstand dagegen hatte diese Präzision und wurzelte in Logik und Vernunft; er hatte sich dem Äußeren zugewandt und sich die Veränderung der Umwelt zum Ziel gesetzt. Krishnaji sagte, die Technologie trage wahrscheinlich dazu bei, den indischen Geist aus seinen Höhen auf den Boden zu holen. Er fragte sich jedoch, ob so etwas wie westliches oder östliches Denken überhaupt existiere. »Es gibt nur >Denken<, obwohl seine Ausdrucksformen variieren mögen. Haben die Inder einen Hang zur inneren Suche?« »Ja«, sagte ich. »Genau wie der westliche Mensch dazu neigt, in der Außenwelt zu agieren. Die Innenwelt war das Anliegen des indischen Geistes.«

»Das Anliegen einiger weniger Menschen«, warf Krishnaji ein.

»Aber es sind diese wenigen, die die Kultur hervorbringen. Wie entsteht eine Kultur?« fragte ich.

Wir versuchten zu ergründen, was die Menschheit gespalten hatte. Was hatte dazu geführt, daß sich so etwas wie ein östliches und ein westliches Denken entwickelt hatten? Krishnaji sprach von klimatischen Bedingungen, von politischen Richtungen und dem starken Interesse an weltlichen Dingen, die im Westen zu einer wissenschaftlichen Art des Denkens geführt hatten. Indien, mit seiner jahrtausendealten Zivilisation, hatte einem religiösen Leben und der inneren Suche stets den höchsten Wert beigemessen.

»Irgendwann im Laufe der Geschichte haben sich die Menschen der gleichen Rasse geteilt und in verschiedene Richtungen entwickelt«, sagte ich. »Der Westen widmete sich der Entdeckung der Außenwelt. Das führte zu bedeutenden Erkenntnissen auf den Gebieten von Wissenschaft und Technik. In Indien fand ebenfalls ein Dialog mit der Natur statt, aber er war von anderer Art.«

»Willst du damit sagen«, fragte Krishnaji, »daß die Menschen in Indien sich mehr mit religiösen Dingen beschäftigen als die Menschen im Westen? In Indien ging das spirituelle Interesse seit jeher sehr tief, und in der indischen Tradition galten Selbsterkenntnis und die Suche nach der Wahrheit, nach dem kosmischen Prinzip, stets als höchste Werte.«

»Der Inder ging mit einer gewissen Flexibilität auf die innere Suche. Die großen Einsichten des Westens und Ostens unterscheiden sich voneinander«, sagte ich.

»Im Osten bilden Zweifel und Skeptizismus die Grundlage der spirituellen Suche, im Westen ist es dagegen der Glaube«, bemerkte Krishnaji. »Heute befinden sich beide Kulturen in einer Krise«, sagte ich.

»Würdest du einen Unterschied zwischen Bewußtsein und Kultur machen?«

»Nein, sie sind das gleiche«, erwiderte Krishnaji.

»Die Krise zeigt sich an der Wurzel des menschlichen Bewußtseins. Viele Menschen spüren eine innere Unzufriedenheit und wenden sich anderen Kulturen zu.«

»Ich frage mich, ob sie bei ihrem Bestreben, die materialistische Denkweise hinter sich zu lassen, nicht in Aberglauben verfallen oder romantischen Vorstellungen und Gurus zum Opfer fallen. Falls sich das menschliche Bewußtsein, so wie es ist, in einer Krise befindet, stellt sich die Frage, ob diese Krise bewältigt werden kann -, oder ist es einfach so, daß Menschen niemals ihre Grenzen überschreiten können?«

»Das Äußere und das Innere, das Materielle und die innere Suche, sind wie Spiegelbilder«, sagte ich. »Kann man diese beiden Dinge zusammenbringen, damit der Mensch überleben kann? Kann eine menschliche Kultur entstehen, die sich auf beide Seiten stützt und beide einbezieht?«

»Was meinst du mit dem Wort >Kultur?« fragte Krishnaji.

»Alles, was das Gehirn in sich trägt«, antwortete ich.

»Das Ausbilden des Gehirns und die Verfeinerung seiner Strukturen, das Training durch Aktion, Verhaltensweisen, Beziehungen und darüber hinaus ein Suchen und Forschen, das uns in eine vom Denken unberührte Dimension führt -, ich würde sagen, das ist Kultur«, bemerkte Krishnaji.

»Würdest du diese innere Suche auch unter dem Begriff >Kultur< einordnen? Ist Kultur nicht etwas Feststehendes, ein geschlossenes System?«

»Du kannst es dazu machen, oder du kannst darüber hinausgehen«, sagte Krishnaji.

»So wie sie ist, ist die Kultur ein geschlossenes System«, erwiderte ich.

»Was ist Kultur?« fragte Krishnaji noch einmal.

»Wahrnehmungen, die Art, wie wir Dinge betrachten, Gedanken, Gefühle, Einstellungen; die Aktivität der Sinne. Du kannst die Liste fortführen«, sagte ich.

»Nimm noch Religion und Glauben dazu.«

»Der Inhalt kann zunehmen, aber er bleibt innerhalb eines bestimmten Rahmens. Würdest du auch die spirituelle Suche der Kultur zuordnen?« fragte ich.

»Natürlich«, sagte Krishnaji. »Ich forsche und frage-zögernd und skeptisch -, ob das Gehirn sich in Tausenden von Jahren weiterentwickelte, indem es Verzweiflung und unaussprechliches Leid erlebte und durch alle möglichen Formen religiösen Strebens versuchte, seinen eigenen Ängsten zu entfliehen, und ob dieses Gehirn seine ureigensten Strukturen verändern kann? Kann es seine eigene Mutation bewirken? Andernfalls kann niemals etwas Neues, eine neue Kultur entstehen.«

»Kann diese Mutation auch durch etwas anderes bewirkt werden, falls das Gehirn sie nicht in sich selbst auslösen kann?« fragte ich.

»Die Hindus stellten schon vor Jahrtausenden die Frage, ob es eine äußere Instanz gibt, das >Höchste Prinzip<, die auf das konditionierte Gehirn einwirken kann«, sagte Krishnaji.

»Oder kann es etwas innerhalb des Gehirns erwecken?« fragte ich.

»Es gibt zwei Möglichkeiten: Entweder, es gibt eine äußere Instanz, eine Energie, die auf das Gehirn einwirken kann, oder das Erwachen, die Transformation, findet innerhalb der Gehirnzellen statt.« Krishnaji fuhr fort, sich mit der Frage zu beschäftigen, ob eine äußere Instanz existierte, die eine Mutation in den konditionierten Gehirnzellen bewirken konnte.

Ich lauschte aufmerksam, schaute nach innen, und meine Antwort kam aus diesem Lauschen hervor. »Tatsache ist, daß die natürliche Energie, der natürliche Energiefluß die Gehirnzellen nur selten erreicht. Wir haben so viele Hindernisse errichtet, daß die natürliche, kreative Energie niemals durchzudringen scheint.«

Plötzlich fragte Krishnaji: »Worüber sprechen wir eigentlich?«

»Über die Möglichkeit der Entstehung einer menschlichen Kultur, die weder indisch noch westlich ist, in die die Kreativität und Einsicht der gesamten Menschheit einfließt. Die Teilung zwischen innen und außen hört auf. Einsicht ist Einsicht - nicht Einsicht in das Innere oder das Äußere. Wenn das Gehirn das Instrument dazu ist, dann muß sich im Gehirn etwas tun«, sagte ich.

Krishnaji fragte sich, ob es ohne die Vorstellung, daß da eine äußere Instanz existiere und eine Transformation im konditionierten Gehirn bewirke, geschehen könne. Könnte das konditionierte Gehirn sich seiner eigenen Konditionierung bewußt werden, seine eigenen Begrenzungen wahrnehmen und es dabei bewenden lassen?

»Wir versuchen immer, etwas zu tun. Und ich frage: >Ist der Handelnde von der Tat getrennt?< Ich erkenne, daß mein Gehirn konditioniert ist und daß all meine Aktivitäten, meine Beziehungen, begrenzt sind. Ich erkenne, daß die Begrenzung durchbrochen werden muß. Aber es ist das >Ich<, das versucht, die Begrenzung zu überwinden; und das >Ich< ist begrenzt. Es ist nicht von der Begrenzung, die es zu durchbrechen versucht, getrennt. Die Begrenzung des Selbst und die Begrenzung durch Konditionierung sind ein und dasselbe. Das >Ich< ist nicht von seinen Eigenschaften getrennt.«

»Von dem, was es beobachtet?«

»Ein Teil beobachtet den anderen Teil«, erwiderte Krishnaji.

»Du sagst das, aber wir versuchen ständig, auf den anderen Teil einzuwirken«, sagte ich.

»Das ganze Leben ist so. Das Gehirn ist durch die Vorstellung konditioniert, daß der Handelnde von der Handlung getrennt ist. Also setzt sich die Konditionierung fort. Aber wenn man erkennt, daß der Handelnde die Handlung ist, dann verändert sich die gesamte Perspektive. Unsere Frage lautet, Pupilji, was bewirkt eine Veränderung im Gehirn des Menschen?«

»Das Wesentliche ist doch: Wodurch wird die Trennung aufgehoben?«

»Der Mensch ist seit Jahrmillionen der gleiche; psychologisch gesehen sind wir noch genauso primitiv, wie wir immer waren. im Grunde haben wir uns kaum verändert. Wir bringen uns noch immer gegenseitig um, wir streben nach Macht, nach Status; wir sind korrupt. Auf der psychischen Ebene unterscheiden sich die heutigen Menschen nicht von ihren Vorfahren. Was kann der Menschheit helfen, das zu verändern?«

»Erkenntnis«, sagte ich.

»Verhindert die sogenannte Kultur Erkenntnis?« fragte Krishnaji. Er meinte, daß nur einige wenige Menschen in Indien sich wirklich um Erkenntnis bemüht hätten; die anderen waren Nachahmer. »Tradition ist etwas Totes, und Indien lebt mit diesem Leichnam. Auch hier ist die Tradition sehr mächtig.«

»Im Westen leben die wenigen, die tiefen Einblick in die Wissenschaften haben«, sagte ich.

»Ja, aber was wird die Menschen dazu bringen, sich selbst zu transformieren? Es gibt kulturelle Ansätze, bestimmte Veränderungen im menschlichen Verhalten zu bewirken. Die Religionen sagen von jeher: >Töte nicht<, aber der Mensch tötet. Es gibt Gebote, Sanktionen, und wir tun genau das Gegenteil«, sagte Krishnaji.

»Kulturen sind untergegangen.«

»Das ist es, was ich herausfinden möchte. Ich möchte wissen, ob der Mensch keinen Halt mehr in seinen Kulturen findet, weil sie bedeutungslos geworden sind. Also ist er nun orientierungslos. Wodurch kann eine Transformation in den Gehirnzellen stattfinden?« Krishnajis Stimme bekam etwas Leidenschaftliches.

»Wir haben festgestellt, daß die indische Matrix, das indische Denkmuster, sich von der westlichen Matrix unterscheidet. Aber das Problem ist das gleiche. Wie kann im menschlichen Raster, im menschlichen Gehirn, ein Quantensprung stattfinden?« fragte ich.

»Schließlich leiden die Inder ebenso wie die Europäer; die Verzweiflung, das menschliche Elend ist überall gleich. Vergessen wir also Osten oder Westen und betrachten, wodurch diese Transformation verhindert wird.«

»Gibt es irgendeine andere Möglichkeit als die, die unmittelbare Realität wahrzunehmen?«

»Darüber sprechen wir bereits seit Jahren. Die unmittelbare Realität ist wichtiger als Ideale und Vorstellungen. Die idealen Konzepte sind völlig wertlos, denn sie entfernen sich von dem, >was ist<, aber anscheinend ist es ungeheuer schwer, keine Ideale zu haben«, sagte Krishnaji.

»Kommt die Bewegung des Verstandes zum Stillstand, wenn man das, >was ist<, wahrnimmt?« fragte ich.

»Das meine ich doch. Wenn man sehr achtsam ist, sehr genau beobachtet, dann bringt diese Wahrnehmung selbst die Veränderung hervor. Menschliches Leid ist nicht >westlich< oder >östlich<. Wir versuchen immer, dem Leid zu entfliehen. Können wir die Tiefe und Bedeutung des Leides verstehen lernen? Nicht intellektuell verstehen, sondern tatsächlich in das Wesen des Leides eintauchen? Es ist nicht dein Leid oder mein Leid -, was hält uns also davon ab, tief in unserem Innern zu forschen?

»Du gebrauchst die Worte >eintauchen<, >im Innern forschen<. Beides impliziert Bewegung-und doch sprichst du davon, daß die Bewegung zum Stillstand kommen muß.«

»Natürlich ... natürlich ... Bewegung ist Zeit ... Bewegung ist Denken. Die Bewegung muß zum Stillstand kommen. Kann sie wirklich enden oder denken wir nur, sie kann enden? Wir spalten den Forschenden von dem, was erforscht wird, ab. Das ist mein Einwand - das ist das Haupthindernis.«

»Wenn du von forschen sprichst - meinst du damit >wahrnehmen<?« fragte ich.

»Wahrnehmen, beobachten«, antwortete er. »Was wird die Menschen dazu bringen, sich zu ändern? Kurz gesagt, was wird diese unglaubliche Brutalität beenden? Wer wird sie beenden? Kein Politiker, kein Priester und auch nicht die Leute, die von Umweltschutz sprechen, die Ökologen und so weiter. Sie können den Menschen nicht ändern. Wer wird ihn ändern, wenn er es nicht selbst tut? Die Kirche hat nicht vermocht, den Menschen zu ändern. Die Religionen haben versucht, die Welt zu verändern, den Menschen menschlicher zu machen, ihn intelligenter, liebevoller zu machen. Es ist ihnen nicht gelungen.«

»Wir wissen das, Krishnaji, aber das allein bringt den Menschen nicht dazu, zu sehen, >was ist<<, sagte ich.

»Wie kann er diese Wahrnehmung erlangen? Vielleicht hast du sie -, aber wenn ich sie nicht habe -, welche Wirkung hat deine Wahrnehmung auf mich? Ich will eine grundlegende Frage stellen: Warum sind die Menschen -- nach Jahrtausenden - noch so, wie sie immer waren? Warum ist eine Gruppe gegen eine andere, ein Stamm gegen einen anderen, eine Nation gegen eine andere? Wird eine neue Kultur eine Änderung bewirken? Will der Mensch sich überhaupt ändern? Oder ist er der Meinung, es sei alles in Ordnung, die Evolution werde den Menschen schon irgendwann ändern, und inzwischen bringen wir uns gegenseitig um.«

»Was bedeutet es, einem Ereignis im Hier und Jetzt zu begegnen?« fragte ich.

»Was ist ein Ereignis? Ein Ereignis ist das, was geschehen ist und das, was jetzt geschieht. Das Geschehen in diesem Moment und das, was bereits geschehen ist, ist Realität. Ich will mich klar ausdrücken: Wenn wir die Realität sehen, die Realität von gestern oder von letzter Woche, dann ist das Ereignis zwar vorbei, aber ich erinnere mich daran; die Erinnerung ist im Gehirn gespeichert. Was ich im Hier und Jetzt tue, ist auch Realität, die von der Vergangenheit gefärbt ist; von der Vergangenheit gesteuert wird. Kann ich das einfach sehen; kann ich das ganze einfach sehen, wie es ist?«

»Würdest du sagen, wenn man diesen gesamten Komplex als Faktum sieht, sieht man, ohne Ballast anzusammeln?«

»Man sieht ohne Vorurteil.«

»Ohne Schleier, die die Realität vernebeln.«

»Das ist richtig. Was heißt das also?«

»Man verwirft alle Reaktionen oder Antworten, die automatisch aufsteigen.«

»Man negiert alle Erinnerungen...«

»Die daraus hervorgehen«, unterbrach ich.

»Ist das möglich?«

»Das ist möglich. Durch diese Achtsamkeit kommt der Fluß zum Stillstand.«

»Das heißt, kann das Gehirn so achtsam sein, daß dir das Ereignis, das letzte Woche geschah, bewußt wird? Du hörst auf, die Erinnerung mit dir herumzuschleppen. Aber, was geschieht, ist: Mein Sohn ist tot, und ich leide. Und die Erinnerung an diesen Sohn ist so tief in mein Gehirn eingebrennt, daß ständig dieser Schmerz in mir aufsteigt -, die Erinnerung verursacht den Schmerz.«

»Daraus geht der Schmerz hervor. Achtsamkeit beendet nicht nur den Schmerz, sondern auch sein Aufsteigen.« Ich tastete mich vor.

»Schau es dir ein wenig genauer an«, sagte Krishnaji. »Was bedeutet das? Mein Sohn ist tot. Ich erinnere mich an ihn und denke daran, wie er neben dem Klavier oder dem Kamin stand. Da ist diese ständige Erinnerung, sie kommt und geht.«

»Hat das Negieren des Schmerzes und seine Auflösung nicht eine direkte Wirkung auf das Gehirn?« fragte ich.

»Was bedeutet das? Mein Sohn ist tot. Das ist eine Tatsache. Ich kann diese Tatsache nicht ändern. Er ist gegangen. Es klingt grausam, aber er ist verschwunden. Doch ich trage ihn die ganze Zeit mit mir herum. Nicht wahr? Das Gehirn hält ihn als Erinnerung fest und trägt ihn die ganze Zeit mit sich herum. Ich lebe von Erinnerungen, toten Gebilden. Erinnerung ist nicht das, >was ist<. Einmal muß es zu Ende sein. Mein Sohn ist nicht mehr. Das heißt nicht, daß ich meine Liebe zu ihm verneine.«

»Aber, was bleibt?«

»Kann ich das sagen, ohne dich zu schockieren? Nichts! Mein Sohn ist gegang. gen-, und das Anerkennen dieser Tatsache bedeutet nicht, daß ich grausam bin oder meine Liebe verneine. Nicht die Liebe für meinen Sohn endet, sondern die Identifikation von Liebe mit meinem Sohn.«

»Du machst einen Unterschied zwischen Liebe zu deinem Sohn und Liebe.«

»Wenn ich meinen Sohn im tiefsten Sinne des Wortes liebte, dann liebe ich die Menschheit. Wenn ich meinen Sohn liebte, liebe ich die ganze Welt. Ich liebe die Erde, die Bäume, das ganze Universum. Was geschieht, wenn wir die Realität, das, >was ist<, klar wahrnehmen - ohne Verzerrung, ohne zu flüchten? Kann man sie total wahrnehmen? Ist das möglich? Wenn ich mich verliere, bin ich verloren. Es ist ein großer Schock, und im Moment des Todes kannst du der Person, die diesen Schmerz erlebt, nichts sagen. Aber wenn sie aus ihrer Verwirrung, ihrer Einsamkeit, Verzweiflung und Trauer wieder auftaucht, wird sie vielleicht bewußt genug sein, um die Realität sehen zu können.«

Ich fragte ihn, ob die Wahrnehmung der Realität, >wie sie ist<, ausdauerndes, bewußtes Beobachten erfordere. »Einem Menschen, der nie gelernt hat zu beobachten, kannst du nicht sagen, er solle aufhören zu leiden. Das wäre grausam. Aber ein Mensch, der sich mit dem Tod beschäftigt hat, der beobachtet hat und sieht, daß die gesamte Menschheit mit diesem Problem konfrontiert ist, ein Mensch, der empfänglich und sensitiv ist, will eine Antwort finden.«

»Sir«, begann ich, »auf dieser Ebene scheint es sehr einfach...«

»Wir müssen es auf einer einfachen Ebene halten, wir dürfen keine intellektuellen Theorien und Vorstellungen hineinbringen.«

»Macht das Einfache dem Verstand Angst?« fragte ich.

»Wir sind so hochintellektuell. Unsere Erziehung, unsere Kultur lehrt uns, die Dinge kompliziert zu machen. Vorstellungen und Ideen nehmen einen großen Raum ein. Sie erscheinen uns so wichtig...«

»Für dich besteht der Gipfel der Kultur in der Auflösung des Selbst. Wenn du von der Auflösung der Erinnerung sprichst, meinst du im Grunde die Auflösung des Selbst.«

»Ja, aber die Auflösung des Selbst wurde zu einem Konzept, und wir beten eine Vorstellung an. Das geschieht auf der ganzen Welt. Konzepte sind Gedankenkonstrukte. Was kann die Menschen überall auf der Welt dazu bringen, sich nicht nach meiner Vorstellung oder deiner Vorstellung, sondern so zu verhalten, daß sie nicht töten, sondern liebevoll sind? Bisher hat nichts dahin geführt. Wissen hat dem Menschen nicht geholfen.«

» So wie der Mensch lebt, ist die Angst sein ständiger Begleiter.«

»Und der Mensch möchte wissen, was die Zukunft bringt«, sagte Krishnaji.

»Aus seiner Angst heraus?« fragte ich.

»Weil er in so vielen Dingen Sicherheit sucht, aber all diese Dinge versagen, und er hat das Gefühl, daß irgendwo Sicherheit sein muß.« Er machte eine 1 Pause. »Ich frage, ob es Sicherheit gibt - irgendwo?«

»Wie wirkt sich die Auflösung der Erinnerung auf die Gehirnzellen aus?« fragte ich.

»Ich würde das Wort >Einsicht< benutzen. Einsicht hat nichts mit Gedächtnis, Wissen oder Zeit zu tun, die alle mit Gedankenaktivität verbunden sind. Ich würde sagen, Einsicht ist die völlige Abwesenheit von Gedankenaktivität, Zeit und Erinnerung. Sie ermöglicht direkte Wahrnehmung. Kann ich erkennen, daß wir in den vergangenen zehntausend Jahren nach Norden gegangen sind, daß unser Gehirn daran gewöhnt ist, nach Norden zu gehen? Und auf einmal kommt jemand und sagt: >Das führt dich nirgendwohin. Geh nach Osten.< Wenn ich mich dann nach Osten wende, verändern sich die Gehirnzellen. Wenn ich erkenne, daß die gesamte Gedankenaktivität begrenzt ist, daß ich meine Probleme nicht durch Denken lösen kann, höre ich auf, in Richtung Norden zu gehen. Die Auflösung des Selbst bedeutet das Ende einer jahrtausendealten Gewohnheit. Das ist Erkenntnis. Das bewirkt eine Änderung oder Transformation im Gehirn. Ich glaube, man sieht das sehr deutlich, aber wird diese Wahrnehmung die Menschheit verändern? Was wird meinen Sohn, meine Tochter dazu bringen, sich zu ändern? Sie lesen dies und machen weiter wie zuvor. Ist das Alte so stark? Ich habe in den vergangenen tausend Jahren an mich selbst gedacht, und ich denke noch immer an mich selbst. Ich habe das Gefühl, daß ich mich selbst verwirklichen muß. Das ist meine Konditionierung. Das ist meine Tradition. Ist die Vergangenheit so ungeheuer stark? Und die Vergangenheit reinkarniert sich in einem fort. Ist das Teil der Kultur-in unserer Gewohnheit fortzufahren?«

»Ich würde sagen, es ist Teil der Kultur«, sagte ich.

»Schau es dir an. Ich habe das sehr genau beobachtet. Wie stark die Tradition doch ist. Ich meine Tradition im Sinne von Fortsetzung der Vergangenheit, die sich durch ihre eigene Schwungkraft fortsetzt. Das sind wir. Unsere Kultur, unsere religiösen Konzepte sind unsere Tradition. Was soll das Gehirn also tun?«

»Ich glaube, Sir, wir sprechen vom Beobachten der Gedanken, aber das ist eine völlig andere Angelegenheit, als der Zustand der direkten Wahrnehmung.«

»Das ist Denken, das sich seiner selbst bewußt ist. Es ist wichtig, zu sehen, daß die Welt immer oberflächlicher geworden ist, immer geldorientierter, immer mehr mit dem >ich, ich, ich< identifiziert.«

»Es ist so leicht, aus dem, was du sagst, ein Konzept zu machen. Aber kann es auch lebendige Kultur geben, eine Kultur, die lebendig ist, weil sie aus Einsicht entsteht?«

»Ich würde nicht das Wort >Kultur< gebrauchen.«

»Du fingst doch an, mit dem Wort >Kultur< etwas zu umschreiben, das mehr als Kultur im herkömmlichen Sinne umfaßt -vielleicht eine Kultur des Bewußtseins. Was geschieht in einem solchen Zustand mit all den Zivilisationen, die die Welt je gesehen und gekannt hat und deren Erbe wir noch immer in uns tragen?«

»Du fragst, mit anderen Worten, Pupulji, >was ist Freiheit<? Sind wir uns bewußt, daß wir Gefangene unserer eigenen Phantasien sind?«

»Ich glaube, ja.«

»Falls wir uns dessen bewußt sind- sie sind ausgebrannt.«

» Du akzeptierst kein Übergangsstadium. Das ist das Problem.«

»Der Mensch, der gewalttätig ist und versucht, in einem Übergangsstadium weniger gewalttätig zu sein, ist dennoch gewalttätig.«

»Nicht unbedingt. Ist in dem, was du sagst, nicht auch die ganze Bewegung von Zeit und Denken enthalten?«

»Und das bedeutet? Denken ist begrenzt. Ich weiß, daß das Denken, des eich selbst erforscht, begrenzt ist.«

»Der Unterschied ist: Vielleicht erkenne ich das, aber vielleicht besitze ich nicht genügend Achtsamkeit, diese Erkenntnis in meinem Alltag lebendig zu erhalten. Vielleicht reicht meine Achtsamkeit, meine Aufmerksamkeit nicht aus.«

»Diese Leidenschaft, diese Energie wird weder durch Gedanken, noch durch irgendeine andere Aktivität aufgelöst; diese Energie steigt auf, wenn wir das Leid verstehen. Wo das Leid endet, beginnt die Liebe, das Mitgefühl. Diese Intelligenz, diese Energie kennt keine Depression.«

»Du meinst, daß sie weder steigt noch fällt.«

»Nein, um zu steigen oder zu fallen, mußt du dir bewußt sein, daß es >Steigen< und >Fallen< ist, und wer ist es, der sich dessen bewußt ist...?«

»Ist es denn möglich, diesen Zustand den ganzen Tag aufrechtzuerhalten?« fragte ich.

»Sei einfach bewußt, versuche nicht, ihn aufrechtzuerhalten. Es ist wie ein Duft, der dich umgibt-, es ist einfach da. Du hältst es nicht aufrecht. Deshalb bin ich überzeugt, daß man die gesamte Konditionierung unseres Bewußtseins verstehen muß. Ich glaube, das ist die wirkliche Suche. Wahres Forschen muß ein Erforschen des Bewußtseins, das die gemeinsame Basis der gesamten Menschheit darstellt, sein. Aber das tun wir nie. Wir sagen nie: >ich will dieses Bewußtsein, das >ich< bin, erforschen<. Sich vom >Selbst< zu befreien, ist eine der schwierigsten Aufgaben überhaupt, denn das >Ich< versteckt sich unter verschiedenen Felsbrocken, in verschiedenen Felsspalten.«

Kapitel 43: »Wie weit kann man reisen?«

Am nächsten Morgen kam Krishnaji herein, als ich, wie gewöhnlich, meine erste Tasse Tee trank. Wir begannen uns zu unterhalten. Am Nachmittag sollte eine Diskussionsrunde stattfinden, und Krishnaji sagte: »Pupul, könnten wir bis zu den Grenzen des Verstandes diskutieren und darüber hinausgehen?«

Er schien in gehobener Stimmung zu sein. Ich hatte eine schlimme Erkältung und fühlte mich an diesem Morgen nicht sehr aufnahmefähig. Ich dachte weder über das Thema der heutigen Gesprächsrunde nach, noch versuchte ich, mich auf unsere Unterhaltung zu konzentrieren.

Später, als Krishnaji mir am Tisch gegenüber saß, wußte ich noch immer kaum etwas zu sagen. Doch auf einmal begann ich zu sprechen, und die Worte sprudelten nur so aus mir heraus, als wären sie mir eingegeben worden. Ich sprach flüssig, leicht, und was ich sagte, hatte Tiefe. Ich erzählte ihm, daß ich kürzlich von einer Rakete gelesen hatte, die bis zu den äußersten Grenzen des Universums fliegen könnte; ihre Reise würde niemals enden, es gäbe keine Reibung, keine Zeit und deshalb auch kein Ende. Ich fragte Krishnaji: »Gibt es in der Natur des Selbst, im menschlichen Geist, im menschlichen Gehirn einen inneren Raum? Gibt es auch im Innern der Natur unendliche, grenzenlose Räume?«

»Fragst du, ob es im menschlichen Gehirn - ich möchte einen Unterschied zwischen >Geist< und >Gehirn< machen-, ob es da einen unendlichen Raum gibt oder geben kann, eine Ewigkeit jenseits der Zeit? Wir könnten darüber spekulieren, aber Spekulation ist nicht Realität.«

»Aber die Erforschung des äußeren Raumes wurde doch auch nur möglich, weil die Menschen glaubten, daß sie möglich sei. Wenn wir nicht etwas postulieren, können wir nicht forschen und beweisen, daß es so ist«, sagte ich.

»Spekulieren wir, oder gehen wir der Frage, ob ein solch unendlicher Raum, eine Dimension jenseits der Zeit, eine ewige Strömung existiert, wirklich auf den Grund?«

»Um das zu ergründen, müssen wir die Frage postulieren, und das, was dabei herauskommt, bestimmt, ob es sich um Spekulation oder wirkliches Forschen handelt.«

»Wir haben die Frage gestellt, ob das Gehirn herausfinden kann, ob es eine Ewigkeit gibt oder nicht. Wie beginnen wir zu forschen? Wie kann man sich an diese Frage herantasten - eine Frage, die der Mensch schon seit Jahrtausenden stellt? Ist die Menschheit für immer an die Zeit gebunden? Oder trägt das Gehirn --, kann es tatsächlich das Wissen in sich tragen, daß eine Dimension der Ewigkeit existiert?«

»Wie geht man vor? Du begannst damit, einen Unterschied zwischen >Ge. hirn< und >Geist< zu machen. Kannst du das näher erläutern?«

»Das Gehirn ist konditioniert. Diese Konditionierung setzt sich aus Wissen, Erinnerung und Erfahrung zusammen. Das Gehirn ist begrenzt. Um also etwas Neues entdecken zu können, muß eine Zeitlang - wenn auch nur vorübergehend- die Gedankenaktivität zum Stillstand kommen, muß ruhen.«

»Das Gehirn ist etwas Materielles, es hat seine eigene Aktivität.«

»Ja, eine Aktivität, die nicht durch Gedanken hervorgerufen wird«, sagte Krishnaji.

»Für uns war die Funktion des Gehirns gleichbedeutend mit der Funktion des Denkens«, sagte ich.

»Ja, die Aktivität des Gehirns, der Teil des Gehirns, den wir benutzen, wird durch die Gedanken konditioniert. Das Denken ist immer begrenzt, auf Konflikt programmiert. Alles, was begrenzt ist, schafft Konflikte. Der Geist ist eine völlig andere Dimension, die nicht in Verbindung mit dem Denken steht. Laß mich das erklären. Das Gehirn, das als Instrument des Denkens funktioniert, dieses Gehirn ist konditioniert, und so lange dieser Teil des Gehirns in diesem Zustand bleibt, kann keine vollständige Kommunikation mit dem Geist stattfinden. Das heißt, wenn keine Gedankenaktivität stattfindet, findet Kommunikation statt, und das ist eine völlig andere Dimension.«

»Sprichst du von einem Zustand jenseits der Ebene des Denkens?« fragte ich.

»Genau. Das spielt sich jenseits der Ebene von Zeit und Denken ab.«

»Da Zeit und Denken den Kernpunkt dieses Problems bilden, können wir vielleicht dadurch, daß wir das Phänomen Zeit genauer untersuchen, entdecken, in welchem Moment die Unterbrechung möglich ist.«

»Was meinst du mit >Unterbrechung«? fragte Krishnaji.

»Ich spreche nicht von dem >Unterbrecher<, sondern von einem direkten Kontakt, der das Ende der Zeit darstellt. Wird nicht die Zeit aus einer unendlichen Vergangenheit in eine Zukunft ohne Ende projiziert?«

»Nein, die Zukunft wird von der Vergangenheit konditioniert.«

»Falls der Mensch also nicht aufhört...«

»...aufhört, konditioniert zu sein«, sagte Krishnaji.

»Aber man wird weiterhin das Denken benutzen. Sein Inhalt wird sich verändern, aber der Mechanismus des Denkens wird weiter existieren«, sagte ich.

»Nun, Denken ist unser wichtigstes Instrument. Nach Jahrtausenden des Kampfes, der Kriege, ist dieses Instrument stumpf geworden. Es kann nicht über seine eigenen Grenzen hinausgehen. Der Verstand ist begrenzt, er ist konditioniert und projiziert ständig einen Konflikt in die Welt.«

»Ich habe das Wort >Unterbrechung< benutzt, um den Kontakt mit der Strömung der Vergangenheit auszudrücken - dem Gestern.«

»... wie dem Heute«, sagte Krishnaji.

»Was ist das Heute? Wie treten wir damit in Kontakt?«

»Das Heute ist die veränderte Strömung des Gestern. Wir bestehen aus einem Bündel Erinnerungen, und was bedeutet das? Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind *eine* Strömung der Zeit - der Gedanken. Wie kann man das wahrnehmen?«

»Kann man nicht irgendwie fühlbar damit in Kontakt treten?«

»Wie trittst du mit der Zeit in Kontakt? Wie tritt man in Kontakt mit der Tatsache, daß man aus einer ganzen Reihe von Erinnerungen besteht, die Zeit oder Gedanken sind?«

»Nehmen wir ein konkretes Beispiel. Der Gedanke, daß ich heute Nachmittag weggehe und dich verlasse, ist eine Tatsache.«

»Es ist eine Realität.«

»Das läßt ein gewisses wehmütiges Gefühl aufkommen, eine emotionale, psychische Reaktion, die die eigentliche Tatsache verdeckt. Ich muß also nicht mit der Tatsache des Weggehens in Kontakt treten, sondern mit dem Schmerz, den diese Tatsache auslöst.«

»Der Schmerz des Verlassens und Verlassenwerdens - Jahrtausende von Angst und Schmerz. Ist dieser Schmerz von dir, die ihn fühlt, getrennt?« fragte Krishnaji.

»Vielleicht ist er nicht von mir getrennt. Wie komme ich damit in Kontakt?« fragte ich.

»Was meinst du?«

»Ich kann nur in der Gegenwart mit diesem ganzen Komplex in Kontakt treten«, sagte ich. »Das Hier und Jetzt enthält die Vergangenheit, die Zukunft und die Gegenwart.«

»Die Gegenwart ist die Vergangenheit und die Zukunft. Die Gegenwart ist in Bewegung; sie ist die jahrtausendealte, sich wandelnde Vergangenheit, und die Zukunft ist >jetzt<, die Gegenwart.«

»Ja, die Gegenwart ist nicht statisch. In dem Moment, in dem man versucht, sie zu sehen, ist sie schon wieder verschwunden. Was beobachten wir also tatsächlich?« fragte ich.

»Die Tatsache, daß die Gegenwart die gesamte Strömung von Zeit und Denken umfaßt. Kann man die Wahrheit dieser Aussage erkennen? Kann man erkennen, daß das >Jetzt< aus nichts als Zeit und Gedanken besteht?« fragte Krishnaji.

»Woher kommt diese Wahrnehmung?«

»Entweder aus dem Wahrnehmen, oder die Wahrnehmung ist eine Erkenntnis, die nichts mit Zeit und Denken zu tun hat«, sagte Krishnaji.

»Spielt sich das im Gehirn ab?« fragte ich.

»Ja, oder spielt es sich jenseits des Gehirns ab?« fragte Krishnaji zurück. »Geschieht es innerhalb der Sphäre des Gehirns, oder gibt es eine Art von Erkenntnis, die aufsteigt, wenn wir frei von Konditionierung sind? Diese Einsicht, dieses Bewußtsein, ist höchste Intelligenz«, sagte Krishnaji.

»Ich kann dir nicht folgen.«

»Das Gehirn ist durch Zeit und Denken konditioniert. Solange die Konditionierung existiert, ist Einsicht, ist Erkenntnis unmöglich. Vielleicht hast du eine gelegentliche Erkenntnis, aber die Art von Einsicht, von der wir sprechen, ist das Erkennen der Totalität, eine ganzheitliche Wahrnehmung. Nicht wahr? Dieses Bewußtsein ist nicht durch Zeit und Denken gebunden. Diese Einsicht kommt aus einem Teil des Gehirns, der eine andere Dimension wahrnimmt.«

Eine Pause entstand. Die Worte waren tief in mich eingedrungen. »Ohne >Sehen< gibt es keine Einsicht«, sagte ich. »Sehen, wahrnehmen, lauschen scheinen also unerläßliche Voraussetzungen für Einsicht zu sein. Das Wort >Einsicht< bedeutet, in etwas hinein sehen. Bedeutes es Einsicht in den Vorgang des Sehens?«

»Nein. Es ist ein Erfassen der Ganzheitlichkeit, der Totalität von etwas. Einsicht ist nur möglich, wenn Zeit und Denken zum Stillstand kommen. Denken und Zeit sind begrenzt. Aus solcher Begrenzung kann keine Erkenntnis kommen«, sagte Krishnaji.

»Um zu verstehen, was du sagst, muß ich ein offenes Ohr haben und Augen, die sehen. Aus Klang und Form entsteht ein Sehen, das über die Grenzen hinausgeht. Du sprichst von Einsicht, aber Einsicht kann nicht ohne >Sehen< entstehen.«

»Einsicht kann nicht entstehen, solange man in Zeit und Denken gefangen ist.«

»Was kommt zuerst? Ich kann nicht mit Erkenntnis beginnen. Ich kann nur beginnen zu beobachten«, sagte ich.

»Du kannst nur anfangen zu sehen, daß psychische Zeit immer begrenzt ist, und daher ist alles, was aus ihr hervorgeht, begrenzt. Zeit und Denken haben Verheerendes in der Welt angerichtet. Das kannst du überall beobachten. Die Frage ist nur - kann diese Begrenzung jemals überwunden werden? Oder muß der Mensch für immer in diesem Zustand leben?«

»Welche Beziehung besteht zwischen den Gehirnzellen und den Sinnen? Was geht in mir vor, wenn ich eine solche Aussage -, daß Zeit und Denken begrenzt seien-höre? Es ist, als würdest du zu mir sagen, >du bist eine Illusion. Pupul ist ein psychisches Gebilde, das aus Vergangenheit, aus Zeit und Denken besteht.«

»Das Selbst ist Teil der Psyche, und was immer daraus hervorgeht, ist begrenzt«, sagte Krishnaji.

»Was ist dagegen einzuwenden?« fragte ich.

»Nichts-wenn du gerne in nie endendem Konflikt leben möchtest«, antwortete Krishnaji.

»Was meinst du mit diesem >Beenden<, von dem du schon öfter sprachst?« fragte ich.

»Was bedeutet >beenden?« Krishnaji warf die Frage auf mich zurück.

»Zu sehen, daß der Fluß aufhört zu fließen«, sagte ich.

»Ja, es bedeutet zu sehen, daß Zeit und Denken zum Stillstand kommen«, sagte Krishnaji.

»Es gibt einen Punkt der Wahrnehmung, aus dem Einsicht hervorgeht. In welcher Zeitdimension nehme ich ihn wahr?« fragte ich.

»Schau Pupul, wir wollen es nicht so kompliziert machen. Zeit und Denken haben die Welt geteilt, Kannst du die Realität dieser Aussage nicht erkennen?«

»Nein. Ich sehe diese Realität nicht. In dem Moment, in dem ich das sehen könnte, würde ich Zeit und Denken zum Stillstand bringen. Wenn es so einfach wäre -, aber das ist es nicht. Es gibt so viele Umwege«, sagte ich.

»Kannst du sehen, daß die Strömung von Denken und Zeit, ganz gleich, auf welcher Ebene, in welchem Bereich, in welcher Dimension, die Ebene unaufhörlichen Konflikts ist?« fragte Krishnaji.

»Man kann es draußen in der Welt sehen«, sagte ich.

»Wenn du es außen sehen kannst, dann kannst du innen sehen, daß die Psyche Zeit und Denken ist. Die trennende psychische Aktivität hat die äußere trennende Realität geschaffen. Das Gefühl, daß ich ein Hindu bin; das Wort gibt mir Sicherheit, ich gehöre dazu. Das ist der Ursprung von Teilung und Konflikt.«

»All das kann aufhören. man kann es als Strömung der Zeit und des Denkens erkennen, aber all das ist mit dem Gefühl >ich existiere< verbunden. Das ist das eigentliche Problem. Warum kann ich das nicht sehen?« fragte ich

»Weil ich die Psyche und den Zustand der Konditionierung als zwei verschiedene Dinge betrachtete«, sagte Krishnaji. »Ich dachte, in mir, in meinem Gehirn existiere etwas, das zeitlos ist, und alle Probleme wären gelöst, wenn ich dieses Etwas erreichen könnte. Das ist Teil meiner Konditionierung. Ich glaube, daß Gott, das Höchste Prinzip, mich beschützt.«

»Was verhilft uns zu wahrer Erkenntnis?« fragte ich.

»Einsicht ist nur möglich, wenn man von Zeit und Gedanken frei ist«, wiederholte Krishnaji.

»Das ist ein endloser Prozeß.«

»Nein, das ist nicht wahr. In Frieden zu leben, zu wissen, was Frieden ist, heißt, wirklich aufzublühen. Man kann nicht durch Denken zum Frieden gelangen«, sagte Krishnaji.

»Lauscht das Gehirn deinen Worten?«

»Ja. Beobachte, was dann geschieht.«

»Es ist still. Das innere Geplapper hört auf; es ist still.«

»Wenn es still ist und lauscht, kommen wir zur Einsicht. Ich muß die Begrenzungen des Denkens nicht auf zehn verschiedene Arten erklären.«

»Ist da noch mehr?« fragte ich zögernd.

» Oh ja, da ist noch mehr. Viel mehr. Umfaßt das Lauschen auch Klang, den Klang in einem bestimmten Bereich, oder lausche ich deinen Worten ohne diese verbalen Klänge? Wenn du etwas vermitteln möchtest, das über Worte hinausgeht, dann kann ich die Tiefe deiner Worte nicht erfassen, wenn der Klang mein Lauschen beeinflußt. Die Gegenwart ist >jetzt<. Darin ist die gesamte Strömung von Zeit/Denken enthalten, die gesamte Struktur der Zeit. Das Denken hört auf. Das >Jetzt< hat nun eine völlig andere Bedeutung. >Jetzt< bedeutet nun >nichts<. >Nichts< in dem Sinne, daß Null alle Zahlen enthält. >Nichts< enthält also alles. Aber wir haben Angst, nichts zu sein.«

»Wenn du sagst, daß >nichts< alles ist, meinst du damit alles - rassisches Gedächtnis, Umwelt, Natur, Kosmos?« fragte ich.

» Ja, natürlich. Kannst du sehen, daß da nichts ist? Das Selbst ist ein Haufen Erinnerungen, und Erinnerungen sind tot. Sie wirken in gewissem Sinne, aber sie kommen aus einer Vergangenheit, die vorbei ist. Wenn ich das erkenne, kommt der Prozeß zum Stillstand. Ich sehe, daß im >Jetzt< >nichts< ist.«

»Du hast etwas über Klang und Hören gesagt. Ja, es ist möglich, so zu lauschen, wenn der Mind völlig still ist.«

»Wir sprechen nicht vom Mind, aber wenn das Gehirn völlig ruhig ist, ist da kein vom Wort erzeugter Klang. Das ist wirkliches Lauschen. Das Wort vermittelt dir nur, was ich sagen will. Ich höre, was du sagst.«

»Hat das Gehirn keine andere Funktion als Lauschen?« fragte ich.

»Wenn das Gehirn aktiv ist, dann ist da nichts als Lärm. Es ist sehr interessant, das Phänomen >Klang< zu untersuchen. Reiner Klang kann nur existieren, wenn Raum und Stille existieren. Andernfalls ist es nur Lärm. Können wir auf unsere Frage zurückkommen? Jegliche Bildung, jegliches Wissen ist gleichbe. deutend mit dem Streben, etwas zu werden, sowohl im psychischen Sinne als auch in der Außenwelt. Dieses Streben stellt eine Ansammlung von Gedächtnisinhalten dar, und das nennen wir >Wissen<. Solange dieses Streben existiert, fürchten wir uns davor, nichts zu sein. Wenn man aber die Illusion des Werdens durchschaut, wenn man sieht, daß es eine endlose Aneinanderreihung von Zeit, Gedanken und Konflikten ist, dann kommt dieser Mechanismus zum Stillstand. Die psychische Aktivität, die mit Zeit/Denken verknüpft ist, hört auf, und dieses Ende bedeutet, daß wir >nichts< sind. Dann umfaßt dieses >Nichts< (das gesamte Universum; nicht meine unbedeutenden kleinen Ängste, Spannungen und Sorgen. Schließlich, Pupalji, bedeutet >nichts< die Ebene des Mitgefühls. Mitgefühl ist >nichts<, und deshalb stellt dieses >Nichtsein< höchste Intelligenz dar. Aber wir fürchten uns davor, nichts zu sein. Kann ich sehen, daß ich nichts als eine Illusion auf zwei Beinen bin? Nichts außer toten Erinnerungen? Kann ich also frei sein von Gedächtnisinhalten, die mich im Zeit-Denken-Gefängnis festhalten und sehen, daß Leiden und Schmerz sich endlos fortsetzen werden, solange dieses Streben, etwas zu werden, existiert?« Er machte eine Pause, sprach aus der Tiefe.

»Die Astrophysiker versuchen, das Geheimnis des Universums zu ergründen. Sie können es nur in Begriffen der materiellen Welt, in Begriffen innerhalb ihrer Begrenzungen verstehen; aber seine Unermeßlichkeit können sie nicht begreifen, auch nicht die Unermeßlichkeit des menschlichen Wesens; nicht nur dort, sondern hier« -, er legte die Hände auf seine Brust - »und das bedeutet, daß nicht der geringste Schatten von Zeit und Denken zurückbleiben darf. Das ist wahre Meditation. Das ist es, was mit dem Sanskritwort Sunya gemeint ist.

Wir bieten hundert Erklärungen an, aber Tatsache ist, daß wir >nichts< sind -außer einem Haufen Worte. Kann man verstehen, daß Null alle Zahlen in sich trägt? In diesem >Nichts< ist also die ganze Welt enthalten.« Seine Einsichten sprudelten hervor wie eine lebendige Quelle. »Im Leben, wenn ich leide oder Angst habe, ist es das einzige, was ich weiß, aber ich sehe nicht, daß all das nur unbedeutender Kleinkram ist. Wie hörst du zu? Was erkennst du? Es wäre gut, wenn du es in Worte fassen könntest. Was fühlst du? Was werden die Menschen fühlen, die dies lesen? Vielleicht ist es alles Unsinn, vielleicht ist es wahr. Was nimmst du auf, und was wird dir bewußt? Siehst du die Unfaßbarkeit all dessen?« Hier machte er eine lange Pause.

Nach einigem Zögern sagte ich: »Das würde ein Ende des psychischen Aspektes des Selbst bedeuten.«

»Ja. Ich habe eine Frage gestellt. Es wäre eine große Hilfe für uns alle, wenn du deine innere Reaktion auf das bisher Gesagte beschreiben könntest. Was löst all das bei dir aus?«

Ich fand keine Worte. »Bitte stelle mir nicht eine solche Frage; alles, was ich sagen könnte, würde völlig deplaziert klingen. Als du sprachst, war das Unermeßliche da«, sagte ich.

»Ja. Ich habe diese Spannung gespürt. Ist sie vorübergehend? Ist sie einen Augenblick langda und dann verschwunden? Die ganze Anspannung, sich alles zu merken - alles aufzunehmen«, sagte Krishnaji.

»Nein. Das hat man bereits hinter sich gelassen«, erwiderte ich. »Man erkennt etwas anderes. Die größte Schwierigkeit im Leben besteht darin, absolut einfach zu sein.«

»Ja. Wenn man wirklich einfach wäre, könnte man die ganze Komplexität des Lebens verstehen. Aber wir beginnen mit der Komplexität und sehen nie das Einfache. Wir haben unser Gehirn darauf trainiert, das Komplizierte zu sehen und versuchen, Lösungen dafür zu finden. Aber wir sehen nicht, wie außerordentlich einfach die Dinge sind.« Wieder entstand eine Pause.

»In der indischen Tradition gingen alle Elemente, die *Panch Maha Bhutas*, aus Klängen hervor. Klang, der Schwingungen aussendet und doch nicht hörbar ist«, sagte ich.

»Das ist es; aber der Buddha, Nagarjuna, der ja auch aus der indischen Tradition hervorging, sagte schließlich, man muß das *Ganze* hinter sich lassen. Nagarjuna verneinte alles, jegliche Aktivität der Psyche. Warum sind die Menschen nicht diesem Weg gefolgt?« fragte Krishnaji. »Nicht indem man die Welt verneint-man kann die Welt nicht verneinen, aber sie haben die Welt verneint -, sondern durch die absolute Verneinung des >Ich<.«

»Entsagung ist in Wirklichkeit die Verneinung des >Ich«, warf ich ein. »Im Grunde kann sich Entsagung nie auf das Äußere beziehen.«

»Entsagung geschieht im Innern. Ich glaube, wir leben in einem Netz von Worten, wir leben nicht in der Wirklichkeit. Ich leide, und ich kann das Leiden nicht beenden, indem ich in eine Illusion flüchte. Warum haben die Menschen sich nie mit den Tatsachen konfrontiert? Ist es, weil wir mit Ideen, Idealen, Unwirklichkeiten leben? Wir leben mit der Geschichte der Menschheit. Die Menschheit ist gleichbedeutend mit >Ich<, und dieses >Ich< ist endloses Leid. Wenn man also das Leiden beenden will, muß das >Ich< aufhören zu existieren.« Krishnaji forschte während er sprach.

»Das bedeutet wirklich das Ende der Zeit, nicht wahr?«

»Ja. Das Ende von Zeit-Denken, und das heißt, hören ohne Lärm. Dem Universum lauschen ohne Lärm.« Krishnaji hielt inne, er schien weit weg zu sein. »Ein New Yorker Arzt sagte, die wesentliche Frage sei, ob die Gehirnzellen, die seit Jahrtausenden konditioniert werden, in der Lage seien, sich zu transformieren. Ich erklärte ihm, daß das nur durch Lauschen möglich sei. Aber niemand ist wirklich bereit, wahrhaftig und total zu lauschen. Wenn der Mensch wirklich sagen würde: >Ich muß in Frieden leben, dann würde auf der Erde Frieden herrschen. Aber er will nicht in Frieden leben. Er ist ehrgeizig, arrogant, kleinlich. Und so haben wir die Größe und Herrlichkeit der Existenz auf ein paar mittelmäßige Verhaltensmuster reduziert. Bist du dir dessen bewußt, Pupul? Wir führen ein so armseliges Leben-der Höchste wie der Niedrigste.« Wieder hielt er inne.

»Welche Bedeutung hat Klang für dich, Krishnaji?« fragte ich.

Nach minutenlangem Schweigen sagte er: »Der Baum ist Klang. Nimm die indischen Gesänge, die gregorianischen Gesänge, sie sind sich sehr, sehr ähnlich. Du lauschst dem Klang von Wellen, von Wind, dem Klang eines Menschen, mit dem du jahrelang zusammengelebt hast, und du gewöhnst dich daran. Aber wenn du dich nicht daran gewöhnst, dann haben Klänge eine außerordentliche Bedeutung. Dann hörst du alles immer wieder neu. Du sagst, das ganze Leben des Menschen besteht aus Zeit und Denken. Du hast eine einfache Tatsache festgestellt. Kann ich deinen Worten ohne Klang lauschen? Dann habe ich die Wahrheit dieser Worte erfaßt und kann sie nicht mehr verlieren. Ich habe sie in ihrer Totalität wahrgenommen. Sie haben mir vermittelt, daß es so ist, und was >so ist<, ist immer absolut. In der hebräischen Tradition kann nur Jehovah, der Namenlose, sagen: >Ich bin<. Das ist das *Tat Tvam Asi im Sanskrit*.«

Kapitel 44: »Der gute Mind«

Während seines Aufenthalts in Bombay im Januar 1983 sprach Krishnaji über >den guten Mind<. Nandini und ich saßen mit ihm beim Abendessen. Am Abend zuvor hatte er während seines Vortrages plötzlich gefragt: »Wie betrachtet ihr die unermessliche Strömung des Lebens? Könnt ihr sehen, daß ihr ein menschliches Wesen seid, das mit allen menschlichen Wesen verbunden ist? Der Körper trennt nicht. Er sagt nie: >Ich bin<. Es sind die Gedanken, durch die wir uns abtrennen.« Er hatte über das Chaos in der Welt gesprochen und gefragt, ob der Mensch je bis zu den tiefsten Ursachen dieses Chaos vordringt. »Wie geht ihr an das Problem heran? Wie tretet ihr mit einem solchen Problem in Kontakt?« Er stellte eine Verbindung zwischen uns und seinem Bewußtsein her. »Könnt ihr näher kommen und für diese Frage offen sein? Wenn ihr euch fernhaltet, seid ihr nicht offen, dann begegnet ihr der Frage nicht mit eurer Lebendigkeit. Könnt ihr euch der Frage ohne bestimmte Richtung, ohne Motiv nähern? Motive verzerren die Wahrnehmung. Um herauszufinden, was die Wurzel des Chaos ist, muß der Mind frei sein.

Für die meisten Menschen ist ein >guter Kopf< einer, der viel gelesen hat und mit Wissen über viele Dinge vollgestopft ist. Ein Mind, wie der Aldous Huxleys, Gerald Heard's und anderer-, diese Menschen hatten Köpfe wie Enzyklopädien. Würde man in Indien den brahmanischen Geist als >guten Mind< bezeichnen? Ich gebrauche das Wort >brahmanisch<, um die Strömung einzubeziehen, die das Gehirn über Jahrhunderte hinweg kultiviert hat; ein Gehirn, das einen sehr scharfen Intellekt entwickelt und doch seine Tiefe nicht verloren hat. Man kann ein Instrument sehr scharf machen; es kann schneiden, aber man muß es auch für feine Dinge verwenden können. Versteht ihr? Ist ein solcher Mind ein guter Mind?« Er machte eine Pause. »Ein guter Mind muß mit dem wirklichen Leben in Beziehung stehen. Er muß Tiefe haben. Manchmal führen großartige Wissenschaftler das erbärmlichste Leben. Sie sind ehrgeizig, gierig, sie bekämpfen einander um Positionen oder wissenschaftlicher Errungenschaften willen. Würdet ihr sagen, daß sie einen >guten Mind< haben?«

»Ein guter Verstand ist nicht gleichbedeutend mit einem guten Leben«, erwiderte ich. »Der Wissenschaftler ist vielleicht eine großartige Kapazität auf seinem Gebiet, aber als Mensch kann er eine Katastrophe sein. Weißt du, ich glaube, ein wirklich guter Mind muß in der Lage sein, in sich selbst zu brüten, und aus diesem Brüten entsteht vielleicht Einsicht.«

»Ja«, fuhr Krishnaji fort, »würdest du sagen, ein guter Mind hat kein Zentrum, aus dem heraus er agiert?« Er machte viele Pausen, wie immer, wenn er über wichtige Dinge sprach. »Das Zentrum ist das Selbst.« Er stellte die Frage und gab auch gleich die Antwort. »Ein guter Mind hat kein Selbst. Wenn ein Mensch sich in einem Zustand völliger Aufmerksamkeit, Achtsamkeit befindet, hat das Selbst darin keinen Platz. Das Selbst manifestiert sich später. Lauschen ist der Schlüssel. Es ist ein großartiges Mittel, uns wach und bewußt zu halten.« Krishnaji horchte in sich hinein bevor er sprach. »Weißt du, ein guter M i n d muß Mitgefühl haben. Er muß einen tiefen Sinn für Schönheit besitzen und lebendig auf seine Umwelt reagieren; er muß zu allem in angemessener Beziehung stehen. Ist es unmöglich, Menschen mit solchen Qualitäten zu finden? Aristoteles, Sokrates - sie hatten einen >guten Mind<.«

»Sie waren fähig, in das Phänomen von Materie und Energie einzudringen. Das Bewußtsein muß eine ganzheitliche Qualität haben.« Ich forderte Krishnaji heraus.

»Würdest du sagen, ein guter Mind ist ein holistischer Mind?« fragte Krishnaji.

»Als du gestern in deinem Vortrag sagtest, der Körper trenne nicht, fiel mir auf, daß ich das zuerst mal von dir hörte. Dann sagtest du, daß wir mit unserem in technologischem und anderem Wissen ausgebildeten Verstand, der darauf trainiert ist, Techniken zu erlernen und Dinge zu tun, immer wieder in eine Richtung steuern, die uns Leiden bringt. Und deshalb setzt sich das Leiden endlos fort, denn es besteht keine Beziehung zwischen den beiden Seiten. Wie bist du zu diesen Einsichten gekommen? Dein Mind bringt ständig neue Einsichten hervor. Auf welche Weise geschieht das? Steigen diese Erkenntnisse in dir auf, wenn du auf dem Podium sitzt, oder denkst du vorher über diese Dinge nach?«

»Einsichten steigen die ganze Zeit über auf. Wenn wir ernsthaft miteinander reden, habe ich ständig Einsichten.« Plötzlich wurde er sehr still. »Weißt du, wenn du zu sehr versuchst, es zu definieren - den >guten Mind< -, dann wischst du alles wieder weg. Wir sollten es also nicht zu klar definieren, denn dadurch wird es begrenzt.«

»Und doch ist Logik ein wichtiger Faktor-, der Mind muß Schritt für Schritt vorgehen. Ich frage mich, was sie in den kommenden Jahrhunderten aus deinem Mind machen werden«, erwiderte ich.

Krishnaji ignorierte meine Frage und fuhr fort, seinerseits Fragen zu stellen: »Können wir sagen, ein gesunder, guter Mind besitzt eine Originalität, die ihn gegen den Strom schwimmen läßt? Sokrates? Er stand für seine eigene Wahrheit ein.«

»Wir sprechen von einem Bewußtsein, aus dem Mitgefühl entspringt -, sonst ist alles bedeutungslos«, sagte ich.

»Wie kann ein solches Bewußtsein entstehen?« fragte Krishnaji. »Ist es das Resultat einer kollektiven Bewußtseinsentwicklung, kann es durch das jahrhundertlange innere Suchen vieler Menschen, durch das Kultivieren des Denkens, bestimmter Moralvorstellungen oder durch Entsagung entstehen? Vielleicht haben nicht alle Sucher entsagungsvoll gelebt, aber in ihrem Innern existierte diese Vorstellung. Wir sollten einmal die Frage stellen, ob eine so lange Tradition innerer Suche den Buddha erweckt.«

»Enthält dieses kollektive Bewußtsein Einsichten, hat es Tiefe?« fragte ich.

»Natürlich«, sagte Krishnaji. »Oder es existiert so etwas wie ein Reservoir des Guten, das keine Beziehung zum Bösen hat. Dieses Reservoir existiert und bringt, falls es Gelegenheit dazu bekommt, den Avatar hervor, was immer das auch bedeuten mag. Nicht wahr? Oder ist es etwas anderes? Ist es ein Gruppenbewußtsein, das jahrtausendlang über das Jenseitige nachgedacht und nachgedacht und nachgedacht und den Buddha hervorgebracht hat?« Er machte eine Pause. »Vor ein paar Tagen dachte ich darüber nach, daß die Ägypter den Kalender schon 4.500 vor Christus hatten. Das geschah nicht plötzlich. Da müssen ungeheure Quellen kollektiven Bewußtseins im Spiel gewesen sein. Vielleicht haben die Inder auch dazu beigetragen. Vielleicht ist es das gleiche-diese tiefen, umfassenden Einsichten.«

»Du meinst das Zusammenfließen dieser Bewußtseinsströme?« fragte ich.

»Ich glaube, der >gute Mind< muß *absolut* frei sein. Er muß vielleicht auch Ängsten ins Gesicht sehen, aber da muß eine Energie sein, die sie wegwischt. Sind die Wissenschaftler in der Lage, eine solche Energie zu speichern?«

Ich fragte ihn: »Hat Wissenschaft absolut nichts mit dem >Jenseitigen< zu tun? Kann der Wissenschaftler seine egozentrischen Bemühungen loslassen? Kann er sie vergessen? Das Problem entsteht doch aus dieser selbstbezogenen Aktivität. Hängt es davon ab, was man tut?« Meine Aufgabe war es, die richtige Frage zu stellen.

»Nein. Weißt du, es ist ja überliefert, daß Buddha seinen Palast verließ, Sannyasin wurde, fastete und schließlich die Buddhaschaft erlangte. Ich akzeptiere das nicht. Das Fasten, die Entsagung, die Enthaltensamkeit haben nichts mit echter Spiritualität zu tun.« Krishnaji dachte nach.

»Die Buddhisten können darauf beharren, daß der Buddha durch all das hindurchging -, aber Buddhaschaft hat nichts damit zu tun. Aber könnte er diesen Zustand auch erreicht haben, wenn er sein ganzes Leben lang getanzt hätte?« fragte ich.

»Weißt du, wir haben die Entsagung als Mittel benutzt, um >das< zu erreichen.«

»Aber, muß man, um diesen Zustand zu erlangen, nicht seine Energien sammeln? >Das< wird nur möglich, wenn man beginnt, darauf zu achten, seine Energien nicht zu zerstreuen und zu vergeuden; das ist ein wesentlicher Punkt«, sagte ich.

»Sei vorsichtig. >Das< bedeutet nichts anderes als ein Gefühl von Selbstgewahrsam. Sage nicht, daß du dafür Energie benötigst.« Wieder einmal zeigte sich Krishnajis feines Gespür.

»Aber man muß doch den Boden bereiten.«

»Natürlich.«

»Deine Augen und Ohren müssen offen sein. Es muß überhaupt nichts mit Moral zu tun haben. Aber die Energien, die ständig durch Schwatzhafte, Trivialitäten und ichbezogene Aktivitäten zerstreut werden, müssen doch bewahrt werden«, sagte ich.

»Das ja«, erwiderte Krishnaji. »Aber wenn du sagst, alle ichbezogenen Aktivitäten müssen aufhören, dann besteht eine Beziehung zwischen >dem< und dem anderen. Doch es besteht keine Beziehung.«

»Das kann nicht bedeuten, daß es in Ordnung ist, Energien zu vergeuden.«

»Du kannst nicht sagen: >Das muß aufhören<.« Krishnaji blieb unerbittlich.

»Was kannst du dann sagen?« fragte ich.

»Ich bin ichbezogen, und du sagst mir: >Das muß aufhören<. Damit strebet du wieder nach etwas.« Krishnaji forderte mich heraus.

»Richtig. Muß man deine Lehre also von einer anderen Warte aus betrachten? Lehrst du uns, für das Leben aufzuwachen, in dem ichbezogene Aktivität stattfindet, in die Außenwelt eindringt und Leid bringt?«

»Und dann wischst du alles weg?« fragte Krishnaji.

»Alles, was kommt, wird weggewischt«, erwiderte ich.

»Nicht weggewischt«, beharrte Krishnaji.

»Was auch immer >ist<, wird beobachtet; man muß lauschen, schauen.«

»Das, >was ist<, kennt keine Motivation, kein Streben und Werden.« Krishnaji war unerschütterlich.

»Aber es ist ein Fluß, in dem alles enthalten ist?«

»Ja.«

»Ich sehe, daß es bei deiner Lehre nicht um das Beenden des Strebens geht, sondern darum, das Streben zu beobachten. Es ist ein Unterschied, ob ich versuche, das Streben zu beenden, oder ob ich einfach sehe >was ist<.«

»Ja, sehen und es hinter sich lassen.« Krishnajis Bewußtsein war wie eine geöffnete Blüte.

Später verstand ich, was es mit diesem scheinbaren Widerspruch auf sich hatte. Das reine Beobachten des Flusses, mit all seinen Verschmutzungen, all dem Müll, den er mit sich trug - ohne auf irgendeine Weise zu versuchen oder zu hoffen, eine Antwort herbeizuführen -, löst die Unreinheiten auf und läßt den Fluß klar und sauber zurück. Wieder einmal wurde mir bewußt, wie unendlich subtil Krishnajis Art zu lehren war.

Bei einer Diskussionsrunde, die in derselben Woche in Bombay stattfand, ging es um die Herausforderung, die Gentechnik und Genmanipulation für die Menschheit darstellte. Krishnamurti sagte: »Wenn es möglich ist, die Gene zu manipulieren-, was ist der Mensch dann? Menschliche Wesen wurden auf viele Weisen programmiert, und nun versuchen die Gentechniker, den Menschen auf andere Art zu programmieren, aber er ist und bleibt programmiert.« Krishnaji wirkte nachdenklich, blickte sinnend vor sich hin.

»Gibt es so etwas wie psychische Evolution?« fragte er. »Die Gentechniker mögen versuchen, Veränderungen herbeizuführen, aber es ist eine Reise vom Bekannten ins Unbekannte. Kann Gentechnik die Gehirnkapazität erweitern? Kann sie dem Menschen helfen, ein umfassenderes Bewußtsein, eine allumfassende Wahrnehmung zu erlangen, oder geht es dabei lediglich darum, ein bestimmtes, vom Menschen vorgegebenes Wertesystem aufzupropfen? Auch die Gentechnik kann nur im begrenzten Rahmen des Bekannten operieren.«

Achyut Patwardhan unterbrach ihn: »Alle Wissenschaftler akzeptieren das, was sie sehen, als die Begrenzungen ihres Teleskops.«

Aber Krishnamurti richtete seine Fragen an sich selbst: »Ist das Selbst Teil der genetischen Evolution oder Teil der psychischen Entwicklung?« Er machte eine Pause und ließ die Frage tief einsinken. »Das gleiche technisch orientierte Bewußtsein, das die Atomenergie entdeckte und die Wasserstoffbombe schuf, beschäftigt sich nun mit der Genforschung. Aber es ist das gleiche Instrument, Die technologische Revolution hat zur Atombombe geführt, die Evolution hat den Menschen nicht verändert. Die Tatsache, daß nur ein Teil des menschlichen Gehirns arbeitet, hat großes Unglück über die Menschheit gebracht, und nun stellt sich die Frage: >Kann die Gentechnik dem Menschen helfen, sich zu ändern?«

Er sprach langsam, drang in die Tiefe der Frage ein. Einige Diskussionsteilnehmer stellten Fragen. Krishnaji ging nicht darauf ein und fragte plötzlich: »Können wir die Evolution abschaffen?« Einen Moment lang herrschte absolute Stille, dann überschlugen sich die Fragen.

»Das würde zu einem Quantensprung führen, aber in welcher Richtung? Weisheit ist nötig.« Und: »Falls das ein Evolutionssprung ist, dann muß der Mensch, der die genetische Richtung bestimmt, bereits den Sprung ins Wissen vollzogen haben.« Wieder unterbrach Krishnaji. »Ist es möglich, den Menschen unmittelbar zu ändern - und nicht durch den genetischen Prozeß? Ist es möglich, jegliche Evolution in jegliche Richtung zum Stillstand zu bringen?«

»Das ist vielleicht beim einzelnen möglich, aber nicht bei der Masse«, kam die Antwort.

»Was ist die Masse?« fragte Krishnaji.

»Die Vielen.«

»Warum kümmerst du dich um die Vielen? Bist du von der Masse getrennt?« gab Krishnaji zurück. Wieder herrschte Schweigen.

»Ist es möglich, die Zeit, die ja gleichbedeutend mit Evolution ist, zum Stillstand zu bringen?« Krishnaji hatte die losen Fäden aufgenommen und drang tiefer in die Frage ein. »Was bedeutet das? Die Gentechnik braucht Zeit. Sie ist Teil der Evolution. Die Krise existiert hier und jetzt. Ist sie physischer oder psychischer Natur? Manifestiert sie sich im Bewußtsein des Menschen? Wo ist die Krise? Manifestiert sie sich in der technisierten Welt? Eine Krise ist ein Brandherd, und das Bewußtsein muß so weit sein, daß es dem Ausmaß der Krise gewachsen ist.«

Er fuhr fort: »Die starke Motivation des Menschen, auf technischem Gebiet zu forschen, hat zu umwälzenden Entdeckungen geführt, und dieses problemlösungsorientierte Streben scheint kein Ende zu finden. Wir versuchen, die gleichen Strategien zur Lösung psychischer Probleme wie Gier, Haß und Angst anzuwenden. Aber in der Psyche findet keine Evolution statt. Gier und Angst können sich nicht in ihr Gegenteil verwandeln. Das ist das Dilemma und die große Illusion. Psychische Evolution ist eine Illusion. Gier kann nur ihre eigene Energie stärken und entwickeln, sie kann nie zu >Nicht-Gier< werden. Kann man also die Vorstellung von psychischer Evolution fallen lassen? Kann man aufhören, in Begriffen wie psychischer Entwicklung zu denken? Es geht um Mutation! Nur sie kann einen grundlegenden Wandel bringen.«

Während dieses Aufenthaltes in Bombay sagte er einmal: »Man sollte unbeschwert, wie ein Gast in seinem Haus oder seinem Körper leben. Wenn man Gast ist, ist man mit nichts verhaftet, man geht leichtfüßig über die Erde.«

Er sprach auch von einer neuen Art, die Sinne zu benutzen ...: »auf diese Weise blockieren die Sinnesorgane die Energien nicht, sondern erlauben ihnen zu fließen. Die Ewigkeit«, sagte er ernst, »liegt in diesem zeitlosen Fluß.«

Kapitel 45: »Was ist Zeit?«

Seit Anfang der sechziger Jahre hatte Krishnaji sich immer wieder mit dem Problem der Zeit auseinandergesetzt. Am Frühstückstisch, auf Spaziergängen und in seinen Vorträgen und Diskussionsrunden sprach er oft von den verschiedenen Dimensionen der Zeit. Als er Anfang November 1983 in meinem Haus in der Safdarjung Road in New Delhi zu Gast war, beschäftigte er sich unablässig mit diesem Thema.

»Was ist Zeit?« fragte er. »Können wir unkompliziert sein und so tief wie möglich in das Wesen der Zeit eindringen? Wir kennen eine ganze Reihe von kontinuierlichen Zeitabläufen. Wir kennen die physische Zeit und die psychische Zeit, das psychische Streben und das >Nicht-Erreichen. Zwischen dem, >was ist< und dem, >was sein sollte< liegt Zeit. Physische Zeit ist Distanz - von hier nach dort. Steht die physische Zeit mit der inneren, psychischen Zeit in Beziehung?«

Ich erwiderte: »Da wir die physische Zeit, die wir mit Uhren messen, kennen, wenden wir Zeit auch auf unser inneres Wesen an. Die Illusion liegt darin, daß wir die Vorstellung physischer Zeit auf die Psyche übertragen und unsere psychische Struktur auf der Basis des linearen Ablaufs physischer Zeit definieren. Das Maß der Entwicklung ist das Maß >innerer Zeit<

»Wenn wir die äußeren Abläufe auf psychische Vorgänge übertragen, kommt die Illusion der Zeit ins Spiel. Die Vorstellung von Wachstum im Äußeren erstreckt sich dann auch auf das Innere.«

Während er sprach, lauschte er aufmerksam - sich selbst und uns. Schon sein Lauschen war Forschen.

»Das Streben nach Entwicklung ist das >Ich sollte sein. Es ist pure Fantasie und setzt sich von Illusion zu Illusion fort. Der Verstand grübelt nach. > Was wird sein, was wird dann geschehen?< Ängste und Befürchtungen sind Teil seiner Struktur. Das Gehirn überträgt die physische Zeit auf die innere, psychische Ebene, weil es auf die linearen, äußeren Zeitabläufe konditioniert ist. Durch diese Konditionierung akzeptiert es die Vorstellung innerer, psychischer Zeit. Ich stelle diese Illusion, die das Gehirn konditioniert, in Frage. Das Gehirn ist an das Entwicklungsstreben gewöhnt. Es betrachtet sich selbst als zeitgebunden und funktioniert aus dieser Illusion heraus. Das Gehirn hat sich im Laufe der Zeit entwickelt, und deshalb betrachtet es alles unter dem Aspekt von Zeit. >Ich bin, ich war<, wird zu >ich werde sein<. Ich frage nun: Ist das wirklich so? Gibt es in der Psyche ein Morgen?« fragte Krishnaji.

»Es gibt ein physisches >Morgen<, daher ist ein >psychisches Morgen< unvermeidlich«, sagte ich.

»Das ist Kontinuität«, warf Krishnaji ein.

»Ich existiere; deshalb wird es ein Morgen geben. Warum schleichen sich starke Angstgefühle in die Projektion des >Morgen< ein?« fragte ich. Einen Moment lang herrschte Stille.

»Es gibt keine Zeit«, sagte Krishnaji plötzlich.

»Physische Zeit kennen wir als Bewegungsablauf. Man kann physische Zeit nicht ohne Bewegung messen. Würde in der Psyche keine Bewegung in Form von Gedankenaktivität stattfinden, dann würde das Rad der Zeit zum Stillstand kommen. Schau es dir an«, sagte er. »Bewegung ist Zeit. Bewegung ist Denken. Denken ist ein materieller Prozeß. Das ist einfach. Warum machen wir es so kompliziert? Kannst du wenigstens die Logik dessen akzeptieren?«

»Was bedeutet es, die Logik einer Aussage zu akzeptieren?«, fragte ich.

»Zu sehen, daß jede psychische Aktivität ein Prozeß des Werdens ist. Findet Bewegung statt, wo keine Zeit existiert?« fragte er. »Existiert die Zeit, wenn du bewegungslos, ohne zu denken, in einem dunklen Zimmer sitzt? So ist es auch im Innern. Wenn kein Gedanke existiert, keine Bewegung in der Zeit stattfindet, dann sind das Äußere und das Innere nicht voneinander getrennt.«

»Vielleicht kommt die physische Aktivität im Gehirn für einen Moment zum Stillstand, aber der Zeitablauf im Sinne von Dauer, im Sinne von Kontinuität wirkt in jeder Zelle meines Körpers. Er wirkt auch auf das Gehirn. Zeitabläufe sind unvermeidlich«, sagte ich.

»Das Gehirn ist etwas Physisches; es altert; es verfällt nach und nach. Die Frage ist nur, muß das Gehirn wirklich degenerieren?« fragte Krishnaji.

»Wenn es ein physischer Vorgang ist, so physisch wie die Tatsache, daß mein Haar grau wird, dann muß es degenerieren. Wie sollte es möglich sein, daß ein Teil des Organismus vom Verfall unberührt bleibt?« fragte ich.

»Du sagst, das Gehirn wird senil. Senilität ist das physische, durch die Zeit bedingte Altern, aber ich glaube, daß das Gehirn niemals altern muß«, erwiderte Krishnaji.

»Welche Unterscheidung machst du zwischen dem Gehirn und anderen Organen? Wie kann das Gehirn als einziges Organ die Fähigkeit zur Erneuerung haben?« fragte ich.

»Sind wir uns darüber im klaren, was mit >Zeit< gemeint ist? Es ist die gleiche Strömung im Äußeren wie im Inneren. Außen und Innen sind nicht getrennt. Diese Strömung hat sich Jahrtausend um Jahrtausend fortgesetzt. Die Frage ist, kann diese Bewegung zum Stillstand kommen? Diese ununterbrochene Bewegung ist die Ursache des Verfalls - sowohl organisch als auch in der Psyche.«

»Das Gehirn empfängt physische Stimuli - also wird es immer mit Aktivität auf die Herausforderung reagieren«, sagte ich.

»Langsam, langsam«, gab Krishnaji zurück. »Da ist Aktion und Reaktion -andernfalls ist das Gehirn tot. Aber diese Aktivität als solche hat wenig Bedeutung.«

»Das Gehirn kann nicht absolut still sein«, sagte ich. »Ist Bewegung oder Reibung die Ursache des Alters?«

»Bewegung, wie wir sie kennen, bedeutet Reibung. Bewegung ist der degenerative Faktor. Du kannst es mit einem Kolben in einem Motor vergleichen. Jede Bewegung im Gehirn trägt zum Verschleiß des Gehirns bei. Es ist die psychische Aktivität, die auf Körper und Gehirn wirkt, nicht umgekehrt«, sagte Krishnaji.

»Ist Bewegung ohne Reibung möglich?« fragte Asit.

»Wenn keine psychische Aktivität stattfindet, dann geschieht Bewegung wie im Universum, dann gibt es keine Reibung«, sagte Krishnaji.

»Und doch ist da ungeheuer viel Bewegung im äußeren Raum.«

»Wenn keine psychische Bewegung stattfindet, dann existiert auch Zeit im Sinne von >Werden< nicht. Aber man kann zwanzig Jahre lang ganz still in einem dunklen Zimmer sitzen, und das Gehirn altert dennoch, denn das Denken im Sinne von Werden ist immer noch aktiv. Aber wenn das Denken zum Stillstand kommt, dann existiert in der Psyche keine Zeit. Wenn keine Gedankenaktivität stattfindet, gibt es kein Werden. Werden kreierte Dualität, und das ist die Ursache von Konflikt, Verfall und Zeit. Zeit ist das Hindernis, die Begrenzung. Nur ein Raumschiff, das sich ohne Reibung bewegt, kann ins Grenzenlose vordringen. Wenn Bewegung im Sinne von Reibung, im Sinne psychischer Zeit zum Stillstand kommt -, existiert dann noch eine Ursache des Verfalls?« fragte Krishnaji.

»Funktioniert der Körper ganz normal weiter, wenn das Gehirn still ist?« fragte Asit.

»Ja, der Körper hat seine eigene Intelligenz«, erwiderte Krishnaji. »Ist das eine Tatsache? Kann das Gehirn, abgesehen von seiner natürlichen Eigenaktivität, jemals ohne Bewegung sein? Die psychische Reibung wirkt auf den Körper. Kann diese Bewegung zum Stillstand kommen? Und daraus folgt wiederum die Frage: >Ist es möglich zu leben, ohne psychische Inhalte anzusammeln?«

»Was bedeutet die Negierung oder Verneinung jeglicher Zeit im Sinne von Bewegung?« fragte ich. »Wie ist man sich der Zeit bewußt?«

»Ich bin mir der Zeit bewußt, wenn eine Herausforderung da ist«, sagte Krishnaji.

»Der Verstand fängt an zu arbeiten, schaut nach vorn und nach hinten und stellt Fragen«, fuhr ich fort.

»Das ist Bewegung«, sagte Krishnaji.

»Aber in Wirklichkeit ist es nichts als ein ständiges Wiederkäuen«, sagte ich.

»Wenn das Gehirn keine echten Herausforderungen bekommt, spielt es Spiele mit sich selbst. Es bringt ständig Erinnerungen an die Oberfläche.«

»Das Gehirn besteht aus Erinnerungen«, sagte Krishnaji. »Im Gehirn kreisen ständig Schuldgefühle, Gewissensbisse in Form von Erinnerungen. Das Gehirn ist Erinnerung, eine Strömung aus der Vergangenheit durch die Gegenwart - in die Zukunft.«

»Das ist Kontinuität. Das Gehirn kreierte Erinnerung. Spielt es damit?« fragte Asit.

»Das Gehirn überlebt durch Erinnerungen«, erwiderte Krishnaji.

»Wir wissen, wie das Herz funktioniert. Seine Aufgabe besteht darin, Blut durch die Arterien und Venen zu pumpen. Was ist die Aufgabe des Gehirns? Besteht sie darin, Wissen in Form von gespeicherten Erinnerungen anzusammeln?« fragte Asit.

»Welche Bewegung muß zum Stillstand kommen? Oder meinst du, jegliche Bewegung muß aufhören?« fragte ich.

»Für das Gehirn bedeutet Erinnerung Sicherheit«, sagte Asit.

»Beginnt mit dem Ende dieser Bewegung eine andere Art von Strömung, die ihm völlige Sicherheit gibt? Gibt es eine Bewegung außerhalb der Zeit?«

»Stell nicht so eine Frage«, sagte Krishnaji. »So wie das Herz auf natürliche Weise funktioniert, so hat auch das Gehirn seine eigene, natürliche Aktivität, wenn nicht die Erinnerung dazwischenkommt. Das Gehirn hat seine eigene Energie, die von Erinnerung überlagert ist. Hört«, sagte er, »das Herz erinnert sich nicht. Das Herz schlägt ohne Erinnerung. Das Gehirn kann ohne Reibung funktionieren, wenn das Denken nicht dazwischenkommt. Das Herz pumpt nicht aufgrund seines Wissens.«

»Es ist nicht korrekt, das Herz und das Gehirn zu vergleichen«, sagte ich. »Das physische Gehirn hat sich aus dem Gedächtnis, aus Erinnerungen, aus den Fähigkeiten und Erfahrungen des Menschen entwickelt. Es kann nur durch Hoffen und Suchen überleben.«

»Lehrt das Gehirn den Körper zu überleben?« fragte Asit.

»Setzt sich das Gehirn, wie wir es kennen, aus Erinnerungen zusammen? Es gibt einen bestimmten Bereich im Gehirn, dessen wir uns nicht bewußt sind. Wenn das Gehirn in seiner Ganzheit funktioniert, gibt es keine Grenzen«, sagte ich.

»Das Gehirn lehrt die technischen Fertigkeiten. Die Gedanken selbst kreieren Erinnerungen, um zu überleben«, sagte Asit.

»Das gesamte Gehirn steht nicht in Beziehung zu den Erinnerungen«, sagte ich.

»Das Gehirn hat Sicherheit durch Wissen gesucht«, sagte Krishnaji.

»Ist das menschliche Gehirn durch diese Fähigkeit gewachsen? Geschieht Mutation innerhalb des Gehirns? Sie kann sicher nicht außerhalb stattfinden. Was mutiert?« fragte ich.

»Das Gehirn ist durch Wissen sehr begrenzt geworden. Nun erkennt es, daß sein auf Wissen aufgebautes Fundament nicht sehr stabil ist und glaubt, daß Bewegung, Reibung, notwendig sei, damit es überleben kann. Was tut es also?« Krishnaji fuhr fort: »Es erkennt, daß Wissen ihm keine Sicherheit bietet, daß seine auf Wissen beruhende Basis sehr schwach ist.«

»Kann es erkennen, daß da vielleicht ein ganz anderes Fundament existiert?« fragte Asit.

»Der Verstand kann, so wie er funktioniert, niemals die Vergangenheit loslassen. Jegliche Bewegung ist Zeit. Also frage ich, bleibt man im alten Haus?« gab Krishnaji zurück.

»Wenn ich unbewegt bleibe, existiert kein Fundament, auf dem das alte Haus stehen kann, und dadurch, daß ich mich vom unsicheren Boden entferne, wird das neue Fundament geschaffen«, sagte Asit.

»Jegliche Bewegung bedeutet Dualität«, erwiderte Krishnaji.

Asit fuhr fort: »Wenn die Zeit nicht existiert, existiert auch kein Raum. Wenn keine Bewegung stattfindet, existiert die Zeit nicht. Wenn der Raum völlig leer ist, wenn kein Objekt, kein Gedanke da ist-, wo ist dann die Zeit? Was ich sage, kommt allerdings von der intellektuellen Ebene.«

»Was geschieht, wenn wir nichts mehr messen können? Ist der Verstand, wenn er unbewegt bleibt, der gleiche wie zuvor? Wenn der Verstand still ist, arbeitet der Geist. Das ist die Intelligenz des Universums.« Krishnaji hatte einen riesigen Sprung gemacht und uns weit hinter sich gelassen. Wir fanden keine Worte. Nach einiger Zeit brach ich das Schweigen: »Ist Intelligenz im Gehirn angelegt?«

»Intelligenz ist der Teil von uns, der das Phänomen der Kontinuität erkennt, der erkennt, daß dies der Prozeß des Alterns ist. Die Intelligenz, die das sieht, ist jenseits des Verstandes«, sagte Krishnaji.

»Wenn der Verstand keine Verbindung dazu hat, dann frage ich mich, wer oder was es ist, der die Begrenzung des Verstandes erkennt. Um das sehen zu können, muß der Verstand in Kontakt damit sein«, sagte Asit.

»Das Gehirn hat seine eigene funktionale Intelligenz. Dieses begrenzte Gehirn steht nicht in Verbindung mit dem >Anderen<«, sagte Krishnaji.

»Aber was ist es dann; was bringt die Bewegung des Verstandes zum Stillstand?« fragte Asit.

»Seine eigene Wahrnehmung, seine eigene Unzulänglichkeit«, sagte Krishnaji.

»Wenn der Verstand nur eine Bewegung im Strom der Zeit ist-, was ist es, das seine eigene Begrenzung sieht?«

Nach langem Schweigen antwortete Krishnaji: »Könnt ihr euch vorstellen, daß Einsicht dann entsteht, wenn das Gehirn ganzheitlich, allumfassend arbeitet?«

»Ist das Entstehen von Einsicht dann aber nicht auch mit der begrenzten Funktionsweise des Gehirns gekoppelt?« fragte ich.

»Die Einsicht in den Mechanismus der Begrenzung befreit das Gehirn von Begrenzung. Wirkliche Einsicht ist nur dann möglich, wenn keine Erinnerung und daher keine Zeit mehr existiert«, sagte Krishnaji. »Wenn das gesamte Gehirn arbeitet, funktioniert es nicht in eine bestimmte Richtung. Es ist frei von der Vergangenheit. Einsicht bedeutet, daß der Geist auf das Gehirn wirkt.« Wieder entstand eine lange Pause.

»Der Verstand ist begrenzt. Wie kann der Geist auf den Verstand wirken?« fragte ich.

»Krishnamurti hat aufmerksam, ohne Motiv beobachtet. Dieses Beobachten ist mit einer ungeheuren Achtsamkeit verbunden. Es ist, als ob Licht gebündelt wird. Diese Achtsamkeit, diese Tiefe kommt aus dem Geist und wirft Licht auf die Begrenzungen des Verstandes. Liebe kommt aus einer Dimension jenseits des Verstandes. Liebe ist keine Sinnesempfindung. Erkenntnis ist keine Sinnesempfindung. Es ist keine Reaktion. Wir sind zu einem Schluß gekommen«, sagte der Weise.

Am 28. Dezember 1983 flog ich von Madras nach Delhi. Als ich während des Fluges noch einige Korrekturen an meinem Buchmanuskript vornahm, wurde mir plötzlich schlagartig der Unterschied zwischen Vortrag und Dialog klar. Im Westen hatte der Dialog in der religiösen Suche kaum je eine Rolle gespielt, sondern war eher ein Instrument der Philosophen, die versuchten, der Wahrheit durch Logik auf die Spur zu kommen. Die Dialoge des Sokrates, zum Beispiel, blieben trotz des Feuers, das dieser Weise zu entfachen verstand, ein Resonanzboden für Logik und Vernunft. Am Ende des

Dialogs wurde ein logischer Lehrsatz verkündet. Aber was war mit den anderen Teilnehmern? Waren die Energien zusammengefließen, war die Trennung aufgehoben?

In den meisten Religionen war Wahrheit etwas, das durch einen Propheten offenbart und in Doktrinen festgelegt wurde. Man konnte sie in der Bibel oder im Koran nachlesen. Diese Religionen basierten auf Glauben, und der leiseste Zweifel wurde als Häresie betrachtet. Das war so bei den Katharern in Frankreich, den frühen koptischen Sekten und den Gnostikern. Die Wahrheit der Kirche hatte nichts mit der Wahrheit zu tun, die aus unmittelbarer Wahrnehmung und Selbsterforschung oder der Energie, die bei intensiven Dialogen entsteht, aufsteigt. In Indien dagegen hatten religiöse Sucher den Dialog schon in frühesten Zeiten zu einem perfekten Instrument gemacht, das ihnen half, in das Innere der Dinge vorzudringen. Sie benutzten die Logik, bis sie an ihre äußersten Grenzen stießen, um sich so von ihr zu befreien und darüber hinauszugelangen.

Krishnaji hatte den Dialogen Tiefe und Weite gegeben. In intensivem Lauschen löste sich die Dualität auf, und die Türen des Bewußtseins öffneten sich. Es bekam eine andere Qualität, eine andere Wahrnehmung, andere Dimensionen. Wenn man einem Vortrag oder einem Diskurs lauschte, war man meistens damit beschäftigt zu akzeptieren oder zurückzuweisen; die Gedanken schweiften, weilten in der Vergangenheit oder Zukunft oder waren in Vorstellungen von >Werden< gefangen.

Beim ernsthaften, religiösen Dialog ist das Ohr offen, die Energien sammeln sich, die Sinne erwachen und beginnen, synchron zu arbeiten; man wird achtsam. In dieser Achtsamkeit ruht der Geist unbewegt. Aus diesem Raum sind *alle* Reaktionen möglich. Um intensiv teilnehmen zu können, muß man intensiv lauschen. Es ist ein Zustand, in dem der Fragende und der Zuhörende ihre getrennte Identität verlieren.

Ich war nicht sicher, was diese Erkenntnisse für mich bedeuteten, und so sprach ich nach meiner Ankunft in Vasant Vihar mit Krishnaji darüber. Wie Quecksilber reagierte er auf meine Worte, sah die Bedeutung dessen, was ich noch undeutlich formulierte. Er war ganz wach, begierig, das Thema zu verfolgen, zu erschließen und tief hineinzutauchen.

An diesem Nachmittag begannen wir, über das Wesen des intensiven Dialogs und die Rolle, die er bei der Befreiung des Geistes von der Zeit spielte, zu diskutieren.

Krishnaji sagte: »Wir wollen als zwei religiöse Menschen über Zeit und Dialog sprechen. Religiös im Sinne von Freiheit von Tradition, Autorität, von allen Systemen. Während eines solchen Dialogs wird gefragt und geantwortet. Die Antwort führt zu einer weiteren Frage, und so bleibt der Dialog lebendig. Bei dieser Art von Dialog kommt ein Zustand des Lauschens auf, in dem die beiden Teilnehmer verschwinden und nur die Frage übrig bleibt.«

»Für einen Dialog braucht man nicht unbedingt zwei Menschen«, sagte ich. »Seine Bedeutung scheint im wesentlichen darin zu liegen, daß man durch intensives Lauschen und eine Herausforderung in die Tiefe einer Frage oder eines Problems eindringt. Ich sehe, daß alle Probleme, die im Verstand auftauchen, mit der Zeit in Beziehung stehen. Sie entstehen, weil wir das, >was ist<, verändern wollen. Der Wunsch des Verstandes, das, >was ist<, zu verändern, kreierte Zeit.«

»Physische Zeit ist Sonnenaufgang und Sonnenuntergang«, sagte Krish. namurti. »Die Bewegung von Punkt A nach Punkt B. In der Psyche bedeutet Zeit >etwas zu werden. Zeit umfaßt den gesamten Prozeß der Evolution, sowohl auf der psychischen als auch auf der physischen Ebene. Meine Frage lautet: Gibt es eine völlig andere Zeitqualität? Zeit als Stillstand? Zeit, wie wir sie kennen, bedeutet Bewegung, die Trennung zwischen einer Aktion und einer anderen Aktion. Zeit ist Hoffnung; Zeit ist die Bewegung aus der Vergangenheit durch die Gegenwart in die Zukunft. Zeit bedeutet Streben nach Erfüllung, Erreichen, Werden. Zeit heißt, an etwas zu denken und dann zu handeln. Zeit ist die Spanne dazwischen. Meine Frage lautet: Existiert eine Art von Zeit, die nicht in irgendeine dieser Kategorien fällt?« Krishnaji war in die Frage eingetaucht.

»Du sagst, die Zeit, die du meinst, fällt nicht unter den Begriff >Bewegung<. Hat sie etwas mit >Materie< zu tun?« fragte ich.

»Meinem Verständnis nach nicht. Ich habe mir sagen lassen, daß Materie verdichtete, manifestierte Energie ist. Zeit, die vergeht, während ein Baum wächst«, sagte Krishnaji.

»Das Gehirn ist Materie. In dieser Materie muß Evolution stattfinden«, sagte ich.

»Natürlich. Wir waren Affen, und nach Millionen von Jahren sind wir der *Homo Sapiens*«, sagte Krishnaji.

»Wir bringen diese Evolution mit den Inhalten des Gehirns in Verbindung. Das Gehirn ist Materie. Evolution ist also im Gehirn angelegt. Der Inhalt des Gehirns ist die gespeicherte Erinnerung. Wir

setzen die Evolution des Gehirns mit der Evolution im Gedächtnis gleich.« Wir lauschten, und die Antwort offenbarte sich von selbst.

»Ich weiß, was du sagen willst. Hat sich das Gedächtnis durch einen Evolutionsprozeß entwickelt?« fragte Krishnaji.

»Das Problem entsteht dadurch, daß wir auf das Gedächtnis die gleichen Regeln anwenden wie auf Materie«, sagte ich. »Materie ist einem Evolutionsprozeß unterworfen. Das Problem ist, daß wir glauben, wir könnten die Inhalte des Gehirns - die Gedächtnisinhalte - verändern. Alles Streben dreht sich im Grunde darum. Das ist die innere Zeit, die psychische Zeit.«

»Jeder Evolutionsprozeß impliziert den Zeitfaktor«, sagte Krishnaji.

»Wir übertragen den Faktor Evolution, der in der Gehirns substanz angelegt ist, auf den Inhalt des Gehirns. Gibt es so etwas wie Evolution im Innern?« fragte ich.

»Evolution ist Zeit«, erwiderte Krishnaji unbeirrt.

»Wenn Evolution Zeit ist-wieso ist sie dann nicht auf das Streben und Werden übertragbar?« fragte ich.

»Werden impliziert Zeit. Ich bin dies, und ich werde das sein. Fragt Pupulji, ob der Inhalt des Gehirns Teil des Evolutionsprozesses ist?« Er hatte sich den anderen zugewandt.

»Nein. Das Gehirn selbst ist ein Produkt der Zeit und dem Evolutionsprozeß unterworfen. Aber ist der Inhalt des Gehirns, der sich aus seit Jahrtausenden angesammelten Erfahrungen zusammensetzt, identisch mit der materiellen Gehirnstruktur?«

»Es ist leicht zu verstehen, daß >Werden< Illusion ist. Aber man muß noch etwas ganz anderes verstehen. Du gehst davon aus, daß es eine äußere Zeit gibt, die Zeit, die wir mit Uhren messen, und eine innere Zeit, die Zeit des Strebens und Werdens, und dann fragst du, ob es noch eine andere Art von Zeit gibt, die nicht unter diese beiden Kategorien fällt. Zeit und Raum sind eins.« Ich wollte die anderen herausfordern.

»Zeit ist Materie. Zeit ist manifestierte Energie. Manifestation an sich ist gleichbedeutend mit Zeitablauf«, sagte Krishnaji.

»Zeit kann also nicht ohne Manifestation existieren?« wollte ich wissen.

»Wir kennen Zeit als Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.«

»Wir projizieren Zeit in die Zukunft. Was ist das Wesen - die Wahrnehmung - dieses Augenblicks, der allein real ist?« fragte ich.

»Ich sehe, daß die Zukunft die Vergangenheit ist, die sich in der Gegenwart wandelt, modifiziert. Das ist Zeit. Ich werde tun - ich werde sein. Gibt es nun auch eine zeitlose Aktivität, die reine Wahrnehmung ist - Aktivität ohne Intervalle?« Krishnaji hatte die Frage gestellt, die die Tür für uns öffnen sollte.

»Was wird in der Gegenwart modifiziert?« fragte ich.

»Das Denken«, sagte Krishnaji.

»Können wir diesen Augenblick, in dem diese Umwandlung stattfindet, untersuchen?« fragte ich.

»Ich habe Angst vor dem, was morgen geschehen könnte. Das Morgen schließt sowohl das Heute, als auch das Gestern ein. Die Gegenwart, das >Jetzt<, ist sowohl Vergangenheit als auch schon Zukunft«, sagte Krishnaji.

»Wird durch die Wahrnehmung im Hier und Jetzt sowohl die Vergangenheit als auch die Zukunft negiert?«

»Diese Wahrnehmung setzt voraus, daß die Vergangenheit ein Ende hat. Wahrnehmung ist zeitlos. Richtig. Du nimmst wahr, daß du voller Vorurteile, geborgtem Wissen, Schlußfolgerungen und Glaubenssätzen steckst. Durch diese Brille betrachtest du die Gegenwart, und diese Gegenwart wird durch die Herausforderung modifiziert. Du magst Dinge verändern, aber du bleibst innerhalb des gleichen Feldes«, erwiderte Krishnamurti.

»Ja, das ist ein Zustand, in dem keine unmittelbare Wahrnehmung stattfindet. Aber um die Zeitdimension zu verstehen, die nicht Teil dieses Stromes ist, muß man offensichtlich verstehen, was Wahrnehmung im Hier und Jetzt bedeutet«, sagte ich.

»Wahrnehmung hat nichts mit Zeit zu tun, da sie frei von Vergangenheit ist«, sagte Krishnaji.

»Was ist das >Jetzt<?«

»Das will ich dir sagen. Das >Jetzt< ist Vergangenheit und Gegenwart. Das >Jetzt< schließt alle Zeit ein - Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart«, sagte Krishnaji.

»Kann man Vergangenheit erfahren? Kann man Zukunft erfahren? Was bedeutet es, >alle< Zeit zu erfahren?« Ich forderte Krishnaji heraus.

»Du kannst das nicht erfahren. Das zu erfahren würde bedeuten, daß ein Erfahrender existiert, der die Erfahrung innerhalb des Zeitrahmens macht.« Die Antwort kam prompt.

»Wenn du also sagst, >Jetzt< umfaßt >alle Zeit< - was genau bedeutet das? Eine lange Pause entstand. »Kann man tatsächlich mit dem >Jetzt< in Verbindung treten?« fragte ich.

»Die Vergangenheit hat die Gegenwart hervorgebracht«, sagte Achyut.

»Das ist leicht zu verstehen. Ich versuche, etwas tiefer zu gehen. Krishnaji sagt, Vergangenheit und Gegenwart sind beide im >Jetzt< enthalten, und ich frage, was ist dieses >Jetzt?« Ich versuchte, so tief wie möglich in die Frage einzudringen.

Sunanda mischte sich ein. »Pupul, schau hin. Das >Jetzt< ist das, >was ist<.

Die gesamte Vergangenheit ist in dem, >was ist<, enthalten.«

»Aber, was ist das, >was ist?« fragte ich.

»Wie kannst du behaupten, daß die Vergangenheit in der Gegenwart enthalten sei? Ist es tatsächlich deine Erfahrung oder nur eine Theorie? Das möchte ich wissen. Pupulji fragt, wieso du behauptest, daß die Vergangenheit in der Gegenwart enthalten ist. Ist es eine Vorstellung, eine Theorie oder eine wirkliche Erkenntnis?« Krishnaji sprach so, als würde er die Frage auch an sich selbst richten.

»Laßt uns versuchen zu verstehen, was Krishnaji sagt«, erwiderte ich. »Er fragt: >Gibt es eine Zeit, die weder etwas mit der linearen Zeit noch mit Streben und Werden zu tun hat? Gibt es eine Zeit unabhängig von diesen beiden Zeitformen?«

»Das ist alles«, sagte Krishnaji.

»Das offenbart sich nur durch Wahrnehmung oder Erkenntnis in der Gegenwart. Wie komme ich zu der Erfahrung des >Jetzt?«

»Du kannst nicht dazu kommen, du kannst es nicht erfahren, du kannst es nicht fassen oder verstehen. Seht, was geschehen ist. Du kannst es nicht erfahren, aber dein Gehirn ist auf Erfahrung, auf Wissen programmiert. Es ist konditioniert, alles mit Worten zu erfassen, aber *dies* kann nicht auf diese Weise erfäßt werden. Richtig? Das ist der religiöse Geist. Er hat Theorien und Ideen hinter sich gelassen. Wir beschäftigen uns hier mit Tatsachen. Nicht wahr? Das ist der Punkt, an dem religiöse Suche beginnt.« Krishnaji war in seinem Element.

»Ist es möglich, diese Zeit, von der du sprichst, zu erforschen?« fragte ich zögernd.

»Man kann es mit Worten versuchen, aber Worte sind nichtdas Eigentliche.«

»Man kann Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nicht durch Worte trennen?« fragte Sunanda.

»Doch, aber die Frage bleibt«, sagte Krishnaji.

»Ja, die Frage bleibt. Das ist das Außergewöhnliche daran. Die Frage bleibt, aber die Fragenden verschwinden«, sagte ich.

»Ja, der Fragende hört auf zu existieren«, bekräftigte Krishnaji.

»Aber ist das überhaupt eine verbale Frage?« Das war Radhika.

»Was bewirkt die Frage?« fragte Asit.

»Das wollen wir untersuchen. Wir sagen, Zeit ist Evolution. Zeit ist Werden. Zeit verläuft von hier nach dort - physisch und psychisch. Wir kennen den Prozeß von Erreichen und Nichterreichen -- das Positive und das Negative -, und wir orientieren uns unser ganzes Leben lang an dieser imaginären Richtschnur. Dann kommt jemand daher und fragt: >Wozu?« Er läßt uns mit dieser Frage allein. Wir sinnen darüber nach und sagen: >Laßt uns das genauer anschauen; laßt uns versuchen, es herauszufinden.< Wir sehen, daß zwischen Schauen, Denken und Sein Zeit vergeht. Dieses Intervall ist Zeit. Es befindet sich innerhalb des Zeitrahmens. Wir sehen auch, daß alle Zeit in der Gegenwart enthalten ist. Dann fragt Pupul: >Können wir die Gegenwart erforschen?« Ich sage, nein. Wenn man sie erfährt, ist der Erfahrende Vergangenheit, und die Erfahrung selbst ist zeitgebunden. In welchem Bewußtseinszustand befinden wir uns, wenn wir alle Theorien und Vorstellungen hinter uns gelassen haben? Was ist das für ein Zustand, in dem Wahrnehmung und Handlung eins sind, in dem wir sehen, daß Zeit nicht existiert? Wahrnehmung ist frei von Zeit. Was ist dieses >Jetzt?« Wahrnehmung ist das >Jetzt<. Wahrnehmung hat nichts mit Zeit zu tun. Man kann nicht lernen wahrzunehmen.

Was ist Wahrnehmung? Sie ist nicht zeitgebunden. Kann man das erfahren? Nein, das ist unmöglich. Wahrnehmung bedeutet, daß der Wahrnehmende nicht existiert. Wahrnehmung geschieht hier und jetzt, und deshalb ist sie zeitlos.« Die Frage war aufgeblüht, hatte sich ganz entfaltet.

Zögernd fragte ich: »Lösen sich Vergangenheit und Zukunft in dieser Wahrnehmung völlig auf?«

»Wahrnehmung von was?« fragte Asit.

»Was muß die Wahrnehmung wahrnehmen, Sir?«, fragte Sunanda.

»Während des Dialogs«, warf ich ein.

» >Was ist das Jetzt? fragt Krishnamurti, >es enthält die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.Dann fragt der Verstand: >Wie kann ich damit Kontakt aufnehmen?< Und er antwortet: >Man kann nicht damit in Kontakt treten, man kann nur wahrnehmen.< Das Lauschen, das Zulassen dieser Wahrnehmung löscht Vergangenheit und Gegenwart aus.« Ich tastete mich an die Frage heran.

»Weißt du, es geschieht jetzt. Lauschen hat nichts mit Zeit zu tun. Wenn ich lausche, ist es Jetzt<. Lauschen geschieht jenseits von Zeit, und deshalb gibt es keine horizontale Zeit«, sagte Krishnaji.

»Was versuchen wir dann zu ergründen?« fragte Asit.

»Das Fragen bringt uns zum Lauschen, und aus dem Lauschen steigen Fragen auf«, sagte ich.

»Theoretisiere nicht.« Krishnaji hatte sofort bemerkt, daß meine Antwort keine Tiefe hatte.

»Ich theoretisiere nicht.«

»Wahrnehmung ist zeitlos.«

»Dann möchte ich dir eine Frage stellen. Ist es überhaupt möglich, diese Dinge zu untersuchen?«

»Ich sage ja. Durch dieses Forschen befreit sich das Bewußtsein von allen Konzepten, allen Theorien, allen Hoffnungen und Wünschen. Es ist dann leer, in einem Zustand der Reinheit. In diesem Zustand kann man Fragen stellen. Ich sage euch, Liebe ist jenseits von Zeit! Wie hört ihr zu, wie nehmt ihr das auf? Wie reagiert ihr darauf? Ihr hört Worte; Worte haben Bedeutungen. Ihr interpretiert sie, wie es eurem Verständnis entspricht. Könnt ihr einfach der Wahrheit lauschen - ohne die Worte?« fragte Krishnaji.

»So kann man nicht lauschen. Man lauscht den Worten«, sagte Asit.

»Das Wort ist nicht, worauf es ankommt«, gab Krishnaji zurück.

»Ich lausche den Worten, aber ich verstehe nicht«, wiederholte Asit.

»Nun, dann tritt in Dialog mit mir.« Krishnaji zog die Zuhörer in seinen Bann.

»Wenn ich etwas dazu sagen darf-, wie hörst du zu? Ist das nicht das Wesent. liehe?« fragte ich.

»Du kannst keine Worte hören, ohne sie zu interpretieren«, sagte Asit.

»In einem Dialog mit Krishnaji lauschst du, ohne zu denken, und trotzdem verstehst du vollkommen, was er sagt. Das Hören geht so tief, daß es die Frage öffnet«, sagte ich.

»Was meinst du mit >verstehen?« fragte Sunanda.

»Kannst du in einen Dialog mit der Frage: >Ist Liebe jenseits von Zeit?< treten?«

»Theoretisiere nicht. Wir alle sind dazu erzogen, ungeheuer intellektuell an die Dinge heranzugehen. Ein einfacher Mann, der nicht intelligent zu sein scheint, versteht eine simple Feststellung«, sagte Krishnaji.

»Wie kann man im Zustand der Achtsamkeit suchen?« fragte Asit.

»Hör einfach zu. Du sagst: >Liebe ist jenseits von Zeit.< Für mich ist das Realität, eine großartige Realität. Ich sage, ich verstehe es wirklich nicht, und du erzählst mir, daß du es nicht verstehen kannst - nicht auf die Weise, wie du es verstehen willst. Begreifst du, was ich sage? Du möchtest es intellektuell verstehen, durch Argumentieren, durch einen verbalen Austausch. Aber auf diese Weise wirst du es nie verstehen. Du sagst: >Das ist das einzige Instrument, das ich besitze<, und ich sage dir, es gibt noch ein völlig anderes Instrument. Ich sage: >Gib dein angesammeltes Wissen, das dich in der Zeit gefangenhält, auf, sagte Krishnaji.

»Willst du damit sagen, ich soll meinen Intellekt aufgeben?« fragte Asit.

»Natürlich nicht«, erwiderte Krishnaji. »Ich sagte: >Gib dein Wissen auf. Wissen bedeutet Evolution. Gibt es ein Verstehen, eine Einsicht, eine unmittelbare Wahrnehmung, jenseits von Worten, die mit all unserem angehäuften Wissen nichts zu tun haben? Ich sage ja. Gibt es einen Zustand, in dem man einfach nur wahrnimmt, und kann man in diesen Zustand der Wahrnehmung eintauchen?«

In Madras setzten wir die Diskussionen über das Wesen der Zeit fort. Am 4. Januar 1984 hielt Krishnaji ein Seminar über dieses Thema in Vasant Vihar, an dem auch Professor George Sudarshan und Pandit Jagannath Upadhyaya teilnahmen.

»Unser Freund hat das Wesen der verschiedenen Arten von Zeit oder Zeitdimensionen zur Diskussion gestellt. Die Frage lautet: Existiert eine Zeitform, die in Kraft tritt, wenn das Streben und Werden aufhört? Existiert noch immer eine Art von Zeit, in der sich Dinge ereignen, wenn Ursache und Wirkung nicht mehr existieren, wenn der normale Prozeß der Verursachung, der Prozeß von Erinnerung und Erwartung - der gesamte Hintergrund, den man im Laufe eines Lebens oder mehrerer Leben erworben hat - aufgegeben wurde oder von uns abfällt? (« Mit diesen Worten eröffnete George Sudarshan die Diskussion.

Ich fügte hinzu: »Krishnaji sprach auch vom Aufsteigen einer Wahrnehmung, die dieses Aufsteigen gleichzeitig negiert -- eine Synchronizität von Aufsteigen und Negieren. In welcher Beziehung steht das Wesen der Zeit zum >Jetzt<?«

»Wir haben festgestellt, daß die Gegenwart, die die verwandelte Vergangenheit ist, auch die Zukunft ist. Wir haben auch gesagt, daß Zeit nicht nur Streben, Hoffnung, Erwartung bedeutet, sondern auch Festhalten - den Wunsch zu besitzen, den Wunsch, Wissen anzuhäufen und mit diesem Wissen zu leben. Auch das ist Zeit; und wir fragten: >Gibt es irgendeine andere Zeitdimension? Ist der Denkprozeß ein materielles Phänomen; Denken, das auch Bewegung ist?< Zeit und Denken stehen also miteinander in Beziehung. Es gibt die physische Zeit -die Bewegung von A nach B. Nun stellt ihr folgende Frage: >Kommt die Bewegung zum Stillstand, wenn man aus der psychischen Zeit heraustritt? Existiert eine Strömung, die sich völlig von Zeit und Denken unterscheidet?« Der Meister hatte begonnen zu forschen.

Sudarshan fragte: »Sprichst du davon, daß der Verstand oder der Geist aufhört zu funktionieren?«

»Ich möchte einen Unterschied zwischen Verstand und Geist machen. Der Verstand ist konditioniert. Der Geist existiert außerhalb des Gehirns. Für mich bedeutet >Geist< etwas, das mit dem konditionierten Gehirn absolut nichts zu tun hat und daher nicht mit Worten oder Gedanken erfaßt werden kann. Die Gehirnaktivität und die Verschwendung der Gehirnaktivität sind dagegen meßbar, und Maß ist gleich Zeit. Jeder Impuls, der aus angesammeltem Wissen hervorgeht, ist Teil des Bekannten - im Sinne von Ich, Ego, selbstbezogener Aktivität. Nun frage ich: >Ist es möglich, nicht selbstbezogen zu sein?< Kann man diese Frage stellen: >Ist es möglich, völlig frei vom Selbst zu sein?<

»Das Selbst, das Ich ist ein Produkt der Zeit- Evolution. Es repräsentiert die Aktivität des selbstbezogenen Verstandes - >meine Stellung, meine Macht.< Es ist das Ich, und solange dieses Ich, das sich aus Wissen, Erinnerung und Erfahrungen zusammensetzt, existiert, sind wir den Begrenzungen der Zeit unterworfen«, sagte Krishnaji.

Jagannath Upadhyaya fragte: »Man kann die Zeit bezeichnen, wie man will - Zeit als Denken, Zeit als Bewegung und so weiter- Zeit existiert im Sinne von Entstehen und Vergehen, als Prozeß des Werdens, in dem wir leben. Aber existiert jenseits davon eine Dimension, in der es kein Entstehen und Vergehen gibt? Falls es so ist, dann existiert sie außerhalb von uns, und man kann nichts tun, um sie zu erreichen. Wir können sie nicht beeinflussen und nicht erforschen, nicht wahr?«

»Das ist richtig. Solange das Selbst, das Ich, sich manifestiert, stirbt, entsteht und vergeht und wieder entsteht, existiert dieser ununterbrochene Werdeprozeß in Form von Zeit.«

»Nicht nur Werden sondern Sein«, warf der Buddhist ein.

»Wenn Upadhyaya von >Sein< spricht, meint er >ich bin(. Da ist ein Werden, aber auch ein Empfinden von >ich bin(.« Radha Burnier hatte sich in die Diskussion eingeschaltet.

»Wir kennen diesen Prozeß von Entstehen, Werden, Entstehen und Vergehen von Gedanken. Was geschieht, wenn das aufhört?«

»Woher weißt du, daß es aufhört?« fragte Krishnaji. »Um es einfach auszudrücken: Beginnt >Sein< da, wo >Werden< aufhört?« fuhr Radhaji fort.

»Was meinst du mit >Sein<?«

»Das Empfinden von >ich bin«, bot Achyut an.

»Existieren«, warf ich ein.

»Was bedeutet >existieren<? In dem Moment, in dem du anerkennst, daß du lebst, setzt du den gesamten Mechanismus des Selbst in Bewegung.«

»Nein, das akzeptiere ich nicht«, sagte ich. »Die meisten von uns sind in der Lage, eine Gedankenprojektion zu beenden, und das heißt, daß das Streben aufhört, aber dieser Zustand ist nichts Totes. Es ist ein Seinszustand.

Sudarshan hakte nach: »Meinst du, wenn du von >Sein< sprichst, einen Zustand oder eine Funktion, oder sprichst du von einem Objekt? Wenn es >Sein< ist, dann ist es per definitionem ein Objekt.«

»Ich spreche nicht von >Sein< im Sinne von Objekt.«

»Wenn du also von >Leben< oder >Sein< sprichst und diesen Begriff soweit faßt, daß keine Trennung zwischen einer bewußten Person und dem Rest besteht, wenn du Vyaapti, den Zustand völliger Identifikation, in dem du nichts für dich selbst beanspruchst, meinst, dann besteht keine Trennung zwischen dir und irgend etwas anderem«, sagte Sudarshan.

»Wieso akzeptierst du >Sein< nicht? >Sein< in dem Sinne, daß etwas >ist<'? Willst du behaupten, daß nichts ist?« fragte ich.

»Es gibt keinen Unterschied zwischen >Sein< und >Werden<. Wenn >Werden< aufhört, hört auch >Sein< auf«, gab Panditji zu bedenken.

»Ja«, sagte Krishnaji.

»Werdem und >Sein< sind das gleiche. Wo Sein und Werden ist, ist auch das Selbst mit all seinen Aktivitäten und so weiter, und wenn es endet, dann endet das andere auch. Aber existiert da etwas, das uns trägt, etwas, das alles erhält, wenn das Denken etcetera aufhört?« fragte Jagannath Upadhyaya.

»Wie unterscheidest du >Werden< und >Sein<, wenn ich fragen darf?« fragte ich den Pandit.

»Im Sanskrit gibt es dafür keine unterschiedlichen Begriffe. *Bhava* bedeutet sowohl >Sein< als auch >Werden«, erklärte Radhaji.

»Panditji sagt, daß das, was man Intelligenz nennt, nichts mit Intellekt zu tun hat. Nur wenn wir erkennen, daß der Intellekt fragmentarisch und begrenzt ist, können wir darüber hinausgehen, kann Intelligenz sich entfalten«, sagte Achyut.

»Ich würde gerne >Werden< und >Sein< etwas näher untersuchen. >Sein< ist ein Zustand der >Ungeteiltheit<.«

»Wieso machst du einen Unterschied zwischen >Sein< und >Werden<'?« wollte Krishnaji wissen.

»Es existiert doch etwas, aus dem die Dinge hervorgehen und in das sie wieder verschwinden«, sagte ich.

»Meinst du das Selbst?« fragte Krishnaji.

»Was existiert in einem Zustand der Achtsamkeit, in einem Zustand der Bewußtheit?« fragte ich zurück.

»Im Zustand der Achtsamkeit gibt es kein Selbst«, sagte der Meister.

»Was ist dann das Wesen der Achtsamkeit?« fragte ich.

»Fragst du nach dem Wesen der Achtsamkeit oder nach einem Hintergrund, einer Voraussetzung für Achtsamkeit?« Radhaji hatte sich mir zugewandt.

»Achtsamkeit hat keinen Hintergrund.« Krishnaji führte uns auf die zentrale Frage zurück.

Sudarshan, der Wissenschaftler, begann die Frage zu untersuchen: »Es gibt im Universum zwei verschiedene Funktionsebenen. Die eine bezieht sich auf konkrete Ereignisse, die in chronologischer Reihenfolge ablaufen. Man beobachtet eine Sequenz von Ereignissen und konstruiert dann Gesetze, die diese Ereignisse miteinander verbinden. Deshalb sagen wir, der Wind wird von Temperaturunterschieden hervorgerufen, und wir stellen fest, daß ein Ereignis ein weiteres Ereignis verursacht, das wiederum ein Ereignis verursacht, und so können wir bestimmte Dinge einordnen und verstehen. Dann gibt es eine andere Art von Systemen, in denen sich beispielsweise ein Objekt frei bewegt. Die Physiker machten eine großartige Entdeckung, als sie akzeptierten, daß freie Bewegung nicht erklärbar sein muß. Du fragst nicht, warum es sich unaufhörlich aus sich selbst heraus bewegt, du ordnest es einfach der Natur der Dinge zu; du sagst, es liegt in der Natur dieser Objekte, sich frei zu bewegen. Und man kann das ausdehnen, man kann das soweit ausdehnen, daß in gewissem Sinne kein System ohne das funktioniert. Ein isoliertes System - isoliert in dem Sinne, daß da kein anderes ist -, ein geschlossenes System, hat keine Geschichte; innerhalb des Systems finden keine Ereignisse statt. Es geschieht etwas, wenn man das System, das aus sich selbst heraus funktioniert, in Beziehung zu einem anderen System bringt, und dann sagt man etwas, was wirklich nicht natürlich ist, denn wir denken gerne linear. Also fragen wir: Warum bewegt es sich nicht linear? Die Dinge geschehen also in chronologischer Reihenfolge, wenn wir ein unvollständiges System haben, unvollständig in dem Sinne, daß da Ideale existieren, an denen wir das Verhalten des Systems messen. Wenn wir das tatsächliche Verhalten des Systems an diesen Idealen messen,

sprechen wir von chronologisch stattfindenden Ereignissen. Aber wenn das System in sich vollständig ist, ist es nicht eigenschaftslos, sondern funktioniert lediglich nicht im Sinne eines chronologischen Ablaufs. Innerhalb des Systems findet keine Sequenz von Ereignissen statt. Unglücklicherweise sind wir so an die Vorstellung chronologischer Abläufe gewöhnt, daß die natürliche Evolution uns immer völlig rätselhaft erscheint: eine Evolution, in der keine Ereignisse stattfinden. Wann immer wir also etwas begegnen, auf das wir nicht das Gesetz von Ursache und Wirkung anwenden können, werden wir sehr beunruhigt, denn wir spüren, daß wir das nicht völlig verstehen können. Wir möchten es analysieren, möchten das Geheimnis ergründen.

Vielleicht können uns diese beiden verschiedenen Systeme als Modelle für unsere heutige Diskussionsrunde dienen. Es gibt eine Art von Zeit - physische Zeit, in der Ereignisse stattfinden und das zweite Gesetz von Ursache und Wirkung gilt, und es gibt eine andere Art von Zeit, bei der man nicht sagen kann, was Ursache und was Wirkung ist, denn es gibt hier keine Aufspaltung in einzelne Ereignisse.« Sudarshan hielt inne.

»Wann ist das der Fall?« fragte Krishnaji.

»Wenn das System kein Ideal hat, an dem es sich messen kann«, erwiderte Sudarshan.

»Und das bedeutet?« Krishnaji bohrte weiter.

»Wir nennen es ein geschlossenes System, aber wir denken, es könnte auch ein vollständiges System sein«, antwortete Sudarshan.

»Tragen alle Systeme - bürokratische, wissenschaftliche oder religiöse - ihren eigenen Verfall bereits in sich?« wollte Krishnaji wissen.

»Ja.«

»Solange das Gehirn kollektiv denkt, schafft es Systeme.«

»Ganz richtig.«

»So trägt also das Kollektive Verfall und Degeneration in sich?« fragte Krishnaji.

»Krishnaji, ich frage mich, weshalb du dem Gehirn soviel Beachtung schenkst. Das Gehirn ist auch Teil des physischen Systems, und ich muß meinem Gehirn nicht soviel mehr Aufmerksamkeit schenken als den Bäumen oder den Vögeln«, sagte Dr. Sudarshan.

»Nein«, erwiderte Krishnaji.

»Manchmal benutze ich es, aber manchmal benutze ich auch den Baum. Weshalb sollte ich mich also ständig damit beschäftigen, was in meinem Gehirn vor sich geht - Gedankenaktivität und die Funktionen verschiedener Verbindungen und so weiter?« fragte Sudarshan.

»Solange mein Gehirn konditioniert ist, ist es sehr begrenzt. Das Gehirn hat eine unbegrenzte Kapazität, und diese Kapazität wird durch seine eigene Begrenzung blockiert. Du bist Wissenschaftler - ich nicht. Du hast unglaublich viel Wissen erworben und hast hin und wieder Einsichten in verschiedene Dinge. Du gehst weiter und fügst immer mehr Wissen hinzu. Dieses Anhäufen von Wissen ist Konditionierung. Ganz offensichtlich. Und deshalb wird das Gehirn begrenzt. Dieses Anhäufen von Wissen ist das Selbst. Ich will die gleiche Terminologie benutzen: Solange das Selbst existiert -, das Selbst ist ein System, also ist es ein degenerativer Faktor«, sagte Krishnaji.

»Du sprichst von dem Selbst, das wir mit einem kleinen >s< schreiben würden - nicht mit großem >S<<, sagte Sudarshan.

»Das Selbst ist das Selbst, ganz gleich, ob mit kleinem >s< oder großem >S<. Ich gebrauche diesen Ausdruck nur im Sinne des kleinen >s<. Für mich gibt es kein Selbst mit großem >S<<, sagte Krishnaji.

»Wenn wir auf Pupaljis Frage zurückkommen können, Krishnaji -, du sagtest, Achtsamkeit hat keinen Hintergrund«, warf Radhaji ein.

»Hier ist ein Wissenschaftler. Was bedeutet Achtsamkeit für dich? Bitte versuche, es einfach auszudrücken.« Krishnaji hatte sich Sudarshan zugewandt.

»Nun, ich würde sagen, Achtsamkeit bedeutet, daß da keine Trennung existiert und keine Identifikation mit irgend etwas stattfindet. Achtsamkeit ist ein Zustand, in dem keine Hoffnung, keine Erwartung und keine Erinnerung existiert.«

»Und was heißt das? Bedeutet es, daß kein Hintergrund existiert?« fragte Krishnaji.

»Kein Hintergrund. Ich glaube, das drückt es am einfachsten aus. Im Zu. stand der Achtsamkeit gibt es keinen Hintergrund, denn ein Hintergrund setzt eine Matrix, ein Ideal voraus. Im Zustand der Achtsamkeit gibt es keinen Vergleich; Achtsamkeit ist das eine ohne das andere«, sagte Sudarshan.

»Wenn Achtsamkeit da ist, existiert kein Hintergrund. Wir haben über Zeit gesprochen. Ich sage, Liebe ist jenseits von Zeit, Liebe kennt keine Zeit«, sagte Krishnaji.

»Das ist ein sehr großer Sprung«, bemerkte ich.

»Es ist ein *Brahmastra*, eine Waffe, die alles auslöscht.« Das war Upadhyaya.

Doch das akzeptierte Krishnaji nicht. »Es ist erreichbar«, sagte er. »Ich stelle nichts auf ein Podest und sage, es ist unerreichbar.«

»Hat Liebe einen Anfang und ein Ende?« fragte der Pandit.

»Nein. Wenn es einen Anfang und ein Ende gibt, dann ist es nicht Liebe.«

»Dann kann man auch nicht darüber diskutieren«, erwiderte Upadhyaya.

»Was ist ein Dialog? Ein Dialog ist: Du fragst und ich antworte. Wir vergessen uns dabei. Du und ich existieren nicht mehr. Nur die Frage bleibt, und wenn man es zuläßt, dann blüht die Frage auf, entfaltet sich, wird lebendig und bringt ihre eigene Antwort hervor«, sagte Krishnaji. »Hat Panditji meine Antwort verstanden?«

»Er akzeptiert, was du sagst -, daß Frage und Antwort fließen, aber er fragt: >Was hat das mit Liebe zu tun?« Radha Burnier hatte sich eingeschaltet.

»Ich mache eine Feststellung: >Wo Liebe ist, existiert keine Zeit.< Du hörst das, stellst es in Frage, und ich antworte. Da besteht eine Verbindung, sowohl verbal als auch nonverbal, und die Frage bleibt, die Tatsache bleibt. Wenn du sie da sein läßt, beginnt sie zu arbeiten.

»Du sagst, Liebe kennt keine Zeit?« fragte ich.

»Sieh die Schönheit, die darin liegt.«

»Es ist eine gute Frage, die keine Antwort hervorbringt, aber die Frage bleibt«, sagte ich. »Dann bleibe bei der Frage, Pupul. Nimm eine Seerose -betrachte sie.«

»Ich betrachte sie.«

Eine lange Pause entstand. Dann wandte Radha sich Jagannath Upadhyaya zu und sagte: »Im Schauen, im Betrachten, liegt keine Frage.«

»Ich weiß nicht, was ich mit Krishnajis Frage anfangen soll.« Als Krishnaji merkte, daß das Gespräch schleppend wurde, ließ er die Frage ganz plötzlich fallen und machte einen seiner überraschenden Sprünge: »Der Tod kennt keine Zeit.«

»Könntest du mit Rücksicht auf uns etwas kleinere Sprünge machen? Panditji sagte bereits, daß er Schwierigkeiten hat, deiner Aussage zu folgen -, mit der er vielleicht völlig übereinstimmt. In welcher Beziehung steht diese spezielle Aussage zu der Frage von >Sein< und >Werden?« schaltete sich Sudarshan ein.

»Ich denke, wir sollten, bevor wir uns nun dem Tod zuwenden, noch eine Weile über Liebe sprechen und versuchen herauszufinden, in welcher Beziehung sie zu der Frage steht«, fuhr Sudarshan fort. »Du sagtest, daß bei einem echten Dialog, bei einem Gespräch zwischen zwei oder auch mehr Personen, bei dem es wirklich um die Sache geht, die Gesprächspartner verschwinden und die Frage bleibt und sich entfaltet. Sie blüht auf und offenbart durch verschiedene Personen ihre verschiedenen Aspekte. Ich glaube, Panditji sagt nicht, daß er mit deiner Frage nichts anfangen kann, weil er anderer Meinung ist als du - nicht weil das, was du sagst, wie eine Rakete ist, die alles zerstört, einschließlich der Abschußrampe, sondern, weil er nicht weiß, was deine frühere Aussage --, daß der Dialog sein eigenes Energiefeld erzeugt - bedeutet.«

»Hast du es verstanden?« fragte Krishnaji Sudarshan.

»Ja.«

»Dann erkläre es ihm.«

»Ich glaube, Krishnaji sagt, daß der Sinn eines Dialogs nicht darin liegt, daß eine Person Fragen stellt und eine andere antwortet, sondern darin, daß Frage und Antwort ausgesprochen werden und sich in gewissem Sinne frei zwischen den Teilnehmern entfalten. Es geht also nicht darum, daß eine Person einer anderen Informationen vermittelt, sondern darum, daß sich die Frage in gewissem Sinne selbst beantwortet und dazu die Stimmen der Teilnehmer als Instrument benutzt. Aber wir meinen immer, es müsse wie ein Katechismus sein - eine Frage und eine Antwort. Krishnaji sagt, daß man an einen Punkt kommen kann, an dem die Frage sich auflöst und daß das ebenfalls ein sehr wichtiger Punkt, ja, eigentlich auch ganz natürlich ist. Es spiegelt in gewissem Sinne das, worüber wir zuvor sprachen, nämlich die Frage, ob an diesem Punkt >Sein< beginnt oder noch >Werden< ist oder vielleicht etwas ganz anderes? Von einem bestimmten Punkt aus betrachtet ist es >Sein<; vom einem anderen Punkt aus betrachtet -wenn alle Fragen ~ihnen, wer ist dann noch da, um irgendeine Frage zu stellen, wer ist da, um zu verstehen? Wenn man die Frage - oder die Antwort - wenn keine Frage existiert-im Innern hält, ist auch das in gewissem Sinne schon ein Dialog. Es ist eine Meditation, bei der keine Worte gesprochen werden, denn es ist *Yato Vaacho Nivartante*, ein Zustand, eine Ebene, die Worte nicht erreichen können.«

»Ja. Laßt uns also über den Tod sprechen. Was ist der Tod? Was sagen die Buddhisten, was sagt Nagarjuna darüber?« fragte Krishnaji.

»Durch welche Ursache das Leben auch entstand, es endet durch die gleiche Ursache; das ist der Tod«, sagte der Buddhist.

»Ich existiere, weil mein Vater und meine Mutter sich trafen und ich geboren wurde. Ich lebe neunundachtzig Jahre oder hundert Jahre, und am Ende dieser Zeitspanne sterbe ich. Da ist eine Ursache, und das Ende der Verursachung, Richtig. Nennst du das Tod?« fragte Krishnaji.

»Diese Ursache entspringt nicht der materiellen Ebene, der biologischen Ebene, sondern der Erinnerung, der Gedankenebene. Nagarjuna sagt, die Zeitströmung schließt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ein.«

»Wenn du sagst, daß Vergangenheit und Gegenwart, das >Jetzt< enthalten, dann ist dieses >Jetzt< Tod. Werden und Sterben. Ist das Tod?« fragte Krishnaji,

»Ja«, sagte Jagannath Upadhyaya.

»Das ist logisch«, erwiderte Krishnaji.

»Ja, logisch«

Krishnaji fuhr fort: »Es ist ein intellektuelles Konzept.«

» Ja.«

»Das interessiert mich nicht«, sagte Krishnaji. »Ich sterbe.«

»Alles stirbt, jeden Augenblick; jeder Moment ist vom nächsten getrennt, Der Tod ist ständig präsent«, sagte Upadhyaya.

»Aber ich habe einen Sohn, der im Sterben liegt, und ich bin in tiefer Trauer, ich weine, ich bin einsam, deprimiert, und du kommst daher und sprichst von Verursachung. Aber ich bin in tiefem Schmerz. Was wirst du tun?«

»Was auch entsteht, endet von Augenblick zu Augenblick«, sagte Upadhyaya.

»Das habe ich alles schon mal gehört«, sagte Krishnaji, »aber ich leide.«

»Aber es ist die Erinnerung, die die Momente miteinander verbindet«, sagte Upadhyaya.

»In Ordnung. Ich komme zu dir, und du gibst mir diese Erklärung, und ich sage zu dir: >Geh zur Hölle<«, warf ich ein. »Jagannath Upadhyaya sagt, daß keine der buddhistischen Lehren den Tod unter einem anderen Aspekt als dem des Entstehens und Vergehens betrachtet.«

Krishnaji sagte: »Vor ein paar Jahren besuchte ich einen Mann, der im Sterben lag. Seine Frau kam zu mir und sagte: >Er fragt nach dir.< Ich ging zu ihm, setzte mich an sein Bett und hielt seine Hand. Er sagte: >Ich sterbe; bitte komm mir nicht mit philosophischen Weisheiten. Ich sterbe, und ich will nicht sterben. Ich habe ein gutes Leben geführt, ein ziemlich moralisches Leben; ich habe meine Familie, meine Erinnerungen, all die Dinge, die ich angesammelt habe, und ich will nicht sterben. Aber ich sterbe.< - Was würdest du diesem Mann antworten? Komm mir nicht mit deinem >Entstehen und Vergehen!<«

»Die Antwort ist, er muß sterben«, sagte Upadhyaya.

»Oh Gott!« rief Krishnaji aus. »Sagst du das zu deinem Sohn, deiner Frau, deinem Mann? >Er muß sterben.< Natürlich muß er sterben. Er hat Krebs oder Tuberkulose oder eine andere Krankheit. Er ist noch ziemlich jung, und er sagt: >Mein Gott, hilf mir, das zu verstehen.<«

»Aber der Tod ist Teil des Lebens«, erwiderte Panditji.

» Panditji, willst du damit sagen, daß das Leid nie ein Ende haben kann?« Ich versuchte, die Situation zu klären.

»Solange die Ursache des Leidens nicht überwunden wird, kann es nicht enden«, sagte der Buddhist Upadhyaya.

»Aber der sterbende Mann hat sie nicht überwunden. Du mußt wissen, wie du mit diesem Mann, der gerade stirbt, umgehen sollst. Niemand hielt seine Hand. Also halte ich seine Hand, und er bekommt das Gefühl, daß da Liebe ist. Ich spreche mit ihm nicht über Entstehen und Vergehen«, sagte Krishnaji.

»Wo liegt das Problem? Er mag sterben oder nicht. Irgendwann wird er sowieso sterben. Aber wir sterben in diesem Augenblick, wir sterben jeden Moment. Wir sind traurig, das ist keine Frage. Die Frage ist nicht, ob unser Bruder stirbt. Wir sind es, die trauern, wir bitten um Hilfe, um Unterstützung. Er möchte getröstet werden. Aber ich gebe ihm gar nichts. Ich kann ihm nicht das Leben zurückgeben. Der Sterbende stirbt nicht außerhalb von sich selbst, er stirbt in seinem Innern, es ist sein Problem.«

»Dreht sich die Frage darum, wie man mit ihm umgeht?« fragte Sudarshan.

»Nein«, sagte Krishnaji, »es geht darum, wie man mit dem Tod umgeht.«

»Man muß diesen Prozeß aus zwei verschiedenen Perspektiven sehen. Einerseits spüre ich, daß mein Freund stirbt, daß er Angst hat, daß er unglücklich ist und nicht sterben will. Die andere Seite ist: Was kann ich tun, um ihm in diesem Moment zu helfen? Über welchen dieser beiden Aspekte sprechen wir hier?«

»Über beide«, erwiderte Krishnaji. »Ich möchte etwas über den Tod wissen, Ich werde sterben. Im Mai werde ich neunundachtzig; vielleicht lebe ich noch zehn Jahre. Ich habe keine Angst. Ich brauche niemandes Hilfe. Ich habe immer gleichzeitig mit Leben und Tod gelebt-die ganze Zeit, mein ganzes Leben lang, Weil mir nichts gehört, besitze ich nichts innerlich. Ich lebe und sterbe gleichzeitig. Für mich existiert da keine Trennung. Vielleicht lebe ich in einer Illusion, aber nehmt es so, wie es ist.

Aber mein Freund stirbt. Niemand hat ihn geliebt, und er hat niemanden geliebt. Kann ihm das, was der Buddha sagt, helfen? Er will, daß ihn jemand liebt, daß jemand bei ihm ist. Jemand, der sagt: >Schau, wir sind vereint in diesem Schmerz. Du bist einsam, und was bedeutet es, wenn der Tod kommt?< Ich sehe, daß er ungeheuer einsam, von allen anderen getrennt ist. Er hat furchtbare Angst. Und dann kommst du und sprichst von Werden und Vergehen. Da sage ich nur: >Um Gottes willen!<«

»Wenn ich Liebe habe, kann ich sie ihm geben? Ist es etwas, das man geben kann?« fragte Jagannath Upadhyaya.

»Nein«, sagte Krishnaji, »wir sind zusammen; es ist nicht so, daß ich ihm Liebe gebe. Man kann das nicht geben.«

»Wie geben wir ihm Liebe -, weil er krank ist und sterben wird und nicht sterben will? Liebe kann das Gesetz von Ursache und Wirkung nicht überwinden, sie kann nicht außerhalb dieses Gesetzes sein. Ganz gleich, wie groß oder tief mein Mitgefühl ist, es kann nicht unabhängig von Ursache und Wirkung sein«, sagte Upadhyaya.

»Panditji«, erwiderte Krishnamurti, »deine Philosophie interessiert ihn nicht. Es interessiert ihn nicht, was der Buddha sagte. Er liegt im Sterben. Erzähle ihm nichts von Anfang und Ende, von Werden und Vergehen. Das interessiert ihn nicht. Wir kommen mit vielen Worten zum Sterbenden, und diese Worte sind wie Asche für ihn - auch Buddhas Worte. Er stirbt und sagt: >Mein Gott! Was ist mit meinem Leben? Ich will von all diesen Weisheiten nichts wissen.< Kann man ohne Worte zu ihm kommen und einfach seine Hand halten? Kann man sagen: >Mein Freund, wenn du stirbst, stirbt auch ein Teil von mir? Ich bin dir nie zuvor begegnet, aber deine Frau kam zu mir und bat mich, dich zu besuchen. Also werden wir beide heute sterben. Ich weiß, was es heißt, zu sterben. Ich habe mein ganzes Leben lang mit Leben und Tod gelebt, sie waren nie getrennt. Ich sterbe jeden Tag.< Also sage ich zu meinem Freund: >Laß uns sterben. Ich verstehe deine Angst!< Dann verliert der Tod seine Schrecken.«

Kapitel 46: »Der Ursprung des Mitgefühls«

Im April 1984 flog ich nach Arya Vihara, Ojai, um mich mit Krishnaji zu treffen. Mein Buch näherte sich seiner Vollendung, aber wie sollte der Schluß aussehen? Der Fluß strömte mit voller Kraft. War es möglich, die Essenz der Lehre herauszuarbeiten? Manchmal schien sie so durchsichtig, klar, einfach und dann wieder so weit entfernt, unfaßbar und kosmisch, daß sie sich einer einheitlichen Wahrnehmung entzog. Ich suchte Klarheit - den Schlüssel für das letzte Kapitel meines Buches. Am 28. April traf ich mich mit Krishnaji in *Pine Cottage*. Sein Haar war weiß, und die Zeit hatte ihre Spuren auf seinem Gesicht hinterlassen, aber seine Augen sahen noch genauso aus wie auf dem Foto, das den Jungen Krishnamurti nach seiner ersten Einweihung zeigte - kristallklare Augen, unberührt von der Zeit, Augen, die nie zurückgeschaut hatten.

Ich fragte ihn, wie man seine Lehre zusammenfassen könne. Sie erschien mir so grenzenlos, so weit, denn sie schloß die Lehren des Buddha und Vedanta mit ein. Mochte er das Super-Atman, das Brahman verneinen -, gerade durch diese Verneinung strahlte er eine Energie aus, die jene Worte vermittelten. Das brachte mich zu der oft gestellten Frage: »Wer ist Krishnamurti? Wie kann man ihn beschreiben?« Repräsentierte er einen Durchbruch in der Evolution der Menschheit? Jahrhunderte würden vergehen, bevor die Menschen begreifen würden, welche Herausforderung Krishnamurti für das menschliche Bewußtsein, für die Basis des menschlichen Geistes bedeutete.

Plötzlich nahm er meine Hand. »Bleib dabei, bleib bei der Herausforderung, arbeite damit, vergiß die Person.« Seine Berührung gab mir ein Gefühl von natürlicher Lebensenergie, wie man sie in Stürmen und am Meer spürt. »Schau, was die Religionen getan haben. Sie alle haben sich stets auf den Lehrer konzentriert und die Lehre vergessen. Warum messen wir der Person des Lehrers eine solche Bedeutung bei? Der Lehrer mag notwendig sein, damit sich die Lehre durch ihn manifestieren kann, aber was sonst noch? Die Vase enthält Wasser, du mußt das Wasser trinken, nicht die Vase anbeten. Die Menschheit betet die Vase an und vergißt das Wasser.«

Körper und Geist reagierten. »Selbst der Versuch, die Lehre zu erfassen, führt schon zu einem Durchbruch im Bewußtsein.«

»Ja, das ist richtig«, sagte Krishnaji. »Die Menschen neigen dazu, die Person des Lehrers in den Mittelpunkt zu stellen - nicht die Essenz seiner Worte, sondern die Person. Das ist das große Dilemma. Schau dir die großen Weltlehrer an - Mohammed, Christus, Buddha. Schau, was ihre Jünger aus ihrer Lehre gemacht haben. Buddhistische Mönche sind gewalttätig; sie töten. Trotz allem, was Buddha gesagt hat.

Die Manifestation in einem menschlichen Körper ist natürlich notwendig, aber die Manifestation ist nicht die Lehre. Wir müssen das auf einer überpersönlichen Ebene betrachten. Wir müssen darauf achten, daß wir nicht den Lehrer anbeten, weil wir die Person lieben, und darüber die Lehre vergessen. Sieh die Wahrheit, die in der Lehre liegt, sieh ihre Tiefe, geh hinein, lebe sie, das ist das Wesentliche. Hat es etwas zu bedeuten«, fuhr er fort, »wenn die Welt von Krishnamurti sagt, er ist ein wunderbarer Mensch? Wen interessiert das? Wenn Krishnamurti ein Durchbruch ist, dann ist die Welt nicht sein Maßstab. Ihre Meinung ist nicht wichtig. Würde ich zu Buddhas Zeiten leben, dann fühlte ich mich vielleicht zu ihm als Menschen hingezogen, vielleicht würde ich ihn sehr lieben, aber es wäre für mich viel wichtiger zu verstehen, was er sagt. Schau Pupulji, unsere Gehirne sind so begrenzt geworden durch die Worte, die wir benutzt haben. Wenn man zu einer Gruppe von Wissenschaftlern spricht, die alle auf bestimmte Fachgebiete spezialisiert sind, dann sieht man, daß ihr Leben so eng geworden ist. Sie messen alles mit Worten, mit Erfahrungen. Und es geht nicht um Worte oder Erfahrungen. Worte sind begrenzt, Erfahrungen sind begrenzt. Sie erfassen nur einen sehr kleinen Bereich.«

Er zögerte. »Laß uns von vorne anfangen. Das Selbst besteht aus einer Ansammlung von Erinnerungen, es ist die Essenz des Wissens. Wissen bleibt immer innerhalb der Zeitgrenzen. Krishnamurti behauptet, daß das Selbst sich aus ererbten und angesammelten Erinnerungen zusammensetzt. Wenn das Selbst nicht existiert, existiert auch keine Zeit. Energie hat keine Vergangenheit, aber der Mensch hat stets die Vergangenheit überbewertet. Wenn die Energie nicht durch das Selbst gebunden wird, kennt sie keine Zeit. Es ist einfach Energie.« »Aber ist nicht jegliche Manifestation zeitgebunden?« fragte ich.

»Ja, Manifestation erfordert Zeit. Daher ist die Energie, die sich als Blume oder als Baum oder als Mensch manifestiert hat, begrenzt. Wenn das Selbst nicht ist, ist die Energie völlig frei von Zeit. Ich frage mich nun, ob die Evolution des Gehirns so weitergehen wird wie bisher -, ob es mehr und mehr Wissen ansammeln wird? Ich sehe ein sehr interessantes Phänomen. Meditation, so wie wir sie kennen, bedeutet regelmäßiges Üben, Disziplin, das Rezitieren von Mantras. Sie basiert auf Wissen und ist deshalb eine sehr mittelmäßige Angelegenheit. Gibt es noch eine andere Art von Meditation, die nicht auf Wissen beruht, nicht willentlich herbeigeführt wird? Solange das Bewußtsein existiert, bedeutet es Manifestation. Zeit muß existieren. Deshalb ist diese andere Art von Meditation nur möglich, wenn das Bewußtsein, so wie wir es kennen, aufhört zu existieren.

Seit letztem Jahr erlebe ich einen Zustand, der nicht mit Worten zu beschreiben ist, er hat nichts mit Wissen zu tun. Er ist unfaßbar, völlig jenseits von Zeit. Er ist da, wenn ich meine Augen schließe, um meine Körperübungen zu machen, oder wenn ich einen Spaziergang mache. Ich beobachte das sehr genau, ich bin skeptisch, ich möchte sicher sein, ob es Illusion oder Realität ist.« Krishnaji hatte die Diskussionsebene hinter sich gelassen, man konnte spüren, daß er sich in einem anderen Bewußtseinszustand befand.

»Diese Energie wirkt wahrscheinlich auch auf die Struktur des Gehirns, verändert sie«, sagte ich.

»Wahrscheinlich.«

»Kann sie auf das menschliche Gehirn einwirken?«

»Ja, ja.« Krishnajs Stimme war warm, tief und voller Mitgefühl. Plötzlich fragte er mich: »Pupulji, du hast die alten Texte gelesen, du hast mit den Pandits diskutiert -, mit was kommst du in Kontakt?«

Ich ließ die Frage eine Weile auf mich wirken und sagte dann zögernd: »Weißt du, Krishnaji, ich habe alte Texte gelesen, aber ich habe bei dir auch gelernt zu lauschen. Und so lausche ich den Texten und kann dadurch mit einer bestimmten Energie in Kontakt kommen, kann mich ihr nähern.«

»Warum«, sagte Krishnaji. Es war keine Frage, sondern eine Art, mich mit auf die Reise zu nehmen.

»Weil man >das< nicht durch Worte berühren kann. Du sprichst, und der Mind fühlt sich dieser Energie nahe, weil er still ist. Wenn ich die alten Texte lese und der Mind still ist, oder wenn ich im Garten sitze und den Vögeln oder dem Wind lausche, dann spüre ich vielleicht diese Energie.«

»Wird die Person Krishnamurti wichtig?«

»Nein. Die Energie, die er ausstrahlt, ist sicherlich wichtig. In dem Moment, in dem der Verstand still ist, ziehst du uns in dieses Energiefeld. Ich beginne, etwas zu sehen -, die Energie dieses Verstandes ist, so wie sie ist, nicht in der Lage, >das< zu berühren. Sie kann so weit gehen und nicht weiter. Ich verstehe auch, daß man dem Selbst so wenig Raum wie möglich lassen darf.«

»Ja«, lachte Krishnaji. »Gib ihm sowenig Spielraum wie möglich.«

»Ich sehe, daß von der Person Krishnamurti nur noch sehr wenig übrig ist.«

»Ja.«

»In dem Moment, in dem man die Ebene seines Mind berührt, spürt man, daß alles von dieser Energie durchdrungen ist.«

»Ja.«

»Während des ganzen letzten Jahres hast du versucht - nein, versucht ist nicht das richtige Wort -, die Menschen mehr und mehr mit dieser Energie in Kontakt zu bringen.« Ich hielt inne. »Aber dann stoßen wir an eine Blockade der Evolution, die wir Karma nennen.«

»Wie du säest, so sollst du ernten.« Wieder lachte Krishnaji.

»Karma ist die Essenz dessen, was du warst, bist und sein wirst. Ich sehe auch, daß man die Gedanken fließen lassen muß, man muß das Denken sehr fließend halten, muß darauf achten, daß sich die Gedanken nicht kristallisieren, nicht festsetzen. Man muß das Denken entwurzeln, muß die Gedanken ans Tageslicht bringen.«

»Entwurzeln, das ist richtig.«

»Damit es eine gewisse Leichtigkeit hat.«

»Warte einen Moment«, Krishnaji unterbrach meinen Redefluß. »Wie würdest du das, wovon du gerade sprichst, fünfzig oder fünftausend Menschen vermitteln?«

»Der Schlüssel zur Kommunikation ist Beobachtung. Nichts anderes ist nötig.«

>>Wie reagierst du, wer ist der Beobachter?«

»Beobachten ist die einzig mögliche Reaktion. Offen zu sein, zu entdecken. Wie aufregend ist diese Entdeckungsreise, der Einblick ins Grenzenlose.«

Als ich das Zimmer verließ, kam mir folgende Frage in den Sinn; Wer ist Krishnamurti? Was ist sein *Gotra*, seine Quelle? Die Antwort ergab sich aus der Frage selbst: die gesamte Menschheit. Denn in jedem menschlichen Wesen schlummert die Fähigkeit, sich von Verhaftung und Abhängigkeit zu befreien und den Zustand überpersönlicher Liebe zu erreichen.

Später fragte ich ihn nach der Bedeutung des Wortes *Samadhi*. Er antwortete; » Im Verstand herrscht den ganzen Tag Stille. Ein Wort wird gesprochen, und man erkennt sofort seinen gesamten Inhalt. Der Verstand sammelt nichts an, Alles, was aufsteigt, ist >ganzheitlich<. Im Gehirn findet keine zeitabhängige Aktivität mehr statt, es gibt nur eine unendliche Strömung, den ureigenen Rhythmus des Gehirns. Man hat ein Gefühl zeitlosen, ewigen Beschütztseins.«

Am 11. Mai 1985 wurde Krishnaji neunzig Jahre alt. Ich verbrachte diesen Tag mit ihm in Arya Vihara. Am Morgen klopfte ich an die Tür seines Zimmers, von dem aus man auf den alten Pfefferbaum blickte, wo er vor dreiundsechzig Jahren seine mystischen Transformationen durchlebt hatte. Auf mein Klopfen öffnete er die Tür.

Ich beugte mich nieder, um seine Füße zu berühren, aber er lachte und nahm mich statt dessen in den Arm. Wir taten nichts Besonderes an diesem Tag. Er war neunzig, und ein weiterer Tag war zu Ende gegangen.

Kapitel 47: »Ohne Anfang, ohne Ende« Krishnamurti mit neunzig

In der *Bhagavad Gita* gibt es eine Textstelle, an der Arjuna Krishna nach dem Wesen des Erleuchteten fragt: »Wie geht er, wie spricht er, wie verhält er sich?«

Viele Menschen, die Krishnamurti gesehen und gehört haben, stellen die gleiche Frage. Vielleicht gibt dieses Kapitel einige Antworten, aber letztendlich muß die Antwort doch unvollständig bleiben, denn das Mysterium Krishnamurti bleibt unergründlich.

Im Alter von neunzig Jahren verläuft Krishnamurtis Tag kaum anders, als in den vergangenen vierzig Jahren. Wenn er in Indien ist, wacht er bei Sonnenaufgang auf, alle Sinne sind wach, aber kein einziger Gedanke kommt auf, bis er aus weiter Ferne zu sich kommt. Stets beginnt er den Tag mit *Yoga-Asanas* und Atemübungen - *Pranayama*. Beides dauert je fünfundvierzig Minuten und stärkt den Körper, die Nerven, die Muskeln und das Gewebe, öffnet jede Pore des Körpers, so daß er in natürlicher Harmonie atmen kann.

Um acht Uhr nimmt er sein Frühstück ein, das meistens aus Früchten, Toast mit Butter und Vollweizen besteht. Manchmal ißt er auch südindische Idlis oder *Dosas*, gedämpfte Reiskuchen mit Kokosnuß-Chutney. Am Frühstückstisch versammeln sich seine engsten Vertrauten, um über die Schulen, über Ausbildung, Bewußtsein, die Desintegration des Menschen, Computer und die Rolle künstlicher Intelligenz zu sprechen. Er fragt sie nach den neuesten Entwicklungen in Indien und dem Rest der Welt. Wir sprechen offen über Gewalt, Korruption, den Verfall der Werte, die Zukunft der Menschheit oder die Mutation des menschlichen Geistes. Alle beteiligen sich an den Diskussionen, die dennoch stets geordnet und ruhig verlaufen.

Zu manchen Themen, besonders den politischen, hat er eine fast kindliche Einstellung, aber alle Fragen, die sich um Seele und Bewußtsein drehen, behandelt er mit größter Ernsthaftigkeit. Er macht oft Pausen, läßt Fragen offen und antwortet mit leidenschaftlicher und doch würdevoller Stimme. Falls für den Vormittag eine Gesprächsrunde anberaumt ist, sind die Gespräche am Frühstückstisch nur kurz. Wir trennen uns, um uns gegen 9.30 Uhr zur kleinen Diskussionsgruppe wieder zu treffen. Diese Diskussionen dauern gewöhnlich bis 11.00 Uhr, und danach kann jemand, der ein persönliches Problem oder Sorgen hat, allein mit ihm sprechen. Manchmal nimmt er die Person für kurze Zeit mit auf sein Zimmer. Wenn keine Gruppendiskussionen stattfinden, dauern die Gespräche mit seinen Vertrauten gewöhnlich zwei bis drei Stunden. Wir diskutieren über den Tod, über Gott oder den Beobachter und das Beobachtete. Diese Sitzungen führten uns zu einigen der tiefsten Einsichten.

Gegen 11.30 Uhr zieht er sich mit Zeitschriften, wie *The Economist*, *7Ymi*, *Newsweek*, Bildbänden von Bäumen, Landschaften, Vögeln oder einer Erzählung für eine halbe Stunde auf sein Zimmer zurück. Er liest selten ernste Bücher, aber er ist sehr gut über die allgemeine Weltlage, über neueste Errungenschaften in Wissenschaft und Technik und über jene zerstörerischen Entwicklungen, die den Menschen von sich und der Natur entfremden, informiert. Mittags nimmt er ein sehr heißes Bad und bekommt danach eine Ölmassage. Gegen 1.00 Uhr gibt es Mittagessen. Er ißt indisch, aber er vermeidet gebratene Speisen und normalerweise auch Süßigkeiten. Scharfe und sauer eingelegte Gemüse, von denen er winzige Portionen ißt, gehören zu seinen Leibspeisen.

Auch beim Mittagessen, zu dem oft Gäste eingeladen werden, finden Gespräche statt. Die Themen führen uns von internationalen Angelegenheiten über wissenschaftliche Errungenschaften bis hin zur atomaren Aufrüstung und den damit verbundenen, unlösbaren Problemen. Krishnaji ist ungeheuer neugierig und stellt viele Fragen. Neue wissenschaftliche Entdeckungen faszinieren ihn, und manchmal scheint er in die Zukunft zu schauen, und seine Worte klingen prophetisch. Mit seinen Einsichten ist er seiner Zeit weit voraus, und er erkennt die Zusammenhänge zwischen einzelnen Ereignissen und der globalen Situation auf unserem Planeten. Oft fragt er Besucher: »Was geschieht in diesem Land? Weshalb haben seine Bewohner jegliche Kreativität verloren?« Er ist mit keiner Antwort zufrieden. Der ernsthaft Suchende soll die Frage, auf die es keine Antwort gibt, in seinem Inneren wirken lassen und so ihre Bedeutung erkennen. Wir müssen die Frage nach der Ursache des inneren Verfalls stellen und darüber meditieren. Seine Aufnahmefähigkeit ist erstaunlich. Einmal sagte er zu mir, einige Fragen müßte man eine ganze Ewigkeit im Innern wirken lassen. Beim Mittagessen nimmt er gewöhnlich die Frage, mit der er sich am Frühstückstisch beschäftigte, wieder auf. Manchmal erzählt er auch kleine Geschichten-Anekdoten von seinen Begegnungen mit wilden Tieren oder Witze über Petrus und Himmel und Hölle oder Rußland und die Funktionäre, die er mit Gesten und seinem unvergleichlichen Lachen unterstreicht. Er ist so völlig ohne Arg. Fremden gegenüber ist er scheu und zurückhaltend, und manchmal muß jemand anderes ein verlegenes Schweigen überbrücken.

In den vergangenen Jahren suchten unglaublich viele Menschen bei ihm Rat und Ermutigung -Sannyasins, buddhistische Mönche, Siddhas und wandernde Yogis. Er weist niemanden ab, und die Männer in ihren gelben oder ockerfarbenen Roben erwecken sein tiefes Mitgefühl. Anfang der siebziger Jahre begannen zwei Jaina-Mönche ihn regelmäßig einmal im Jahr zu besuchen. Sie bestanden stets darauf, den genauen Zeitpunkt und Ort des Treffens ein Jahr im voraus zu verabreden, denn während der Chaturmas, den vier Monate dauernden Monsunregen, unterbrachen sie ihre Wanderschaft und blieben an einem Ort. Wenn der Monsun vorüber war, machten sie sich wieder auf ihre Pilgerreise, um Krishnaji zu treffen. Manchmal gingen sie bis zu

siebenhundert Meilen, um zum verabredeten Zeitpunkt in Bombay zu sein. Einer der Mönche litt an Leukämie, der andere war sehr jung und hatte wunderschöne Augen. Sie banden sich weiße Baumwollmasken vor den Mund, damit sie nicht einmal beim Atmen versehentlich ein Insekt verletzen. Da beide die englische Sprache nicht beherrschten, übernahm ich bei ihren Gesprächen mit Krishnaji die Rolle der Dolmetschers. Ich saß gewöhnlich auf der Türschwelle, und die beiden teilten eine Matte mit Krishnaji, denn ihre religiöse Tradition erlaubte es ihnen nicht, mit einer Frau auf der gleichen Matte zu sitzen. Ihre Art zu fragen hatte etwas Leidenschaftliches. Sie waren jung und versuchten dennoch hart und unbarmherzig jede sinnliche Regung ihrer Körper zu unterdrücken. Doch die versprochene geistige Befreiung ließ auf sich warten. Krishnaji sprach sehr freundlich und sanft mit ihnen, und die Diskussionen dauerten oft stundenlang. Irgendwann kamen die Mönche nicht zu dem verabredeten jährlichen Treffen und erschienen danach niemals wieder. Wir wissen nicht, was mit ihnen geschah. Vielleicht hatte das Oberhaupt ihres Ordens bemerkt, daß sie begannen, gegen Autoritäten zu rebellieren und hatte ihnen verboten, sich weiterhin mit Krishnaji zu treffen.

Nach dem Essen ruht Krishnaji gewöhnlich eine Weile. Gegen vier Uhr nachmittags empfängt er wieder Besucher. Einer blinden Frau legt er die Hand auf die Augen, eine andere Besucherin, die ihr Kind verloren hat, tröstet er, indem er still ihre Hand hält und symbolisch ihre Tränen wegwischt. Ein junger Mann kommt, voll inneren Aufruhrs, ein Gefangener seiner eigenen aggressiven Energie, um bei Krishnaji Rat zu suchen.

Seit Anfang der siebziger Jahre empfing er nicht mehr so viele Besucher, aber jetzt, mit neunzig, ist er wieder für alle da, die seinen Rat suchen. Seine Tür steht jedem offen, dem jungen Mann, der an Halluzinationen leidet und glaubt, mit Satelliten zu kommunizieren, ebenso wie der trauernden Frau, dem verwirrten Jugendlichen, dem Alten und dem Blinden. Er ist nie zu beschäftigt oder zu müde.

Sein Name und seine Lehren sind überall im Land bekannt-in den hoch im Himalaja gelegenen Ashrams ebenso wie unter Städtern und Akademikern. Für die indischen Buddhisten ist er noch immer ein großer Lehrer der Nagarjuna-Linie, und die Hindu-Gurus und Sadhus sprechen von ihm als einem großen Erleuchteten der Advaita- oder nondualen Tradition. Sie betrachten ihn als den bedeutendsten spirituellen Lehrer dieses Jahrhunderts.

Kurz bevor die Sonne untergeht, macht er sich auf seinen täglichen Spaziergang. Oft begleiten ihn seine engsten Vertrauten und deren Kinder oder Enkelkinder. Selbst heute, mit neunzig, schreitet er noch aus wie ein junger Mann -aufrecht und kraftvoll. Manchmal nimmt er eines der Kinder an der Hand und lacht und scherzt mit ihm. Gewöhnlich legt er drei Meilen zurück und nimmt dabei die Energie der Erde und Pflanzen auf, lauscht den Klängen und Geräuschen, die von weither herübergeweht werden. Er spricht sehr wenig auf diesen Spaziergängen, und manchmal zieht er es vor, allein voranzugehen. Er scheint dann auch innerlich sehr weit weg zu sein. Manchmal sagte er, während dieser Spaziergänge tauche nicht ein einziger Gedanke auf.

Wieder zu Hause nimmt er ein Bad und macht noch einmal die Pranayamaübungen. Danach gibt es ein leichtes Abendessen - meistens Salat, Früchte, Nüsse, Suppe und gedünstete Gemüse. Bei den seltenen Gelegenheiten, da einige wenige Freunde mit ihm am Abendbrottisch sitzen, erinnert er uns manchmal an die Ewigkeit, die jenseits des Verstandes existiert. Er nimmt dann die Rolle des Lehrers an; seine Stimme verändert sich, seine Hände unterstreichen seine Worte, und die Kraft und die Stille sind gleichzeitig im Raum zu spüren.

Er scheint ständig in dieser Stille zu ruhen, und sein Geist ist fließend. Er ist bereit, jede Art von Kritik anzuhören. Ich erinnere mich an einen Tag im Jahr! 1978, als wir eine Zeitlang im gleichen Haus in Colombo wohnten. Er war unruhig und ich sagte zu ihm: »Krishnaji, du bist ruhelos«. Er antwortete nicht. Am gleichen Abend sagte er beim Essen zu mir: »Du hast gesagt, ich sei ruhelos, und ich habe diese Worte heute nachmittag auf mich wirken lassen. Ich fragte mich: >Bin ich unruhig? Ist es aufgrund irgendeiner Abhängigkeit?< Und plötzlich sah ich es. Nach einer Antwort zu suchen heißt, Unruhe im Humus des Mind zu säen, und schon war es vorbei. Ich werde nicht mehr unruhig sein. Ich habe alles beobachtet und allem gelauscht - dem Körper, dem Geist -, um die geringste Spur von Ruhelosigkeit mit der Wurzel auszureißen«.

Krishnaji ist offen für jede Herausforderung; er hört nie auf, zu beobachten, zu lauschen, zu fragen. Symbole bedeuten ihm im allgemeinen wenig, abgesehen von den Flüssen, die eine tiefe symbolische Bedeutung für ihn haben. 1961 in Bombay beschrieb er einmal in einem Vortrag den Ganges: »Er mag einen Anfang und ein Ende haben, aber der Fluß ist nicht der Anfang und nicht das Ende, der Fluß ist das strömende Wasser dazwischen. Er fließt durch Dörfer und Städte und nimmt alles auf. Er wird verschmutzt, die Menschen werfen Unrat und Abfälle hinein, aber schon wenige Meilen weiter hat er sich selbst wieder gereinigt. Dieser Fluß spendet Leben - dem Fisch, der in seinen Tiefen schwimmt, und dem Menschen, der sein Wasser trinkt. Das ist der Fluß. Er ist ein Symbol für Selbstreinigung. Der unschuldige, reine Geist ist wie dieser Fluß, er hat keinen Anfang und kein Ende, er kennt keine Zeit«.

Krishnaji verschwendet niemals Energie, wenn er geht, spricht oder irgend etwas tut, seine Schuhe putzt oder einen Stein, der mitten auf dem Weg liegt, aufhebt und beiseite räumt. Nun, da er so alt geworden ist, hat sich das Zittern seiner Hände verstärkt - eine Reaktion des hochsensiblen Körpers auf den Lärm und die Verunreinigungen der Umgebung. Im Laufe seines Lebens machte er mehrere mysteriöse Krankheiten durch. Er fiel ins Delirium, seine Stimme veränderte sich, und manchmal wurde er wie ein kleines Kind, stellte seltsame Fragen, wurde ohnmächtig- besonders, wenn Menschen in seiner Nähe waren, denen er nicht trauen konnte. Oft heilte er sich selbst.

Er hat eine ganz besondere Beziehung zur Natur, zu Bäumen, Felsen und der Erde. Es scheint fast, als könne er mit ihr eins werden - die Bewegung und das Pulsieren der Lebensenergie wirklich wahrnehmen. Kürzlich sprach er einmal von den Klängen, die man im Innern eines Baumes schwingen hört, wenn alle äußeren Geräusche verstummen.

Vögel und andere Tiere sind sehr zutraulich zu ihm. Manchmal beobachtete ich, wie er allein im Garten saß und gerösteten Reis auf den Rasen warf. Die Vögel pickten den Reis wenige Zentimeter von seinem Körper entfernt auf, und manche setzten sich sogar auf seine Schultern. Einmal beschrieb er sich selbst mit einem abgewandelten Zitat von Browning: »Scheu wie ein Eichhörnchen, unberechenbar wie eine Schwalbe«.

Um halb elf Uhr abends geht er zu Bett. Kurz vor dem Einschlafen ziehen die Ereignisse des Tages noch einmal an seinem geistigen Auge vorüber, und dann sind der ganze Tag und alle vergangenen Tage plötzlich ausgelöscht. Sein Körper rollt sich im Schlaf ganz zusammen, und er mag es nicht, wenn man ihn plötzlich aufweckt. Er hat mir erzählt, daß er sehr selten träumt. Wenn er morgens aufsteht, wirkt das Bett fast unberührt.

Bei seinen öffentlichen Vorträgen, die manchmal von bis zu siebentausend Zuhörern besucht werden, trägt er auch heute noch einen breiten, roteingefärbten *Dhoti* und eine lange, honigfarbene Robe. Krishnaji geht durch die Menschenreihen zum Podium, und wenn er Platz genommen hat, beginnt seine Energie die Zuhörer zu umfassen und in seinen Bann zu ziehen.

Er beginnt zu sprechen. Sein Rücken ist gerade, und seine klare Stimme drückt jede Nuance dessen aus, was er zu vermitteln sucht. Sein Gesicht wirkt unberührt von der Zeit, die Hände ruhen im Schoß und bewegen sich nur manchmal, wenn er seine Worte mit symbolischen Gesten unterstreicht, wie Blüten, die sich dem Licht öffnen. Das Publikum sitzt fast zwei Stunden in völliger Stille da, kaum eine Bewegung ist zu sehen. Nach dem Vortrag bleibt Krishnaji noch eine Minute still sitzen, faltet die Hände zu Pranams, und die Menschen drängen zum Podium. Sein Körper zittert von der starken Energie, die durch ihn hindurchfließt. Er streckt beide Hände aus und erlaubt den am nächsten Stehenden, sie zu ergreifen. Dann zieht er sich allmählich zurück und steigt vom Podium. Die Menschen pressen sich aneinander, um ihm nahe zu sein, wenn er sich seinen Weg durch die schmale Gasse bahnt. Sie beugen sich nieder, um seine Füße zu berühren, und manchem streicht er über das Gesicht. Langsam und würdevoll wie ein Löwe schreitet er durch die Menge. Seine Augen blicken umher, um Hunderte von anderen Augen zu treffen. Manchmal scheint ein Chaos unvermeidlich, aber seine stille Präsenz schafft auf wundersame Weise Ordnung.

Die Menschen weichen zurück.

Wenn er dann im Wagen sitzt und seine Begleiter versuchen, die Scheiben hochzukurbeln, läßt er es nicht zu, sondern streckt die Arme zum Fenster hinaus. Männer und Frauen folgen dem Auto bis zum Tor, pressen sich gegen die Türen des Wagens, berühren seine Hände und legen sie auf ihre Augen. Ein Polizist befiehlt den Menschen weiterzugehen. Krishnaji hält ihn an und nimmt die Hand des Polizisten in die seine. Der wirft seine Mütze weg und verneigt sich bis zum Boden. Als das Auto sich wieder in Bewegung setzt, rennt der Polizist neben ihm her und weigert sich, Krishnajis Hand loszulassen.

In der Peddar Road warten Kinder mit Girlanden aus süßduftenden Rosen und Jasmin - Blütenperlen, Rubinen und Smaragden. Anmutig nimmt er die Kränze entgegen und legt sie sich für einige Augenblicke um den Hals. Dann gibt er sie den am nächsten stehenden Kindern.

Es war nie leicht, in Krishnajis Nähe zu leben. Er ist wie eine lebendige Flamme, und die Körper seiner engen Vertrauten mußten sich erst an seine starke Ausstrahlung gewöhnen. Wenn er Fragen stellt, fordert er uns manchmal auf, aufmerksam zu sein und zu lauschen. Er beobachtet genau, wie seine Freunde auf Menschen oder Worte reagieren. Menschen mit zerstörerischer Energie können nicht lange in seiner Nähe bleiben - entweder verlassen sie ihn oder sie werden zurückgelassen. In seiner Nähe fließen starke Energien, und man muß entweder daran teilhaben oder sich entfernen.

Krishnajis Körper wirkt zerbrechlich, aber sein Geist ist stets unermüdlich. Einmal sagte er, daß nun, im Alter, eine unerschöpfliche Energie durch ihn hindurchfließe. Da ihm nur noch wenig Zeit bleibt, ist sein innerer Antrieb noch stärker geworden. Nichts scheint ihn zu ermüden. Er treibt seinen Körper an, geht schneller denn je, stellt sich selbst auf die Probe, so daß viele, die nur halb so alt sind wie er, Schwierigkeiten haben, mit ihm Schritt zu halten. Nur wenn er nichts tut oder im Bett liegt, sieht er zerbrechlich und alt aus; seine Hände zittern, und sein Körper scheint zu schrumpfen, aber bei den Gesprächen am Frühstücks- oder Mittagstisch, in den Diskussionsrunden oder während der Vorträge sind alle Anzeichen des Alters wie weggewischt. Seine Haut wirkt dann glatt und durchscheinend, wie von einem inneren Feuer erleuchtet.

1980 sagte Krishnaji zu mir, sein Körper würde sterben, wenn er aufhörte zu sprechen, denn er habe nur einen einzigen Lebenszweck - die Lehre zu verbreiten.

Epilog

»Aber wie sollen wir dich bestatten?« »Wie ihr wollt«, antwortete Sokrates, »das heißt, wenn ihr mich erhaschen könnt und ich euch nicht durch die Finger schlüpfe«.

Phaedo: *The Last Days of Socrates*

Die Geschichte Krishnamurtis ist zu Ende. Er starb am 17. Februar kurz nach zwölf Uhrmittags in Pine Cottage, Ojai, wo er bereits fünf Wochen lang, unheilbar an Bauchspeicheldrüsenkrebs erkrankt, zu Bett gelegen hatte. Er starb in dem Zimmer, von dem aus man auf den großen Pfefferbaum blickte, unter dem er vor vierundsechzig Jahren seine mysteriösen und beeindruckenden Bewußtseins Transformationen durchgemacht hatte.

Sein Körper wurde in Ventura, Kalifornien, verbrannt, und seine Asche in drei Teile geteilt: für Ojai, Indien und England. In Indien wurde die Asche an drei Orten dem Ganges übergeben: bei Rajghat, Varanasi, bei

Gangotri, der Quelle des Flusses, hoch oben im Himalaja und am Strand von Adyar, wo sie von einem schlanken Katamaran aus, der auf den Wellen tanzte, über dem Wasser verstreut wurde.

Vor seinem Tod hatte Krishnaji gesagt, daß der Körper nach dem Tod keine Bedeutung mehr habe. Er sollte wie ein Holzsplitter von den Flammen verzehrt werden. »Ich bin ein einfacher Mann«, sagte er, und wie ein einfacher Mann wollte er auf seine letzte Reise gehen. Er hatte bestimmt, daß nach seinem Tode keine Zeremonie stattfinden sollte - keine Gebete, keine Feierlichkeiten. Er wollte, daß kein Aufhebens um seine Person gemacht, keine Gedenksteine über seiner Asche errichtet wurden. Der Lehrer sollte unter keinen Umständen vergöttert werden, der Lehrer war unwichtig. Einzig die Lehre war von Bedeutung. Sie mußte vor Verfälschung und Korruption bewahrt werden. »In dieser Lehre ist kein Platz für Hierarchien oder Autoritäten; es gibt keinen Nachfolger, der diese Lehren in meinem Namen weiterhin verbreiten soll - weder jetzt, noch in Zukunft«. Die Stiftungen in Indien, Amerika und England, die seinen Namen trugen, sowie die Schulen, die in seinem Namen gegründet worden waren, sollten jedoch weiter bestehen. Seine Asche wurde mit dem Flugzeug nach Delhi gebracht. Ich nahm sie an der Gangway in Empfang und fuhr direkt zu meiner Wohnung. Als wir das Tor passierten, wurden wir von einem plötzlichen Regenschauer überrascht, der andauerte, bis ich die Urne unter einen der Banyanbäume im Garten gestellt hatte. Dann hörte der Regen so plötzlich auf, wie er begonnen hatte.

Im Juli 1985, als er sich in Rougemont in der Schweiz aufhielt, hatte Krishnaji zum ersten Mal die Vorzeichen seines herannahenden Todes gespürt. Als ich ihn Ende September in Brockwood Park besuchte, empfing er mich in der kleinen Küche im Westflügel des alten Hauses. Er sagte, er hätte mir etwas sehr Ernstes mitzuteilen. »Seit meinem letzten Aufenthalt in der Schweiz weiß ich, wann ich sterben werde. Ich kenne die Stunde und den Ort, aber ich werde es niemandem sagen. Die Manifestation hat begonnen, sich aufzulösen«, fuhr er fort.

Ich war wie vor den Kopf geschlagen und saß schweigend da. Am 25. Oktober kam er in Delhi an, wo er sich vor seiner Weiterreise nach Varanasi ein paar Tage ausruhen wollte. Am 29. Oktober traf er sich mit R. Venkataraman, der Vizepräsident der indischen Foundation und ein enger Vertrauter Krishnajis war, und Rajiv Gandhi zum Mittagessen. Am gleichen Abend kamen die drei zum Abendessen in meine Wohnung. Es war das erste Mal, daß Rajiv und Krishnaji sich nach Indira Gandhis Tod im vergangenen Jahr wiedersahen, und wir alle spürten, daß es ein bedeutsames Treffen war. Von Delhi aus fuhr Krishnaji weiter nach Varanasi, wo ein Camp für dreihundert Teilnehmer organisiert worden war. Der Monsun hatte überall neues Leben hervorgebracht, die Bäume und Büsche leuchteten in herrlichen Farben, und am Flußufer sah man bereits die ersten gelbgrünen Senfpflanzen. Wir feierten das Diwali-Fest und zündeten um Krishnajis Haus herum Tausende kleiner Öllichter an. Auch der Fluß war von den vielen kleinen, auf dem Wasser treibenden Lichtern, die in der Abendbrise flackerten, hell erleuchtet.

Krishnaji sprach zu den Versammelten, diskutierte mit den Pandits von Varanasi und den Gelehrten der buddhistischen und Vedanta-Schulen. Mit den Mitgliedern der Foundation sprach er über die Zukunft von Rajghat. Professor Krishna, ein Physikprofessor der *Benares Hindu University*, den Krishnaji schon seit Jahren kannte, willigte ein, seinen Posten aufzugeben und die Leitung des *Rajghat Education Center* zu übernehmen. Zwei Pilger, R. Upasani und Mahesh Saxena, begleiteten Krishnaji auf seinen Spaziergängen. Krishnaji war achtsam und wach wie je, schaute, lächelte den Menschen zu und lauschte dem Pulsieren dieser uralten Stadt.

Upasani hatte dreißig Jahre lang in Rajghat gelebt, hatte den Boden bereitet, und seine Wachheit und sein Interesse hatten ihn Krishnaji und dem Neuling Mahesh Saxena nahegebracht. Saxena war früher Polizeichef von Delhi gewesen, aber sein verletzliches, leidenschaftliches Wesen war unvereinbar mit dieser Art von Arbeit. Also hatte er seine Stelle aufgegeben, die gelbe Mönchsrobe angelegt und war ein Sucher geworden. Er hatte mehrere Jahre allein in den Himalajas gelebt und war dann auf eine Pilgerreise gegangen, die ihn schließlich nach Rajghat geführt hatte. Angezogen von Krishnajis Ausstrahlung wurde er bald Mitglied der *Foundation* und übernahm den Posten des Sekretärs.

Von Rajghat aus fuhr Krishnaji weiter nach Rishi Valley, um mit Lehrern und Schülern zu sprechen. Auch dort hatten die starken Regenfälle die Erde zum Leben erweckt, die Felder waren grün und die umgebenden Hügel über und über mit frischen Setzlingen bedeckt, die die Kinder gepflanzt hatten.

Krishnajis Spaziergänge wurden immer kürzer, und er verlor in besorgniserregendem Maße an Gewicht. Eines Tages betrat Radhika sein Zimmer und hörte, wie er zu einem Wiedehopf sprach, der mit gespreiztem Gefieder draußen vor dem offenen Fenster auf dem Ast eines Baumes saß: »Du und deine Jungen seid wirklich willkommen hier drinnen, aber ich kann euch versichern, daß es euch nicht gefallen würde. In ein paar Tagen wird es mich nicht mehr geben, das Zimmer wird zugesperrt, die Fenster werden geschlossen sein, und ihr könntet nicht mehr hinausfliegen«. Der Vogel lauschte Krishnaji, der auf dem Bett lag und leise zu ihm sprach, und Krishnaji sagte zu Radhika, der Vogel müsse wohl den Klang seiner Stimme mögen, denn er sitze schon lange da und höre ihm zu. Oft, wenn wir in Krishnajis Zimmer auf dem Teppich saßen, kam der Vogel angeflogen, klopfte mit dem Schnabel an die Fensterscheibe und machte Spektakel. Dann pflegte Krishnaji zu sagen: »Da kommt mein Freund«.

Er kürzte seinen Besuch in Rishi Valley ab und fuhr nach Vasant Vihar, wo er drei Vorträge halten sollte. Im Garten grünte und blühte es, und an den *Tabubea Argentina* waren schon, viel früher als gewöhnlich, schwere, gelbe Blüten zu sehen. Krishnaji bekam hohes Fieber, aber er wies jegliche ärztliche Behandlung zurück und bestand darauf, alle drei Vorträge zu halten.

Viele Menschen waren gekommen, um ihn zu hören, denn alle wußten, daß er krank war und dies vielleicht sein letzter Besuch sein würde. Er sprach über Tod und Schöpfung und über das, was jenseits von Anfang und

Ende liegt. Die immensen Energien, die seinen Körper stets durchströmt und seiner Stimme diesen vollen Klang gegeben hatten, waren nun nicht mehr so stark zu spüren. Der zerbrechliche Körper, obwohl noch immer leuchtend und aufrecht, zitterte, als wäre er nicht mehr fähig, die hineinströmende Energie zu halten. Nachdem er geendet hatte, bat Krishnaji seine Zuhörer, still sitzenzubleiben und mit ihm zu meditieren.

Ein Kind ging mit einer Champakblüte auf ihn zu. Er drehte sich um und lächelte, als er sie entgegennahm, und das Kind lächelte auch. So endete der Vortrag in Stille und mit einem Lächeln. Er hatte gesagt, daß dies sein letzter Vortrag sein würde.

An den folgenden Tagen traf er sich mit seinen Freunden und Vertrauten von der indischen *Krishnamurti Toundation*, manchmal allein, manchmal in der Gruppe. Er sprach mit ihnen über viele Dinge, über die Schulen und die Ausbildungszentren - und über Stille. Gegen Ende der letzten Zusammenkunft sagte er: »Seid absolut achtsam und strengt euch nicht an«¹ Asit fragte, ob das seine letzten Worte an uns wären, aber Krishnaji lächelte nur.

Er entschloß sich, am 10. Januar nach Ojai zurückzukehren. An diesem Abend machte er seinen üblichen Spaziergang am Strand von Adyar. Viele seiner Freunde begleiteten ihn. Ein starker Windstoß bließ sein Haar wie einen Kometenschweif nach hinten und ließ seine hochgewölbte Stirn hervortreten. Er sah aus wie ein uralter Weiser aus den Wäldern. Nun ging er zum letzten Mal über den Strand, an dem man ihn entdeckt, aufgenommen und eingeweiht hatte. Hier am Strand von Adyar, vor fünfundsiebzig Jahren, als der Halleysche Komet in die Umlaufbahn eingetreten war, die ihn in Richtung Sonne führen sollte. Als Krishnaji zurückkam, bat er seine Freunde, in Radha Burniers Haus auf dem Gelände der Theosophischen Gesellschaft auf ihn zu warten. Er verweilte noch eine Zeitlang am Strand und blickte in die tosende See. Dann wandte er sich nacheinander in alle vier Himmelsrichtungen, stand einen Moment still da und ging dann zu den anderen ins Haus.

In dieser Nacht kam er eine Stunde vor seiner Abreise aus seinem Zimmer. Er trug feine westliche Kleidung und das bedruckte, rote Seidenhalstuch, das ich ihm einst geschenkt hatte; den Tweedmantel hatte er lässig über den Arm geworfen. Er begrüßte seine Freunde, die im Halbkreis um ihn herumstanden. Dann kam er zu mir herüber und nahm meine Hand. »Wie sehe ich aus?« fragte er. »Wie vierzig«, erwiderte ich. Ich machte eine Bemerkung über sein Halstuch. »Mein Lieblingstuch«, sagte er. Er wußte, daß er die meisten seiner Freunde, die um ihn versammelt waren, zum letzten Mal sah. Aber er hatte alle Emotionen hinter sich gelassen, alles Leid und allen Trennungsschmerz überwunden. Das war sein letzter Segen. In dieser Nacht flog er nach Los Angeles.

In Ojai verschlechterte sich sein Gesundheitszustand rapide, und die Diagnose der Ärzte lautete auf Bauchspeicheldrüsenkrebs. Als ich am 31. Januar in Pine Cottage eintraf, war er bereits todkrank. Sein außerordentlich sensibler Körper, der so viele Jahre sorgfältig geschützt worden war, war nun durch die Krankheit fast zerstört. Am ersten Tag nahm er uns nur wie durch einen Schleier wahr. Er hatte jegliches Zeit- und Ortsgefühl verloren. Doch am nächsten Tag raffte er sich noch einmal auf; sein Geist wurde lebendig, die Augen klar und hell. Ich las ihm die mitgebrachten Briefe von Nandini, Sunanda und Rajiv Gandhi vor. Krishnaji hielt meine Hand; sein Griff war noch immer fest, und ich spürte einen starken Strom von Liebe von ihm zu mir fließen. Er sagte, er sei zu schwach, um zu schreiben und bat mich, allen seinen Freunden in Indien seine Liebe zu übermitteln.

Während der nächsten drei oder vier Tage kehrten seine Kräfte noch einmal zurück. Er bat mich, ihn im Rollstuhl zum Pfefferbaum zu schieben. Dort saß er allein und verabschiedete sich von den Bergen von Ojai, den Orangenhainen und den vielen Bäumen.

An diesem Abend ging er, auf meine Schulter gestützt, ins Wohnzimmer, legte sich auf das Sofa und blickte ins Feuer. Später sah er sich einen Fernsehfilm an, und die Ärzte meinten, sein Zustand könne sich vorübergehend bessern. Zu mir sagte er: »Besuche mich morgen und an allen Tagen, an denen du noch hier bist«. Also ging ich jeden Morgen zu ihm. Ich setzte mich an sein Bett und hielt seine Hand in meinen beiden Händen, und wir schwiegen gemeinsam.

Ich bemerkte die englischen, italienischen und französischen Bücher neben seinem Bett - Palgrawes *Golden Treasury The Oxford Book of English Verse*, Geschichten von Italo Calvino, ein Italienischwörterbuch von Berlitz, Geschichten von Alphonse Daudet, Gustave Dor und Lawrence Durells Alexandria Quartet.

Am Sonntag, den 9. Februar ging der Tumor zu seinem letzten Angrif über. Krishnaji lag wieder im Bett und fühlte sich sehr schlecht. An diesem Tag durfte ich ihn nicht besuchen, aber am nächsten ließ er mich holen. Er sagte: »Ich habe einen langen Spaziergang in den Bergen gemacht. Ich hatte mich verirrt, und sie konnten mich nicht finden. Deshalb konnte ich mich gestern nicht mit dir tref. fen«. Für einen kurzen Augenblick leuchtete sein Gesicht auf und wirkte jung und wunderschön.

Am Tag meiner Abreise, am sechzehnten Februar, ging ich gegen ein Uhr Mittag zu Krishnaji und saß eine Weile still an seinem Bett. Er hatte große Schmerzen, aber er war bei klarem Bewußtsein. Ich sagte, ich würde nicht >Lebewohl< sagen, denn wir würden uns nicht trennen. Mit großer Anstrengung führte er meine Hand an seine Lippen. Sein Griff war fest. Dann lag er da, eingehüllt in eine Stille, die auch mich umfing. Als ich das Zimmer verließ, sagte er: »Pupul, heute Nacht mache ich eine lange Wanderung in den Bergen. Die Nebel steigen«. Ich ging aus dem Zimmer, ohne mich umzusehen.

In dieser Nacht, gegen 9.00 Uhr, schlief Krishnaji ein und machte sich auf seinen langen Weg in die Berge. Die Nebel stiegen, aber er ging durch sie hindurch und verschwand.